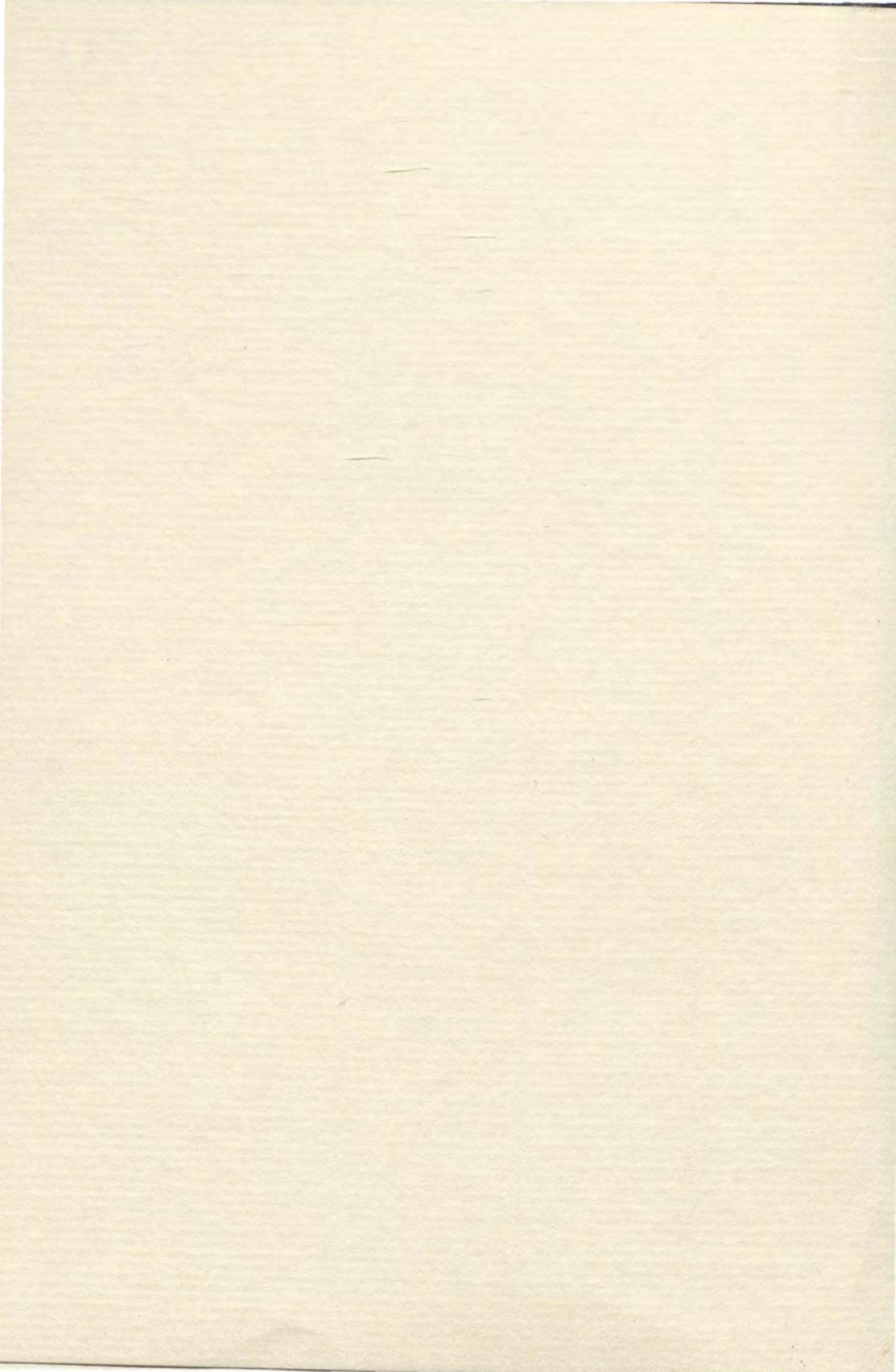




Z 1078 - 85
2001



WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



Jahrbuch
2001

Württembergisch Franken

Band 85

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
2001

Württembergisch Franken

Band 82

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



P1

ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Andreas Maisch
unter Mitarbeit von Daniel Stihler

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen
zeichnen die Verfasser verantwortlich

Satz und Repro: TYPOfactory Luz GmbH, Calw

Druck und Weiterverarbeitung: Calwer Druckzentrum GmbH, Calw

Vorwort

Der 85. Jahrgang des Jahrbuchs Württembergisch Franken bemüht sich – wie die Vorgängerbände – das breite Spektrum historischer Forschung in unserer Region nachzuzeichnen. Die methodischen Zugänge variieren ebenso wie die Art der Darstellung.

Harald Drös beschreibt Vorgehensweise und Ergebnisse der Inschriftenforschung anhand von Schriftdenkmälern aus Bad Mergentheim und dessen Umgebung. Vier Kapitel widmet Eberhard Knoblauch der Bau- und Kunstgeschichte Öhringens: seine Beiträge behandeln das Atrium der Stiftskirche, die Entwicklung der Stadt vor 1250, den Öhringer Kanzelträger und den Baubeginn des Langhauses der Stiftskirche. Ebenfalls in Öhringen bleibt der Beitrag von Barbara Ernst-Hofmann: sie beschreibt und analysiert die Grabdenkmäler des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein, seiner Frau Anna, des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg und seiner Frau Agata von 1570 bzw. 1573/4.

Nach Schwäbisch Hall führt der Beitrag Gerhard Lubichs über den „Straußenkrieg“, die letzte mittelalterliche Fehde der Reichsstadt, der auch eine Edition des Textes im Haller Urfehdbuch beinhaltet. Dietrich Heißenbüttel folgt den Spuren der Renaissance in Schwäbisch Hall anhand des Chorgestühls von St. Michael aus dem Jahr 1534.

Seine Untersuchungen zur Alchemie an Hohenloher Höfen setzt Jost Weyer mit einem Beitrag zur Bibliothek des Grafen Wolfgang II. fort, dem auch exakte Rezepte zu Experimenten entnommen werden können.

Der Aufsatz der Geographen Liane Stöhr und Winfried Schenk untersucht Steinriegellagen auf der Gemarkung Weikersheim, die neue Ergebnisse zur Geschichte des Weinbaus im Taubertal erbringen. Wie der Sonntag in Enslingen über die Jahrhunderte hindurch verbracht wurde, schildert anhand zahlreicher Quellen Liselotte Kratochvil.

In Zusammenhang mit dem Projekt des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen, des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein und des Stadtarchivs Schwäbisch Hall zur Revolution von 1848/49 in Hall und Hohenlohe steht der Aufsatz von Carolina Damm zur Lesegesellschaft „Harmonie“, die 1831 gegründet wurde. Als Organisation der Haller Honoratioren wurde sie durchaus von den revolutionären Ereignissen beeinflusst. Auch in das Umfeld der Revolution gehört – so überraschend sich das anhört – der Kirchenbau zu Mainhardt, einem Halbjahrhundertunternehmen, das Horst Clauss detailliert nachzeichnet.

Elmar Hahn geht von einem im Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen befindlichen Gebärstuhl aus und beschreibt die Entwicklung dieses Möbels von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Die Ähnlichkeit mit Folterstühlen trügt: ohne Zweifel handelte es sich um ein wichtiges Hilfsmittel von Hebammen, Chirurgen und gebärenden Frauen. In Vergessenheit geraten ist der Markt in Neusass: 1879 wurde aus dem Marktplatz ein Acker, wie Ulrike Marski herausfand, obwohl die

Geschäfte dort vielleicht schon seit dem Mittelalter floriert hatten. Nach Mitte des 19. Jahrhunderts allerdings mehrten sich die Zeichen für eine Krise. Von geringem Krisenbewußtsein gekennzeichnet war die Festkultur des kaiserzeitlichen Hall, in der unterschwellig, aber nicht nebenbei Konzepte der Nation an den Mann und die Frau gebracht wurden. Ruth Steinke wertete für ihre Untersuchung intensiv die Festbeschreibungen im „Haller Tagblatt“ aus.

Vor 70 Jahren entstand der Museumsverein Bad Mergentheim. Christoph Bittel vermag anhand der Veränderungen von Ausstellungen und Schwerpunkten die Wandlungen regionaler Geschichtsforschung und Geschichtskultur deutlich zu machen. 100 Jahre alt wäre Karl Schumm 2001 geworden, vor 25 Jahren ist er gestorben: Grund genug für Hans-Henner Kownatzki, an das Leben dieses großen hohenlohischen Historikers zu erinnern.

Wie jedes Jahr schließt das Jahrbuch Württembergisch Franken mit dem Rezensionsteil und den Vereinsnachrichten. Wie jedes Jahr wäre der Band ohne die zahlreichen Helfer nicht zustande gekommen. Der Dank des Historischen Vereins für Württembergisch Franken gilt in erster Linie wieder Daniel Stihler, daneben aber auch Birgit Eckart-Siller, Emmy Kunz und Gerlinde Eymann.

Dr. Christoph Philippi

Vorsitzender des Historischen Vereins für
Württembergisch Franken

Dr. Andreas Maisch
Schriftleiter

Inhalt

	Seite
Harald Drös: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Inschriften in und um Bad Mergentheim – Schriftdenkmäler und historische Zeugnisse	7
Eberhard Knoblauch: Zur Bau- und Kunstgeschichte Öhringens	35
Barbara Ernst-Hofmann: Die Grabdenkmäler der Grafen von Hohenlohe von Johann von Trarbach in der Stiftskirche St. Peter und Paul in Öhringen.	67
Gerhard Lubich: Die letzte mittelalterliche Fehde der Reichsstadt Hall? Der „Straußenkrieg“ (1514–1517) und seine Überlieferung im Haller Urfehdbuch und anderen Quellen	143
Dietrich Heißenbüttel: Renaissance und Reformation: Das Chorgestühl von St. Michael in Schwäbisch Hall	167
Jost Weyer: Die praxisorientierte chemisch-alchemistische Literatur in der Bibliothek Graf Wolfgang II. von Hohenlohe	189
Liane Stöhr, Winfried Schenk: Geschichte und kulturhistorische Bedeutung von Steinriegellagen auf der Gemarkung von Weikersheim	227
Liselotte Kratochvil: Der Sonntag in Stationen am Beispiel Enslingen	247
Carolina Damm: Die Haller Lesegesellschaft „Harmonie“ in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts – eine Untersuchung auf der Basis ihrer Vereinsprotokolle	267
Horst Clauss: Der Streit um das Kirchenbauwesen zwischen der evangelischen Kirchengemeinde Mainhardt und den Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein	295
Elmar Hahn: „Die mehresten Frauen pflegen auf einem Stuhl zu gebären . . .“: Neue Erkenntnisse zu einem gepolsterten Gebährstuhl des 19. Jahrhunderts	323
Ulrike Marski: Neusass 1879: Ein Marktplatz wird zum Acker	345
Ruth Steinke: Die nationale Festkultur des Kaiserreichs in der württembergischen Provinz am Beispiel Schwäbisch Halls	359
Christoph Bittel: Vom Bezirksheimatmuseum zum Deutschordensmuseum – 70 Jahre Museumsverein in Bad Mergentheim	401

Hans-Henner Kownatzki: Im memoriam Dr. h.c. Karl Schumm 445

Neue Bücher 449

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2000 517

Register zu den Buchbesprechungen 531

Verzeichnis der Mitarbeiter 533

Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten 535

Mittelalterliche und frühneuzeitliche Inschriften in und um Bad Mergentheim – Schriftdenkmäler und historische Zeugnisse¹

VON HARALD DRÖS

Die „Deutschen Inschriften“ sind ein in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts von den deutschen Akademien der Wissenschaften ins Leben gerufenes Editionsunternehmen mit dem Ziel, alle mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften in Deutschland und Österreich zu erfassen und wissenschaftlich zu edieren². Jede der damals sechs deutschen und österreichischen Akademien sollte eine Forschungsstelle einrichten, die einen bestimmten Sprengel zur Bearbeitung zugeteilt bekam. Der erste Inschriftenband konnte noch 1942 erscheinen. Der Krieg brachte das gesamte Unternehmen aber praktisch zum Erliegen, so daß in den 50er und 60er Jahren ein mühsamer Neuaufbau nötig war, an dem später auch die neu gegründeten Akademien in Düsseldorf und Mainz beteiligt wurden³. Mittlerweile sind in der Reihe „Die Deutschen Inschriften“ (DI) insgesamt 47 Bände erschienen, zwei weitere werden in diesem Monat der Öffentlichkeit vorgestellt⁴. Innerhalb dieses interakademischen Gesamtunternehmens hat die Inschriftenkommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften die Aufgabe, die Inschriften in Baden-Württemberg zu erfassen. Der erste Band der Heidelberger Reihe war der schon erwähnte erste der Gesamtreihe mit den Inschriften des „Badischen Main- und Tau-

1 Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1999 im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim anlässlich des 10. Tags der Heimatforschung des Main-Tauber-Kreises, der vom Landratsamt Main-Tauber-Kreis und vom Archivverbund Main-Tauber organisiert wurde. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten; Anmerkungen sind auf das Notwendigste beschränkt. Für Einzelnachweise sei verwiesen auf den 2001 erscheinenden Band: Die Inschriften des ehemaligen Landkreises Mergentheim, gesammelt u. bearbeitet v. H. Drös (Die Deutschen Inschriften 53?), Wiesbaden 2001.

2 Über die Geschichte des Unternehmens informiert W. Koch: 50 Jahre Deutsches Inschriftenwerk (1934–1984), in: K. Stackmann (Hrsg.): Deutsche Inschriften. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik, Lüneburg 1984. Vorträge und Berichte (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Klasse, 3. Folge 151), Göttingen 1986, S. 15–45; vgl. auch R. Neumüllers-Klauser: Die Inschriftensammlung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in: Heidelberger Jahrbücher 10 (1966), S. 113–134.

3 1992 und 1996 wurden auch in der Berlin-Brandenburgischen und in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften eigene Arbeitsstellen eingerichtet, die für die Bearbeitung der Inschriften in den östlichen Bundesländern zuständig sind.

4 Stand Oktober 1999. Inzwischen sind der 50. und 51. Band erschienen: Die Inschriften der Stadt Bonn, gesammelt u. bearbeitet v. H. Giersiepen, mit einem Geleitwort v. R. Kottje (Die Deutschen Inschriften 50), Wiesbaden 2000; Die Inschriften der Stadt Wiesbaden, gesammelt u. bearbeitet v. Y. Monsees (Die Deutschen Inschriften 51), Wiesbaden 2000.

bergrundes“, gesammelt und bearbeitet von Ernst Cucuel und Hermann Eckert⁵. Es entspricht dies in etwa dem badischen Teil des heutigen, durch die Kreisreform 1973 gebildeten Main-Tauber-Kreises. Bei dem Neubeginn in den 60er Jahren wurden dann zunächst die Heidelberger Inschriften und die der damaligen Kreise Mosbach und Buchen in Angriff genommen⁶, im folgenden wurden die angrenzenden nordbadischen Landkreise bearbeitet; aus Gründen des Proporz wurden seit den 80er Jahren auch württembergische Kreise berücksichtigt⁷. Die nebenstehende Karte (Abb. 1) zeigt die bereits abgeschlossenen Bearbeitungsgebiete, die derzeit bearbeiteten sowie die im Vorgriff auf künftige wissenschaftliche Bearbeitung schon jetzt in einer ersten Fotosicherungsaktion erfaßten Kreise.

Die Kreisreform führte zu dem für uns unbefriedigenden Zustand, daß der Inschriftenbestand des neu gebildeten Main-Tauber-Kreises nunmehr nur teilweise ediert vorliegt. Um diesen Zustand zu beenden, habe ich 1997 mit der Erfassung, Aufnahme und wissenschaftlichen Bearbeitung der Inschriften im ehemaligen Landkreis Mergentheim begonnen, die Gegenstand dieses Beitrags sein sollen. Die Aufnahme vor Ort ist bereits weitgehend abgeschlossen, doch steht die Auswertung und Kommentierung eines guten Teils erst noch bevor, so daß der Leser noch keinen abschließenden Überblick über das inschriftliche Material erwarten darf, sondern allenfalls einen ersten Einblick in die Vielschichtigkeit des Themas.

Zunächst gilt zu definieren, was wir unter Inschriften verstehen. Grob gesagt: alles Schriftgut, das nicht mit dem Material und den Methoden des täglichen Schreibschul- und Kanzleibetriebs hergestellt wurde⁸, also nicht mit Feder und Tinte auf

5 Die Inschriften des badischen Main- und Taubergrundes. Wertheim-Tauberbischofsheim, gesammelt u. bearbeitet v. E. Cucuel u. H. Eckert, Vorwort zum Gesamtwerk v. F. Panzer (Die Deutschen Inschriften 1), Stuttgart 1942, Nachdruck 1968.

6 Die Inschriften der Landkreise Mosbach, Buchen und Miltenberg, auf Grund der Vorarbeiten v. E. Cucuel gesammelt u. bearbeitet v. H. Köllenberger (Die Deutschen Inschriften 8), Stuttgart 1964; Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg, gesammelt u. bearbeitet v. R. Neumüllers-Klausner (Die Deutschen Inschriften 12), Stuttgart 1970.

7 Die Inschriften des Rhein-Neckar-Kreises (II). Ehemaliger Landkreis Mannheim, ehemaliger Landkreis Sinsheim (nördlicher Teil), gesammelt u. bearbeitet v. R. Neumüllers-Klausner unter Mitarbeit v. A. Seeliger-Zeiss (Die Deutschen Inschriften 16), München 1977; Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe, gesammelt u. bearbeitet v. A. Seeliger-Zeiss (Die Deutschen Inschriften 20), München 1981; Die Inschriften des Enzkreises, gesammelt u. bearbeitet v. R. Neumüllers-Klausner (Die Deutschen Inschriften 22), München 1983; Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg, gesammelt u. bearbeitet v. A. Seeliger-Zeiss u. H. U. Schäfer (Die Deutschen Inschriften 25), Wiesbaden 1986; Die Inschriften des Landkreises Calw, gesammelt u. bearbeitet v. R. Neumüllers-Klausner (Die Deutschen Inschriften 30), Wiesbaden 1992; Die Inschriften des Rems-Murr-Kreises, gesammelt u. bearbeitet v. H. Drös u. G. Fritz unter Benutzung d. Vorarbeiten v. D. Reichert (Die Deutschen Inschriften 37), Wiesbaden 1994; Die Inschriften des Landkreises Göppingen, gesammelt u. bearbeitet v. H. Drös (Die Deutschen Inschriften 41), Wiesbaden 1996 (recte 1997); Die Inschriften des Landkreises Böblingen, gesammelt u. bearbeitet v. A. Seeliger-Zeiss (Die Deutschen Inschriften 47), Wiesbaden 1999.

8 So die Definition von R. M. Kloos: Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Darmstadt 1980 (2. Aufl. 1992), S. 2. Zur allgemeinen Einführung in die Inschriftenkunde vgl. ferner R. Favreau: *Épigraphie médiévale* (L'atelier du Médiéviste 5), Turnhout 1997; H. Giersiepen, C. Bayer: *Inschriften – Schriftdenkmäler. Techniken, Geschichte, Anlässe*, Niedernhausen/Ts. 1995; S. Wehking, Chr. Wulf: *Leitfaden für die Arbeit mit historischen Inschriften* (Schriften zur Heimatpflege



Abb. 1 Aktueller Stand der Bearbeitung der „Deutschen Inschriften“ in Baden-Württemberg (November 2000). Senkrechte Schraffur bezeichnet die Kreise, deren Inschriften bereits im Rahmen der „Deutschen Inschriften“ ediert sind; die schräg schraffierten Kreise werden derzeit wissenschaftlich bearbeitet; waagerechte Schraffur bedeutet abgeschlossene bzw. (Freiburg, Zollernalbkreis) begonnene Fotoinventarisierung.

10), Melle 1997. Einen ausführlichen Überblick über die epigraphische Forschung bieten: W. Koch: Literaturbericht zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Epigraphik (1976–1984) (MGH Hilfsmittel 11), München 1987; ders.: Literaturbericht zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Epigraphik (1985–1991), unter Mitarbeit v. F. A. Bornschlegel, A. Dielt u. M. Glaser (MGH Hilfsmittel 14), München 1994; die Literaturberichte werden fortgesetzt.

Pergament oder Papier geschrieben ist; oder, positiv gewendet: jede Form der Beschriftung von Stein, Holz, Metall, Glas, Putz, Textilien, Leder usw. in den unterschiedlichsten Techniken. Ein Beispiel für beschriftete Textilien aus dem Bearbeitungsgebiet bietet die schöne Kasel aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in der katholischen Pfarrkirche in Neuses (Gemeinde Igersheim) mit nachträglich angebrachter Stifterinschrift und Wappen des Hans Heinrich von Ehrenberg von 1619. Wie alles Schriftgut, bestehen auch die Inschriften aus den beiden Komponenten Text (= Inhalt) und Schrift (= äußere Form, Gestaltung der Gesamtschrift und der einzelnen Schriftzeichen). Dazu tritt aber bei Inschriften noch als entscheidende dritte Komponente die feste Verbindung mit dem sogenannten Inschriftenträger, und somit ihre Ortsfestigkeit. Daraus wiederum resultiert ihre Einmaligkeit, ihre nicht beliebige Reproduzierbarkeit. Zur Veranschaulichung mögen drei Beispiele aus dem Bearbeitungsgebiet dienen:

Zunächst die Grabinschrift des Administrators des Hochmeistertums in Preußen und Deutschmeisters Johann Caspar von Stadion in der derzeit unzugänglich vermauerten Gruft der Mergentheimer Kapuzinerkirche. Sie ist in lateinischer Sprache abgefaßt und lautet⁹: *HIC IACET IOANNES CASPARVS A STADION QVONDAM / ADMINISTRATOR PRVSSIAE ORD(INIS) TEVT(ONICI) MAGISTER, QVI / ZELO PIETATIS IN DEVM ET D(IVAM) VIRGINEM, HOC MONASTERI(VM) / F(RATRVM) CAPVCINORVM BINAE VICE VNA CVM CONTIGVO EIVS=/DEM D(IVAE) V(IRGINIS) AVXILIATRICIS SACELLO A FVNDAMENTIS / EXTRVI CVRAVIT. OBIIT IN CASTRIS IMPERATORIIIS / 21. NOVEMB(RIS) A(NN)O 1641 PRIMVS HOC LOCO SEPVLTVS / 25. FEB(RVARI) ANNO 1642* (Hier ruht Johann Caspar von Stadion, einst Administrator in Preußen, Meister des Deutschen Ordens, der im Eifer frommer Liebe gegen Gott und die göttliche Jungfrau dieses Kloster der Brüder Kapuziner zweimal und dazu die anstoßende Kapelle derselben göttlichen hilfebringenden Jungfrau von Grund auf errichten ließ. Er ist im kaiserlichen Lager gestorben am 21. November 1641 und als erster an diesem Ort begraben worden am 25. Februar 1642.). Es ist unmittelbar einsichtig, daß mit dem *HIC IACET* („hier ruht“) und dem *HOC LOCO SEPVLTVS* („an diesem Ort begraben“) ein direkter Bezug zwischen Inschrifttext und Anbringungsort gegeben ist. Geht dieser Zusammenhang verloren, etwa durch Versetzung der Inschriftenplatte, geht auch ein entscheidender Teil der Information dieser Inschrift verloren.

Ähnlich verhält es sich mit dem nächsten Beispiel, einem kleinen Grenzstein mit Kreuzwappen und einseitiger Beschriftung. Der Inschrifttext besagt hier lediglich: *Spittahl / 1602*. Wäre dieser Text nur mehr abschriftlich überliefert ohne Angabe seines Inschriftenträgers, wäre der Informationsgehalt gleich Null. Und selbst wenn der Inschriftenträger noch erhalten ist, nicht mehr aber an seinem ursprünglichen Bestimmungsort, ist die eigentliche Aussage gemindert. Nur im ursprüngli-

9 Nach den DI-Richtlinien werden bei der Wiedergabe der Inschriftentexte aufgelöste Abkürzungen in runde Klammern, zerstörter und ergänzter Text in eckige Klammern gesetzt, Zeilenumbrüche durch Schrägstriche und Buchstabenverbindungen durch Unterstreichung gekennzeichnet.



Abb. 2 Weikersheim, ev. Stadtkirche: Bauinschrift 1419.

chen Ambiente ist die Inschrift (in erweiterter Form) zu lesen als: „Hier beginnt das Gebiet des Mergentheimer Spitals, die Grenze wurde versteint im Jahr 1602“.

Und als drittes Beispiel für viele vergleichbare Bau- und Stifterinschriften sei die lateinische Bauinschrift an der Weikersheimer Stadtkirche (Abb. 2) angeführt: *Anno · d(omi)ni · M° · cccc° · / xviii° · feria · s(e)c(vn)da · / post · vrbani · inceptu(m) / hoc · op(vs) · in h(on)ore · sang(vi)nis · ch(risti) · et · georij · mar(tyris)* (Im Jahr des Herrn 1419 am Montag nach Urbani [29. Mai] wurde dieses Werk begonnen zur Ehre des Blutes Christi und des Märtyrers Georg.). Eine umständliche Angabe, welcher Bau hier begonnen wurde, ist nicht nötig, der Bezug zum Standort ist durch die Wendung *hoc opus* = „dieses (Bau)werk“ eindeutig gegeben; umgekehrt geht er in dem Augenblick verloren, in dem die Inschrift woandershin verbracht wird.

Da gerade der Zusammenhang des Inschriftentextes mit seinem ursprünglichen Bestimmungsort so wichtig ist, wird neben der exakten Wiedergabe des Textes auf die Beschreibung des gesamten Inschriftenträgers und den Zusammenhang mit seinem ursprünglichen Standort besonderer Wert gelegt. Hierin unterscheidet sich die Inschriftenedition von Handschrifteneditionen, Urkundenbüchern u. ä. Aber neben den im Original auf uns gekommenen Inschriften werden auch die nur mehr abschriftlich, in Abzeichnung oder Foto überlieferten Inschriftentexte aufgenommen, um das ursprünglich vorhandene Inschriftengut eines Bearbeitungsgebiets so vollständig wie möglich zu rekonstruieren. Das hängt natürlich immer entscheidend von Art und Umfang der Kopialüberlieferung ab. Außerdem werden auch

solche Inschriftenträger aufgenommen, die später nach außerhalb des jetzigen Bearbeitungsgebiets verbracht wurden, nachweislich aber vor 1650 – dem Ende unseres Erfassungszeitraums – hier waren. Dies gilt beispielsweise für zwei Aufschwörschilde von Deutschordensrittern, die aus der Mergentheimer Schloßkirche stammen und die auf mir bislang noch unbekanntem Wege im letzten Jahrhundert in die Deutschordenskirche in Friesach (Politischer Bezirk St. Veit, Kärnten) gelangt sind. Es handelt sich hierbei um gemalte Wappenschilde mit Inschrift, die anlässlich der Aufnahme eines Adligen in den Deutschen Orden von diesem in die Kirche gestiftet wurden, in der die Aufnahmezeremonie stattgefunden hatte. Der Aufschwörschild des Johann Bernhard von Metternich trägt die (teilweise beschädigte) Umschrift: *An(n)o 1624 . den . 3 . Janu(arii) Ist der Wolledle vnd gestreng herr Johan B[ern]h[a]rt von Metternich In den Ritterl(ichen) Teuts(chen) Orden vffgenom(m)en worden.* Nicht mehr an seinem ursprünglichen Standort befindet sich bekanntlich auch der gesamte Deutschordensschatz, der seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in Wien in der Schatzkammer des Deutschen Ordens aufbewahrt wird und der zu großen Teilen dank der erhaltenen Schatzinventare bereits vor 1650 in Mergentheim nachweisbar ist. Auch diese Objekte finden, soweit sie Inschriften tragen, Aufnahme in den Mergentheimer Inschriftenband. Unter den Objekten befinden sich auch zahlreiche originelle Kunstkammerstücke wie z. B. ein Kokosnußbecher von 1536 mit Jahreszahl und Wappen des Administrators des Hochmeistertums in Preußen und Deutschmeisters Walter von Kronberg, dazu ein Fuß, eine sogenannte Becherschraube. Letztere trägt auf der runden Standfläche für den Becher ein Wappen mit Umschrift (Abb. 3): · ANNANISAPTA · THETH-RAGRAMATHON. Das Wappen ist eindeutig dem Heinrich Marschall von Pappenheim zuzuweisen, der von 1534 bis 1537 Komtur zu Mergentheim war. Ich würde daher, im Gegensatz zur bisher in der Literatur vertretenen Meinung, für die schon ursprüngliche Zusammengehörigkeit von Becher und Fuß plädieren und in beiden ein Geschenk des Komturs an den Deutschmeister sehen, vielleicht anlässlich des 1536 in Mergentheim abgehaltenen Großkapitels des Ordens. Der seltsame Text der Inschrift ist relativ häufig nachweisbar und hat unheilabwehrende Funktion: Tetragrammaton steht für die vier Konsonanten des hebräischen Gottesnamens Jahwe, während das erste Wort als Abkürzung für eine lateinische Formel gedeutet wird, die vor Vergiftung und Pest schützen soll, auf einem Trinkgefäß also eine sinnvolle Anwendung findet. Die Inschrift ist in einer schönen gleichmäßigen sogenannten Frühhumanistischen Kapitalis ausgeführt, einer dekorativen, im 15. Jahrhundert entwickelten Schrift, die aber im inschriftlichen Bereich bei uns erst ab den 1490er Jahren und vermehrt ab 1500–1510 vorkommt. Diese Schriftart wird vorwiegend für Goldschmiedearbeiten und in der Tafelmalerei verwendet, auch für geschnitzte Inschriften, seltener für Steininschriften. So weist der rechte der beiden 1496 geschaffenen Mülholzer-Altäre in der Creglinger Herrgottskapelle zahlreiche gemalte Inschriften in dieser Schriftart auf. Und auch eine Bauinschrift auf einem Fachwerkständer am Markelsheimer Rathaus von 1539 (Abb. 4), die *CON-RAT DVNCZBECHER* nennt, bedient sich dieser Schriftart. Der Name bezeichnet



Abb. 3 Wien, Schatzkammer des Deutschen Ordens: Becherschraube mit Wappen des Mergentheimer Komturs Heinrich Marschall von Pappenheim, 1536.

vermutlich den Baumeister; das dem Namen angefügte *M* wird man als *M(eister)* auflösen dürfen.

Damit haben wir bereits paläographische Fragen berührt. Im Untertitel des Beitrags werden die Inschriften als „Schriftdenkmäler und historische Quellen“ bezeichnet. Wenden wir uns also zunächst ersterem zu. Die Inschriften bieten mit ihren unterschiedlich gestalteten Schriftarten, Einzelformen von Buchstaben und Ziffern, Abkürzungen, Worttrennerzeichen und Zierformen¹⁰ ebenso wie die Produkte der Schreibschulen, Kanzleien und Druckereien reiches Quellenmaterial für

¹⁰ Zur epigraphischen Terminologie vgl. zuletzt: Deutsche Inschriften. Terminologie zur Schriftbeschreibung, erarbeitet von den Mitarbeitern der Inschriftenkommissionen der Akademien der Wissenschaften in Berlin, Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz, München u. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, Wiesbaden 1999.



Abb. 4 Markelsheim (Stadt Bad Mergentheim), Rathaus: Bauinschrift des Konrad Dunzbecher, 1539.

die Untersuchung der allgemeinen Schriftentwicklung, mithin für die paläographische Forschung. Ich möchte im folgenden nur an einigen Beispielen exemplarisch vorführen, wie die Kenntnis der Schriftarten, ihrer Ausformung und ihres zeitlichen Vorkommens bei der Beurteilung einzelner Inschriftendekmäler helfen kann. Erst die möglichst vollständige Erfassung des gesamten Inschriftenmaterials ermöglicht genauere Aussagen darüber, wann bestimmte Schriftarten oder Einzelformen erstmals auftauchen und bis wann sie in Gebrauch waren. Diese Kenntnis wiederum ermöglicht unter anderem die zeitliche Einordnung undatierter Inschriften.

Eine der sicherlich bekanntesten Mergentheimer Inschriften befindet sich außen an der Westwand des Spitals. Sie lautet: *Im Jar Des Herren / 13 · 40 · Hat Herr / Wolfgang Graue / Von Nellenberg Mai=ster teutsch ordens ange=lfangen Gestiftt disen spi=tal Dem Gott Gnedig* (Abb. 5). Dazu das quadrierte Wappen des Deutschmeisters: in den Feldern 1 und 4 das Deutschordenskreuz und in den Feldern 2 und 3



Abb. 5 Bad Mergentheim, Spital: Bauinschrift des Deutschmeisters Wolfgang Graf von Nellenburg, um 1579.

das Stammwappen der Nellenburger, die drei blauen Hirschstangen in Gold. Die Inschrift ist in Frakturschrift ausgeführt, die frühestens ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts sowohl in Druck- als auch in Inschriften vorkommt. Die vorliegende Inschrift kann also unmöglich von 1340 sein. Ihre präzise zeitliche Einordnung fällt in diesem Fall leicht, da von der Hand desselben Steinmetzen die Bauinschrift des Administrators des Hochmeistertums in Preußen und Deutschmeisters Heinrich von Bobenhausen von 1579 im Innenhof des Spitals stammt. Es bleibt die Frage, ob die Nellenburg-Inschrift auf einer älteren, zeitgenössischen Vorlage beruht. Das frühe Vorkommen der deutschen Sprache braucht dabei nicht unbedingt mißtrauisch machen, immerhin besitzen wir in Weinheim an der Bergstraße (Rhein-Neckar-Kreis) eine Bauinschrift desselben Deutschmeisters von Nellenburg in deutscher Sprache, aber natürlich mit der für diese Zeit typischen Gotischen Ma-

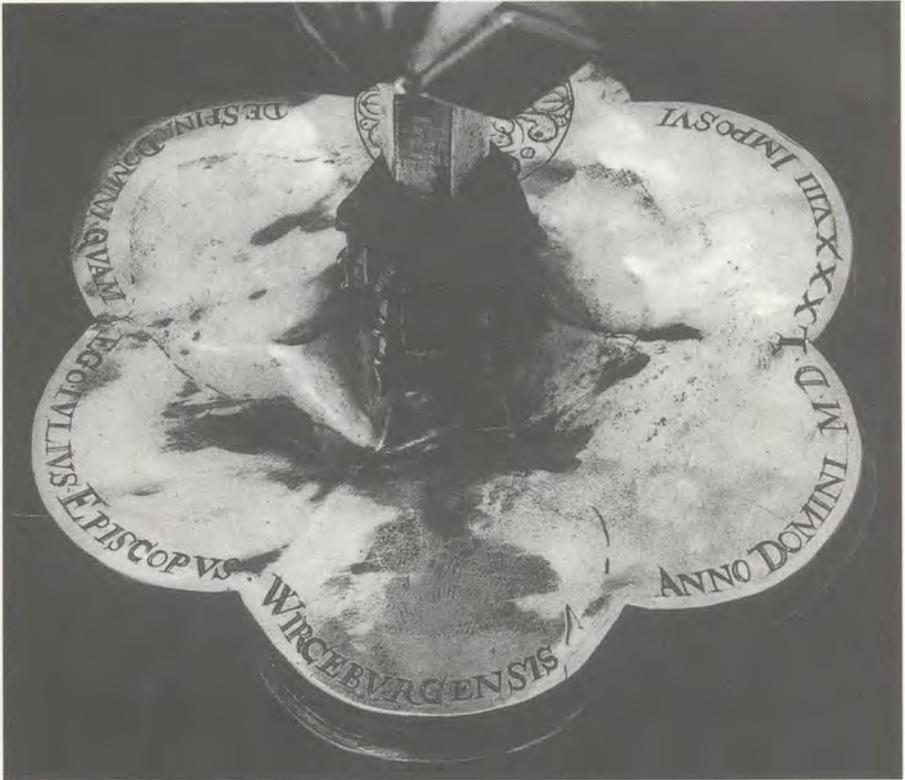


Abb. 6 Dornenreliquiar aus Niederstetten mit Inschrift des Würzburger Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn, 1588.

juskel¹¹. Ganz unverändert wurde die ältere Inschrift – falls es denn eine solche gab – freilich nicht übernommen, denn zumindest die abschließende Fürbitte *dem Gott gnedig* war im 14. Jahrhundert noch nicht üblich. Das Beispiel verdeutlicht, wie wichtig es hier ist, nicht nur den Text, sondern auch die Schrift der Inschrift zu beurteilen.

Weniger bekannt dürfte das in einem Banktresor wohlverwahrte Dornenreliquiar aus der Schloßkirche Haltenbergstetten sein, das der katholischen Kirchengemeinde Niederstetten gehört. Es enthält einen Dorn von der Dornenkrone Christi, und die in Kapitalis auf den Fuß gravierte Inschrift (Abb. 6) verkündet: *DE · SPINA · DOMINI · QVAM / EGO · IVLIVS · EPISCOPVS · / WIRCEBVRGENSIS / ANNO DOMINI M · D · L / XXXVIII IMPOSVI*. (Vom Dorn des Herrn, den ich, Julius, Bischof von Würzburg, im Jahr des Herrn 1588 hineingelegt habe.). Die Frage ist nun, ob sich die Jahreszahl nur auf die Einfügung der Reliquie bezieht oder auf die Herstellung

11 Vgl. DI 16 (Rhein-Neckar-Kreis II) (wie Anm. 7), Nr. 17 (mit Abb.).



Abb. 7 Laudenbach (Stadt Weikersheim): Schloß, Portal mit Marienanrufung, 4. Viertel des 15. Jahrhunderts.

des gesamten Reliquiars. Dabei helfen zwei weitere Inschriften weiter, die sich am Reliquiar befinden: ein Kreuztitulus *INRI* in gotischer Majuskel sowie die Umschrift auf den rautenförmigen Rotuli des Knaufs, die in goldenen Buchstaben auf blauemailiertem Grund das Wort *GRACIA* ergeben. Diese letztere Inschrift ist in einer entwickelten gotischen Majuskel mit ausgeprägten Bogenaußen- und -innenschwellungen ausgeführt, die eine Datierung in das mittlere Drittel des 14. Jahrhunderts nahelegt. Somit kann allein aufgrund der Schriftformen eine zeitliche Einordnung des Reliquiars vorgenommen werden, die sich anhand der Ergebnisse der kunsthistorischen Stilkritik überprüfen läßt. Im vorliegenden Fall hat also Bischof Julius Echter von Mespelbrunn ein bereits vorhandenes, älteres Reliquiar verwendet und durch die neue Inschrift umfunktioniert.

Wir bleiben – wenn auch nur vermeintlich – bei Bischof Julius Echter: An einem Spitzbogenportal im Innern des Laudenbacher Schlosses (Stadt Weikersheim), das in den letzten Jahren aufwendig restauriert worden ist, befindet sich eine eingehauene Inschrift (Abb. 7), die bislang gelesen wurde als: *maria vincat olim et nunc*. Dies ist die lateinische Devise des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter („Maria möge siegen, einst und jetzt“). Daraus leitete man ab, das Schloß sei im späten 16. Jahrhundert umgebaut worden, nachdem es zusammen mit der Ortsherrschaft nach dem Aussterben der protestantischen Ortsherren von Finsterlohr an Würzburg gefallen war. Gegen einen solchen Zeitansatz der Inschrift machen auf den ersten Blick die Schriftformen mißtrauisch. Es handelt sich um eine – freilich recht ungelenke – gotische Minuskel, wie sie eigentlich nur bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts üblich war und dann völlig von Kapitalis und Fraktur verdrängt wurde. Und

bei genauerem Hinsehen zeigt sich ferner, daß die Lesung ganz anders lauten muß. Einige Stellen sind zwar nicht mit letzter Sicherheit zu lesen, doch dürfte die Inschrift lauten: *maria bit din sun fur uns*, also eine deutschsprachige Marienanrufung, die mit Sicherheit vor der in Laudenbach schon früh um 1525 vollzogenen Einführung des evangelischen Glaubens angebracht wurde. Die Inschrift dürfte nach ihrem Schriftcharakter etwa im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Dazu paßt, daß eine Bauinschrift am Weikersheimer Torturm in Laudenbach eine sehr ähnliche, unbeholfene Minuskelschrift aufweist, die vielleicht vom selben Steinmetz gearbeitet wurde und auf 1476 datiert ist.

Genauere Beobachtung der Schriftformen erlaubt auch in vielen Fällen, festzustellen, ob alle Teile einer Inschrift gleichzeitig ausgeführt oder ob Teile später nachgetragen wurden. Dies ist besonders bei Grabmälern wichtig, die nicht selten schon zu Lebzeiten in Auftrag gegeben und auch schon mit der Sterbeinschrift versehen wurden, wobei lediglich für den Nachtrag des Todesdatums und eventuell der Altersangabe Platz gelassen wurde. Ähnliches gilt für Grabmäler für Ehepaare, die nach dem Tod des einen Ehepartners angefertigt wurden und bei denen bisweilen die gesamte Sterbeinschrift des zuletzt verstorbenen erst nach dessen Tod nachgetragen wurde. Solche Nachträge lassen sich sowohl bei in Stein gemeißelten als auch bei gegossenen oder auf Holzepitaphien gemalten Inschriften meist bei näherer Untersuchung erkennen. Als Beispiele seien genannt: 1. Holzepitaph für Martin Wagner und seine Frau Anna geborene Hiller in der Klosterkirche in Frauental (Stadt Creglingen) von 1594, bei dem die Inschriften aufgemalt sind (Abb. 8). In diesem Fall unterblieb der Nachtrag der Todesdaten des zuletzt verstorbenen Ehemannes, so daß die Textstellen noch jetzt leer sind. 2. Messingepitaph des 1543 verstorbenen Administrators des Hochmeistertums in Preußen und Deutschmeisters Walter von Kronberg in der Mergentheimer Marienkirche (Abb. 9). Das Epitaph trägt die Datierung 1539; die erhaben gehauene Sterbeinschrift wurde schon zur selben Zeit ausgeführt, lediglich die beiden letzten Ziffern der Jahreszahl, der Monatstag und der Monatsname wurden ausgespart. Daß diese erst nachträglich in die stehengebliebenen Bossen eingehauen wurden, ist deutlich zu erkennen. Durch erhaltene Rechnungen wissen wir, daß dieser Nachtrag erst vier Jahre nach Kronbergs Tod 1547 erfolgte.

Wichtig ist der Schriftvergleich aber vor allem auch für die Feststellung von Werkstattzusammenhängen. Charakteristische Schriftzugehörigkeiten erlauben es, Inschriften bestimmten Werkstätten oder gar bestimmten Meistern zuzuweisen. Unter den Bildhauer- und Steinmetzwerkstätten, die für den Mergentheimer Inschriftenbestand besonders wichtig waren, möchte ich die des Steinmetzen Michel Niklas von Reinsbronn hervorheben. Ohne hier schon endgültige Ergebnisse vorlegen zu können, läßt sich doch sagen, daß sich das Oeuvre dieser Werkstatt durch Untersuchung ihrer prägnanten in Kapitalis oder Fraktur ausgeführten Inschriften gegenüber dem derzeitigen Forschungsstand erheblich erweitern läßt. Neben vier von Niklas signierten Werken in Creglingen, Elpersheim, Reinsbronn und Wachbach lassen sich etwa 15 bis 20 weitere inschriftlich bezeichnete Arbeiten auf-



Abb. 8 Frauental (Stadt Creglingen), ehem. Klosterkirche: Epitaph für Martin und Anna Wagner, 1594 (Ausschnitt).



Abb. 9 Bad Mergentheim, kath. Pfarrkirche St. Marien: Epitaph des Administrators des Hochmeisterstums in Preußen und Deutschmeisters Walter von Kronberg aus der Schloßkirche, 1539, Nachtrag des Todestages 1547 (Ausschnitt).

grund der Schriftformen eindeutig diesem Meister oder seiner Werkstatt zuweisen. Es handelt sich dabei vorwiegend um Grabdenkmäler, daneben aber auch um Taufsteine, Portalrahmungen und Wappentafeln. Ein signiertes Frühwerk Niklas', das Epitaph der Susanna von Seckendorff von 1575 in der Creglinger Stadtkirche, zeigt schon die typische Kapitalis, wenn auch noch in leicht gestreckten Proportionen – die späteren Inschriften haben quadratische Proportionen –, mit s-förmig geschwungenen Sporen an den Bogenenden von C, G und S, wie sie sonst anderweitig nirgends nachweisbar sind. Deutlich sind diese Merkmale auch etwa bei den Beischriften zu den Evangelistensymbolen an der Altarmensa in der Weikersheimer Stadtkirche (1589?) zu beobachten oder am Taufstein von 1603, wiederum in



Abb. 10 Creglingen, ev. Stadtkirche: Taufstein, 1603 (Ausschnitt).

der Creglinger Stadtkirche (Abb. 10). Wie die Kapitalis, so zeigt auch die Fraktur Niklas' ganz besondere Eigenheiten, die für Zuschreibungen dienstbar gemacht werden können. Gehen wir wieder von einem signierten Inschriftenträger aus, der Bauinschrift am Wachbacher Schloß von 1592 (Abb. 11). Sie ist signiert mit *Michel Niclas Der Zeit Bildhawer zu Reinszbron*. Die lange Versinschrift in nicht immer sonderlich geglückten Reimversen lautet: *Als Man Tausent Funff Hundert Jar / Nach Christi Gburt Nun Eben war / Auch zweÿ vnd Neuntzig Zehlet Jetz / Jst Dieser Adeliche Sietz / Von Georg Sigmundt Von Adoltzheim / Glucklich zu Endt Gefuhret Fein / Gott Woll Jhm Geben Langes Lebn / Fridt Gluck Vnd Segen auch Darnebn / Zw Seiner Regierung Allzeit / Auff Das Recht Vnd Gerechtigkeit / Von Jm Vnd Den Nachkohmmen Sein / Geübt Vnd Werd Erhalten Rein / Damit Sein Adelich Geschlecht / Werd Also Forth Gepflantzet recht / Zur Ehre Gottes Alletzeit / welchem Sey preÿsz In Ewigkeit*. Mehr als auf den Inhalt des Gedichts möchte ich das Augenmerk auf die äußere Form lenken. Auffällig sind besonders die Frakturversalien. Der Bildhauer erreicht einen rechtsbündigen Zeilenschluß trotz unterschiedlicher Wortzahl und -länge der einzelnen Verse durch eine variable Gestaltung eben dieser Versalien: weit nach links ausholende s-förmige Anschwünge fungieren gewissermaßen als Zeilenfüller, ohne daß das Schriftbild dadurch unruhig wirken würde. Diese in ihrer Breite beliebig veränderbaren und dabei immer eine gelungene Schriftverteilung erlaubenden Versalien können neben weiteren, hier nicht näher zu erläuternden Eigenheiten als besondere Kennzeichen der Niklas-Werkstatt gelten. So ist beispielsweise allein aufgrund der Schrift die fast völlig verwitterte und meines Wissens bislang noch nicht entzifferte Bauinschrift von 1580 am ehemaligen Creglinger Getreidekasten, dem heutigen Rathaus II, als Produkt dieser Werkstatt anzusprechen. Der Text lautet: *Gegenwerdiger Bau ist bei ob=/Hochgenants Fürste(n) Vnd dersel=/bige(n) amptleute(n) als Christoffen /*



Abb. 11 Wachbach (Stadt Bad Mergentheim), Schloß: Bauinschrift über dem Hauptportal, 1592 (Ausschnitt).

*Vo(n) Seckendo[r]ff amptm(ann) Vnd / Ca[st]ner Hans Holtzheuser an(no) / 1580
 Erbaut worden. Darüber eine vierzeilige Inschrift mit dem Titel Von Gottes Gna-
 de(n) Jorg Frid/rich Margraff zu Branden/Burg In Breusse(n) Vnd Sch/[.]..[.]
 (etc.) Hertz[o]g, auf die sich diese untere bezieht.*

Eine andere größere Werkgruppe mit ebenfalls charakteristischer Kapitalis- und Minuskelschrift, für die ich stellvertretend das Epitaph des Wolf von Rosenberg von 1544 in Niederstetten anführe, ist im Bearbeitungsgebiet mit weiteren Werken

in Niederstetten, in Wachbach und in Laudenbach sowie darüber hinaus im Hohenlohekreis und im Landkreis Heilbronn nachweisbar. – Die etwas unorthodoxe Schrift des Epitaphs für den 1563 verstorbenen Sebastian Geyer von Giebelstadt in der evangelischen Pfarrkirche in Neunkirchen (Stadt Bad Mergentheim) schließlich findet sich in genau derselben Gestaltung auf einem Grabmal von 1581 in Möckmühl (Landkreis Heilbronn), dort mit der Steinmetzsignatur *B AL*. Eine Identifizierung dieses Steinmetzen ist bislang noch nicht gelungen.

Daß die Glockengießer ab dem 15. Jahrhundert Model zur Herstellung der Glockeninschriften verwendeten, die eine Bestimmung der Meister oder Gießhütten oft auch bei fehlender Nennung des Meisternamens ermöglichen, ist bekannt. Aber auch für die Herkunftsbestimmung von aus Messing gegossenen Epitaphien und Grabplattenaufgaben haben eingehende inschriftenpaläographische Forschungen von Dietrich Lutz und Peter Zahn wertvolle Vorarbeiten geleistet¹². So weist die Messingauflage für eine Grabplatte von 1546 aus der Creglinger Herrgottskapelle eindeutig die Merkmale einer Nürnberger Werkstatt auf (Abb. 12): *1546 Jar Am gilden suntag / In der Fasten v(er)sch(ie)d der Erbar / mathias Eirinck dem got gn(ad)*. Dagegen läßt sich die Stiftungsinschrift des Nikolaus Seemann von 1485 an der Creglinger Stadtkirche aufgrund der Schriftformen von Versalien und Gemeinen sowie aufgrund der Technik der Ausbereitung des Schriftgrunds (Schrägschraffur) eindeutig einer Rothenburger Werkstatt zuordnen.

Ich möchte an dieser Stelle den Abschnitt über die Inschriften als Schriftquellen beschließen und zum zweiten Teil übergehen, der die Inschriften als historische Quellen behandelt. Der Ertrag, den Bau- und Stifterinschriften durch ihre Informationen für die Baugeschichte und die Geschichte der Ausstattung einzelner Gebäude und somit sowohl für die Ortsgeschichte als auch für die regionale und allgemeine Kunstgeschichte bringen können, ist hinlänglich bekannt. Ein frühes Beispiel einer Stifterinschrift im Bearbeitungsgebiet ist die Fensterstiftung Albrecht Hehers, des ersten Kaplans an der Creglinger Herrgottskapelle, die noch in die erste Bauphase der Kapelle um 1396 zu datieren ist. Sie ist in deutscher Sprache abgefaßt und lautet: *herr · / · albrecht · heher · von · ingolsta[t · de]r · erst · capplan · got · geb · mir · siner · genaden*. Nameninschrift und Gebet werden erst in Verbindung mit der bildlichen Darstellung des knienden Stifters zur Stifterinschrift.

Grab- und Sterbeinschriften sind in erster Linie wichtige Quellen für die Personen- und Familiengeschichtsforschung. In Verbindung mit den oft auf den Grabmälern angebrachten Eheallianz- und Ahnenwappen geben sie wertvollen Auf-

12 P. Zahn: Beiträge zur Epigraphik des sechzehnten Jahrhunderts. Die Fraktur auf den Metallinschriften der Friedhöfe St. Johannis und St. Rochus zu Nürnberg (Münchener historische Studien, Abteilung Geschichtl. Hilfswissenschaften 2), Kallmünz Opf. 1966; D. Lutz: Die Inschriften von Rothenburg ob der Tauber bis 1650. Eine epigraphische Untersuchung, Rothenburg ob der Tauber 1969; Die Inschriften der Friedhöfe St. Johannis, St. Rochus und Wöhrd zu Nürnberg, gesammelt u. bearbeitet v. P. Zahn (Die Deutschen Inschriften 13), München 1972; Die Inschriften der Stadt Rothenburg ob der Tauber, gesammelt u. bearbeitet v. D. Lutz (Die Deutschen Inschriften 15), München 1976.



Abb. 12 Creglingen, Herrgottskapelle: Grabplatte des Matthias Eirinck mit Messingauflage, 1546.

schluß über verwandtschaftliche Zusammenhänge¹³. Aber nicht nur Grabinschriften bieten genealogisches Quellenmaterial. Gelegentlich, freilich im südwestdeutschen Raum eher selten, finden sich auch regelrechte mit Inschriften bezeichnete Ahnentafeln in monumentaler Ausfertigung, wie die um 1603–05 entstandene

¹³ Vgl. dazu H. Drös: Zur Heraldik fränkischer Adelsgrabmäler, in: Zum ewigen Gedächtnis. Epitaphien, Grabmäler, Gedächtnismale im baden-württembergischen Franken (Forschungen aus Württembergisch Franken) (im Druck).

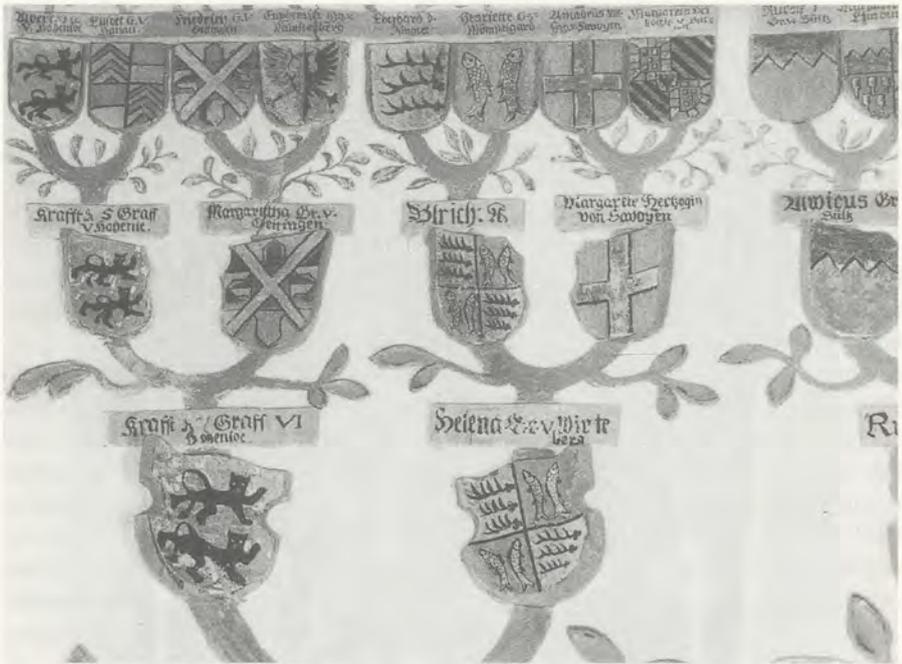


Abb. 13 Weikersheim, Schloß: Ahnenprobe des Grafen Wolfgang von Hohenlohe im Ritteraal, 1603–05 (Ausschnitt).

stuckierte Ahnenprobe zu je 32 Urururgroßeltern für Wolfgang Graf von Hohenlohe und seine Frau Magdalena Gräfin von Nassau-Dillenburg im Ritteraal des Weikersheimer Schlosses (Abb. 13). Ein nicht geringes Problem bieten hier die gemalten Wappenbeischriften mit den Namen der Ahnen, deren Grad der Verfälschung durch Übermalungen nicht mehr festzustellen ist.

Auch der historische Quellenwert von Gedenkinschriften an besondere, oft mit Kriegshandlungen zusammenhängende Ereignisse bedarf hier keiner näheren Erläuterung. Ich möchte dagegen im folgenden mit einigen Beispielen auf den im allgemeinen weniger beachteten Quellenwert der Inschriften für kirchengeschichtliche, sozialgeschichtliche und philologische Fragestellungen eingehen.

In jüngerer Zeit wird in der epigraphischen Forschung vermehrt auf die theologischen Aussagen von Inschriften geachtet, etwa darauf, was man aus der Art von Fürbittenformulierungen über die Einstellung der Menschen zu Leben und Tod und zu ihren Jenseitsvorstellungen ablesen kann¹⁴. Am Gebrauch des Gregoriani-

14 Die Inschriften des Landkreises Bergstraße, gesammelt u. bearbeitet v. S. Scholz (Die Deutschen Inschriften 38), Wiesbaden 1994, Einleitung S. XXIV–XXXI; S. Scholz: Das Grab in der Kirche – Zu seinen theologischen und rechtlichen Hintergründen in Spätantike und Frühmittelalter, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, kanonist. Abteilung 84 (1998), S. 270–306; ders.: Totenge-

schen Kalenders oder am Festhalten am Kalender Alten Stils lassen sich ab dem späten 16. Jahrhundert gelegentlich katholische und protestantische Auftraggeber von Inschriften unterscheiden. Und überhaupt hinterließ der konfessionelle Gegensatz bisweilen deutliche Spuren in den frühneuzeitlichen Inschriften. So etwa, wenn in der bereits erwähnten vorreformatorischen Creglinger Kornstiftungsinschrift des Nikolaus Seemann von 1485 die Bestimmung noch lautete, *das die + / gotshausmaister diser pfarkirche(n) alle kotember am frey=/tag vntterm ambt der hailigen messe ein halb maltter / korn verpacken lassen vnd das armen lewtenn vmb + / gottes willen geben sullen*, so lautet der entsprechende Passus in einer ansonsten ganz ähnlich formulierten Brotstiftungsinschrift, die nach der Einführung der Reformation 1560 entstanden ist, daß zwei dazu Verordnete an drei Terminen im Jahr *Alwegen nach / dem die predig vollendet Fur drej Ort prots kauf=/fen vndas Armen Leiten Im gottes willen gebe(n) sole(n)*. Während die Brotstiftung und ihre inschriftliche Fixierung ganz in der alten Tradition stehen, tritt im Formular an die Stelle der Heiligen Messe jetzt die Predigt als das Kernstück des evangelischen Gottesdienstes.

Besonders deutlich werden konfessionelle Gegensätze in Inschriften aus dem lutherischen Bereich, die sich gegen die katholische angebliche Bilderverehrung richten. Während die Reformierten ja bekanntlich jede Form von Bilderschmuck aus der Kirche verbannten, ließen die Lutheraner Bilder zu als Hilfsmittel zur Veranschaulichung des Heilsgeschehens, nicht freilich als Objekte der Verehrung. Deutlich kommt dieser Gedanke in der langen Versinschrift auf dem 1618 gestifteten Altar in der Weikersheimer Stadtkirche zum Ausdruck. Die einleitenden Verse lauten: *Wer diese Gemahlte Bilder hie . / Darumb hohahtet alss ob sie . / Anzubethen oder zu ehren dargestelt . / Derselb Gotts worts vnd Jntens fehlt* . Es folgt eine umständliche in Reimverse verpackte „Gebrauchsanweisung“ zum Verständnis der Altarbilder, die das Abendmahl zum Thema haben, und das Gedicht schließt mit der Mahnung: *Solchs Jeder Christ bedencken soll . / Dergestalt steth dise Taffell woll* . Demonstrativ setzte auch die katholische Seite konfessionell geprägte Inschriften. Neben den Grundsteinlegungsinschriften für das Mergentheimer Kapuzinerkloster und die Mariahilfkapelle sind hier vor allem die von Marquard von Eck, dem Statthalter des Hochmeisters in Mergentheim im frühen 17. Jahrhundert, in Auftrag gegebenen Inschriften zu nennen. In der Stifterinschrift der Wappentafel in der 1607 von Eck gestifteten Marienkapelle in Stuppach (Stadt Bad Mergentheim) werden demonstrativ die vier Hauptpatrone des Deutschen Ordens, die Allerheiligste Jungfrau Maria (hervorgehoben durch Kapitalisschrift), der hl. Erzengel Michael und die hl. Georg und Elisabeth genannt (Abb. 14). Einen weitgehend gleichlautenden Text hatte die Stifterinschrift Ecks auf dem 1609 errichteten Hochaltar in der von Eck gestifteten Mergentheimer Friedhofskapelle St. Michael. Der

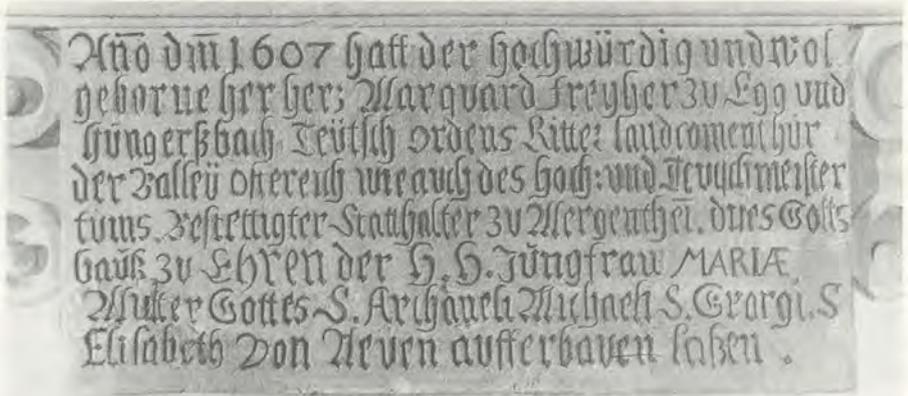


Abb. 14 Stuppach (Stadt Bad Mergentheim), kath. Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt: Stifterinschrift des Marquard von Eck und Hungersbach, 1607 (Ausschnitt).

Altar mitsamt der Inschrift wurde im vorigen Jahrhundert zerstört, der Wortlaut ist aber abschriftlich überliefert.

Ein ausgesprochen katholisch-gegenreformatorisches Inschriftenprogramm findet sich schließlich in der Eckschen Kapelle im Mergentheimer Münster: Der Stifter ist diesmal nicht inschriftlich genannt, sondern vor der Muttergottes kniend auf einem Gemälde verewigt. Gewölbe und Wände sind komplett ausgemalt mit einem mariologischen Programm. Szenen aus dem Marienleben sind mit lateinischen Versinschriften versehen, deren Quellen ich noch nicht ermitteln konnte. Die übrigen Szenen zeigen Maria als Beschützerin verschiedener Personengruppen. Die Beischriften hierzu ergeben die berühmte marianische Antiphon *Salve Regina*, den Preis der Himmelskönigin, der schließt mit der Marienanrufung *O CLEMENS, O PIA, / O DVLCIS, VIRGO MARIA* (o milde, o fromme, o süße Jungfrau Maria). Auch hier finden sich daneben die Bilder der hl. Michael und Georg.

Gelegentlich lassen sich Inschriften auch als sozialgeschichtliche Quellen auswerten¹⁵. Wer sich beim Besuch der Creglinger Herrgottskapelle nicht ausschließlich für den berühmten Riemenschneideraltar interessiert, dem wird auffallen, daß der gesamte Fußboden des Langhauses noch mit Grabplatten des 15. bis 18. Jahrhunderts belegt ist, die leider durch Abnutzung zum Teil bis zur Unkenntlichkeit zer-

15 Vgl. musterhaft *H. Valentinitz*: Grabinschriften und Grabmäler als Ausdruck sozialen Aufstiegs im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, in: *W. Koch* (Hrsg.): *Epigraphik 1988*. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik, Graz, 10.–14. Mai 1988. Referate und Round-Table-Gespräche (Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 213; Veröffentlichungen der Kommission für die Herausgabe der Inschriften des deutschen Mittelalters 2), Wien 1990, S. 15–26; ferner: *A. Seeliger-Zeiss*: Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg – Ihre Rolle als geschichtliche Quelle und Spiegel der Sozialstruktur der Bevölkerung vergangener Jahrhunderte, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 40 (1987), S. 73–92.

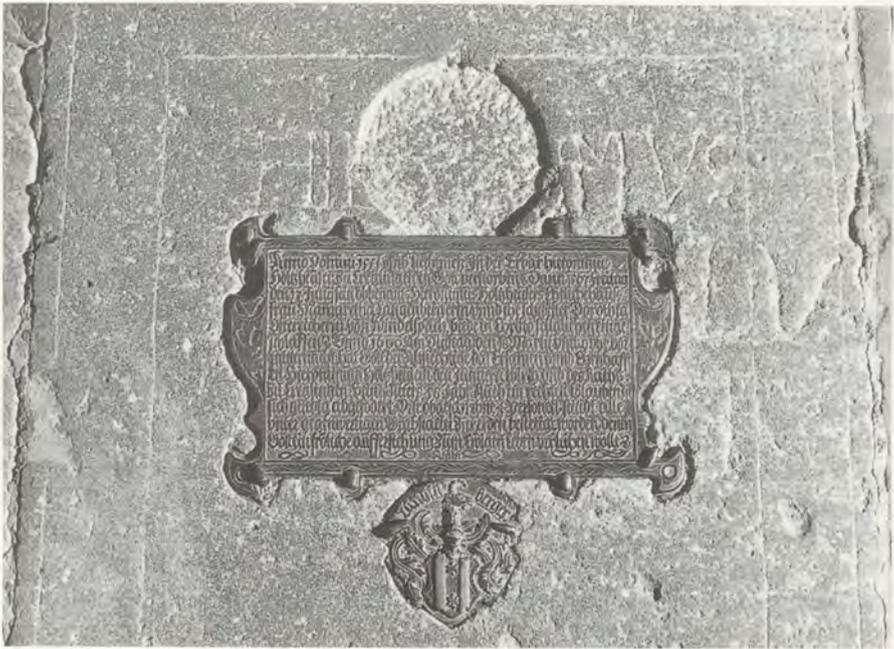


Abb. 15 Creglingen, Herrgottskapelle: Grabplatte für Hieronymus Holtzheuser d. Ä., 1551, mit nachträglich auf einer Messingtafel angebrachter Sterbeinschrift für weitere Angehörige der Familie, 1600.

stört sind. Ihre Inschriften wurden jetzt erstmals vollständig erfaßt und dokumentiert. Bei etlichen dieser Grabplatten ist eine Mehrfachverwendung anhand von Inschriften unterschiedlicher Zeitstellung zu beobachten. So kann man an einer Grabplatte mit vier Inschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts erkennen, daß das Grab innerhalb derselben Familie offenbar alle ein bis zwei Generationen neu belegt wurde. An einer der Grabplatten kann man den sozialen Aufstieg einer Creglinger Bürgerfamilie im 16. Jahrhundert ablesen (Abb. 15). Die Muschelkalkplatte hat einen breiten aus zwei Ritzlinien gebildeten Rahmen. In der oberen Hälfte ist eine ursprünglich dreiteilige Messingtafel aufgelegt. Die Inschrift lautet: *Anno Domini · 1551 · vmb liechtmesz. Ist der Erbar Hieronimus = / Holtzheuser · Zu Creglingen in Gott verstorben · Dann · 1567 · Freitag / den · 17 · Junij sein obbenants Hieronimus Holtzheusers Eheliche Hauss=frau · Margaretha Langenbergerin · vnnnd ihr schwester Dorothea / Ostereicherin · von Windelspach . beede in Christo seliglichen einge=schlaffen · Vnnnd · 1600 Am Dinstag . den · 18 · Martij · vmb . 9 vhr . vor / mitternacht . hat Gott der Almechtige den Ersamen vnnnd Ehrnhafft/en . Hieronimum Holtzheusern · den Jungern wirth . vnd des Raths . / zu Creglingen . Seines Alters · 58 · Jahr . Auch im rechten Glauben zu / sich gnedig abgefodert .*

Dise obgeschribne 4 Personen · seindt alle / vnter gegenwertigen Grabstaein Zur erden bestetigt worden · denen / Gott ein fröliche aufferstehung Zum Ewigen Leben · verleihen wölle · / · Amen · . Die Inschrift für Hieronymus d. J., seine Eltern und seine Tante wurde demnach 1600 angefertigt. Die Grabplatte ist dagegen die von 1551. Darauf deutet sowohl der breite Rahmen hin, der ab der Mitte des 16. Jahrhunderts in Creglingen von einer deutlich schmaleren Randleiste abgelöst wird, als auch Reste der Grabinschrift für Hieronymus Holtzheuser d. Ä., die freilich fast völlig durch die Anbringung der Messingplatte getilgt wurden: In primitiver und plumper Kapitalis war 1551 lediglich der Name des Verstorbenen zur Grabbezeugung eingehauen worden. Die Nameninschriften für Margareta Langenberger und ihre Schwester fanden vielleicht in der später für eine Nachbestattungsinschrift von 1711 abgearbeiteten unteren Plattenhälfte Platz. Diese schlichte Art der Grabinschrift reichte dem mittlerweile in den städtischen Rat aufgestiegenen, 1600 verstorbenen Sohn offenbar nicht mehr aus, und so ließen seine Hinterbliebenen nicht nur für ihn eine aufwendig gearbeitete ausführliche Grabinschrift in Messing gießen, sondern gleichzeitig ausführliche Sterbeinschriften für die zuvor hier bestatteten Familienmitglieder darauf eintragen. Der soziale Aufstieg dokumentiert sich auch in dem schlichten Epitheton *erbar* für Hieronymus d. Ä. gegenüber dem vornehmeren *ersam und ehrnhafft* für den Sohn. Auch die Darstellung von Familienwappen – das Holtzheusersche oben ist heute ausgebrochen – kann als Zeichen gesteigerten Standesbewußtseins gedeutet werden. Bezeichnenderweise stieg ein Mitglied der Familie, wohl ein Bruder Hieronymus' d. J., sogar zum herrschaftlichen Kastner in Creglingen auf; sein Name ist uns bereits in der Bauinschrift am ehemaligen Getreidekasten begegnet.

Nun noch ein kurzer Blick auf die Inschriften als sprachgeschichtliche Quellen. Das erste zögerliche Auftreten der Volkssprache in Inschriften im ehemaligen Landkreis Mergentheim läßt sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konstatieren. Es ist dies die deutschsprachige Gießerinschrift *ZITWAR GOS MICH* auf einer vermutlich im Ersten Weltkrieg eingeschmolzenen Glocke in Finsterlohr (Stadt Creglingen). Auf eine mögliche deutschsprachige Vorlage von 1340 für die Nellenburg-Inschrift am Mergentheimer Spital habe ich bereits hingewiesen. Auf einer – ebenfalls nicht mehr erhaltenen, aber in recht zuverlässiger Abzeichnung¹⁶ überlieferten – Grabplatte für Elisabeth Reich von Mergentheim aus der Wachbacher Kirche, die ins zweite oder dritte Viertel des 14. Jahrhunderts zu datieren ist, wird die im übrigen lateinische Sterbeinschrift mit der deutschen Segensbitte *HILF GOT* beschlossen.

Aber erst im 16. Jahrhundert verdrängt die deutsche Sprache das Lateinische allmählich aus den Inschriften. Und jetzt ist es interessant zu beobachten, wo sich das Lateinische weiterhin hält. Es ist keine Überraschung, daß es sich dabei vorwiegend um Inschriften von Geistlichen, auch von evangelischen Pfarrern, han-

16 O. F. H. Schönhuth: Die ältesten Denkmale der Wachbacher Kirche, in: WFr 1 H. 3 (1849), S. 107–110, mit Abb. (Zeichnung v. Ch. Seeger).

delt. Recht häufig finden sich auch deutschsprachige Sterbeinschriften, denen gelehrte lateinische Verse, meist in der Form elegischer Distichen, beigegeben sind. Als Beispiel sei das Epitaph des Pfarrers Matthäus Lilienfein angeführt (Abb. 16), der 1584 in Elpersheim (Stadt Weikersheim) an der Pest starb, als er in Vertretung für seinen erkrankten Sohn die Gemeinde betreute. Zwei Versinschriften in Latein, eine davon als Chronostichon auf das Todesjahr 1584 abgefaßt, sowie ein lateinisches Bibelzitat stehen einem deutschen Bibelspruch und einer langen, ebenfalls in Verse gefaßten deutschen Sterbeinschrift gegenüber (Das Epitaph ist übrigens wiederum ein Werk des Michel Niklas.)

Wenn auch auf dem Doppelgrabmal für den Adligen Zeisolf von Rosenberg und seine Frau Anna von der Kere von 1576 in Niederstetten der Sterbeinschrift in deutschen Reimversen (und in Fraktur) für die Frau eine in lateinischen Distichen (und in humanistischer Minuskel) für den Mann gegenübergestellt wird, soll dies sicherlich die humanistische Bildung des adeligen Auftraggebers hervorheben.

Kenntnis von häufiger verwendeten Inschriftenformularen kann nützlich sein sowohl bei der zeitlichen Einordnung von Inschriften als auch bei Entscheidungen über Textergänzungen im Falle von Verwitterung, anderweitiger Zerstörung oder aus anderen Gründen eingetretenem Textverlust. In der Markelsheimer Hauptstraße ist im Haus Nr. 53 ein Sandsteinquader eingemauert, dessen Inschrift auf den ersten Blick rätselhaft ist: *O GOT · DIR · LEB · / DEIN · BIN · TOD · V(ND) · / LEBENDIG · 1593*. Der Textbefund ist eindeutig, der Stein ist vollständig erhalten. Die Lösung findet sich, wenn wir zum Vergleich zwei Inschriften aus Seeheim im Landkreis Darmstadt-Dieburg von 1586 bzw. 1589 heranziehen, die ganz ähnlich lauten¹⁷: *Dir Christe leb ich / Dir Christe sterb ich / Sein bin ich allzeit / dot vnd lebendig* bzw. *DIR CHRISTE LEB ICH / DIR CHRIS(TE) STIRB ICH / DEIN BIN ICH TOD V(N)D LEB(ENDIG)*. Die Parallelen sind nicht zu übersehen, als gemeinsame Quelle liegt ein Text des Brenz-Katechismus zugrunde. Offensichtlich ist in der Markelsheimer Inschrift – vielleicht als Zeichen der Bescheidenheit? – das Wort *ICH* zweimal ausgelassen, so daß die Inschrift als dreizeiliger Reim-spruch zu lesen ist: *O Gott, dir leb ich / Dein bin ich / tot und lebendig*.

Ich breche hier ab, möchte aber noch einige Anmerkungen zur Praxis der Aufnahmearbeit vor Ort anschließen. Der in jedem Ort des Bearbeitungsgebiets notwendige ausführliche Erkundungsgang wäre sicherlich manchmal angenehmer, wenn die Hofhunde an die Kette gelegt wären. Auch die Hähne auf dem Gelände des Wachbacher Schlosses sind nicht zu unterschätzende Hindernisse, wenn man Bauinschriften aus der Nähe aufnehmen will. Die zeitaufwendige Suche wird immerhin gelegentlich durch Neufunde belohnt. So fand ich auf dem Elpersheimer Friedhof hinter dichtem Gebüsch einen bislang in der Literatur noch nicht erwähnten Grabstein von 1636 für den Richter und Schieder Andreas Schlechtermann (Abb. 17) mit der stark verwitterten Sterbeinschrift: *ANNO CHRISTI MDCXXXVI /*

17 Die Inschriften der Stadt Darmstadt und der Landkreise Darmstadt-Dieburg und Groß-Gerau, gesammelt u. bearbeitet v. S. Scholz (Die Deutschen Inschriften 49), Wiesbaden 1999, Nr. 254 u. 261.



Abb. 16 Elpersheim (Stadt Weikersheim), ev. Pfarrkirche: Epitaph des Pfarrers Matthäus Lilienfein, 1584.



Abb. 17 Elpersheim (Stadt Weikersheim), Friedhof: Grabstein des Andreas Schlechtermann, 1636.

[. . .]NERST[. . .] IST IN GOTT // VERSHID(EN) DER ERB(AR) VND / ACHBARE ANDRES SCHL/ECHTERMAN SEINES ALTERS · LI IAHR XII IAR IM / GERICHT VND IN DER SCH/IED ZV ELPERSH(EIM) DESSE(N) / SEL GOT GNEDIG SEI A(MEN). Weniger erfreulich, weil äußerst mühsam zu erfassen und zu entziffern, ist die Gruppe der Kritzelinschriften oder Graffiti, die in geringerer Zahl und stark verwaschen an der Creglinger Herrgottskapelle, in weit größerer Zahl aber an der gesamten Südseite der Laudenbacher Bergkirche und im Innern des Wendeltreppenturms dieser Kirche zu finden sind. Diese Kritzeleien wurden entweder eingeritzt oder – weit häufiger – mit Rötelkreide aufgemalt. Es handelt sich dabei um Verewigungen sowohl von Wallfahrern als auch von Handwerkern, die an Bau- und Renovierungsarbeiten beteiligt waren. Soweit möglich, sollen all diese Inschriften in dem Inschriftenband publiziert werden.

Gelegentlich sind Inschriften so stark verwittert oder vermoost, daß man sie erst nach dem dritten Hinsehen entdeckt. Solch ein Beispiel ist die Bauinschrift des Administrators des Hochmeistertums in Preußen und Deutschmeisters Wolfgang Schutzbar genannt Milchling von 1546 am Eingang zu Burg Neuhaus (Gde. Igersheim). In diesem Fall kann man nur von Glück sagen, daß sie bereits im vorigen Jahrhundert abgeschrieben wurde. Die eckigen Klammern schließen die heute zerstörten Textpassagen ein: WOLFGANG VON · GOTS G[NAD(EN)] AD[MINI]ST[R]ATOR DES / HOCH[MEIS]TER[TVMS IN BREVSSSEN M]EISTER [TE]V[TSCH] OR[DENS] / I(N) TEVTSC[H]E(N) V[ND WELSCHE(N)] LANDE(N)] PROBST V[ND] HE[RR] ZV / E[L]W//[AN]GE(N).

Das Auffinden von Flurdenkmälern ist oft trotz Befragung der Ortskundigen nicht leicht. So war das Deubacher Kreuz (Stadt Lauda-Königshofen), errichtet zur



Abb. 18 Markelsheim (Stadt Bad Mergentheim), Glockenturm: Glocke mit Schulterinschrift, 1522.

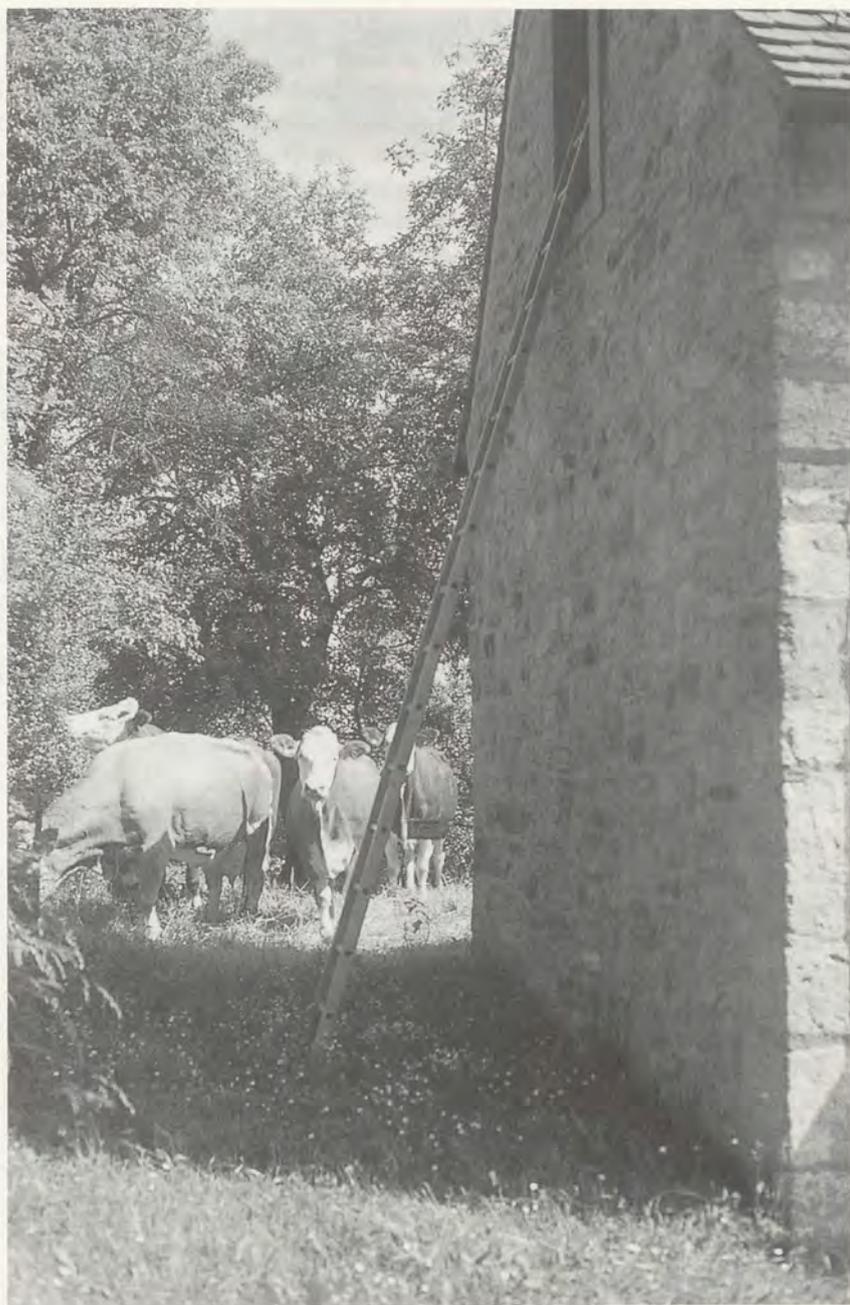


Abb. 19 Niederstetten-Sichertshausen, bei der Aufnahme von Glockeninschriften in der ev. Fialkirche St. Veit.

Erinnerung an den 1618 ermordeten Bernhard Dür, den von mir Befragten unbekannt, es fand sich aber schließlich doch an einer Wegböschung südlich des Orts. Besonders gut versteckt ist auch das sogenannte Lochnerkreuz von 1488 im Wald von Archshofen, das ich nur dank der trotz strömenden Regens tatkräftigen Hilfe des Ortsvorstehers finden konnte, da es zwar, wie in den mir vorliegenden Beschreibungen angegeben, an einem Hohlweg steht, dieser aber schon seit geraumer Zeit nicht mehr genutzt wird und dementsprechend schwer zu finden ist. Es trägt die Inschrift: *An(no) // d(omi)n(i) / M · cccc vn(d) vm // lxxxviii Jar a(m) / samstag v(or) sa(n)t bvrghart al da h(a)t schad(en) / genom(men) d(er) e(r)ber v(n)d vest Jorg lochner · / de(m) got gnad :.*

Bisweilen recht beschwerlich ist auch das Erklimmen der Glockentürme, wenn auch die oft ausgesprochen kunstvoll gestalteten Glockeninschriften, wenn man sie dann endlich vor sich hat, meist für die Mühen entschädigen. Sicherlich kennen die wenigsten Markelsheimer ihre Glocke von 1522 (Abb. 18) mit dem für den Weinort durchaus passenden Dekor und der Inschrift: *· o · crvx · ave · spes · vnica* (o Kreuz, sei begrüßt, einzige Hoffnung), einem Zitat aus dem berühmten Hymnus *Vexilla Regis*. Auch hier erlaubt im übrigen die Form von Schrift und Glockenzier die Zuweisung an einen Gießler, den Nürnberger Sebald Beheim, der eine Glocke mit gleichem Dekor für die Kirche in Weißenkirchberg (Brunst, Landkreis Ansbach) gegossen hat.

Daß gelegentlich die Inschriftenarbeit auch auf ganz unerwartetes Interesse stößt, zeigt endlich das abschließende idyllische Foto von der Filialkirche in Niederstetten-Sichertshausen (Abb. 19).

Zur Bau- und Kunstgeschichte Öhringens

VON EBERHARD KNOBLAUCH

Das Atrium der romanischen Öhringer Stiftskirche

Die typischen Elemente des Atriums der altchristlichen Kirche waren ein vorbereitender Hof, der von einem gedeckten Gang umgeben war und in der Mitte einen Reinigungsbrunnen besaß. Der ca. 45 × 55 m große Hof der Petersbasilika in Rom diente als Versammlungsort der Pilger sowie als Vorkirche von Gottesdienst und Bestattungen. Diese Eingangshalle wurde von der christlichen Kirche übernommen und bei den nachfolgenden Kirchen gebaut.

Im Kloster Lorsch (767–774) wurde durch Grabungen ein älteres Atrium festgestellt. Der Plan von St. Gallen (820) und der dortige Gozbertsbau (825) zeigen halbrunde Hallenumgänge¹. In Basel (1019) ist der Anschnitt eines niederen Bogenanges an der Westseite des Nordwest-Turmes urkundlich nachgewiesen: „vor den Türmen vier Mauerzüge in Längsflucht“². Einen reduzierten Vorhof (11,18 × 14,49 m) mit abschließenden Arkaden hatte die Klosterkirche Limburg/Haardt (1025), von welcher die Öhringer Stiftskirche (1020) wesentliche Merkmale besitzt. Die Klosterkirche Hirsau (1080) erhielt erst später einen Vorhof, den die Hirsauer Folgeklöster allerdings nicht mehr übernahmen.

Keine Nachricht von der Existenz eines Öhringer Vorhofes findet sich beim Hohenloher Historiker Wibel. Auch die Verse eines alten Poeten, die dem „älteren necrologio des Stiftes zu Öhringen am Ende beygeschrieben sind“ und die das Kirchengebäude in älteren Zeiten beschreiben, enthalten keinen Hinweis. Die alten Abbildungen in den Öhringer Stiftsbüchern, die 1428 erneuert wurden, schweigen sich ebenfalls aus; sie zeigen aber zwischen den beiden Westtürmen eine riesenhafte Rundbogennische, hinter der ein zweites, ähnliches Portal hervorschaut. An dieser Stelle befand sich demnach eine offene Vorhalle. Zusammen mit den Westtürmen erinnert dieses triumphale Eingangsmotiv an das der St. Peterskirche in Wimpfen/Tal. Ringsum befand sich der mit einer Mauer umgebene Friedhof. Wibel hat die Westansicht der Öhringer Stiftskirche in ähnlicher Weise dargestellt³.

1 L. Joutz: Der mittelalterliche Klostervorhof, Berlin 1936, S. 90.

2 H. Reinhardt: Die Urkunden und Nachrichten über den Basler Münsterbau bis zum Jahr 1300, in: Oberrheinische Kunst 3 (1928), S. 120, Anm. 3.

3 J. C. Wibel: Kirchen- und Reformations-Hystorie. Teil 1, Öhringen 1752, Titelblatt.

Wegen der Lage der vorgenannten beiden romanischen Westtürme unternahm ich 1957 eine Grabung vor der Westwand des südlichen, spätgotischen Seitenschiffes⁴. Zu meinem Erstaunen stieß ich zunächst nicht auf ein Turmfundament, sondern auf ein ostwestlich verlaufendes Quaderfundament mit der Breite von 1,65 m und der Tiefe von 1,20 m. Es hatte einen Abstand von 3,50 m von der Blasturm-Süd- wand und endete gegen Westen bei einem Abstand von 4,20 m von der vorgenann- ten Seitenschiffwand; infolge eines Leitungsdurchbruchs war innerhalb von 2 m keine Fortsetzung nachzuweisen, so daß das Quaderfundament bei 2 m Länge blieb⁵. Östlich davon lag nun der gesuchte Westabschluß des romanischen Süd- westturmes im Abstand von 2,20 m vom gotischen Seitenschiff und gegen Süden betrug der Abstand von der Blasturm-Süd- wand 6,35 m. Eine Tiefe dieses Turmfund- aments konnte nicht ergraben werden, da sich 2 m unter Geländeneiveau noch kein Ende der Quader zeigte. Sowohl das Turm- als auch das Stichfundament stießen stumpf aneinander, d. h. sie wurden zu unterschiedlichen Zeiten errichtet.

1960 ermöglichten Bauarbeiten im Gebäude Markt- platz Nr. 22 Grabungen auf dem nördlich des Blasturms liegenden Gelände⁶. Dabei zeigte sich, daß das Fundament des romanischen Nordwestturmes genau symmetrisch zu dem des Südwestturmes lag. Das anschließende Stichfundament hatte einen Abstand von 4,30 m von der Blasturm-Nord- wand bei einer Größe von $0,95 \times 2,25$ m, d. h. es war schmaler als das südliche Stichfundament. Die Stichfundamente waren also von den äußeren Turmfundamenten i. M. je 1,20 m eingerückt.

Diese Grabungen brachten also nicht nur den Westabschluß der beiden roma- nischen Westtürme, sondern auch die Ansätze – wie wir heute wissen – einer roma- nischen Vorkirche. Bei der ersten Rekonstruktion eines solchen Bauteils⁷ hatte ich ein Paradies mit den Arkaden eines Innenhofes vermutet⁸.

1984 veranlaßte die Stadt Öhringen Grabungen auf dem Markt- platz, bei denen Fundamente von Vorhof-Mauern freigelegt wurden. Ich versuche deshalb hier eine vorläufige Rekonstruktion des Atriums der romanischen Öhringer Stiftskirche nach den vorgenannten Ergebnissen sowie dem Luftfoto des westlichen Eingangs- bereiches⁹. Nach diesem Bild traten verschiedene Mauern eines regulären 14- sei- tigen Polygons zu Tage, dessen Ecken A und H auf der Ost-West-Achse der Kir- che, die Seiten 4 und II aber parallel dazu lagen. Der Abstand zwischen dem (in der Mitte des Mauerwerks angenommenen) Eckpunkt A und der Blasturm-West- wand ergab sich durch Maßvergleich mit der 6 m breiten Blasturm-Vorstaffel zu 6,95 m. Die Abstände zwischen der Achse und den Mauerwerksmitten der Seiten 4

4 Der Stadt Öhringen danke ich für die Unterstützung dieser Grabarbeiten.

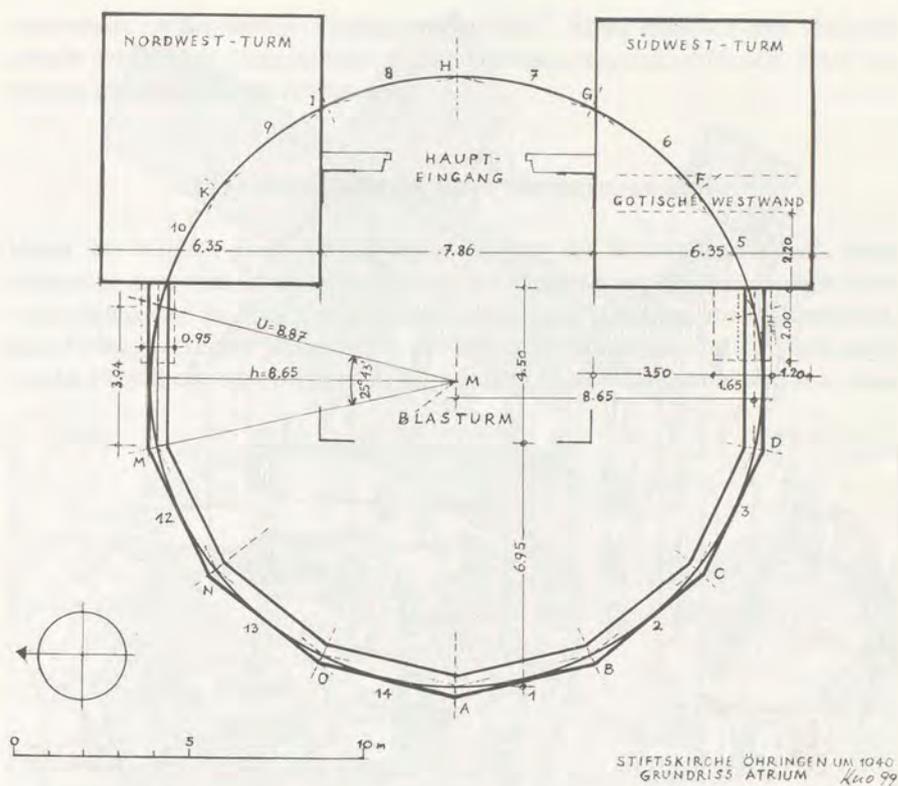
5 E. Knoblauch: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen bis zum Ausgang des Mittelalters, Diss., Stuttgart 1970, Textband, S. 134 ff, Abbildungsband, Pläne III und IV.

6 Für die übermittelten Aufmaße danke ich Herrn Architekt O. Kramer, Heilbronn.

7 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Abbildungsband, Plan III 1, 2.

8 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 142 ff.

9 G. Taddey, W. Rößler, W. Schenk (Hrsgg.): Öhringen. Stadt und Stift (Forschungen aus Württembergisch Franken 31), Sigmaringen 1988, Abb. 227.

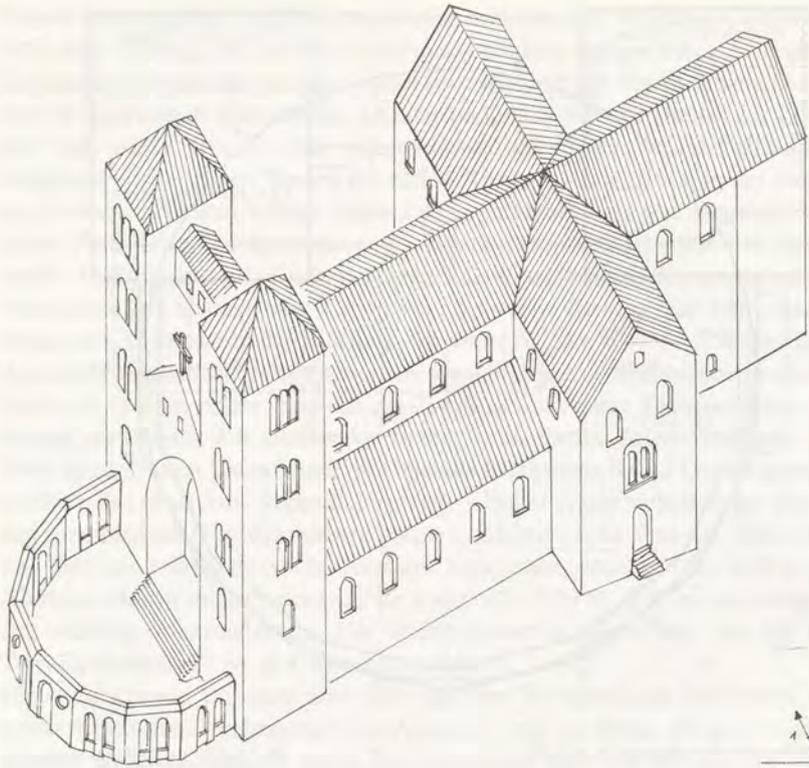


Plan A Grundriß Atrium Öhringer Stiftskirche um 1040.

und 11 betragen nach der Zeichnung jeweils $8,65\text{ m}^{10}$. Mit dieser Höhe wird ein gleichschenkliges Dreieck mit seiner Spitze auf der Achse und einem Scheitelwinkel von $360:14 = 25^\circ 43'$ eingetragen und gleichzeitig in zwei rechtwinklige Dreiecke mit jeweils halbem Scheitelwinkel von $12^\circ 51'$ geteilt. Aus den Winkelfunktionen ergeben sich nunmehr leicht der Umkreishalbmesser a und die Polygoneite b zu $8,65 : \cos. 12^\circ 51' = 8,87\text{ m}$ bzw. $\sin. 12^\circ 51' \times 8,87\text{ m} \times 2 = 3,94\text{ m}$.

Nun können der Umkreis (mit Mittelpunkt ab dem Eckpunkt A) sowie die Polygoneiten ab A eingetragen werden, wobei die Anschlußseiten der Westtürme jeweils eine Stelzung von ca. 70 cm, d. h. eine Gesamtlänge von 4,64 m erhalten. Außerdem ist noch die Stärke des achtseitigen Atriums mit (angenommen) 65 cm nachzutragen.

10 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Abbildungsband, Plan IV. Die Breite des südlichen Stichfundaments wurde für diese Rekonstruktion auf die des nördlichen Stichfundaments mit 0,95 m reduziert.



STIFTSKIRCHE ÖHRINGEN UM 1040
ISOMETRIE VON SÜDWEST *Kno 99*

Plan B Isometrie Öhringer Stiftskirche um 1040.

Die Tür- und Fensteröffnungen dieser Seiten könnte man sich in Anlehnung der Rundbogenblenden im Chor vorstellen¹¹. Ein- und Ausgang lagen wohl beidseits eines in A befindlichen Eckpfeilers. Denkbar wäre auch innerhalb der gestelzten Anschlüsse je eine Türöffnung, wie beim Atrium der Klosterkirche Limburg/Haardt¹². Die sechs in ihrer Mitte 3,94 m langen Atriumwände bildeten vielleicht ein Quadrat. Das Rundbogenmotiv zwischen den beiden Westtürmen hat das Atrium im Grundriß in Polygonform wieder aufgenommen. Vergleiche in der romanischen Baukunst gibt der Bau IV (1039) der Pfeilerbasilika St. Servatius in Maastricht, wo die jeweils mit acht Seiten eines Vierzehnecks geschlossenen

11 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 125, 155.

12 F. Wellmann: Kloster Limburg/Haardt, Diss., Karlsruhe 1953, S. 91.

Querhäuser an die dortige Vierung anschließen¹³. Sonst habe ich eine ähnliche, grazile Ausbildung eines Atriums wie in Öhringen nirgends gefunden. Seine Erbauung dürfte nach 1040 erfolgt sein.

Die Entwicklung der Stadt Öhringen vor 1250

Heinz Stob leistet einen Beitrag durch Deutung der Wachstumsphasen¹⁴. Vorab widmet er dem römischen Lagerdorf mit den beiden Kastellen einen ersten Plan. Ausdehnung und Struktur dieser Niederlassung hatte allerdings zur späteren Siedlung Oringowe keinen Bezug¹⁵. Ob ein älterer Siedlungskern im 10. Jahrhundert um die Pfarrkirche oder im Bereich der heutigen Marktstraße vorhanden war, kann



Plan C Wachstumsphasen Öhringen, von H. Stob (in: Deutscher Städteatlas).

13 T. A. S. M. Pantysen: Die Maastrichter Servatiuskirche im Frühmittelalter. Ein Vorbericht über die jüngste Grabung des städtischen Amtes Bodendenkmalspflege Maastricht, in: Kunstchronik 43 (1990), S. 541 ff, Fig. 7.

14 Heinz Stob: Deutscher Städteatlas. Lieferung 1,7: Öhringen, 1973.

15 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 58 ff und Abbildungsband, Plan II.



Plan D Stadtplan Öhringen 1938.

nur durch Bodenfunde aufgehellt werden. Im ersten Fall hätte die spätere Anlage des Stiftsbereichs eine kostspielige Umsiedlungsaktion der dort ansässigen Bewohner bedeutet. Sicher ist, daß sich an Stelle der Stiftskirche später die hochdotierte dörfliche Pfarrkirche befand. Unbekannt ist die Lage des Adelssitzes der Öhringer Grafen. Die im Stiftungsbrief genannten Siegfried und Eberhard waren wohl im 10. Jahrhundert verstorben, während Hermann noch Tauschgeschäfte für die Stiftsgründung tätigte. Der Wohnsitz der Gräfin Adelheid, der Mitbegründerin des Stifts, auf der Weinsberger Burg, dürfte durch Verwandte Poppos von Lauffen, ihres zweiten Ehemanns, begründet worden sein. Das „schlos“ zu Öhringen¹⁶ entstand erst in der Stauferzeit und eine vorangegangene Burganlage kennen wir nicht. Der Stiftsbereich rings um die Stiftskirche mit dem Kurien der Chorherren kann in seiner Ausdehnung bis heute im Lageplan abgelesen werden. Dieser Bereich wird auf dem Lageplan Stoob nach Untersuchungen zu eng eingegrenzt, da zu den Wohnhäusern der Chorherren jeweils auch ein Gebäude für das Gesinde, ein Wirtschaftsgebäude mit Stallung und Scheune, ein Küchengarten und zum

16 Auch Vogtshaus, Steinhaus.

Ganzen der notwendige Hofraum gehörten¹⁷. An Stelle der dargestellten 10 m tiefen Parzellen beanspruchten somit die Kurien mindestens eine Tiefe von 17–20 m. Diese Areale lassen sich bei Marktplatz 1–3 und 5 gegen Norden, bei Marktplatz 9 gegen Westen, bei Poststr. 68 und bei Kirchbrunnengasse 13 gegen Osten aus älteren Katasterplänen herauslesen¹⁸. Dagegen dürfte die Breite der heutigen Marktplatzzparzellen und -gebäude oft kleiner gewesen sein, wie aus den nachfolgenden Beispielen in alten Plänen hervorgeht: Nr. 7 bestand vor 1618 aus einem giebelständigen nördlichen und einem traufständigen südlichen Haus¹⁹ (Vereinigung 18. Jahrhundert)²⁰. Nr. 9 war in der Tiefe geteilt; Nr. 12 war in der Breite von Nr. 11 zweigeteilt mit nördlichem giebelständigen Teil und noch heute getrennten Kellern; Nr. 3 war zweigeteilt mit durch eine 2,27 m starke Mauer getrennten Kellern. Auf dem nach Süden zur Ohrn abfallenden Gelände sind solche Parzellen durch die Errichtung des Witwenbaues ab 1611 mit späteren Anbauten nicht mehr abzulesen. Das Gebäude Kirchbrunnengasse 27, dessen anschließender Gartenteil bis zur Ohrn reichte, wurde angeblich als Stiftshaus angesprochen²¹. 1536 suchte Graf Albrecht die Wohnungen der Chorherren vom Marktplatz zu entfernen, da er dort ein Gasthofgebäude errichten wollte²². Auch das Quartier zwischen Kirchgasse und Poststraße muß dem Stiftsbereich zugeschlagen werden, da dort das Stiftsamtshaus Poststr. 54 im Jahre 1554 erbaut wurde und dort des Küsters Haus Poststr. 48 und die Stiftsscheuer (schon vor 1624) standen. Zutreffend dürfte der Stiftszugang direkt von der oberen Torstraße als Durchgangsstraße zwischen dem heutigen Gebäude Marktplatz 1 und dem früheren Fruchthaus Poststr. 60 gelegen sein. Ob er jedoch mit einem Turm versehen war, ist fragwürdig. Auch eine Erweiterung des Stiftsbereichs nach Osten ist noch anzumerken, denn die Gebäude Schulgasse 13 (1550) und Schulgasse 8 waren stiftisch und Kirchgasse 8 wurde 1706 für das Stift erworben. Poststr. 66 war vor 1735 noch unbebaut²³.

Die weiteren Stadtteile innerhalb der staufischen Stadtmauer werden von Stoob in Quartiere aufgelöst, wobei er an den Schnittpunkten der Abgrenzungen mit Straßen mehrfach Türme einsetzt; diese konnten jedoch bis heute nirgends nachgewiesen werden. Die im 12. Jahrhundert einsetzenden staufischen Stadtgründungen brachten auch in Öhringen eine Vergrößerung des bestehenden Ortes, der dann 1253 nach dem Weistum ein städtisches Verfassungsbild und zunehmend Rechte

17 Für das folgende: *E. Knoblauch* (wie Anm. 5), Textband, S. 111 ff, 175 ff und Abbildungsband, Plan I und Ia–Ic; *E. Knoblauch*: Die bauliche Entwicklung der Stadt bis zum Ende des Mittelalters, in: *G. Taddey* u. a. (wie Anm. 9), S. 72 ff.

18 *E. Knoblauch*: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen vom Ausgang des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1991, Abbildungsband, Pläne A–F.

19 Es hat heute noch zwei Keller.

20 *J. Gromer, H. Helget*: Bericht zur Untersuchung des Hauses Marktplatz 7 in Öhringen v. 21.7.1986.

21 *A. Fischer*: Beiträge zur Geschichte des Collegiatstiftes zu Öhringen, in: *Archiv für hohenzollernische Geschichte* 2 (1870), S. 151–171.

22 *A. Fischer* (wie Anm. 21), S. 170.

23 *E. Knoblauch* (wie Anm. 18), Textband, S. 509.

einer Stadt besaß. Im Zentrum Öhringens wird eine staufische Plananlage vor 1225 vorgestellt, die sich mit den Gesamtabmessungen von 120×140 m zunächst um das Straßenkreuz Rathaus/Marktstraße erstreckt und dann nach Osten bis zum Stiftsbereich reicht. Sie hatte demnach ihre Begrenzungen nicht durch Straßen oder Gassen erhalten. Die Parzellen sind in diesen beiden Hauptstraßen als Querrippen-system mit 7,5 m Breite und 12,5 m Tiefe ausgebildet und einander ähnlich. Staufische Parzellen sind mit 40×60 Fuß (12×18 m) meist größer. Kleinere Tiefen treten wegen den Geländeverhältnissen in der Winter- und Martergasse auf. Aus den heutigen Katasterplänen können Hofstättengrößen des 12. Jahrhunderts kaum vollständig herausgelesen werden. Hier wäre eine Stadtkernarchäologie mit zusätzlicher Auswertung alter Lagerbücher für die Grundbesitzverhältnisse anzusetzen. Zwischen Rathaus und Rathausstr. 12 ist nach Westen sicher ein Straßenmarkt anzunehmen, nach Norden ist der Hafenmarkt vorgelegt. Für eine Umwehrgung dieser staufischen Anlage fehlen alle Nachweise.

In der Marktstraße eine „nach Süden gedrückte Fernstraße“ zu vermuten, halte ich für merkwürdig, denn gerade diese Straße stellte für die Gläubigen den Zugang zur Kirche dar; dazu kam der städtebauliche Zielpunkt der beiden romanischen Westtürme mit der großen, dazwischen liegenden Rundbogennische und statt dessen später als Zielpunkt der Blasturm. Der hier beschriebene Aufsatz wäre durch die wichtige Nord-Süd-Verbindung Fallhaus-Annakirche zu ergänzen, die sicher die Siedlung des 12. Jahrhunderts in der Rathausstraße berührte und erst durch die staufische Stadtmauer des 13. Jahrhunderts unterbrochen und über das Untere Tor umgeleitet wurde.

Bekannt ist der nach Norden anschließende Propstei- und Vogteibezirk des 11. und 12. Jahrhunderts, der nach Süden sicher die Poststraße überschritten hatte und jenseits des Hafenmarkts eine weitere Marktanlage besaß. Sowohl der Mauerbering des Steinhauses mit Nebengebäuden (1450), der Propsthoft²⁴ mit Propsthaus Poststr. 31 (1577), das Bandhaus mit großem Spitalkeller²⁵ gehören in die Fettumrandung des Stadtplanes. Auch andere Gebäude, wie das Gasthaus zum Löwen (Poststr. 25) reichten bis zur staufischen Stadtmauer²⁶.

Nach Osten ist dieser Bereich durch das dem Gelben Schlöble (Bismarckstr. 13) von 1580 gegenüberliegende Münzgebäude (Bismarckstr. 8) von 1557 zu erweitern, das vermutlich dort schon bei der Stiftsgründung stand. Die weiter folgende Handwerkerzone mit Leeräumen gruppierte sich um die Schafgasse.

Die auf dem Plan Wachstumsphasen nordöstlich des Stiftsbereichs angehängte „Marktsiedlung vor 1100“ hebt sich mit ihrer regelmäßigen Parzellierung (Größen i. D. 10×17 m) auf der Nordseite und 8×15 m auf der Südseite der Poststraße, von der angrenzenden Bebauung ab. Schwerlich lagen einem evtl. Palisadenwall um

24 Die Ausscheidung der Propsteigüter von denen des Stifts erfolgte schon vor 1307 (s. A. Fischer (wie Anm. 21), S. 190).

25 Der Standort des dort vermuteten ersten Spitals ist neuerdings umstritten.

26 Das gesamte Anwesen hatte eine innere Durchfahrt bis zur Mauer s. G. Taddey u. a. (wie Anm. 9), Abb. 195.

diese Siedlung militärische Gesichtspunkte zugrunde; jedenfalls entbehrte er bei dieser Siedlungsform einer Linienführung. Die Parzellentiefen erlauben die Anordnung von Hintergebäuden. Das ehem. Postgebäude Römischer Kaiser (Poststr. 59) hatte noch Stallgebäude für die Postpferde. Es folgt eine Aufzählung weiterer Hintergebäude bei Poststr. 73, 75, 77 + 79, 81 + 83, 87 + 89 und 76 + 78.

Eine ca. 60 m tiefe und 240 m lange „Vorsiedlung“ nördlich der Ohrn ist infolge der immer wieder auftretenden Ohrnüberschwemmungen, z. B. 1589 mit Einfall der Stadtmauer und Abschwemmung der Altstadtbrücke, nicht anzunehmen. Dieses schließt jedoch Hofstätten bei der Walk- und Brückenmühle²⁷ und als Brückenkopf jenseits der Altstadtbrücke nicht aus. Auch die Vorsiedlung im nördlichen Teil der Altstadt, beidseits der Gerber- und Henkersgasse, scheidet infolge ihrer Tieflage (vgl. Hochwasser 1933)²⁸ bestimmt aus.

Bereits ins 14. Jahrhundert – und damit außerhalb dieser Betrachtung – fällt die um ein reguläres Fünfeck gruppierte Spitalanlage sowie der daneben liegende beidseitig bebaute Altstadtplatz; diese einheitliche und sehr gute Lösung kann nur vom gleichen Planverfasser stammen. Die dortigen, jeweils von zwei Gebäuden besetzten, 16 × 33 m großen Parzellen deuten auf Strukturen der im 12. Jahrhundert angelegten Zähringerstädte.

Anton Pilgram als Meister des Öhringer Kanzelträgers

Dieses spätgotische Kunstwerk entstand zum Zeitpunkt des Neubaus des Hallenlanghauses der Öhringer Stiftskirche²⁹. Ein genauer Zeitpunkt ist nicht bekannt, doch kann eine Eingrenzung von 1486 bis 1494 erfolgen. Es stand nördlich der südlichen Pfeilerreihe am 4. Pfeiler von Westen und stellte einen knieenden Werkmeister aus Sandstein dar, auf dessen linker Schulter der Kanzelschaft ruhte. Eine von Bildhauer Lauggas 1747 verfaßte Entwurfskizze zeigt den Kanzelkorb in reicher Barockverkleidung mit Skulpturenreliefs, Putten und reicher Ornamentik. Der kelchförmig dargestellte Kanzelkorb mit Sechseck-Grundriß ist von der Untersicht her zu verstehen, war aber ein Quader mit rechteckigen Feldern³⁰. Auch der Kanzelschaft baute sich auf einem Sechseck auf und war durch Kehlen und Wülste, wie das Foto den Reststückes auf dem Kanzelträger zeigt, stark gegliedert und ohne Sockel.

1785 kam der Träger in die Krypta, während die Kanzel verschwand. 1937 erwarb ein Kunsthändler den Kanzelträger und brachte ihn in das Deutsche Museum in Berlin, wo er noch heute steht. Zur bisherigen Forschungslage ist zu sagen, daß 1930 die Zuschreibung des Sakramentshauses der Heilbronner Kilianskirche mit

27 Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Bd. 24: Hohenloher Land, Mainz 1973, S. 70f.

28 G. Taddey u. a. (wie Anm. 9), Abb. 197.

29 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 417–422.

30 E. Knoblauch (wie Anm. 18), Abbildungsband, Bild Nr. 112.



Abb. 1 Kanzelträger, eh. Öhringen (Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege Nr. 2282).

den die Treppenspindeln tragenden Figuren an den späteren Wiener Dombaumeister Anton Pilgram erfolgte³¹. Seine Selbstbildnisse würden auch 25 Jahre später im Wiener Stephansdom auftreten. Ebenso seien gemeinsame architektonische Stilelemente abzulesen. Acht Jahre später schrieb man auch den Öhringer und den Rottweiler Träger Anton Pilgram zu³². 1950 entdeckte man eine weitere Pilgram-Schöpfung im Heutingsheimer Träger³³ und ein Jahrzehnt später entstand ein Gesamtwerk der frühen Arbeiten Pilgrams in Schwaben³⁴. 1997 veröffentlichte Karl Halbauer eine umfassende Arbeit über „predigtstil“³⁵. Innerhalb eines Katalogs über 47 Einzeluntersuchungen von Kanzeln im württembergischen Neckargebiet beschreibt er die vorgenannten Trägerfiguren, von denen der Öhringer Kanzelträger motivisch dazugehört. Einen weiteren Beitrag zum Thema leistet A. Kemmler-v. Criegern 1996³⁶. Sie geht nach einer genauen Beschreibung der Figur, seiner Haltung, seiner Tracht und seiner Attribute im letzten Kapitel gründlich auf die Bedeutung der Werkmeisterdarstellung ein. Die Absicht der Predigt im 15. Jahrhundert war der Abbau der Distanz zu den Gläubigen. Der Meister dokumentierte durch die Aufstellung seines Werks im Zentrum des Kircheninnenraumes eine demütige Haltung vor Gott. Die Kirchenleitung strebte eine Vermittlerfunktion zwischen dem Betrachter und dem attraktiven Werk an³⁷. Beide letztgenannten Verfasser verneinen die Trägerfiguren als Frühwerk Anton Pilgrams³⁸. Als Gründe werden fehlende urkundliche Belege und die allgemeine Art der Stilmerkmale genannt. Ein Vergleich der schwäbischen Figuren ergäbe keine solche Ähnlichkeit, daß auf einen gemeinsamen Meister zu schließen sei. Bei motivischen Gemeinsamkeiten läge jeweils ein anderer Figurenstil vor³⁹. Das Greifen der Last und deren Ableitung seien jeweils verschieden. Statt Pilgram werden sogar drei Bildhauer der neckarschwäbischen Schule, die im architektonischen Umfeld tätig gewesen seien, vermutet⁴⁰. Gleich anfänglich erklärt A. Kemmler-v. Criegern, daß die Frage nach dem Künstler nicht im Zentrum ihrer Argumentation stehe⁴¹. Urkundliche Belege über die Trägermeister wurden zwar bis jetzt nicht gefunden, wie es bei zahlreichen mittelalterlichen Kunstwerken der Fall ist. Doch kann davon allein eine Zuschreibung abhängig gemacht werden? Evtl. einmal vorhandene

31 R. Schnellbach: Ein unbekanntes Frühwerk des Anton Pilgram, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch NF 1 (1930), S. 202–220.

32 T. Demmler: Der Kanzelträger des Deutschen Museums, ein Werk des Anton Pilgram, in: Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen 59 (1938), S. 161–172.

33 H. Koepf: Der Heutingsheimer Kanzelträger, in: Hie gut Württemberg 1, Nr. 10.

34 K. Oettinger: Anton Pilgram und die Bildhauer von St. Stephan, Wien 1950.

35 K. Halbauer: Predigtstil, Stuttgart 1997.

36 A. Kemmler-v. Criegern: Der Öhringer Kanzelfuß in der Berliner Skulpturensammlung, in: WFr 80 (1996), S. 79–150.

37 A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 137 ff.

38 K. Halbauer (wie Anm. 35), S. 245; A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 81.

39 K. Halbauer (wie Anm. 35), S. 230 ff.; A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 132 f.

40 K. Halbauer (wie Anm. 35), S. 78, 239; A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 81, 95, 103, 120, 133, 149.

41 A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 81.



Abb. 2 *Geselle am Heilbronner Sakramentshaus (Foto: K. Oettinger; Anton Pilgram und die Bildhauer von St. Stephan, Abb. 2).*

Steinmetzzeichen sind heute nicht mehr zu erkennen. Wir sind deshalb auf stilistische Vergleiche angewiesen.

Als ein Mensch mit statisch-tektonischer Naturbegabung war es Pilgram in jedem Trägerfall ein primäres Anliegen, die Aufnahme der Last über der Schulter, den Verlauf der Kräftebahnen in der Gestalt des Trägers und ihre Ableitung in den Grund darzustellen und im Gesamten den Gegendruck zu verdeutlichen, wobei die Gliedmaßen eine wichtige Rolle spielten. Bei der Analyse des Kanzelfußes stellt die vorgenannte Verfasserin fest, daß die Haltung der Figur ganz auf das Tragen des Kanzelkorbs ausgerichtet ist⁴². Somit ist der gestalterische Aufbau der Figuren wesentlich vom Tragen und Stützen bedingt. Bei der nachfolgenden Untersuchung

42 A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 119.



Abb. 3 Meister und Lehrling am Heilbronner Sakramentshaus (Foto: K. Oettinger, Anton Pilgram und die Bildhauer von St. Stephan, Abb. 8).

der statischen Eigenschaften der fünf Trägerfiguren bleiben diese in ihrer architektonischen Bindung untergeordnet⁴³.

Die Figuren werden zuerst durch eine lotrechte Belastung der Kanzel beansprucht. Durch die Anbindung der Kanzel mit Träger an einen Pfeiler entsteht ein standfester Körper, der in Öhringen noch durch eine Zugstange ausgesteift war. In Heilbronn ist die Spindel über dem Gesellen in das Gehäuse eingebunden. Der linke Arm greift den Spindelsockel über der breiten Schulter weniger aus statischen Gründen, sondern als einer wertvollen Last. Bei der gegenüber befindlichen Gruppe umfassen sogar beide Meisterarme die Spindel und setzen deren Drehkräfte fort, so daß eine Schulterauflage entfällt. Der Öhringer und der Heutings-

⁴³ K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 25.

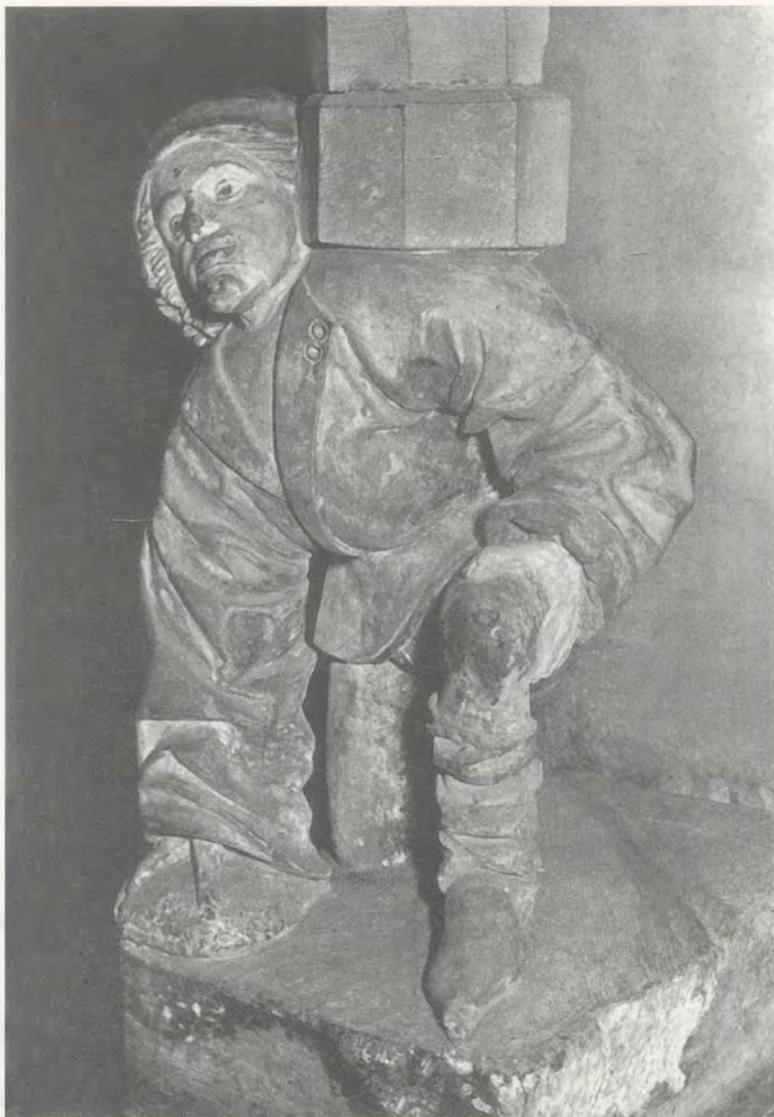


Abb. 4 Kanzelträger, Heutingsheim Pfarrkirche (Foto: K. Oettinger, Anton Pilgram und die Bildhauer von St. Stephan, Abb. 12).

heimer nehmen ihren linken Arm nicht mehr zu Hilfe und erscheinen von der Last zunächst unbeeindruckt. Der Öhringer Kanzelschaft steht ohne Sockel hart und außermittig auf der Schulter, im Gegensatz zu den gesockelten Schäften auf den überbreiten Schulterauflagen des Heilbronner und des Heutingsheimer Trägers.



Abb. 5 Weckenmännle, Selbstbildnis A. Pilgram, Kunstsammlung Lorenzkapelle Rottweil (Foto: Vesper und Trost, Rottweil).

Der Rottweiler legt den rechten Arm vorsichtig an den außermittig aufliegenden Kanzelschaft ohne ihn zu streifen, als wollte er nur auf die Wichtigkeit der Bürde hinweisen. Die Durchführung der Kräfte im Körper geschieht beim jugendlichen Heilbronner Gesellen problemlos über den Oberkörper und den linken Oberschen-

kel in den Untergrund. Dabei übernehmen der rechte, nicht belastete Arm und das aufgestellte rechte Bein die Aussteifung und zeigen gleichzeitig gegeneinander den Rechten Winkel. Die Stellung der Arme und Beine breitet den Gesellen in die Fläche aus. Die Textilaufgaben unter dem Kanzelschaft und unter dem linken Knie zeigen die Verniedlichung der Last. Im Gegensatz dazu erscheint die eigenwillige Meister-Lehrbub-Komposition als ein Gesamtpaket der Kräfte Drehung. Der Meister ist mit seiner schweren Arbeit (Fernhalten der Last vom Grund) im Augenblick so stark beschäftigt, daß er vom Betrachter keine Notiz nimmt und ihm den Rücken zeigt. Der Lehrbub hält die übernommene Last ebenso kurz vom Untergrund fern. Dadurch wölbt sich sein Brustkorb vor und sein Gesicht verzieht sich mit vortretenden Augen und einer Unterlippe zur Grimasse. Diese Gruppe führt den Betrachter in die Tiefe. Der linke, abgewinkelte Arm des Öhringers dient als Stütze und führt einen kleinen Teil der Last über das aufgestellte linke Bein in den Grund. Die Hauptlast geht vom Oberkörper in den rechten Oberschenkel des rechten knieenden Beines in den Grund, wobei der rechte (zu lange) Arm Hilfestellung leistet. Die rechte Hand umfaßt das hier größte Werkstück aller Figuren, liegt aber nur teilweise auf der Unterlagsplatte. Das beabsichtigte Emporstemmen der Last geht aus dem verbissenen Gesichtsausdruck des waagrecht gehaltenen Kopfes mit leicht nach unten gerichtetem starren Blick und der angespannten, federnden Haltung des Körpers hervor. Der schräge Verlauf der Hauptkraft im Körper unterstützt diese Spannung. Der Heutingsheimer schließt sich im wesentlichen dieser Kraftableitung an, wobei seine Gorillaarme (der rechte ist zu lang) und -hände⁴⁴ im Gegensatz zu den fast schlanken Beinen und dem nach außen weichenden starr blickenden Kopf auffallen. Die schräge Kraftlinie durch den Körper ist auffälliger als beim Öhringer. Beim Rottweiler verläuft die schräge Kräftebahn von der rechten Schulter über den Oberkörper und den linken Oberschenkel des knieenden Beines in den Grund. Das rechte aufgestellte Bein dient zur Aussteifung. Der linke unbelastete Arm erscheint fast kraftlos und berührt nur sanft den Oberschenkel. Die bedrohliche Bewegung des Öhringers ist dieser Figur fern. Der Träger ist nach Koepf⁴⁵ ehemals unter der gotischen Kanzeltreppe der Rottweiler Kapellenkirche zu vermuten, die im Barock roh herausgerissen wurde.

Nicht zur Trägergruppe gehört der Schwieberdinger Konsolenengel, der heute unter der Kanzel steht⁴⁶. Der Engel fügt sich in seiner Haltung sehr gut in die statische Eigenart des Öhringers ein. Das um 1494 über dem Engel dargestellte Steinmetzzeichen ist nach Ergänzung der lädierten Stelle (Flügel) mit seinem geraden, aber gespaltenen Spitzwinkel als Zeichen Pilgrams⁴⁷ ausgewiesen. Der Oberkörper zeigt sich nicht, wie bei anderen Konsolen, zwecks Lastaufnahme in vertikaler Lage, sondern strebt nach hinten in die Waagrechte mit Unterstützung der beiden

44 K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 24.

45 H. Koepf: Neuentdeckte Bauwerke des Meisters Anton Pilgram, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 15 (1953), S. 134.

46 R. Schnellbach (wie Anm. 31), S. 220.

47 T. Demmler (wie Anm. 32), S. 36; K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 97.

abgewinkelten Arme. Der Kopf macht diese Bewegung mit und blickt nicht zum Betrachter, sondern in diagonaler Richtung zum Boden.

Wie bereits beschrieben, sind die rechtwinkligen Gegenüberstellungen von Armen und Beinen der Trägerfiguren, besonders deutlich beim Heilbronner Gesellen und beim Öhringer Kanzelträger, als geometrischer Begriff ausgebildet. Überall gehört die Gewandung zur Ausgestaltung der jeweiligen statischen Eigenheiten. Die Hüftgürtung mit der Spannung der Beinkleidung am Oberschenkel oder das Auseinanderklaffen des Rocks auf der Brust. Wirksame Kontraste zwischen glatter Fläche und eingegrabenen Tiefen (Faltenwerk)⁴⁸ treten beim rechten Arm und rechten Oberschenkel des Öhringers und des Heutingsheimers sowie beim rechten Unter- und rechten Oberschenkel des Rottweilers auf. Die Ärmelmanschetten oder die Ösen für die Kordel am Aufschlag des Wamses stimmen bei allen Figuren überein. Die Hüte sind ähnlich⁴⁹.

Beim Lehrbuben, dem Rottweiler und dem Öhringer treten schneckenartige, in der Mitte gebohrte Locken auf⁵⁰. Der Künstler hat bei allen Figuren dieselben Formelemente jeweils neu aus der Aufgabe heraus, wie die verschiedenartige Ableitung der Lasten, verarbeitet⁵¹. In Anbetracht dieser Identitäten und Entsprechungen in der statisch-konstruktiven Gestaltung schließen diese Trägerfiguren verschiedene Meister aus und sind mit Sicherheit auf eine Werkstatt beschränkt. K. Halbauer konnte bei seinen differenzierten Untersuchungen von 47 Kanzeln im Neckargebiet keinen der drei vermuteten „neckarschwäbischen Meister“ aufgreifen. A. Kemmler-v. Criegern gibt immerhin formale Ähnlichkeiten des Heutingsheimers und des Rottweilers mit dem Öhringer zu⁵².

Adam Kraft hat bei seinem Sakramentshaus in Nürnberg (St. Lorenz) zwischen tragenden und nicht tragenden Teilen unterschieden⁵³. Träger der Sakramentshaus-Umrandung sind die Stützen, während sich die spannungslosen Figuren frei und unbelastet zeigen. Die Trägerfigur „Der Astbrecher“ von Peter Vischer d. Ä. (1490) zeigt dagegen wieder kraftvolle, verschobene Gliedmaßen und einen nach unten gedrückten Kopf (nach Verlust der Last). In der Tübinger Stiftskirche lehnt sich ein aufblickender Werkmeister geruhsam an den Kanzelschaft und akzeptiert die gesamte in den Boden abfließende Last ohne Verbindung damit. Somit erübrigen sich die Darstellungen der statisch bedingten Körperteile. In der Stadtkirche Villingen umfaßt der Baumeister (?) die Stütze (Säule) der Kanzeltreppe und der starke Kanzelschaft wird von vier Figuren umstanden. So findet auch hier eine statische Auseinandersetzung mit den Säulen nicht statt.

48 T. Demmler (wie Anm. 32), S. 162.

49 K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 23.

50 K. Halbauer (wie Anm. 35), S. 239.

51 T. Demmler (wie Anm. 32), S. 162, 164, 167, 173.

52 A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 130, 132.

53 A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 117.



Abb. 6 Anton Pilgram, Selbstbildnis an der Kanzel, Wien, Stephansdom (Foto: K. Gerstenberg, *Die deutschen Baumeisterbildnisse des Mittelalters*, S. 208).

Beim Vergleich mit den Wiener Selbstbildnissen Pilgrams⁵⁴ seien, so wenden die beiden Verfasser ein, die bisher aufgezeigten und angeblich übereinstimmenden Stilmerkmale allgemeiner Art und gegenseitige physiognomische Ähnlichkeiten nicht sichtbar. Außerdem hätte Pilgram in Wien keine Vollfiguren, wie in Schwaben, geschaffen⁵⁵.

Zunächst muß der Zeitunterschied der Arbeiten von ca. 20 Jahren und damit auch eine Änderung der Formensprache beachtet werden. Einer Tätigkeit von 18 Jahren in Südwestdeutschland stehen nur 5 Jahre in Wien gegenüber. Sodann ist den schwäbischen Trägerfiguren ein anderer Sinngehalt als den Wiener Figuren zum Ziel gesetzt. Der lustige Geselle in Heilbronn steht im Gegensatz zum Pilgramrelief an der Kanzel mit resignierendem Gesichtsausdruck. Der Meister arbeitete in Österreich sicher auf einer anderen Ebene und seine Halbbüste unter dem Orgelfuß trägt diesen auf ihrem Nacken, d. h. sie übt eine tragende Funktion, wie die schwäbischen Figuren, aus. Eine ganzfigurliche Kanzelträgerdarstellung (Vermittlerrolle des Trägers zu den Gläubigen), wurde möglicherweise von den Pfarreien abgelehnt, nach den Spannungen Pilgrams mit seinen Berufskollegen der Steinmetzenbruderschaft. Der stürmische Draufgänger begann immer wieder Streit und hatte deshalb wenig Freunde. Gleichwohl sind in Details Übereinstimmungen nachzuweisen:

Der Rottweiler besitzt eine rechteckige Kopfform mit ausgeprägtem Kinn und wulstigen Lippen und entspricht so dem Selbstbildnis unter der Wiener Kanzel. Die dortigen, weit auseinander liegenden Augen unter harten Bogen und die tiefen Halsausschnitte verweisen auf den Heilbronner Lehrbuben. Der Öhringer und das Selbstbildnis am Wiener Orgelfuß besitzen die gleichen Nasen- und Mundfalten. Bei beiden Wiener Selbstbildnissen ist die Physiognomie durch den Zeitablauf von ca. 20 Jahren gealtert, wie die eingefallenen Wangen und die faltigen Hände z. B. gegenüber dem Rottweiler beweisen. Abstehende Lockenbündel mit Bohrungen treten bei allen schwäbischen Figuren auf und wurden bei der Orgelfuß-Büste und beim Hl. Ambrosius übernommen. Eine rillenmäßige Haarbehandlung hat die Vollplastik Hünders neben dem Heilbronner Sakramentshaus. Die gleiche Haarstruktur tritt bei einer kleinen Heiligenfigur am Wiener Kanzelfuß auf. Das reiche Faltenwerk am rechten Ärmel des Hl. Augustinus ist bei den Falten der abgerutschten Stiefelschäfte des Heilbronner Gesellen deutlich vorgezeichnet. Diese Stiefelfalten ähneln der aus versetzt geschichteten Vielecken bestehenden Wiener Orgelfußkonsole⁵⁶. Die Ösen mit Kordel am Aufschlag des Öhringer Wamses sind ebenso am Unterkleid des Wiener Kanzelbildes anzutreffen. Tiefe Halsausschnitte treten bei allen schwäbischen Trägern und den beiden Wiener Selbstbildnissen auf. Die akribischen Detailuntersuchungen Halbauers sind sicher notwendig und nütz-

54 Am Orgelfuß 1513 und der Kanzel 1515 (mit vier Kirchenvätern am Kanzelkorb) im Wiener Stephansdom.

55 K. Halbauer (wie Anm. 35), S. 236; A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 27, 132.

56 R. Schnellbach (wie Anm. 31), S. 216.



Abb. 7 Anton Pilgram, Selbstbildnis am Orgelfuß, Wien Stephansdom (Foto: K. Oettinger, Anton Pilgram und die Bildhauer von St. Stephan, Abb. 54).

lich, doch darf nicht vergessen werden, daß Meister Pilgram in Vergleichsfällen nicht ein eintöniges Abbild anstrebte, sondern sich auch künstlerische Freiheiten gestattete. Ich räume ein, daß die schwäbischen Figuren keine genaue Porträitähnlichkeit mit Pilgram aufweisen. Sie sind aber als Schilderung seiner Lebensbilder aufzufassen⁵⁷:

- Heilbronn Geselle: vergnügliches Tragen der Last, leichte Gesamthaltung
 Meister: rückseitige Bruskierung des Betrachters, da in die Arbeit eingespannt
 Lehrbub: zerquälter Gesichtsausdruck vor Anstrengung und Angst
- Heutingsheim starrer, seelenloser Blick, wenig individuelle Züge, mumienhafte Apathie (Nase und Kinn unrichtig ergänzt)
- Rottweil leidender Gesichtsausdruck mit klagenden Augen und Erschöpfung durch die Mühe des Tragens.
 freie Bewegung und weiche Übergänge (z. B. Hände)
- Öhringen strenger, kraftvoller Gesamtaufbau, selbstbewußte starre Kopfhaltung, angespanntes, fast häßliches Gesicht
- Wien Orgelfuß (Selbstbildnis). Die Alterung beginnt mit ca. 60 Jahren. Die ehem. aggressive Leidenschaft wird durch Melancholie und Enttäuschungen verdrängt
- Wien Kanzel (Selbstbildnis). Er nimmt mit ca. 65 Jahren Abschied von seinem Werk; blickt müde und resigniert auf sein Künstlerleben zurück
- Brünn Totenmaske (Selbstdarstellung) in Kapuzenhülle.
 Seelisch leidende Züge, breite Backenknochen, übereinandergefallene Wangen, vorgebauter Mundteil über hängender Unterlippe. Durchklingen einzelner Züge mit dem Hl. Augustinus.

Die Datierungen sind bei den Heilbronner Figuren, zusammen mit dem Sakramentshaus ab 1487 unbestritten. Der Heutingsheimer dürfte nach Fertigstellung des dortigen Chors 1487 (Peter von Koblenz) einzuordnen sein. Beim Rottweiler schließe ich mich Oettinger mit 1492 an⁵⁸ (ohne Berücksichtigung des Chorbaus 1478–83). Der Öhringer, als die wohl reifste Leistung Pilgrams, ist ins Jahr 1494 (Weihe der Kirche mit 10 Altären) zu legen.

Wegen Fehlens der Kanzeln ist ein Vergleich architektonischer Details nur wenig möglich. Auf der Lauggas-Zeichnung der barockisierten Öhringer Kanzel sind die unteren und oberen Abschlußgesimse des Korbs durch gegeneinander abgesetzte Kehlen und Wülste profiliert⁵⁹ und als die spätgotischen anzusehen. Sie treten an der Wiener Orgelfußbrüstung kräftiger auf und sind als allgemeine Stilmerkmale anzusehen. Der Kanzelschaft ist aus dem Sechseck entwickelt und durch gegen-

57 K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 251; A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), S. 133.

58 K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 26.

59 E. Knoblauch (wie Anm. 18), Abbildungsband, Bild Nr. 112.

einander abgesetzte Kehlen und Wülste profiliert⁶⁰. Er ähnelt der Profilierung der Treppenspinde am Heilbronner Sakramentshaus und der Dienste des Kilianschors⁶¹. Der über der Schulter hart abgeschnittene Kanzelschaft ähnelt der Endigung des Sakramentsfußes auf dem Rücken des gequetschten Hundes. Bei den Wendeltreppen in Heilbronn und der Wiener Kanzeltreppe sind die Stufen seitlich von den Brüstungszonen abgesetzt, wobei diese zweifache bzw. vierfache Fischblasenräder ausweisen. Über der Maßwerk Galerie des Heilbronner Sakramentshauses befinden sich vier Kielbogen, deren Hauptelement in der Mitte freikragend (wie beim Sakramentshaus Steyr) herabhängt. Sie haben eine Halbwürfelbasis auf Blattwerk-Schlußsteinen, die ebenso an der Wiener Kanzel auftreten⁶². Dieser Kielbogenkranz wird von einem zweiten, versetzten (invertierten) Spitzbogenkranz nach hinten überlagert. Engste Übereinstimmung damit hat das Sakramentshaus in der nordöstlichen Chorecke der Schwieberdinger Kirche mit seinem vierfachen, sich überschneidenden Kielbogenkranz, der von einem zweiten Kranz überlagert wird (1494). Reste des Füllwerks deuten auf das Heilbronner Sakramentshaus. Bei der Maßwerkknospe der Wiener Kanzel sind weit gespannte, nach unten durchhängende Bögen angeordnet, denen in der Mitte kurze Bögen mit Fialenbekrönung vorgelegt sind. In kleinerem Maßstab überlagern sich die Kielbögen über den Kirchenvätern des Kanzelkorbs. Unter diesen Kielbögen befinden sich auf den Kopf gestellte Fischblasen, die denen der Maßwerkbrücken der Heilbronner Chorfenster sehr ähnlich sind; ebenso seien hier die Fischblasen der Galerie des 2. Stocks des Heilbronner Nordsakramentshauses erwähnt. Zweifache Fischblasenräder besitzen die dortigen Brüstungen im 1. Stock und die Galerien im 3. Stock. Beidseits der Tür des Sakramentschreins und hinter dem Stab- und Rankenwerk des Hauptsakramentshauses befinden sich von Baldachinen bekrönte Figuren (Kilian und Dorothea), wie am Wiener Kanzelfuß⁶³; diese haben auch ähnliche Gesichts- und Mantelfalten wie dort. Nach den hier veranstalteten Vergleichsuntersuchungen reichen die bisherigen Zuschreibungen an Anton Pilgram auch weiterhin aus, ihn als Meister des Öhringer Kanzelträgers zu nennen. Die beiden von Halbauer und Kemmler-v. Criegern vermuteten Meister von Urach oder Sporer kommen nach den folgenden Prüfungen nicht in Frage.

Hans von Urach wurde um 1440 am Mittelrhein geboren und erhielt dort seine Ausbildung⁶⁴. Über Mechthild von der Pfalz kam er im Gefolge einer ganzen Reihe von Meistern ins Neckargebiet und zählte zum sog. „älteren Uracher Meisterkreis“. Im Dienerbuch des Grafen Eberhard im Bart ist er von 1484–1492 ein-

60 A. Kemmler-v. Criegern (wie Anm. 36), Abb. 1, 6.

61 R. Schnellbach (wie Anm. 31), Bild 199, 200. Der Heilbronner Geselle steht auf einer achtseitigen Konsole.

62 R. Schnellbach (wie Anm. 31), S. 206.

63 Solche Baldachin-Figuren traten ähnlich an dem Vorbildlichen Straßburger Kanzelfuß (1486) auf; unabhängig davon verleiht der eingezogene Kanzelfuß dem Wiener Kunstwerk (1515) bessere Gesamtproportionen.

64 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 465 ff.

getragen und nannte sich auch Hans Scheyb. Er wurde stets als Baumeister und nie als Bildhauer bezeichnet. Bildhauerische Arbeiten von ihm sind offiziell unbekannt. 1463 arbeitete er zusammen mit seinem Bruder Jakob von Urach in der Marbacher Hallenkirche, wo Fratzenkonsolen seitlich des Triumphbogens und an der Langhaus-Westwand bekannt sind. 1477 tritt er auf Wappenschilden, die von Engeln gehalten werden, am Chorgewölbe der Speyrerkirche in Ditzingen auf. Dort sind auch Fratzenkonsolen mit besonders großen Mäulern vorhanden. Vielleicht arbeitete v. Urach 1487 auch am Heilbronner Chorgewölbe? Sicher errichtete er das Gewölbe des Gmünder Heiligkreuzchores 1491, wo ein Wappenschild mit seinem Steinmetzzeichen von Engeln gehalten wird. In den Jahren 1490–94 entstand das Öhringer Hallenlanghaus unter ihm, dem die Hohenloher Bauherrschaft „mehr als seinem Mitgesellen“ Sporer vertraute. Diesem scheint mehr die Ausführung des Gewölbes obgelegen zu sein. 1491 beabsichtigte man, beiden Meistern zusammen 100 fl. zu geben, die in den beiden folgenden Jahren in Raten ausbezahlt wurden. Unklar bleibt, wem die Halbbüstenkonsolen im Mittelschiff (Propheten) und den Seitenschiffen (Engel) zuzuordnen sind⁶⁵. Während Hans von Urach sicher schon die meiste Zeit anderswo arbeitete (er wurde 1493 nach Hall abberufen), könnte ein Uracher Bautrupp an den Gewölbeanfängern tätig gewesen sein. Am ehem. Kanzelpfeiler sind Maria mit dem Kind und ein Prophet hervorzuheben; dieser deutet mit dem rechten Zeigefinger auf das Wort „soli“ des Spruchbandes; ähnlich deutet Bonaventura (?) auf einem Schlußstein der Uracher Amanduskirche mit zwei Fingern auf die Bibel⁶⁶. Von den Engeln ist der am 1. Südpfeiler von Westen ausdrucksvoll. Im nördlichen Öhringer Seitenschiff treten zumeist Engel auf, die ehrerbietig Wappenschilder halten. Überwiegend sind die Öhringer Büsten und Schlußstein-Figuren in sich ruhende Schöpfungen mit weichen Zügen, verhaltenem Temperament und wenig charaktervoll. Ähnliche Merkmale treten bei den Figurenkonsolen der Uracher Amanduskirche auf, was nicht bedeutet, daß die Uracher Meister derartige Ausbildungen überall vorzeigen; man denke nur an die temperamentvollen Eglosheimer und Eberdinger Arbeiten. Die Öhringer Konsolen jedenfalls haben mit dem vitalen Stil des Kanzelträgers nichts gemeinsam. Es sei ergänzt, daß Hans von Urach und Bernhard Sporer wegen Wölbfehlern mit der an Geldknappheit leidenden Hohenloher Bauherrschaft abschließend vor Gericht standen.

Hatte das parabelförmige Öhringer Netzgewölbe schon Aufsehen erregt, so stellte der Haller Chor mit Umgang und Einsatzkapellen (denen von Gmünd nachempfunden) eine Spitzenleistung der schwäbischen Spätgotik dar⁶⁷. 1494 erhielt er zusammen mit seinem Bruder dort einen Anstellungsvertrag. Bildhauerwerke sind in Hall nicht zu erwarten, da bei seinem Tode 1505 erst halbhohe Chorwände existierten. Vielleicht haben beide um die gleiche Zeit dem Schorndorfer Chor seine

65 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 546; G. Taddey u. a. (wie Anm. 9), Bilder 62–65.

66 F. Schmid (Hrsg.): Die Amanduskirche in Bad Urach, Sigmaringen 1990, Abb. 26.

67 H. Koepf: Schwäbische Kunstgeschichte (Baukunst der Gotik), 1961, S. 63.

Gestalt mit einem vorgetäuschten Kapellenkranz verliehen⁶⁸. Sein Sohn Hans von Oringen war 1480–1520 Mitglied der Nürnberger Bauhütte⁶⁹.

Ganz anders stellt sich die Tätigkeit Bernhard Sporer dar. 1455 in Leonberg geboren und 1526 in Öhringen verstorben, kam er 1470 in die Lehre des schwäbischen Meisters Aberlin Jörg. 1480 baute er zusammen mit H. Jörg den Münchinger Chor, wo die Zeichen beider Meister zu sehen sind⁷⁰, dazu zwei Fratzen an den Strebe-pfeilern⁷¹. Das 1487 entstandene Heilbronner Sakramentshaus hat im Kronenteil Statuetten von Christus, dem Hl. Kilian und der Hl. Elisabeth, für die wegen ihrer oberflächlichen Ausbildung Sporer als Meister vermutet wird⁷². In der Heilbronner Sitznische (zerstört) vermutete man ihn als Meister der drei Könige, die etwas steif geraten sind und auf Konsolen stehen, welche nach unten als Segmentbögen durchhängen bzw. mittig mit einer Art Bienenwaben gefüllt sind. Die Kielbogenkränze in der Mitte sind durcheinandergesteckt, aber nicht invertiert⁷³. Im Nordsakramentshaus deuten drei weibliche Heilige im Unterbau, darüber zwei gekrönte männliche Heilige, im 2. Stock eine Prophetenhalbbüste mit Spruchband und darüber wieder ein Heiliger auf Sporer⁷⁴.

Dieses Sakramentshaus scheint nach Koepf in enger Zusammenarbeit mit Pilgram entstanden zu sein. Sollte der kleine Mann, der über die obere Galerie lehnt, der Meister des Werks sein⁷⁵? Schon ab 1489 nennt sich Sporer Bildhauer und zieht 1492 von Heilbronn nach Öhringen, doch ist er von 1498 bis 1503 wieder Heilbronner Einwohner und seine dortigen Bildwerke werden mit Steuern verrechnet. Als keine erheblichen Leistungen werden der 1499 auf dem Heilbronner Rathausgang aufgestellte „geharnischte sambt wehr“ und der an der Rathausfassade befindliche wappenhaltende Engel angesehen⁷⁶. Die Fratzen Darstellungen im Öhringer Langhaus und im Ingelfinger Chor dürften von Sporer stammen⁷⁷. Seine Tätigkeit an der Stadtkirche in Wimpfen erstreckt sich überwiegend auf die Architektur, teils nach vorhandenen Visierungen. 1514–20 tritt er als Baumeister der Schwai-gerner Kirche auf. Das ihm dort zugeschriebene Sakramentshaus enthält auf hohem Sockel eine sitzende Anna mit Jesuskind, umgeben von Maria, Barbara und Katharina. Bei diesen Figuren sind Ähnlichkeiten mit der Weilimdorfer Bewei-

68 A. Schahl: Die Kunstdenkmäler im Rems-Murr-Kreis II, 1983, S. 878.

69 B. Decker: Die Bildwerke des Mittelalters und der Frührenaissance 1200–1565, Sigmaringen 1994, S. 84; A. Klemm: Über die Baumeister der Öhringer Stiftskirche, in: WVjH 1879, S. 290 f.; C. Heideloff: Die deutsche Bauhütte des Mittelalters, Nürnberg 1844, S. 33.

70 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 473.

71 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 498.

72 K. Oettinger (wie Anm. 34), S. 23; H. Koepf: Die Heilbronner Kilianskirche und ihre Meister, Heilbronn 1961, S. 42, 45.

73 H. Koepf (wie Anm. 72), S. 48, 50.

74 H. Koepf (wie Anm. 72), S. 51 f.

75 H. Koepf (wie Anm. 72), S. 52.

76 W. Deutsch: Ein Esslinger Baumeister der Spätgotik, in: Esslinger Studien 18 (1979), S. 158 ff.

77 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 385, 388, 393; E. Knoblauch: Zur Baugeschichte der Ingelfinger St. Nikolauskirche, in: Hohenloher Zeitung v. 2. 8. 1969; G. Himmelheber: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau, Stuttgart 1962, Abb. 137.

nung und dem Handschuhsheimer Grabmal festzustellen⁷⁸. Sie weisen auf Stilformen Lienhard Syfers und sind nicht vor 1523 anzusetzen. Von den zwölf Konsolbüsten im Schwaigerner Langhaus lassen etwa die Hälfte die Handschrift Syfers erkennen, die anderen sieht Deutsch als langweilige Gehilfenarbeiten an⁷⁹. Auf Sporer gehen nur die Zierarchitekturen zurück, wie am Südwestpfeiler der Tabernakel und nicht der Schmerzensmann um 1523 von seiner Hand stammen.

Die zehn Prophetenkonsolen in der Öhringer Annakapelle (vor 1520) fallen durch ihre strengen und scharf geschnittenen Gesichtszüge mit ausdrucksvollen Augen unter geschwungenen Brauen und durch mächtige gerollte Bärte auf⁸⁰. Ihre Attribute werden durch lebhaftes Händenspiel betont. Die verschiedenartig ausgestalteten Kopfbedeckungen unterscheiden sich von den einfachen runden Kappen der Figuren im Öhringer Langhaus. Insgesamt betrachtet stehen sie den Schwaigerner Figuren näher. Die gesicherten und zugeschriebenen Bildwerke Bernhard Sporer reichen von der Qualität nicht aus, ihm den Entwurf und die Ausführung des Öhringer Kanzelträgers zu übertragen.

Der Baubeginn des Langhauses der Öhringer Stiftskirche

Es möge eine kurze Beschreibung der Farbfenster des Öhringer Stiftschores vorausgehen. 1786 ging der größte Teil der noch vorhandenen Fenster verloren⁸¹. Nach weiteren hundert Jahren brachte man die bestehenden Scheiben im südöstlichen und nordöstlichen Fenster unter. Auf diese Kunstwerke ging 1837 Joseph Albrecht näher ein⁸². Die erste größere Abhandlung verfaßte 1967 Hans Wentzel⁸³, welcher bereits 1986 eine umfangreiche Arbeit von Rüdiger Becksmann folgte⁸⁴. Beide Verfasser bestätigten die Albrechtsche Feststellung einer früheren Gesamtverglasung aller Chorfenster, von denen heute nur noch 24 Scheiben und zwei Fragmente bestehen. Als Auslöser der Fensterstiftungen Badens und Württembergs wurde das 1464 stattgefundene Öhringer Fürstentreffen benannt. Hohenlohe hatte als Dank für seine Gastgeberrolle beide Staaten zur Stiftung je eines Fensters verpflichtet⁸⁵. Die badische Stiftung zeigt die vier Söhne Jakobs I. von Baden als geistliche Stifter (siehe Nordostfenster 3 a + c, 4 a + c). Der württembergischen Stiftung (nicht erhalten) wäre zuerst das Ahnenwappen Ulrichs I. von Württemberg zuzuweisen.

78 W. Deutsch (wie Anm. 48), S. 158 ff.

79 W. Deutsch (wie Anm. 48), S. 88.

80 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 451.

81 E. Knoblauch (wie Anm. 18), Textband, S. 761.

82 J. Albrecht: Die Öhringer Stiftskirche, 1837, S. 23.

83 H. Wentzel: Die Farbfenster von Öhringen. Ein didaktisches Beispiel, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaften 21 (1967), S. 141–156.

84 R. Becksmann: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Schwaben von 1350 bis 1530 (Corpus vitrearum medii aevii, Deutschland 1, Schwaben 2), Berlin 1986, S. 138–157.

85 Alle in den Pfälzer Krieg (1460–1462) verwickelten Parteien nahmen an diesem Treffen teil, dessen Aufgabe die Vorbereitung der Versöhnungsurkunde war.

Angenommen wird die Kreuzigung Christi, darunter die Pietà sowie seitlich und darüber insgesamt drei Engel (siehe Südostfenster 4 a–c, 1 c. 3 b). Vermutlich aus einer hohenlohischen Stiftung im Achsenfenster stammt das heute noch vorhandene Ahnenwappen Albrechts I. von Hohenlohe (NO 4 b) und als Pendent ist das seiner Gemahlin Elisabeth von Hanau anzunehmen. Dazu dürfte noch ein Marienzyklus mit dem Engel der Verkündigung und der Maria (beide erhalten) gehört haben (SO 1 a+b). Die im Nordostfenster befindlichen Reihen 1 und 2 gehen auf Reliquienstiftungen für den Annen- und den Marienalter in der Öhringer Krypta zurück. Dargestellt sind Johannes Gemminger, der 1464 den Annenalter weihte, sowie ein unbekannter Bischof. In der 2. Reihe sieht man die für den Marienkult verantwortlichen Geschwister Neyperger.

Wentzel und Becksmann stellten nun fest, daß die drei Bilder der 2. Reihe des Südostfensters von den übrigen Scheiben, die 1464 entstanden, im Stil abweichen⁸⁶. Der letztere sieht die thronende Madonna mit Kind zwischen zwei leuchtertragenden Engeln aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts (1475) stammend⁸⁷. Der linke Engel mit Pfauenflügeln habe mit seiner prunkvollen roten Brokat-Pluviale sogar viel eher Verbindung zur Mutter Gottes als der rechte Engel. Dieser sei einer zweiten Fensterstiftung unbekanntem Inhalts zuzuordnen. Nach weiterer Untersuchung dieser Bilder werden Zusammenhänge mit der Werkstatt des Meisters in der Benediktinerkirche Walburg im Elsaß gesehen⁸⁸.

Noch zu Albrechts Zeiten befanden sich diese Scheibenreste in Fenstern der Langhaus-Nordseite⁸⁹. Daraus schloß Becksmann nach der Chorfertigstellung 1464 auf einen zügigen Weiterbau am Langhaus mit Einsatzkapellen und Maßwerkfenstern durch die bisher an der Kirche tätigen badischen Werkleute; der bisher angenommene in Verbindung mit dem Gewölbe stehende Langhausumbau 1490 überzeuge ihn nicht⁹⁰. Dazu kämen die großen Rechnungsablegungen dieser Jahre. Er bringt diese drei Scheiben einschließlich weiterer, heute verlorener Scheiben in den Fenstern des Langhauses nach dessen Fertigstellung, längstens 1475 unter. Diese Annahme halte ich für sehr unwahrscheinlich, weil Verglasungen von Kirchenfenstern nach dem Einzug der Gewölbe erfolgen⁹¹. Die hohen Rechnungsabschlußsummen in den Jahren 1475 und 1478 beziehen wie bei der Chorabrechnung (1462 und 1466) die davor liegenden, nicht abgerechneten Jahre 1472–74, 1476, 1477 (bzw. 1461 und 1465) ein⁹²; eine Verteilung dieser größeren Summen auf die Vorjahre würde gleichartige Beträge ergeben. Eine weitere Betrachtung der Rech-

86 H. Wentzel (wie Anm. 83), S. 153 f.; R. Becksmann (wie Anm. 84), S. 155.

87 R. Becksmann (wie Anm. 84), S. 139, 156.

88 H. Wentzel (wie Anm. 83), S. 153 f.; R. Becksmann (wie Anm. 84), S. 155.

89 J. Albrecht (wie Anm. 82), S. 23 (Notiz).

90 R. Becksmann (wie Anm. 84), S. 139 f.

91 R. Becksmann (wie Anm. 84), S. 61, 146 erwähnt Wölbung und Fenster des Heilbronner Kilianschores, bezieht diese aber nicht auf Öhringen.

92 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 302, 387.



Abb. 8 *Thronende Maria mit Kind, im Südostfenster des Chores der Öhringer Stiftskirche (Foto: Adolf Erdmann).*

nungs-Summen ergibt Lücken in den Jahren 1468–70 (nach der Chorfertigstellung) und 1479–88. 1486 werden vom Heilbronner Rat 300 fl. an Kraft VI. von Hohenlohe geliehen⁹³.

93 M. v. Rauch (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Heilbronn (WGQ 15), Stuttgart 1913, S. 354, Nr. 1416a.

Blicken wir auf die bisher bekannten Baudaten zurück. Ein Kirchenneubau war schon von Kraft III. von Hohenlohe († 1371) ins Auge gefaßt, da seine Brüder in Vollstreckung seines letzten Willens 50 fl. zum Neubau der Kirche stifteten⁹⁴. Der 1402 verstorbene Konrad von Lickartshausen hatte 100 Pfd. „ad fabricam ecclesie“ vermacht. Dann datiert die erste Nachricht vom 26. 2. 1451, als ein Ablass für Beiträge zum Bau verheißen wurde⁹⁵. Aus einem weiteren Ablass von 1453 auf sieben Jahre (durch Papst Nikolaus gegeben) ist ersichtlich, daß man wegen Blitz und Stürmen den Einsturz des (SW)Turmes befürchtete⁹⁶. Nachdem 1457 erneute Wetterunbilden diesen Turmeinfall bewirkten, ist aus einem Sammelbrief die Planung eines vollständigen Kirchenneubaues zu entnehmen⁹⁷. Im gleichen Jahre waren drei Altäre in der Krypta geweiht. 1454 war der Chorneubau begonnen und 1467 mit der Weihe des oberen Choraltars endgültig fertiggestellt⁹⁸. Bereits 1457 ist vom Läuturm die Rede, der damals „in guter Höhe aufgerichtet“ war⁹⁹. Zwischen 1467 und 1490 treten überhaupt keine Baudaten auf, die bei dem vermuteten Langhausumbau mindestens als Stiftungen und Altarweihe erscheinen müßten. 1490 werden aus Heilbronn 100 fl. zum Bau der Öhringer Kirche entlehnt¹⁰⁰. Am 6. 2. 1491 erhielten beide Meister Hans von Urach und Bernhard Sporer zusammen 100 fl. von Kraft VI. von Hohenlohe, denn „beide haben die Kirchen unseres Stiffts zu Oringowe zu machen bestanden“. Die Ausbezahlung erfolgte in den nächsten beiden Jahren¹⁰¹. Auffallend ist 1490 die Benennung von den beiden Meistern Utz Prün und Jakon von Landshut. 1494 erfolgte der Bauabschluß des Langhauses mit der Weihe von zehn Altären¹⁰² und der des Gewölbes wohl 1497, nach der Inschrift eines Schlußsteins. Hansselmann berichtet, daß 1494 „die unteren Teile des Schiffs noch nicht ganz ausgebaut, sondern allein die Mauer nebst dem Dach darauf“ fertig gewesen sei, „eher als 1501 ist die Kirche nicht fertig geworden“¹⁰³. Nachdem 1498 am Hochaltar gearbeitet wurde, dürfte dies zutreffen. Bei meinen Aufmaßen der Öhringer Stiftskirche konnte ich eine Reihe von Steinmetzzeichen notieren, die nicht nur in der Krypta und dem Chor, sondern auch an weiteren, wohl zusammen oder anschließend entstandenen Bauteilen auftraten¹⁰⁴. Sie sind einer Gruppe von badischen Werkleuten zuzuordnen, doch tritt auch ein Zeichen der Esslinger Bauhütte auf. Bisher konnte ich das Zeichen I dem Hans Spryss von Zaberfeld zuweisen, dem in Öhringen mindestens für den Stiftschor eine leitende Funktion zugesprochen werden kann, nachdem sein Meisterzeichen

94 E. Boger: Die Stiftskirche zu Öhringen, in: WFr NF 2 (1885), S. 61.

95 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 4, S. 28.

96 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 4, S. 29.

97 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 2, cod. dipl., S. 355 f.

98 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 3, cod. dipl., S. 165.

99 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 2, cod. dipl., S. 355 f.

100 E. Boger (wie Anm. 94), S. 61.

101 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 4, S. 26.

102 J. C. Wibel (wie Anm. 3), Teil 4, S. 29.

103 HZAN GA II/81.

104 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 297–329, 591 f.

Nummer	Steinmetzzeichen	Kryptagewölbe	Chordienste	Läuturm	Läut.-Wendeltreppe	Ölbergnische	Beichtkammerlein	Stiftertumba	Fenster b. Löwentörlein	Blasturm	Blast.-Wendeltreppe
I	⚡		9	2			1				
II	⚡	34				1	2	1	1	2	
III	⚡	38	16		1	1	4		3		
IV	⚡	29	1				1	1			2
V	⚡	9	15	13	27		6				

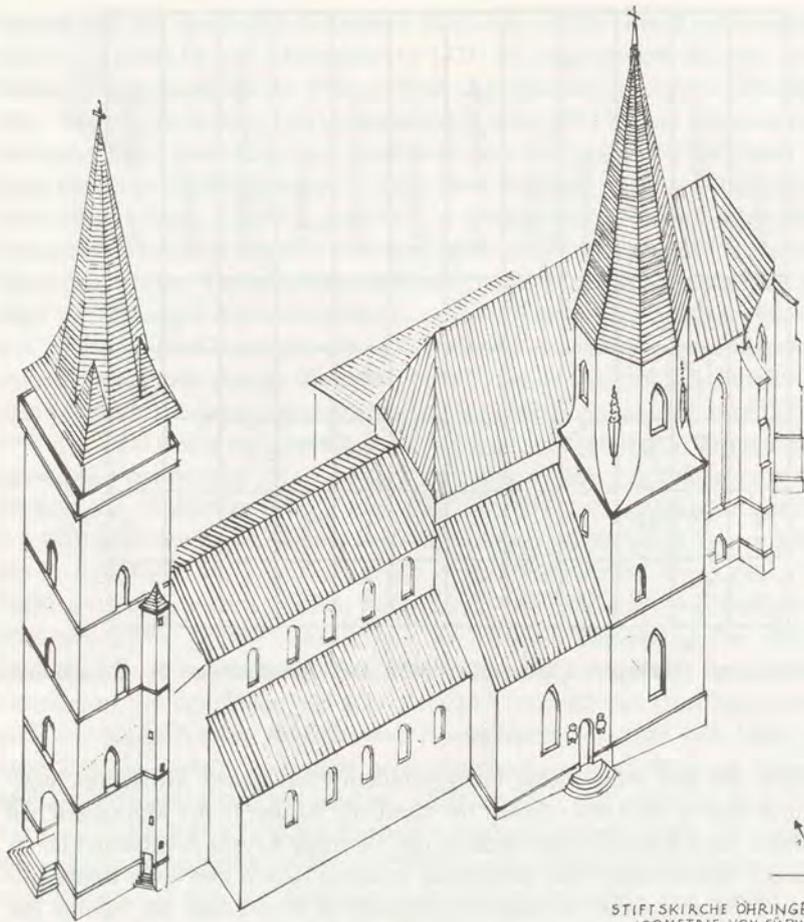
Steinmetzzeichen Öhringer Stiftskirche 1451–1477 (Aufnahme E. Knoblauch, 1957).

am Gewölbe des drei Jahre früher fertiggestellten Pforzheimer Stiftschors angebracht wurde und er 1475 das Privileg für sämtliche Bauten in der Markgrafschaft Baden erhielt. Da ich das Zeichen nicht in der Öhringer Krypta feststellen konnte, scheint er mit seinem Alter von mindestens zwanzig Jahren erst beim Baubeginn des Chores 1454 aufgetreten zu sein. Das Zeichen II ist mit dem der Familie Ensinger verwandt; diese leitete seit Anfang des 15. Jahrhunderts die Eßlinger Bauhütte¹⁰⁵ und beeinflusste vor 1450 die württembergische Grafschaft und ihre Nachbargebiete. Das Zeichen II wurde auch im Kapitelsaal des Konstanzer Münsters festgestellt¹⁰⁶. Ein ähnliches Zeichen hatte der in Basel und Konstanz arbeitende Vincenz Ensinger. Die weiteren Zeichen III–V sind unbekannt. Auf die Angabe weniger auftretender Zeichen habe ich hier verzichtet. Die Örtlichkeiten (z. B. Chorgewölbe) ließen keine gezielte Aufnahme aller Steinmetzzeichen zu, sodaß die beiliegende Tafel nur einen Auszug darstellt.

Demnach entstanden von 1451 bis zur Rechnungsabschluß-Lücke 1479 die nachfolgenden Bauteile der Kirche:

105 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 303 ff.

106 H. Reiners: Das Münster unserer lieben Frau zu Konstanz, Konstanz 1955. In der Tafel finden sich über dieses Zeichen keine näheren Angaben.



STIFTSKIRCHE ÖHRINGEN UM 1479
ISOMETRIE VON SÜDWEST *Kuo 99*

Plan E Isometrie, Öhringer Stiftskirche um 1479.

Ostteil:

Krypta (1451–1457)

Chor (1457–1467) mit Stiftertumba (1467 ?)

Läuturm über Pultdach des EG (ab 1457)

Läuturm-Wendeltreppe, die mit dem Chor im Mauerverband steht. Gewölbe der eh. Vierung (aus Stilgründen); über dem Triumphbogen teilweise Wanderhöhung, an deren Westseite Einkerbung des Mittelschiff-Satteldachs der romanischen Basilika

Späterer Brotausgabe-Raum (ab 1457)

Dreibahniges Spitzbogenfenster beim Löwentörle

Westteil:

Blasturm, EG-Gewölbe und über Pultdach 1. TG

Blasturm-Wendeltreppe, die mit dem Blasturm bis zum 2. Gurtgesims nicht im Mauerverband steht

Das Treppenteil bis 12,34 m Höhe besitzt nur das Zeichen IV; der darüberliegende oberste Treppenteil besitzt weitere, hier nicht angegebene Zeichen¹⁰⁷. Das zweite Gurtgesims greift auf die Ostwand des Blasturms nur jeweils 1,30 m um die Turmecken. Ein Anschluß des Mittelschiff-Satteldachs der romanischen Basilika fehlt. Vermutlich wurde nach dem Einsturz des (SW)Turmes ein vorhandener Zwischenraum (Vorhalle ?) zum Mittelschiff der Basilika nicht überbaut. Das dritte Gurtgesims läuft auf der Ostwand des Blasturms voll durch.

Daraus folgt, daß nach Bauabschluß der an die romanische Basilika anschließenden Schmalseiten noch kein Langhaus-Neubau stand oder beabsichtigt war. Noch heute zeigt uns die Pforzheimer Stiftskirche in ihrer östlichen Hälfte einen ähnlichen Baukörper mit dem Spryss'schen Hochchor. An diesen schließt gegen Westen die tiefer liegende, dreischiffige romanische Basilika an.

Ein weiterer Grund für die Ablehnung badischer Werkleute am Bau des Langhauses ist das Fehlen jeglicher Steinmetzzeichen – mit Ausnahme des Meisterzeichens Bernhard Sporer's im 1. Schlußstein des dortigen Netzgewölbes. Sporer trat erstmals 1490 auf. Bei dem von Becksmann angenommenen zügigen Weiterbau von 1464 bis 1475 müßten aber badische Zeichen an den Maßwerkfenstern anzutreffen sein. Das spätgotische Öhringer Hallenlanghaus stellt mit seiner Stützenstellung, seinen Umfassungswänden und seinem Rippennetzgewölbe eine konstruktive Einheit dar, die von Uracher und Württemberger Werkleuten im Zeitraum von 1490–1497 errichtet wurde. Einer baulichen Trennung von Langhaus und Gewölbe nach Meinung von Becksmann kann ich mich nicht anschließen. Hans von Urach hätte es auch sicher abgelehnt, nur sein Parabelgewölbe in einen seit mindestens 20 Jahren zurückliegenden Langhausbau einzusetzen.

Wo könnte nun die Einsetzung der um 1475 entstandenen Farbfenster, von denen heute noch drei Scheiben erhalten sind, erfolgt sein? Möglich wären die zweibahnigen Fenster des späteren Brotausgabe-Raumes oder der gegenüberliegenden Sakristei. Das dreibahnige Spitzbogenfenster beim Löwentörle verbreiterte man schon 1617 aufs Doppelte (heutiger Zustand), da man einen helleren Innenraum wünschte¹⁰⁸. Ebenfalls wegen Lichtbedürfnis wäre eine Verlegung anderer Scheiben ins Langhaus in der Barockzeit denkbar. In die erst Anfang des 16. Jahrhunderts entstandenen Fenster der Seitenkapelle des Stifts können die Scheiben aus zeitlichen Gründen nicht eingebaut worden sein¹⁰⁹.

107 E. Knoblauch (wie Anm. 5), Textband, S. 449.

108 E. Knoblauch (wie Anm. 18), Textband, S. 283.

109 R. Becksmann (wie Anm. 84), S. 139.

Die Grabdenkmäler der Grafen von Hohenlohe von Johann von Trarbach in der Stiftskirche St. Peter und Paul in Öhringen

VON BARBARA ERNST-HOFMANN

Beschreibung

Im Chor der spätgotischen Hallenkirche in Öhringen stehen die beiden monumentalen Grabdenkmäler des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein und seiner Frau Anna, geb. Gräfin von Solms (Sandstein, 2,98 m × ca 6 m) sowie des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg und seiner Frau Agata, geb. Gräfin von Tübingen (Sandstein 3,60 m × ca.6 m) (Abb. 1 und 2). Beide Denkmäler sind datiert. Das Datum 1570 am Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir befindet sich an der Außenseite des rechten Postaments. Das Grabmal des Grafen Eberhard trägt das Datum 1573 an der rechten Sockelvolute und auf der rechten Seite des Aufsatzes die Jahreszahl 1574. Aufgrund archivalischer Quellen wird das Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe dem Bildhauer Johann von Trarbach aus Simmern, der ehemaligen Residenzstadt des Herzogtums Pfalz-Simmern, zugeschrieben. Da das Archiv der Waldenburger Linie der Grafen von Hohenlohe im Jahr 1688 während des pfälzisch-orleanischen Erbfolgekriegs zerstört wurde, existieren zum Denkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe keine Schriftquellen mehr.

Beide Grabdenkmäler stimmen in Aufbau und Ikonographie überein, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer ornamentalen Ausstattung. Auf dem die Inschriften tragenden Sockel ruht das Hauptgeschoss, darüber liegt der vom Auszug überragte Aufsatz. Die Mitte der Komposition bildet das von den Adoranten flankierte Kruzifix. Hinter den Betenden hängen Texttafeln. Diese Hauptszene wird von Pilastern gerahmt, die ein durch einen Bogen umgeformtes Gebälk tragen. So entsteht der Eindruck eines tektonisch instabilen Portalmotivs. Im Tympanon erscheint Gottvater in der Gestalt eines bärtigen Mannes, zwischen ihm und dem Gekreuzigten schwebt die Taube des Heiligen Geistes. Die Hauptwappen liegen über dem Kranzgesims. Der Aufsatz wurde für die restlichen vierzehn Wappen reserviert. Die Abschlussmotive weisen auf das Ostergeschehen hin. Beim Grabmal des Grafen Ludwig Casimir wurde ein Medaillon mit einem Auferstehungsrelief und beim Grabmal seines Halbbruders eine Skulptur des Auferstandenen angebracht. Während am Denkmal des Grafen Ludwig Casimir korinthische Säulen vor



Abb. 1 Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe und seiner Frau Anna, geb. Gräfin von Solms (1570). Johann von Trarbach. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

die Pilaster und auf das auskragende Gebälk zwei der Kardinaltugenden Iustitia (links) und Prudentia (rechts) gestellt wurden, stehen am Denkmal des Grafen Eberhard die Statuen derselben Tugenden auf einem Postament direkt vor den Pilastern. Zusätzlich sind am Fries des letztgenannten Grabmals zwei Historienreliefs mit den Darstellungen der Erhöhung der Schlange (links) und der Errettung



Abb. 2 Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe und seiner Frau Agata, geb. Gräfin von Tübingen (1573/74). Johann von Trarbach. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

des Jonas (rechts) zu sehen, während auf dem Gebälk darüber zwei der theologischen Tugenden, Caritas (links) und Fides (rechts) lagern¹.

¹ Die Beschreibungen der 16fachen Ahnenproben und der Inschriften sind in der Magisterarbeit zu finden, die diesem Artikel zugrunde liegt. (geschrieben bei Prof. Dr. Johann Michael Fritz, Ruprecht-Karls Universität Heidelberg, Kunsthistorisches Institut, 1995). Sie wird im Stadt- u. Hospitalarchiv Schwäbisch Hall aufbewahrt.

Zur Restaurierungsgeschichte

Aus einem Manuskript von 1579, aufbewahrt im Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein, geht hervor, dass sich die Grabmäler noch in situ an den Seiten des Chores befinden². Die aus Sandstein bestehenden Arbeiten sind momentan mit einer grauen Farbe übertüncht.

Mindestens vier Renovierungsphasen mussten die Denkmäler über sich ergehen lassen. Die Reparaturen und Umgestaltungen in den Jahren 1696 und 1750 hinterließen die Denkmäler relativ unbeschädigt. Auch wurde im Zuge der Umgestaltung der Kirche im neugotischen Stil 1886–89 auf eine Neufassung der Bildhauerarbeiten verzichtet. Allerdings wurden hier Details an den Grabmälern verändert, die in das ikonographische Programm eingriffen. Die vierte Renovierung war 1955 abgeschlossen. Man nahm sich hier das Erscheinungsbild der Kirche im 16. Jahrhundert zum Vorbild, beließ aber den spätgotischen Sarkophag, der bis 1717 in der Mitte des Chores stand, in der Krypta. Auch hielt man die damals entdeckte Renaissance-Ornamentik, die auf die Wand hinter den Grabdenkmälern gemalt war, nicht für erhaltenswert³.

Zur Literatur

Der Bestand an Bau- und Kunstdenkmälern des ehemaligen Oberamtes Öhringen ist nicht inventarisiert. Das Oberamt Öhringen sollte ursprünglich im 2. Band des Jagstkreises von Eduard Paulus aus dem Jahr 1913 veröffentlicht werden. Tatsächlich wurde nur die Stadt Öhringen im dazugehörigen Tafelband von 1893 aufgenommen. Die Inschriften-Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften begann 1990 mit einer vorläufigen Fotodokumentation für einen in Zukunft geplanten Inschriftenband, der u. a. die Kreise Künzelsau und Schwäbisch Hall erfassen soll. Auf der Suche nach Informationen zu den beiden Grabdenkmälern ist man daher auf die Dissertation Edmund Strübings von 1921 angewiesen, in der vor allem die archivalischen Quellen zu neun Werken Johann von Trarbachs veröffentlicht wurden⁴. Diese Arbeit ist immer noch grundlegend in der Trarbachforschung. Die Veröffentlichung der aktuellen Werkliste des Bildhauers von Hermann Brucker aus dem Jahr 1966 entspricht den Zuschreibungen Strübings. Das Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg wird darin nicht aufgeführt⁵. Die weitere Literatur zu den Öhringer Denkmälern beschränkt sich

2 *MONUMENTA und furnehmbeste Antiquiteten der Stiffkirchen Zu Orinngen*. Mit einer unter dem Titel stehenden, von einer anderen Hand ausgeführten, Notiz: *mir den 15. May anno 79 durch carolu Baieru I Classis scholae Oringensis praeceptoru Zugeschikt*. Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZAN). Neuensteiner Gem. Hausarchiv Schubl. 2. Nr. 81.

3 Der genaue Renovierungsbericht ist in der Magisterarbeit einzusehen, vgl. Anm. 1.

4 *E. Strübing*: Johann von Trarbach. Bildhauer zu Simmern, Diss., Frankfurt a.M. 1921 (Typoskript in der Stadt- u. Universitätsbibliothek Frankfurt, Abschrift in der Hunsrück Bücherei Simmern).

5 *H. Brucker*: Die Simmerner Bildhauerwerkstatt, in: Hunsrückler Heimatblätter 11 (1966), S. 36

auf Veröffentlichungen der Akten im Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein⁶. Einen Überblick über die Literatur zu Johann von Trarbach vor 1916 gibt Franz Balke in seiner Arbeit über den Bildhauer Hans Ruprecht Hoffmann aus Trier⁷. Die neuere Literatur zu Trarbach wird im zweiten Kunstdenkmälerband des Rhein-Hunsrück-Kreises zusammengefasst⁸. Einer der Bearbeiter dieses Inventars, Norbert Müller-Dietrich plante eine Arbeit über den Bildhauer. Da er im Jahr 1977 überraschend starb, wurde sie nicht geschrieben⁹. Er hatte eine Untersuchung der von Trarbach benutzten Vorlagen und eine Neubestimmung seines Werkes vor, wobei er den so genannten Meister von Simmern, der bisher als eigenständiger Bildhauer galt, mit Trarbach zu identifizieren versuchte. Müller-Dietrich veröffentlichte Aufsätze zum Thema in der Zeitschrift „Hunsrücker Heimatblätter“¹⁰.

Zur Methodik

Die vorliegende Untersuchung geht von den zehn archivalisch gesicherten Werken Trarbachs aus¹¹. Aufbau und Inhalt ergaben sich aus den Fragen, die sich im Vergleich mit den Arbeiten Trarbachs stellten, die er vor 1570, dem Aufstellungsjahr des Grabmals des Grafen Ludwig Casimirs von Hohenlohe-Neuenstein, angefertigt hatte. So wurde deutlich, dass sich das Öhringer Grabdenkmal in dreifacher Hinsicht von den vorhergehenden unterscheidet.

Es ist die erste Arbeit Trarbachs mit einer Ikonographie, die auf den Lehren Martin Luthers basiert. Da es im Zusammenhang mit der Geschichte der Grafschaft Hohenlohe nahe liegt, in den Grabmälern gewollt protestantische Denkmäler zu sehen, wird der kunsthistorischen Analyse eine Schilderung der historischen Ereignisse vorangestellt. Zudem lässt der Vergleich mit den Grabmälern der Erbacher Grafenfamilie in Michelstadt vermuten, dass die religiöse Überzeugung der Auftraggeber Gestalt und Ikonographie ihrer Grabmäler mitbestimmt hat.

Es fällt weiter auf, dass es sich beim Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir um eine Grabmalsform handelt, die im Werkzusammenhang Trarbachs zum ersten Mal

6 H. Brucker: Die Öhringer Visierung, die einzige erhaltene Handzeichnung Johann Trarbachs, in: Hunsrücker Heimatblatt 32 (1974); K. Schumm: Johann von Trarbachs Grabmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe in der Stiftskirche zu Öhringen, in: Historischer Verein Heilbronn 22 (1957).

7 Er sieht im Grabmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe, mit Ausnahme der Historienreliefs, eine Arbeit Trarbachs. F. Balke: Über die Werke des kurtrierischen Bildhauers Hans Ruprecht Hoffmann, in: Trierer Jahresberichte NF 7, 2 (1916), S. 35, Anm. 130.

8 N. Müller-Dietrich, M. Backes, H. Caspary (Bearbb.): Die Kunstdenkmäler des Rhein-Hunsrück-Kreises (Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz 8), Bd. 2, Mainz 1977, S. 1107. Weitere, dort nicht aufgeführte Literatur zu Johann von Trarbach: A. Seeliger-Zeiss: Heidelberger Werke des Bildhauers Jeremias Schwartz von Leonberg, in: Jahrbuch der staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 29 (1992), S. 125 u. Anm. 56.

9 Freundliche Mitteilung von Herrn Wagner aus dem Hunsrückarchiv in Simmern.

10 N. Müller-Dietrich: Neue Funde zu Johann von Trarbach und seiner Werkstatt, in: Hunsrücker Heimatblätter 13 (1967); vgl. Kunstdenkmäler (wie Anm. 8), S. 969.

11 Werkverzeichnis s. Anhang.

fassbar wird. Die Frage nach dem Vorbild des monumentalen, vierzonigen Wandgrabmals mit Adorationszene unter dem Kreuzifix kann im Rahmen dieser Untersuchung jedoch nicht geleistet werden, zumal seine Entstehung genau in diese Zeit zu fallen scheint. Die bisherigen auf den Kraichgau und auf das ehemalige Herzogtum Württemberg begrenzten Untersuchungen von Seeliger-Zeiss und Fleischhauer ergaben vielmehr, dass dieser Grabmalstyp erst nach 1570 auftrat¹². Auch im Herzogtum Pfalz-Simmern und im Mittelrheingebiet ist dieser Typ nach dem bisherigen Stand der Forschung vor dieser Zeit nicht zu finden¹³. Die Untersuchung der Schriftquellen zum Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe und die kunsthistorische Werkanalyse verstehen sich daher auch als Beitrag zur Geschichte dieser Grabmalsform.

Die letzte Beobachtung im Vergleich mit den vorhergegangenen Werken aus der Werkstatt Trarbachs, ist die explosionsartige Zunahme der am Denkmal benutzten Ornamentvorlagen. Sie gehören einem damals hochmodernen Ornamentstil an, der in der Grabmalskulptur noch kaum in Erscheinung getreten war. Die Ornamentgroteske, das Rollwerk und das Beschlagwerk wurden hauptsächlich durch den niederländischen Kupferstich verbreitet. Der Bestimmung dieser Druckgraphiken gilt daher das zentrale Interesse der Untersuchung, scheint doch im Wissen um die technische Umsetzung der Vorlagen in der bildhauerischen Praxis der Schlüssel zu einigen Fragen dieser Arbeit zu liegen.

Die Untersuchung schafft so neuen Raum für Überlegungen hinsichtlich der Entstehung der erwähnten Grabmalsform und bildet, neben der stilistischen Beobachtung, die Grundlage für die Zuschreibung des Grabdenkmals des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg an den Bildhauer Johann von Trarbach.

Die historische Situation

Die politische Situation im damaligen Europa forderte von jedem einzelnen Territorialherren eine Stellungnahme und zwang zur religiösen Entscheidung. Diese fiel in den Herrschaftsgebieten, die den kulturellen Rahmen dieser Untersuchung ausmachen, in den beiden Grafschaften Hohenlohe, dem Herzogtum Pfalz-Simmern, der Grafschaft Erbach und in dem politisch dominierenden Kurfürstentum Pfalz unterschiedlich aus. Daher soll die Haltung der betreffenden Territorialherren zur Reformation nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 und die historischen Folgen, soweit sie für das Verständnis dieser Untersuchung notwendig sind, kurz geschildert werden.

12 A. Seeliger-Zeiss: Grabdenkmäler der Kraichgauer Ritterschaft, in: S. Rhein (Hrsg.): Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit (Melanchthon Schriften der Stadt Bretten 3) Sigmaringen 1993, S. 253 u. Abb. 22; W. Fleischhauer: Renaissance im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1971, S. 111 u. Abb. 71.

13 H. Kahle: Studien zur mittelhheinischen Plastik des 16. Jahrhunderts (Kunstgeschichtliche Forschungen des Vereins für Denkmalpflege und Heimatgeschichte 5) Bonn 1937.

Die Reformation im Herzogtum Pfalz-Simmern

Das Herzogtum Pfalz-Simmern wurde nach dem Tode des katholischen Herzogs Johann II. von Pfalz-Simmern im Jahr 1557 von seinem Sohn Friedrich II. reformiert. Er war verheiratet mit der Tochter des Markgrafen Casimir von Brandenburg-Kulmbach. Als er 1559 die Heidelberger Kurfürstenwürde erbte, folgte ihm sein Bruder Georg in der Regierung des Herzogtums Pfalz-Simmern nach. Herzog Georg, wie auch sein Bruder Herzog Reichard von Pfalz-Simmern (WV:10), der 1569 die Regierung übernahm, bekannten sich zum Luthertum. Erst nach Herzog Reichards Tod im Jahr 1598 wurde das Herzogtum Pfalz-Simmern dem kurpfälzischen Territorium eingegliedert und unter Kurfürst Friedrich IV. im calvinistischen Sinne reformiert.

Johann von Trarbach, der von Herzog Friedrich II. von Pfalz-Simmern 1557 in den Hofdienst übernommen wurde, bekam von Herzog Georg im Jahr 1564 die Schultheißwürde der Stadt Simmern verliehen. Dieses Amt besaß er bis zu seinem Tode im Jahre 1586¹⁴.

Die Reformation in der Kurpfalz

Der letzte Fürst aus der alten Kurlinie, Ottheinrich, Pfalzgraf bei Rhein, führte in der Kurpfalz 1556 die Reformation ein. Seine Regierungszeit betrug drei Jahre. Er starb am 12. Februar 1559. Sein Nachfolger, Herzog Friedrich II. von Pfalz-Simmern führte im Jahr 1563 die reformierte Kirchenordnung ein¹⁵. Die lutherischen Prediger wurden entlassen und die Pfarrstellen mit reformierten Geistlichen besetzt. Im selben Jahr erschien der Heidelberger Katechismus, der bald zu den wichtigsten Bekenntnisschriften der reformierten Kirche in den Niederlanden zählen sollte. Der Kurfürst beteiligte sich sogar persönlich an Bilderstürmen¹⁶. Damit setzte sich Friedrich III. provokativ über die Vereinbarungen des Augsburger Religionsfriedens hinweg, in dem eine kaiserliche Toleranz des reformierten Bekenntnisses calvinistischer Prägung nicht vorgesehen war. Er riskierte eine Konfrontation mit dem Habsburger Kaiser Ferdinand I. bzw. mit dessen Sohn Maximilian II., aber auch mit den lutherischen Reichständen. Herzog Christoph von Württemberg und Herzog Wolfgang von Zweibrücken (WV:7) bildeten die Opposition zu Friedrich III. Sie versuchten auf dem Augsburger Parteitag von 1566, dem Kurfürs-

14 Zum Leben Johann von Trarbachs existieren, neben der Korrespondenz mit seinen Auftraggebern, die Bestallungsurkunde von 1557, aufbewahrt im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK 67/847, Fol. 1) u. eine Abschrift der Inschrift seines Grabsteines in Eggers Deutsches Kunstblatt 4 (1855), S. 164, vgl.: Strübing (wie Anm. 4), Anlage IV u. V.

15 V. Press: Calvinismus und Territorialstaat: Regierung und Zentralbehörden der Kurpfalz 1559–1619 (Kieler Historische Studien 7), Stuttgart 1970, S. 226–229.

16 M. Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Bd. 2: Neuzeit, Stuttgart 1992, S. 43.

tentum den Schutz des Religionsfriedens zu entziehen¹⁷. Die Tatsache, dass die Konversion Friedrichs III. zum reformierten Bekenntnis letztendlich aber folgenlos geblieben ist, macht die politische Stärke und den Führungsanspruch des Heidelberger Kurfürstentums deutlich.

Außenpolitisch ging Friedrich III. in seiner Unterstützung der Hugenotten und der aufständischen Niederlande gemeinsame Wege mit den anderen protestantischen Fürsten¹⁸. In dieser Zeit fanden viele Flamen, die den Repressionen Philipps II. entflohen, den Weg in die Pfalz. Die reformierte Gemeinde im Kloster Großfrankenthal wurde 1562 gegründet¹⁹. Der Zustrom an Flüchtlingen war so groß, dass Frankenthal 1577 zur Stadt erhoben wurde. Auch im Odenwälder Kloster Schönau wurden damals wallonische Flüchtlinge angesiedelt. Die Flüchtlingswelle betraf jedoch nicht nur das kurpfälzische Territorium. Ende der 60er Jahre ist beispielsweise in Frankfurt ein starker Zuwachs an Einwanderern zu verzeichnen²⁰.

Natürlich flohen auch Künstler aus ihrer Heimat, so der aus Lüttich stammende Kupferstecher Theodor de Bry, der ab 1570 in Frankfurt mit seinen Familienangehörigen einen Kunsthandel betrieb²¹. Nach 1570 lassen sich die Bildhauer Robyn in Mainz und Peter Osten in Würzburg nachweisen²². Der Einfluss dieser Emigranten auf die einheimischen Künstler, denkbar durch den Verkauf niederländischer Druckgraphiken, darf nicht unterschätzt werden. Der niederländische Ornamentstil war jedoch zu dieser Zeit in Süd- und Mitteldeutschland bereits durch die Arbeiten der Brüder Abel aus Köln und Alexander Colins aus Mecheln bekannt²³. Colin

17 Vgl. V. Press: Die Grafen von Erbach und die Anfänge des reformierten Bekenntnisses in Deutschland, in: H. Bannasch, H.-P. Lachmann (Hrsgg.): Aus Geschichte und ihren Hilfswissenschaften: Festschrift für Walter Heinemeyer zum 65. Geburtstag, Marburg 1979, S. 679; ders.: Bayerns wittelsbachische Gegenspieler – die Heidelberger Kurfürsten 1505–1685, in: H. Glaser (Hrsg.): Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian. Beiträge zur bayerischen Geschichte und Kunst 1573–1651 (Wittelsbach und Bayern 2/1), München 1980, S. 27.

18 Er finanzierte zwei Feldzüge, 1568 nach Frankreich und 1574 nach den Niederlanden. Auch Markgraf Philibert von Baden (gest. 1569) und Herzog Wolfgang von Zweibrücken (gest. 1569) fanden während eines Feldzugs zur Unterstützung französischer Protestanten den Tod. Ihre Grabdenkmäler wurden von Johann von Trarbach angefertigt. (WV: 6 u. 7). Ebenso beteiligte sich Philipp, der Sohn des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe, im Jahr 1575 an einem Feldzug des Prinzen Wilhelm von Oranien, dem Bruder seiner Schwägerin Magdalene. Sie war seit 1567 mit Graf Wolfgang von Hohenlohe-Neuenstein verheiratet, vgl. A. Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe (Veröffentlichungen zur Orts- und Heimatgeschichte in Württembergisch-Franken 2), Bd. 2, Gerabronn/Craillsheim 1991 (ND der Ausg. Stuttgart 1868), S. 101, 104 u. 129.

19 Vgl. Press: Calvinismus (wie Anm. 15), S. 229 u. S. 244; H. Kluebing: Das konfessionelle Zeitalter: 1525–1648. 15 Herrscher- und Stammtafeln und eine Zeittafel, Stuttgart 1989, S. 260.

20 H. Schilling: Niederländische Exulanten im 16. Jahrhundert (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 187) Gütersloh 1972, S. 52.

21 R. Hedicke: Cornelis Floris und die Florisdekoration. Studien zur niederländischen und deutschen Kunst im 16. Jahrhundert. 2 Bde., Berlin 1913, S. 163.

22 Vgl. Strübing (wie Anm. 4), S. 73, L. Pulvermacher: Das Rollwerk in der süddeutschen Skulptur und seine Entwicklung bis ca. 1620 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 285) Straßburg 1931, S. 73.

23 Die Kölner Werkstätte der Brüder Abel zeichnet sich durch eine sehr frühe Aufnahme niederländischer Stilelemente aus. H. Appel: Niederrheinische Skulptur von 1560–1620 und ihre Beziehung zu den Niederlanden, Emsdetten 1934.

oblag die künstlerische Ausstattung der Fassade am Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses²⁴. Die Bildhauer Arnold und Bernhard Abel erhielten den Auftrag für das Grabmal des Heidelberger Kurfürsten Ottheinrich²⁵. Wahrscheinlich kannte Johann von Trarbach die Werke dieser Künstler. Allerdings sind dem Versuch den Heidelberger Hof zum regional stilbildenden Zentrum zu machen, durch die calvinistische Herrschaft, den dreißigjährigen Krieg und die Zerstörung Heidelbergs im pfälzisch-orleanischen Erbfolgekrieg enge Grenzen gesetzt.

Die Grafen von Erbach

Beim Regierungsantritt Kurfürst Friedrichs III. besetzten die Grafen von Erbach zentrale Positionen am Heidelberger Hof. Im Jahr 1558 wurde Graf Eberhard (WV:3) unter dem Kurfürsten Ottheinrich Großhofmeister und damit führendes Mitglied des Oberrats, des wichtigsten Regierungsgremiums der Kurpfalz. Da mit diesem Amt die Statthalterschaft des Kurfürsten verbunden war, führte er nach dessen Tod am 12. Februar 1559 bis zur Ankunft Friedrichs III. am 28. Februar des gleichen Jahres die Staatsgeschäfte. Sein Bruder, Graf Georg (WV:2) war seit 1537 mit der Schwester Friedrichs III., Elisabeth, geb. Herzogin von Pfalz-Simmern verheiratet. Beide besaßen vor der Regierungsübernahme des neuen Kurfürsten für eine kurze Zeit den Posten des kurpfälzischen Unterlandvogts im Elsaß, Graf Georg 1531–1537 und Graf Eberhard 1551–1558. In dieser Zeit lernten sie die Ideen der Schweizer Reformatoren kennen. Graf Georg war mit Johannes Calvin persönlich bekannt. Da die Grafen von Erbach zu den mutmaßlichen Ratgebern gehörten, die Friedrich III. zum Abfall vom orthodoxen Luthertum bewegten, überrascht es, dass in der Odenwälder Grafschaft keine calvinistische Kirchenordnung eingeführt wurde. Im Jahr 1560 genehmigte Graf Georg eine Kirchenordnung, die sich an der zweiten Fassung des Augsburger Bekenntnisses, der Variata von 1540 orientierte²⁶.

Die Gestalt ihrer Grabmäler betreffend hielten sie sich jedoch strikt an die Lehre von Johannes Calvin und Ulrich Zwingli. Weder die Tumba Graf Georgs und seiner Frau, noch das Inschriftenepitaph Graf Eberhards wurden mit figürlichen Darstellungen versehen (Abb. 3). Im Vergleich mit den Wittenbergern Theologen wurde das erste mosaische Gebot (Ex. 20, 4) von Calvin und Zwingli sehr streng interpretiert.

24 Alexander Colin arbeitete laut Vertrag vom 7. März 1558 bis zum Tode Ottheinrichs 1559 in Heidelberg. Danach wurde er von Brüdern Abel nach Innsbruck angeworben, die dort seit 28. April 1561 für die Arbeiten am Grabmal Kaiser Maximilians I. angestellt waren. *H. Dressler*: Alexander Colin, Karlsruhe 1973, S. 21, S. 32–44 u. S. 47, Abb. 33–80.

25 Das Grabmal befand sich im Chor der Heiliggeistkirche in Heidelberg und wurde 1693 mit anderen Grabmälern von den französischen Truppen zerstört. Die Brüder Abel hatten diesen Auftrag spätestens ab dem 10. August 1556. Das Modell wurde in Neuburg an der Donau angefertigt und mit dem Regierungswechsel 1556 nach Heidelberg gebracht. Es ist in Fragmenten im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg vorhanden, vgl. *Dressler* (wie Anm. 24), S. 10 u. S. 122–123 u. Anm. 265, 656 u. 659.

26 Vgl. *Press*: Grafen von Erbach (wie Anm. 17) S. 663–667.

tiert. So ist ein Kruzifix verboten, weil es ein zur Verehrung bestimmtes Bild Gottes ist. Befindet sich ein Bild in einer Kirche, reizt es unweigerlich zur Anbetung, daher war die Darstellung eines Kruzifixes auf einem in der Kirche aufgehängten Epitaph ein Verstoß gegen dieses Gebot. Mit Luther stimmte Zwingli nur in der Erlaubnis von Geschichtsbildern, den „Historien“, überein, weil diese dazu beitrugen, dem Gläubigen die göttliche Botschaft zu vermitteln. Calvin lehnte selbst den didaktischen Wert der Bilder ab, allein das gepredigte Wort diene der Verkündigung²⁷. So spiegelt sich im Verzicht auf figürliche Darstellungen an den Grabdenkmälern die religiöse Überzeugung der Erbacher Grafen wider.

Die Hohenlohische Hauptlandesteilung und die Reformation in der Stadt Öhringen

Nach dem Tod des Grafen Georg von Hohenlohe am 16. März 1551 und dem Tod seines kinderlos verstorbenen älteren Bruders Graf Albrecht im August desselben Jahres war die gesamte Grafschaft Hohenlohe zwischen den drei Söhnen Graf Georgs aufzuteilen. Nach dem hohenlohischen Familienbrauch war es üblich, eine Erbteilung immer nur zwischen zwei Söhnen eines Vaters vorzunehmen. Die zweite Frau Georgs, Helene, geb. Erbtruchsessin von Waldburg, lehnte die Vormundschaft ihres Stiefsohnes Ludwig Casimir über ihre beiden Söhne, den 16-jährigen Eberhard und den 7-jährigen Georg ab und forderte die Teilung der Grafschaft zwischen allen drei Söhnen. Da ihr jüngster Sohn 1554 verstarb, wurde der Streit 1555 beigelegt²⁸. Graf Ludwig Casimir, der Sohn der ersten Frau Graf Georgs, Praxedes, geb. Gräfin von Sulz, wählte die Herrschaft Neuenstein und Weikersheim. Graf Eberhard, der Sohn der Gräfin Helene bekam die Herrschaft Waldenburg und Schillingsfürst. Die Stadt Öhringen blieb, wie bereits bei der Teilung im Jahre 1511, gemeinsamer Besitz der beiden neuen Linien Hohenlohe-Neuenstein und Hohenlohe-Waldenburg²⁹. Die Grafen Ludwig Casimir und Eberhard sind die Stammväter aller heutigen Linien der Fürsten von Hohenlohe.

Die beiden Stiefbrüder konvertierten mutmaßlich nach dem Augsburger Religionsfrieden zum Protestantismus und führten so reichsrechtlich abgesichert in der Stadt Öhringen und in ihren beiden Grafschaften die Reformation ein. Ohne selbst zum protestantischen Glauben überzutreten, gestatteten bereits ihr Vater Graf Georg und dessen Bruder Graf Albrecht im Jahr 1544 die Einstellung des lutherischen Predigers Caspar Huberinus aus Augsburg. Sie wurde auf Bitten des Rates der Stadt Öhringen, aber gegen den Willen der katholischen Stiftsherren genehmigt, deren Recht, die Prädikatur mitzubebesetzen, übergegangen wurde. Der Gemeindegottesdienst wurde im Jahr 1548 reformiert, dem Jahr des Augsburger Interims.

27 M. Stirm: Die Bilderfrage in der Reformation. Heidelberg 1977. S. 147–148 u. 164.

28 G. Franz: Reformation und landesherrliches Kirchenregiment in Hohenlohe, in: WFr 58 (1974), S. 139.

29 Vgl. Fischer (wie Anm. 18), S. 3–5.

Da es zum Streit zwischen den beiden Konfessionsgruppen kam, wurden Kirchenschiff und Chor durch eine Mauer getrennt. Ob sie bereits vor der Enteignung der Stiftsherren 1556 errichtet wurde, bleibt unklar. Im Jahr 1556 lebten noch acht Stiftsherren. Statt ihrer Pfründe erhielten sie nun ein jährliches Gehalt und wurden verpflichtet, die *Hora canonica* ordentlich einzuhalten und den Gottesdiensten bei-zuwohnen. Als im Jahr 1581 der letzte der Stiftsherren gestorben war, begann man mit der Umgestaltung der Simultankirche und riss die Trennmauer ab.

Die monumentalen Grabdenkmäler der neuen Landesherren wurden im Chor, im letzten sakralen Refugium der noch lebenden Stiftsherren, aufgebaut. Dieses doch machtvoll demonstrierte Selbstverständnis lässt sich vielleicht auf den Einfluß des Predigers Caspar Huberinus zurückführen, der sich in der sog. Obrigkeitsfrage der Meinung Philipp Melanchthons anschloss, wonach der Landesherr nicht ausnahmsweise, so wie es Luther verstand, sondern mit Gottes Vollmacht zum Oberhaupt der Kirche gemacht wird³⁰.

Die Entstehungsgeschichte des Grabdenkmals des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein

Die schriftlichen Quellen

Folgende sechs Dokumente, die im Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein aufbewahrt werden, geben Auskunft über den Entstehungsprozess des Grabdenkmals Ludwig Casimirs, Graf von Hohenlohe-Neuenstein und Herrn zu Langenburg³¹.

a. Das Konzept des Gedings zwischen den Auftraggebern, der Frau des Verstorbenen, Anna Gräfin von Hohenlohe-Neuenstein und Herrin zu Langenburg, geb. Gräfin von Solms und ihren Söhnen, den Grafen Albrecht und Wolfgang und dem Bildhauer und Schultheißen Johann von Drorbach aus Simmern. Dieses Konzept trägt das Datum 7. Oktober 1568.

b. Ein Brief der oben genannten Personen an Wolfgang von Zweibrücken, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern und Graf zu Veldentz und Sponheim vom 21. November 1568. Er wird darin um drei Marmorsteine gebeten.

c. Die Antwort des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken aus Bergzabern am 29. November 1568. Er hätte in Neuburg Marmorsteine vorrätig und man könne jemanden hinschicken, um diese zu begutachten.

d. Ein Brief Johann von Trarbachs, in dem er sich für die versprochene, aber noch nicht angefertigte Visierung des Grabdenkmals entschuldigt und die Wappen und Abkonterfeuungen des gräflichen Ehepaars erbittet. Dieser ist datiert auf den 18. Juni 1569.

30 G. Franz: Die Reformation in Öhringen und die Aufhebung des Stifts, in: Öhringen. Stadt und Stift, Öhringen 1988, S. 178–179.

31 HZAN: Neuensteiner Linienarchiv, Schubl. 10/5, (HZAN-NLA 10/5).

e. Die Quittung für das Grabdenkmal von Johann von Drorbach, mit dem Datum 2. November 1570.

f. Ein frühes Inventar der Stiftskirche Öhringen von Carl Beyer, seines Zeichens nach Praeceptor an der Öhringer Lateinschule aus dem Jahre 1579³².

Zur Wahl des Bildhauers

Nach bisherigem Stand der Forschung hatte Johann von Trarbach zum Zeitpunkt seines Vertrags im Oktober 1568 mit der Grafenfamilie von Hohenlohe-Neuenstein fünf urkundlich gesicherte Werke verkauft und ein sechstes unter Vertrag, von denen fünf erhalten geblieben sind³³.

Das Inschriftenepitaph für den Grafen Eberhard von Erbach (WV:3) wird im Geding vom 7. Oktober 1568 im Zusammenhang mit dem Material erwähnt (Abb. 3). Da es als Illustrationsbeispiel in den Vertrag mit aufgenommen wurde, könnte das Epitaph den Auftraggebern bekannt gewesen sein. Zudem war eine Nichte des Grafen Ludwig Casimir, Gräfin Anna Amalia zu Sayn, seit 1567 mit dem Sohn Graf Eberhards verheiratet³⁴. Weiter fällt auf, dass sämtliche bisherige Auftraggeber aus den Kreisen um den Heidelberger Kurfürsten Friedrich III. stammen. Die Frau des Grafen Philipp III. von Hanau-Münzenberg (WV:1) war eine Schwester des Heidelberger Kurfürsten (Abb. 5). Mit dem Tod des Grafen von Hanau-Münzenberg 1561 übernahm Friedrich III. bis 1575 die Rolle des Obervormunds über den noch minderjährigen Sohn³⁵. Die Frau des Grafen Georg II. von Erbach, Elisabeth, war ebenfalls eine Schwester des Kurfürsten (WV:2) (Abb. 4). Sein Vater, Herzog Johann II. von Pfalz-Simmern, war einer der Vormünder des noch unmündigen Markgrafen Philibert von Baden (WV:6). Alle drei Erbacher Grafen, Georg,

32 Vgl. Anm. 2

33 Das Inschriftenepitaph in der evangelischen Pfarrkirche in Alzey für den Grafen Valentin Graf zu Erbach und Burggraf von Alzey (WV: 4) wurde im Verlauf des pfälzisch-orleanischen Erbfolgekrieg 1689 zerstört, vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), S. 14. Für die Markgräfin Mechthilde von Baden, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Bayern, wurde am 23. Januar 1568 ein Epitaph in Auftrag gegeben, das allerdings niemals die damals gewünschte Gestalt einer Tumba mit Liegefigur erhielt. Das ausgeführte Grabmal für die beiden Eheleute wurde nach dem Tode des Markgrafen Philibert von Baden im Oktober 1569 und somit nach Geding für die Öhringer Grafen entworfen (WV: 6).

34 *Strübing* behauptet, das Verwandtschaftsverhältnis beruhe auf das der Witwe Ludwig Casimirs, Anna Gräfin von Solms zu deren gleichnamigen Nichte, angeblich die zweite Frau von Graf Georg II., vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), S. 27. Zwar war eine Gräfin Anna von Solms-Laubach mit einem Grafen Georg von Erbach verheiratet, doch war sie die zweite Frau von Graf Georg III., dem Sohn des Grafen Eberhard. Sie heirateten erst im Jahr 1572, also zu einem Zeitpunkt, als das Öhringer Geding schon längst abgeschlossen war. Außerdem waren die Frauen nur entfernte Verwandte, da die Gemahlin Ludwig Casimirs aus der Familie Solms-Lich und nicht aus der Familie Solms-Laubach stammte. *F. Freytag v. Loringhoven* (Hrsg.): Europäische Stammtafeln, Bd. 5, Marburg 1978, Taf. 77 u. *D. Schwennicke* (Hrsg.): Europäische Stammtafeln, NF Bd. 5, Marburg 1988, Taf. 3.

35 *G. Kaller*: Kurpfälzische Einflüsse auf die Gründung von Neu-Hanau, in: FS Heinemeyer (wie Anm. 17). Allerdings hält Kaller Helene, geborene Herzogin von Pfalz-Simmern und Pfalzgräfin bei Rhein für die Mutter und nicht für die Ehefrau Philipps III. von Hanau-Münzenberg.



Abb. 3 Inschriftenepitaphe des Grafen Eberhard von Erbach und Margarete, Schenkin vom Limpurg, geb. Gräfin von Erbach (1567). Johann von Trarbach. Michelstadt, Ev. Stadtkirche.

Eberhard und Valentin, waren angesehene Beamte am Heidelberger Hof (WV:2, 3 und 4). Der Dienstherr Johann von Trarbachs, Herzog Georg von Pfalz-Simmern, war ein Bruder des Heidelberger Regenten³⁶.

Mit der Wahl des Bildhauers Trarbach wird also die Orientierung der Grafen von Hohenlohe an der politisch führenden Kurpfalz deutlich, allerdings ohne deren Konversion zum reformierten Bekenntnis im Jahr 1563 mitzuvollziehen³⁷. Man pflegte im Gegenteil den Kontakt zu Herzog Wolfgang von Zweibrücken (WV:7), einem entschiedenen Gegner des Heidelberger Kurfürsten (Abb. 6). Auch hier bestand ein Verwandtschaftsverhältnis zur Grafenfamilie von Hohenlohe. Eine Groß-

³⁶ Interessant wäre es zu wissen, ob Trarbach auch den Auftrag für das Grabmal des Kurfürsten Friedrich III. erhalten hatte, vgl. *Seeliger-Zeiss*: Heidelberger Werke (wie Anm. 8), S. 125 u. Anm. 56.

³⁷ Eine standesgemäße Alternative zu Johann von Trarbach wäre zum Beispiel der Bildhauer Sem Schlör (1530–1597/8) gewesen, dessen Werkstatt in der nahegelegenen Reichstadt Schwäbisch Hall lag. Schlör arbeitete auch für den Herzog Christoph von Württemberg. Den ersten Auftrag erhielt er für eine Kanzel in der Stuttgarter Schlosskirche in den Jahren 1562/63. Es folgte der Auftrag für eine figurliche Tumba der Herzogin Sabine von Württemberg (1565/66 Stiftskirche, Tübingen). Sieben Jahre nach dem Tod des Grafen Ludwig Casimirs schuf Sem Schlör im Auftrag des Herzogs von Württemberg ein Tischgrab für den Grafen Albrecht von Hohenlohe (1576/77 Stiftskirche, Stuttgart). Vgl. *Fleischhauer* (wie Anm. 12), S. 134, 136 u. 137.



Abb. 4 Tumba des Grafen Georg von Erbach und seiner Frau Elisabeth, geb. Herzogin von Pfalz-Simmern (1565). Johann von Trarbach. Michelstadt, Ev. Stadtkirche.

mutter des Herzogs war Margarete, eine geborene Gräfin von Hohenlohe. Der Herzog von Zweibrücken war ein überzeugter Lutheraner. Auch die Grafen von Hanau-Münzenberg blieben zunächst noch lutherisch, selbst die Erbacher Grafen hatten in ihren Grafschaften keine reformierte Kirchenordnung eingeführt.

Der Entstehungsprozess

Die Vorstellungen der Auftraggeber, wie sie sich im Geding vom 7. Oktober 1568 ablesen lassen, wurden nicht alle erfüllt. Die Gründe dafür lassen sich heute nicht mehr rekonstruieren. Zum einen fehlt die entsprechende schriftliche Überlieferung, zum anderen ist der ursprüngliche Zustand des Denkmals verloren. Insgesamt gesehen ist sein Entstehungsprozess jedoch recht gut dokumentiert. Da für die Grabdenkmäler Trarbachscher Provenienz in Michelstadt genaue Listen der einzelnen Arbeitsgänge samt der Namen der Handwerker überliefert sind, lassen sich im Vergleich und durch gelegentliche Analogieschlüsse aufschlussreiche Einblicke in den Arbeitsverlauf am Grabdenkmal Ludwig Casimirs Graf von Hohenlohe-Neuenstein gewinnen.



Abb. 5 Grabdenkmal des Grafen Philipp III. von Hanau-Müntzenberg. Johann von Trarbach, 1565. Hanau, Marienkirche.

Vom Abschluss des Gedings vom 7. Oktober 1568 bis zur Unterschrift Trarbachs unter der Endabrechnung vom 2. November 1570 vergingen zwei Jahre und drei Wochen. Der gewünschte Aufstellungstermin um Ostern 1570, der im Geding festgehalten wurde, verzögerte sich also um ein halbes Jahr. In diesem Vertrag wurden zwischen den Unterzeichnern Johann von Trarbach auf der einen, und Gräfin Anna mit ihren Söhnen Albrecht und Wolfgang auf der anderen Seite folgende Punkte festgelegt: Größe, Material, Fassung, Gestalt und Ikonographie des Grabmals sowie die logistische Vorgehensweise einschließlich der Bezahlung.



Abb. 6 Grabdenkmal des Herzogs Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken und seiner Frau Anna, geb. Landgräfin von Hessen, (1575). Johann von Trarbach. Meißenheim, Schlosskirche.

Die Größe

Die Größe des Grabdenkmals wird mit 18 Schuh in der Höhe und 10 Schuh in der Breite angegeben, was bei einem Öhringer Schuh von 29,35 cm einer Höhe von ca. 5,28 m und einer Breite von ca. 2,93 m entspricht³⁸. Diese Maße wurden von der Werkstatt umgesetzt.

38 Im Jahr 1575 beträgt ein Öhringer Schuh 29,35092 cm, in: O. Spiegler: Alte Maße im heutigen Kreis Schwäbisch Hall, in: WFr 61 (1977), S. 27.

Das Material

Das Grabdenkmal wurde aus grauem Sandstein hergestellt. Die Steinplatten für die Inschriften bestehen aus Schiefer. Die bisher archivalisch bekannten Arbeiten Trarbachs wurden allerdings aus Tuffstein gearbeitet, während er für die Inschriftentafeln immer schwarzen Schiefer benutzte³⁹. In Einzelfällen wurden auf Wunsch der Auftraggeber auch Alabaster für die Wappen gebraucht. Die Öhringer Arbeiten bestehen nach Wagner aus grauem Sandstein aus der Heilbronner Gegend. Er gibt aber keine genaue Ortsangabe des Steinbruchs. Der Bildhauer Carl Federlin, der mit der Restaurierung beider Denkmäler beauftragt war, stimmt mit seiner Ansicht überein⁴⁰. Auch Strübing schließt sich dieser Meinung an, wehrt sich jedoch korrekterweise gegen die Schlussfolgerung Wagners, das Epitaph sei deshalb in Öhringen gearbeitet. Sandstein wurde auch in der Moselgegend abgebaut⁴¹. Aus der überlieferten Korrespondenz geht klar hervor, dass der Bildhauer das Grabdenkmal zum größten Teil in seiner Werkstatt in Simmern gearbeitet hat.

Es bleibt festzuhalten, dass der geologische Befund vor Ort im Widerspruch zu den schriftlichen Quellen steht, denn der Bildhauer sollte wohl laut Geding den Tuffstein für das Grabdenkmal benutzen: *Inn seinen selbst aignen Costen, von einem rainen stain, genannt der Andernacher steinn, wie er denselben in der nehe bey sich*⁴².

Auch die drei Marmorsteine, die man sich vom Herzog Wolfgang von Zweibrücken erbeten hatte, hatten die Grafen von Hohenlohe-Neuenstein nicht bekommen. Die dem Schreiben beigelegte Skizze mit den Maßen der drei Steinblöcke ergeben, entsprechend dem Öhringer Schuh von 29,35 cm, bei zwei Steinen eine Länge von 176,10 cm und eine Höhe und Tiefe von 29,35 cm, während das dritte Stück sich von den ersten beiden nur in der Höhe unterscheidet, die 58,70 cm beträgt. In Analogie zu den Grabmälern der Erbacher Grafen könnte der Marmor für die Herstellung der Wappen gedacht worden sein, die beiden schmalen Teile für die Ahnengalerie und das breite Stück für die Hauptwappen⁴³.

39 H. Caspary: Die Wiederherstellung des Grabmals der Emilia zu Württemberg in der evangelischen Stephanskirche in Simmern, in: Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz. Jahresberichte 23–28 (1968–1973), S. 55. Der Tuffsteinabbau wurde in der Forschung zum ersten Mal von Wagner genauer bestimmt. Er lokalisiert den Abbau des vulkanischen Tuffgesteins in die Nähe der Dörfer Weibern und Rieden im Hunsrück. H. Wagner: Johann von Trarbachs Werke in der Stiftskirche zu Öhringen, in: WVJH 9 (1888), S. 137.

40 Das Erscheinen des Artikels von Wagner 1888 kann mit der damals laufenden Restaurierung der Öhringer Stiftskirche zusammenhängen. Eine schriftliche Beurteilung der beiden Trarbachschen Epitaphie als aus grauem Sandstein hergestellte findet sich u. a. in einem Brief des Bildhauers Carl Federlin an den Fürsten Hugo von Hohenlohe-Öhringen vom 2. Juni 1889. HZAN-N Archiv-Öhringen, Domänenkanzlei 136/15, fol.13.

41 Vgl. Strübing (wie Anm. 4), S. 28.

42 Geding vom 7. Okt. 1568, HZAN-NLA 10/5/1.

43 Für alle vier Grabmäler der Erbacher Grafen wurde für die Wappen Alabaster gebraucht (WV: 2–5), vgl. Strübing (wie Anm. 4), S. 9, S. 12 ff.

Die Fassung

Die Fassung des Denkmals lässt sich vor Ort nicht rekonstruieren⁴⁴. Jedoch geben die Quellen Auskunft darüber, wie man sie sich gewünscht hatte. Man sollte das Grabmal *zum allerschönsten verfertigen und beraidten uf form und gestaltt alls wan es ein schwarzer marmolstein und roter Alabaster were*⁴⁵. Denkt man sich den weißen Tuffstein noch dazu, den *rainen stain*, aus dem laut Geding das gesamte Denkmal gehauen werden sollte, so erhält man die Farbkombination Rot, Schwarz und Weiß⁴⁶.

Robert Hedicke nennt eine Materialgruppierung, die sich aus diesen Farben zusammensetzt – weißer Alabaster, roter und schwarzer Marmor. Nach dem Vorbild des Lettners in der Stiftskirche Ste. Waudru in Mons von Jacques Du Broeucq, dessen Aufbau 1549 beendet war, wurden diese Steine auch in der Antwerpener Bildhauerwerkstatt des Cornelis II. Floris de Vriendt für kostbare Werke gewählt⁴⁷. Auch das Grabdenkmal Kaiser Maximilians I. in der Innsbrucker Hofkirche, vollendet von Alexander Colin, ist in weißem, schwarzem und rotem Marmor gearbeitet. Das Grabmal des Heidelberger Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz bestand dagegen aus schwarzem und weißem Marmor⁴⁸. Offensichtlich orientierte sich Trarbach mit dieser Farbenwahl an den luxuriösen Arbeiten Colins, Floris und der Gebrüder Abel.

Wahrscheinlich war Trarbach auch für eine andere Malerarbeit verantwortlich. Die Bezeichnung der beiden Grabmäler als Pyramiden und Obelisken in der *MONUMENTA und fürnehmste Antiquiteten der Stiffkirchen Zu Orinngenw* von Carl Beyer aus dem Jahre 1579, klingt seltsam, schließlich befinden sich keine derartigen Schmuckformen auf den Grabdenkmälern. Diese Bezeichnung bezieht sich

44 Eine diesbezügliche Untersuchung einer Restauratorenwerkstatt hat nicht stattgefunden. Nach den Forschungen von Strübing haben sich, das Grabmal des Grafen Philipp III von Hanau (WV: 1) ausgenommen, auch an den anderen Arbeiten aus der Werkstatt Trarbachs keine originalen Farbreste mehr erhalten.

45 Geding vom 7. Okt. 1568 HZAN-NLA 10/5/1.

46 Dass es sich bei dem, im Geding vom 7. Okt. 1568 erwähnten, *rainen stain ... deßgleichen er zu Weilandt des Wolgebornen Herrn Eberhardts, grauen zu Erpbach Wolseliger gedechnus monument gebraucht...* tatsächlich um einen weißen Stein handeln muss, geht aus dem Geding vom 18. September 1564 für das Inschriftenepitaph des Grafen Eberhard zu Erbach hervor: *Vnd solche Monumenta von weissem Stein (außerhalb der zweier schilt und helm, die von weissem Allewaster so anderst derselbig vorhanden sein wird) uff seinen eignen costen fertigen vnd machen...*vgl. Strübing (wie Anm. 4), Anlage I.4.

47 Die billigeren Arbeiten aus der Werkstatt des C. Floris bestanden aus verschiedenen niederländischen Buntsandsteinen, die teilweise mit Alabastereinlagen veredelt wurden, vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 28.

48 Das Grabmal des Kaisers Maximilian I. wurde, obwohl bereits seit 1561 in den Händen der Brüder Abel, erst 1573 aufgesetzt. Seit 1562 arbeiteten Alexander Colin und ein ehemaliger Mitarbeiter von Cornelis Floris, Friedrich Hagart in Innsbruck. Inschriftentafeln und Pilaster sind aus schwarzem, die dazwischen gesetzten Marmorreliefs aus weißem Marmor, die Deckplatte des Sarkophags und der dreistufige Sockel wurden aus rotem Marmor hergestellt. Die zahlreichen Figuren des Grabmals wurden aus Bronze gegossen, vgl. Dressler (wie Anm. 24), S. 46–49 u. Anm. 656.

womöglich auf den Gesamteindruck den die Grabmäler zusammen mit dem sie umschließenden Ornamentrahmen gemacht haben. Er wurde auf die dahinter liegende Wand aufgemalt. Der Schattenriss folgt allerdings nicht der durch den Stein vorgegebenen Kontur, sondern löst sich von ihm ab und bildet separate, bizarre Formen aus. Beispiele dafür liefern das von Trarbach angefertigte Grabdenkmal des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken und seiner Gemahlin in der evangelischen Schlosskirche in Meisenheim (WV:7), das daneben aufgehängte Epitaph ihrer Tochter Anna, Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken (WV:8) und das Doppelgrabmal des Heinrich von Handschuhsheim und der Gemahlin von Jeremias Schwartz aus dem Jahr 1588 in St. Vitus Heidelberg-Handschuhsheim⁴⁹. Das graphische Vorbild für eine solche Kombination von Wandmalerei und Bildhauerarbeit liefert die Stichserie von Cornelis II. Floris de Vriendt „Veelderley nieuwe inuentien van antyckische sculptueren...“, erschienen im Jahr 1557 bei Hieronymus Cock in Antwerpen (Abb. 7)⁵⁰. Bei den Renovierungsarbeiten 1953 wurde vom Restaurator



Abb. 7 Cornelis Floris: *Veelderley nieuwe inuentien van antycksche sculptueren ...* Antwerpen 1557, Abb. in: R. Hedicke: *Cornelis Floris und die Florisdekoration*, Berlin 1913, Taf. XII.

49 Vgl. *Seeliger-Zeiss*: *Heidelberger Werke* (wie Anm. 8), S. 118, Abb. 8.

50 *Veelderley nieuwe inuentien van antyckische sculptueren diemen nou zeere ghebruykende is met noch zeer fraye grotissen en compertimenten zeer begwame voer beltsniders antycksniders schilders en alle costenaers ghedruckt by my Jeronymus Cock 1557°C. Floris invent. Libro II. 16 Blatt mit Titel, vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 16 u. S. 31.*

Walter Hammer eine auf der Wand um die Grabmäler herum gemalte Renaissance-Ornamentik gefunden⁵¹. Sie wurde überstrichen. Falls es sich um einen Rahmen in der Art der Entwürfe von Cornelis II. Floris de Vriendt handeln sollte, wird es klar, warum der Bildhauer mit der Fassung des Grabmals beauftragt wurde. Eine solche speziell für Grabdenkmäler und Epitaph entworfene Ornamentschöpfung wird eher einem Bildhauer als einem Maler bekannt gewesen sein. Wahrscheinlich arbeitete Trarbach mit einem von ihm angestellten Maler oder mit einer selbstständigen Malerwerkstatt zusammen.

Die Arbeitsabfolge

Derweil der Sommer zum theil verflossen, und mir noch geringe zeit ein solch statlich monument zuverfertigen bevor sthede, habe ich nit underlassen wollen, diesen botten zu euch abzufertigen ... vnd meinewegen undertenig zu bitten, mir die wapen sampt den Abcontraftung und allen notwendigen bericht, unverzügliche (bey diesem) zuuberschicken⁵².

Diese Sätze stammen aus einem auf den 18. Juni 1569 datierten Brief Trarbachs, den ein Bote nach Neuenstein, dem Residenzort der Witwe des Grafen Ludwig Casimirs brachte. Aus ihm geht hervor, dass Trarbach in der Zeit zwischen dem Abschluss des Vertrags im Oktober 1568 und Juni 1569 manche der individuellen Details am Grabdenkmal wie Familienwappen, Figuren oder Porträts des Ehepaares noch nicht begonnen hatte. Diese Arbeitsweise ist auch bei vorhergehenden Aufträgen zu beobachten. Beispielsweise bat Trarbach erst ein halbes Jahr nach Abschluss des Vertrags am 18. September 1564 in einem Brief vom 16. Januar 1565 die Namen und die Wappen der Ahnen des Grafen Eberhard zu Erbach und seiner Gemahlin *abgerißen zuuberschicken*. Dasselbe Verhalten findet man im Falle des Auftrags der Tumba der badischen Markgräfin Mechthilde. Hier fordert der Bildhauer in einem Brief vom 7. August 1569, also 16 Monate nach Abschluss des Gedings, die *Abcontrafactur, auch Kleidung, derogleichen die acht anherrn oder Anchen vnd schrifften zu angeregtem Epitaph* an⁵³. Dieses versatzstückartige Arbeiten erklärt sich durch die Austauschbarkeit solch individueller Dinge wie Wappen, Porträts oder Spruchtafeln, die ja zu Beginn der Arbeiten nicht benötigt werden. Die Grundform des Grabmals und die zeitaufwendige Gestaltung der Ornamentik kann unabhängig von diesen persönlichen Details geschaffen werden. Das wird auch durch die Austauschbarkeit von Visierungen belegt. Im Juni 1573

51 Brief Walter Hammers vom 10. 8. 1953 an das Bezirksbauamt Hall. Akte aus dem Hochbauamt Heilbronn, Außenstelle Schwäbisch Hall. Öhringen.

52 HZAN-NLA 10/5/4.

53 Vgl. *Strübing* (wie Anm. 4): Anlage I,5: Brief Johann von Trarbachs vom 16. Januar 1565 an den *Achtbarn vnd fürnhemen Cristman Reuß, Erpachischen Secretario...*, Gesamthaus-Archiv der Grafen von Erbach, Erbach. Und Anlage II,4: Brief Trarbachs vom 7. August 1569, an *...Den Ervesten und hochgelörten Andrea Vintern ... Margrevischer Badenschen Cantzler...* GLAK: Haus und Staatsarchiv. I. Personalien. Baden-Baden 2. Absterben. 1568–73.

schickte Johann von Trarbach eine Visierung nach Baden, damit sich die Auftraggeberin Jakoba, Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Baiern, ein Bild vom Epitaph ihres Sohnes, dem Markgrafen Philibert von Baden und dessen Gemahlin machen konnte: *und damit die alte Fürstin etc. auch wissen vnd sehen moge, wie das Epitaphium gemacht, so vberschicke Ich euch herinnen verwardt, die darzu verfertigte visierung wieder zu, Dieselbige Iro frstl. gn. vorzuzeigen, die abgereissen fürstliche Bildtnussen aber seindt nit nach meinem durchl. frstl. vnd hern Philiperten etc. und seiner fr. gn. gemaheln beder hochseliger gedachtnussen abgerissen sondern nach Hertzog Wolffgangen Pfalzgrauen etc. das wollen sich Iro frstl. gnd. nit lassen irren, dan ich die Biltnussen weniger nit soviel mir mögliche nach den Contrafacturen gleichformig und ehlich gemacht habe*⁵⁴.

Die Gestalt und Gesichtszüge der Herrschaften sind für den Gesamteindruck der Arbeit von sekundärer Bedeutung. Man gewinnt den Eindruck, es handle sich dabei um nebensächliche Details, deren korrekte Ausführung für den Bildhauer kein zentrales künstlerisches Problem darstellte. Die Aufgabe des Denkmals war in erster Linie die standesgemäße Präsentation und nicht die Darstellung menschlicher Individualität⁵⁵.

Das Einmeißeln der Inschriften auf die Schiefertafeln wurde im Fall des Monuments von Graf Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein bis zuletzt aufgeschoben. Einer der Entwürfe für die Grabschriften von Carl Beyer datiert auf den 4. Oktober 1570⁵⁶. Da dieses Epitaphium zur Auswahl für die Grabschriften auf dem Grabmal bestimmt gewesen war, war die engültige Entscheidung im Oktober noch nicht gefallen. Diesem Terminus post zufolge wurden sie dem Bildhauer erst vier Wochen vor Erstellung der Endquittung am 2. November 1570 übergeben. Ob die Texte der Gebetstafeln in Anbetracht der knappen, zur Verfügung stehenden Zeit während des Aufbaus in Öhringen in die mitgebrachten Schieferplatten eingearbeitet und danach in die Rollwerkrahmen eingesetzt wurden, ist nicht zu beweisen, aber anzunehmen.

Transport und Bezahlung

Die archivalischen Nachrichten zu diesem Thema sind lückenhaft. Aus dem Geding geht lediglich hervor, dass alle Aufbauarbeiten vor Ort gesondert vergütet wurden. Der Preis von 800 Gulden sollte alle Unkosten des Bildhauers, einschließlich des Transports des Denkmals bis nach Wimpfen abgelten. Damit werden die Beschaffung des Sand- und Schiefersteins, die Bildhauerarbeiten, die Fassung, Botenlöhne und die Transportkosten, einschließlich der Verpflegung und Über-

54 Vgl. *Strübing* (wie Anm. 4): Anlage II,17. Brief Trarbachs vom 1. Juni 1573: ...*Dem Ernvesten wolachtparen Hanß Wolffen Badenschen Secretario...* GLAK: Haus und Staatsarchiv I Personalien 2. Absterben 1568–73.

55 Vgl. *Fleischhauer* (wie Anm. 12), S. 135.

56 HZAN-NLA 10/5.

nachtung des Bildhauers und seiner Gehilfen oder Gesellen auf der Reise bis nach Wimpfen gemeint sein. *Wan auch also solliche arbeit verfertigt, soll er die uf seine Costen allerdings bis genn Wimpffen liffen, Allsdan sollen wolgedachte meine gn. Herrn solch daselbsten holen, und furthers gehn Oringenn füren, volgendt in Ihrer gn. costen daselbsten verfertigen, ufsetzen und aufmauern lassen. Und also was er zu Oringenn Ihnen darzu bedürftig sein wurd Im Ihrer gn costen gliffert, und er mit sambt den Jhenigen, so er bei sich haben würdt in der cost halten werden*⁵⁷. Ein Register der Ausgaben für den Aufbau in der ehemaligen Stiftskirche in Öhringen lässt sich im Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein nicht finden. Der Transportweg kann aber wiederum mit Hilfe der Nachrichten aus Michelstadt rekonstruiert werden. Von Simmern aus wird die Tumba für den Grafen Georg von Erbach und seine Frau Elisabeth, geb. Herzogin von Pfalz-Simmern über Land in die Nähe von Bacharach, in das heutige Niederheimbach, gefahren. Dort wurde sie eingeschifft, in Frankfurt umgeladen und den Main hinauf nach Wörth gebracht. Diese Fahrt dauerte insgesamt sechs Tage⁵⁸. Für das Grabdenkmal Graf Ludwig Casimirs von Hohenlohe-Neuenstein dürften Trarbach und seine Mitarbeiter bis nach Mainz den gleichen Weg genommen haben, worauf sie es dann über Heidelberg auf dem Neckar bis nach Wimpfen bzw. Kochendorff führten⁵⁹. Der Zeitaufwand war, da es sich um eine fast doppelt so lange Strecke handelte, wesentlich höher. Entsprechend dürften die Transportkosten gestiegen sein.

Die Situation in der Stiftskirche

Der Ort der Aufstellung wurde dem Bildhauer laut Geding persönlich gezeigt und daher nicht schriftlich festgehalten. Aber das Inventar der Öhringer Stiftskirche vom 15. Mai 1579 gibt darüber Auskunft: *Uff beyden seiten am Chor stehn an der wand uffgereiht gegeneinander die beyde pyramides oder obelisij Graff Lud. casimir vnd G.Eberhart etc. In weiss steyn gehauwen*⁶⁰.

Mit Hilfe dieses Manuskripts von Carl Beyer kann die damalige Ausstattung des Chors zum Teil rekonstruiert werden. So stand der Fronaltar unter dem Wappen des Grafen Albrecht von Hohenlohe-Neuenstein von 1490, d. i. der östliche Schlussstein am Chorgewölbe, während an einer nicht genau bezeichneten Wand die Totenschilder der Grafen von Hohenlohe hingen.

In der Mitte des Chors befand sich ein *steynen sarck* mit folgender Inschrift:⁶¹

57 Geding vom 7. Okt. 1568, HZAN-NLA 10/5/1

58 Vgl. Strübing (wie Anm. 4), Anlage I,1: *Verzeichnuß waß mit meines gn Hern Georgen Graven zu Erpach vnd Hern zu Breuberg, Monument, von Simmern auß, biß zu Michelstatt zu libern, an Zerung, fracht vnd anderen uffgegegange...* Gesamthaus-Archiv der Grafen von Erbach, Erbach.

59 Quittung vom 2. November 1570, HZAN-NLA 10/5/15.

60 Monumenta (wie Anm. 2).

61 Er wird in das letzte Drittel des 15. Jhd. datiert. E. Knoblauch: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen bis zum Ausgang des Mittelalters, Stuttgart 1970, S. 337.

JACET HIC PROLES GENITORIS\
 HIC IACENT OSSA \ OLIM SUFFOSSA HUIUS IN ECCLESIE LOCIS UT RELI-
 QUIE\
 HIC GENITOR PROLIS

Die Übersetzung nach Beyer 1579 lautet:

*Hie ligen die Kinder des Vatters
 oder Stammes,
 Hierinnen ligen die gebeyn
 Begraben vor Zeiten ich meyn
 Inn diser Kirchen Chor begraben
 Als heyltumb erenlich uffgehoben
 Hie ligt der Stamm oder
 vatter der Kinder.*

Der Sarkophag wurde in den vergangenen Jahrhunderten mindesten dreimal geöffnet. Die erste überlieferte Öffnung fand vermutlich um das Jahr 1579 statt, da das Manuskript von Beyer an der zitierten Inschrift mit folgender Nota versehen wurde: *Inwendig diß sarks sindt drei underschidt gemacht In darin ... ligen gebeyn wie die Abschrift mit sich.* Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass weder Beyer noch der Verfasser der Nota die sterblichen Überreste des Bischofs Gebhard von Regensburg, dem Gründer des Chorherrenstiftes im Jahre 1037 erwähnen, die sich einer späteren Überlieferung zufolge darin befinden sollten⁶². Das Fehlen einer konkreten Inschrift auf dem Sarkophag lässt vermuten, dass man sich auch zum Zeitpunkt der Umbettung der Identität der Exhumierten nicht sicher war. Womöglich kam diese Lücke in der historischen Überlieferung dem Wunsch der hohenlohischen Herrschaften entgegen, sich eine alte römische Abstammung zuzulegen. Wie wichtig der Stammbaum in dieser Zeit geworden war, lässt die sechzehnfache Ahnenprobe an den Grabmälern erkennen⁶³. Dem Zeitgeschmack entsprechend wurde das gesamte Geschlecht durch eine solche antike Herkunft veradelt, man scheute sich daher keineswegs, sie in den Inschriften der Grabdenkmäler zu

62 Nach Johann Christian Wibels Hohenlohischer Kirchen- und Reformations-Historie von 1752–54 befand sich ein Zettel mit einer derartigen Identifikation im Sarkophag, dessen Text er einem Manuskript entnommen und veröffentlicht, selbst aber nicht gesehen hatte und der heute verschwunden ist. Er überliefert er die zweite Öffnung des Sarkophags. Vgl. *E Boger: Die Stiftskirche zu Öhringen*, in: *WFr NF 2* (1885), S. 83, 85. Die letzte Öffnung fand im Rahmen einer anthropologischen Untersuchung im Dezember 1957 statt. Der Sarkophag ist in drei Fächer unterteilt, wie es im Manuskript von 1579 bereits festgehalten wurde. Die Inschriften auf dem Deckel orientieren sich an diesen drei Fächern. Im obersten Fach lag ein über 50 Jahre alter Mann und im untersten eine Frau im ungefähren Alter von 25 Jahren. Bei beiden handelt es sich um Vater und Tochter; das Todesjahr konnte allerdings nicht festgestellt werden. Im mittleren Fach befanden sich einzelne Knochen von insgesamt 7 weiteren Personen – darunter ein sechsjähriges Kind – sowie ein Schweineknochen, vgl. *S. Ehrhardt: Hochadelsgräber in der Stiftskirche Öhringen (Württemberg)*, in: *Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 50* (1959/60), S. 57–62.

63 *G. Schmidt: Adeliges Selbstverständnis und späthumanistische Geschichtschreibung: Der Stammbaum des Reinhard von Gemmingen*, in: *Rhein* (wie Anm 12), S. 267.

verewigen⁶⁴. Die fiktive genealogische Deszendenz bis hin zu den Flamiern konnte man mittels dieser „Installation“ dem Betrachter suggerieren, ohne eine direkte Fälschung zu begehen. Der Sarkophag blieb im Zuge der Neugestaltung des Chors 1581 an seinem angestammten Platz. Er wurde erst im Jahre 1717 auf die südliche Chorseite gerückt⁶⁵.

Die Gräber der Grafen Ludwig Casimir und Eberhard lagen laut Beyer unten im Kirchenschiff: *Epitaphia der hern von hohlenoe uff der enden Inn der kirche bei der Canzel*. Die gotische Kanzel befand sich bis 1785 am vierten südlichen Pfeiler des Hauptschiffs⁶⁶. Dort war eine Grablege der Grafen von Hohenlohe eingerichtet. Sie begann mit den Gräbern der Großeltern der Grafen Ludwig Casimir und Eberhard, dem Grafen Craft von Hohenlohe und seiner Frau Helene, geb. Gräfin von Württemberg. Dann wurden dort die beiden Frauen von Graf Georg von Hohenlohe bestattet, Praxedes, geb. Gräfin von Sulz, gestorben 1521, und Helene, geb. Erbtruchsessin und Freifrau von Waldburg, gestorben im April 1568. Graf Georg, der sein Leben am 16. März 1551 verlor, wurde in der Stadtkirche von Waldenburg beigesetzt⁶⁷. Von all diesen Personen sind mit Ausnahme der Grabplatten keine Grabdenkmäler erhalten⁶⁸. Vermutlich hatte es solche auch nie gegeben, denn sonst wären sie sicher von Carl Beyer erwähnt worden. Anscheinend wurden erst für die beiden einzigen Erben Georgs und deren Gemahlinnen monumentale Grabdenkmäler geschaffen, für die man offensichtlich keine Kosten gescheut hatte.

Die Visierung

Im Hohenloher Zentralarchiv wird eine Federzeichnung mit der Darstellung eines Grabdenkmals aufbewahrt (Abb. 8)⁶⁹. Sie ist 56,5 cm × 29 cm groß und besteht aus zwei zusammengeklebten Blättern. Beide Papiere wurden mit demselben Wasserzeichen geprägt. Das Wasserzeichen gehört zur Papiermühle in Neuenstadt am Kocher in der Nähe von Öhringen. Es wurde in der Zeit von 1563–1566 benutzt⁷⁰. Bei dieser Zeichnung handelt es sich vermutlich um eine der beiden im Vertrag vom Oktober 1568 und in dem Brief Johann von Trarbachs vom 18. Juni 1569 erwähnten Visierungen zum Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein.

64 Laudatio auf der linken Tafel auf dem Sockel des Grabmals des Grafen Ludwig Casimir: *NON PROCUL ILLUSTRIS CUBAT HIC LUDOVICUS I URNA/ CASIMIRUS HOHENLOAE COMES/ FLAMINIIS ORIUNDUS. AMANS QUI PACIS ET AEQUI...*

65 J. Albrecht: Die Stiftskirche in Öhringen, Öhringen 1837, S. 16 u. S. 31.

66 Ebd., S. 19.

67 Vgl. Fischer (wie Anm. 18), S. 1.

68 Die Inschriften auf den Grabplatten wurden bereits von Beyer festgehalten und von Albrecht veröffentlicht, vgl. Albrecht (wie Anm. 55), S. 47–48. Nach 1579 wurde die Grablege nur noch um fünf Gräber erweitert.

69 HZAN-N, Plansammlung-Sondermappe

70 G. Piccard: Wasserzeichen Kreuz (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg), Stuttgart 1981, Nr. 1661.



Abb. 8 Zeichnung eines Grabdenkmals (Öhringer Visierung). Federzeichnung in Braun, 56,5 × 29 cm. Zwei zusammengeklebte Papierbögen mit Wasserzeichen. HZAN, Plansammlung – Sondermappe (Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, alle Rechte vorbehalten).

Bei einem Vergleich der im Vertrag festgehaltenen Beschreibung des Grabmals mit der Zeichnung einerseits und der Bildhauerarbeit andererseits fällt auf, dass die Zeichnung in ikonographischer Hinsicht mit der Beschreibung und dem Denkmal übereinstimmt, das ornamentale Beiwerk der Bildhauerarbeit jedoch von ihr abweicht. Die Adoranten, das Kruzifix, die Trinitätsdarstellung, das Auferstehungsbild und vor allem die Putti mit den Texttafeln im Hintergrund der Hauptszene sind auch formal diesselben. Ebenso stimmt der Aufbau des Grabmals im Wesentlichen mit der Skizze überein. Allerdings wurde die Aufsatzlösung verändert. Tatsächlich wurden acht der Ahnenwappen auf den Rundbogen gesetzt, das Attikageschoss in eine Art trapezförmiges Zwischengeschoss umgewandelt und ein neuer Ornamentrahmen für das Auferstehungsmedaillon gewählt. Da die Skizze vergleichsweise mehr zu den klaren Proportionen der deutschen Frührenaissance tendiert und auch sonst ältere Stilelemente, beispielsweise die Putti oder den Rundbogen mit den Zwickelmedaillons aufweist, wurde also nur der ornamentale Formenkanon des Grabdenkmals modernisiert.

Strübing weist die Federzeichnung dem Bildhauer Johann von Trarbach zu. Er behauptet, es handle sich um die Visierung, von der im Brief vom 18. Juni 1569 gesprochen wurde. Eine solche wurde von der Grafenfamilie zu einer Zeit angefordert, als der Bildhauer bereits acht Monate an dem Grabdenkmal gearbeitet hatte⁷¹. Gegen diese Bestimmung spricht jedoch das im Brief vorgebrachte Argument des Bildhauers, er hätte bisher keine Zeit gehabt, eine Visierung anzufertigen. Da eine flüchtig hingeworfene Skizze wie die Neuensteiner Zeichnung sicher nicht viel Zeit für ihre Herstellung beansprucht, muss man an eine andere Zeichnung denken, die sorgfältiger ausgeführt werden sollte. Da außerdem das Wasserzeichen auf dem Papier der Skizze aus der Grafschaft Hohenlohe stammt, ist es nahe liegend, dass die Zeichnung in Neuenstein und nicht in Simmern entstanden ist. Dieses Faktum spricht für eine zweite, in den Quellen erwähnte Visierung⁷². *Allermassen wie solches die Zugestellte und verfertigte Visierung verners mit sich bringt dass auch solches alleß Zum besten und vleissigsten ... gemacht*⁷³. Offensichtlich diente im Vertrag vom 7. Oktober 1568 eine Skizze als Demonstrationsobjekt, mit der die schriftlich festgehaltene Gestalt des Grabdenkmals veranschaulicht wurde. Diese entstand wohl, als das ikonographische Programm besprochen wurde. Da aber keine weiteren Zeichnungen von Trarbach überliefert sind, ist ein graphischer Stilvergleich und somit eine Zuschreibung an ihn nicht möglich. Theoretisch könnte dieser Entwurf von einer anderen Hand stammen, die Gestalt

71 Vgl. Strübing (wie Anm. 4), S. 29; Brucker: Öhringer Visitierung (wie Anm. 6) sowie: Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und dreißigjährigem Krieg. Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Bd. 1, Karlsruhe 1968, E 39.

72 Das Wort Visierung wird allein in den von Strübing veröffentlichten Quellen für Gesamtansichten, Porträts und Wappen benutzt. Eine Visierung kann Modell aus unterschiedlichen Materialien, Muster, Entwurf oder Skizze sein.

73 HZAN-NLA 10/5/1

eines unbekanntes Grabmals zeigen und als Vorgabe für das eigene Grabdenkmal an den Bildhauer aus Simmern übergeben worden sein.

Aber wie man sich die Konzeption der Bildhauerarbeit vorzustellen hat wird anhand dieser Skizze jedenfalls deutlich. Das obere Blatt zeigt die Zeichnung eines Aufsatzes, der genau am unteren Blattrand endet. An dieser Stelle wurde es an das untere, mit dem Attikageschoss abschließende Blatt angeklebt. Denkbar ist aber auch ein anderer Aufsatz, der an derselben Stelle an das untere Blatt angeklebt ist oder umgekehrt, derselbe Aufsatz ist mit einem anderen Unterteil zusammengesetzt. Man kann sich dieses Prinzip bis ins Detail angewendet vorstellen, statt zwei verschiedener Zeichnungen werden drei oder mehrere aneinandergesetzt. So könnte eine Entwurfskizze aus einer Vielzahl aneinander geklebter Blätter bestehen, die jeweils die verschiedenen Teile eines Grabmals zeigen und die wiederum durch die entsprechenden alternativen Zeichnungen ersetzt werden können.

Bei der Untersuchung der von Trarbach benutzten Vorlagen am Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir hat sich genau dieses Gestaltungsprinzip bestätigt. Ein solches Vorgehen wird von den Zeitgenossen mit dem Begriff der „Inventio“ umschrieben. Der eigentliche kreative Akt liegt im Kombinieren der vorgegebenen Formen, Muster und Figuren, wobei es für den ausführenden Künstler selbstverständlich war, die zur Verfügung stehenden Vorlagen nach dem eigenem Geschmack zu verändern. Nur ein untalentierte Handwerker begnügte sich mit dem bloßen Kopieren der Vorlagen⁷⁴.

Die druckgraphischen Vorlagen

Die Vorlagen wurden aus Architekturtraktaten oder aus den Illustrationen der Literaturausgaben entnommen, können aber auch aus den traditionellen Skizzenbüchern stammen und auf persönliche Entwürfe zurückzuführen sein⁷⁵. Viele Kupferstiche und Holzschnitte wurden jedoch von den Verlagen speziell für den Verkauf hergestellt. Diese Verlage oder Stecherwerkstätten wurden oft von den Künstlern selbst gegründet, nach dem Vorbild Raffaels und des Kupferstechers Marcantonio Raimondi in Rom, deren Zusammenarbeit 1512 begann. Sigmund Feyrabend in Frankfurt und Hieronymos Cock in Antwerpen, die beiden in diesem Zusammenhang wichtigen Verleger, hatten das Stecher- bzw. das Malerhandwerk gelernt und es zugunsten ihrer Verlagstätigkeit aufgegeben. Cocks Verlag „Aux quatre vents“ trug viel dazu bei, Antwerpen zum stilbildenden Zentrum der nordischen Spätrenaissance zu machen.

⁷⁴ E. Forssmann: Säule und Ornament, Uppsala 1956, S. 30.

⁷⁵ Aus dem Jahr 1573 stammt ein Skizzenbuch, das u. a. Zeichnungen von Brunnen, Grabmälern und Kaminen im niederländischen Florisstil enthält. Es wurde wahrscheinlich von einem deutschen Wandergesellen angelegt, der auch eigene Entwürfe aus den gesehenen Arbeiten ableitete, vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 162 u. E.v. Berlepsch: Skizzenbuch eines Architekten (Italienische Renaissance 2), Leipzig 1875.

Bei der Bestimmung der Vorlagen ergibt sich nun folgendes Problem. Respektive der überlieferten Quellenlage ist die konkrete Vorlage für ein bestimmtes Relief kaum zu finden, daher bleibt es zunächst unklar, ob sie überhaupt verändert wurde und wenn ja, von wem die Veränderung vorgenommen wurde. Denn dass die zum Verkauf hergestellten Graphiken in den Verlagen bereits aus mehreren Vorlagen zusammengesetzt wurden, wurde von Ilse O'Dell in einer Untersuchung zu Jost Ammans Tätigkeit als Reißer und Formschneider im Verlag Feyerabends nachgewiesen⁷⁶. Was aber für den erfolgreichen Unternehmer Feyerabend einer pragmatischen Kalkulation entsprang, nämlich sein Produktionsverfahren zu rationalisieren, war für den Bildhauer immer auch eine ästhetische Entscheidung. Nach wie vor musste er jedes einzelne Relief, egal nach welcher Vorlage, mühsam in den Stein einmeißeln. Aber da die einzelnen Bild- und Ornamentvorlagen dem Gesamtentwurf, also der eigentlichen Grabmalskulptur untergeordnet, die Graphiken daher den formalen Vorgaben anzupassen waren, sprechen doch auch praktische Überlegungen für eine Umarbeitung der Graphiken in der Bildhauerwerkstatt.

Die Architekturvorlagen

Sebastiano Serlio: *Regole generali di architettura sopra le cinque maniere de gli edifici...*, Venedig 1537

Der Formenkanon der italienischen Renaissance verbreitete sich in den nordischen Ländern im Zuge der Vitruvrezeption. Vitruvs „*De architectura libri decem*“, geschrieben 33–22 v. Chr., war das einzige Buch über das Bauwesen in der Antike. Maler, Baumeister und Bildhauer setzten sich daher eingehend mit ihm auseinander. Die erste lateinische Vitruvausgabe außerhalb Italiens wurde 1543 in Straßburg von Walther Ryff herausgegeben. Die deutsche Übersetzung von Ryff, *Vitruvius teutsch ...* erschien fünf Jahre danach in Nürnberg bei J. Petreius⁷⁷. Weil diese Ausgaben die verlorenen Originalzeichnungen Vitruvs nicht ersetzten, halfen sie bei der praktischen Arbeit nicht viel. Mit dem Erscheinen des IV. Buches des Architekturtraktates von Sebastiano Serlio kam dann ein Werk auf den Markt, das die vitruvianischen Regeln vereinfachte und mit zahlreichen Abbildungen den Anforderungen der Praxis entgegenkam. In den Jahren 1539 und 1542 erschienen eine niederländische und eine deutsche Ausgabe, übersetzt von Pieter Coecke van Aelst, in Antwerpen. In diesem Buch unternahm Serlio den Versuch, eine Systematik in die Säulenlehre Vitruvs zu bringen. Er ordnete den fünf unterschiedlichen Säulengenera bestimmte Architekturdetails, beispielsweise Kamin- oder Fensterformen zu. In einigen von Serlios Kaminentwürfen wird das abschließende Ge-

76 I. O'Dell: Jost Ammans Buchschmuck-Holzschnitte für Sigmund Feyerabend. Zur Technik der Verwendung von Bild-Holzstöcken in den Drucken von 1563–1599 (Repertoiren zur Erforschung der frühen Neuzeit 13), Wiesbaden 1993.

77 Walther Ryff: *Vitruvius teutsch...*, Hildesheim 1973 (ND der Ausg. Nürnberg 1548).

schoß so gebildet, dass es sich nach oben konisch verzüngt, während es von Voluten oder von Segmentbögen flankiert wird. Obwohl in diesem Buch keine direkten Vorlagen für die Grabdenkmäler der Grafen von Hohenlohe gefunden wurden, stammt die Idee des schmaler werdenden Geschosses, das zwischen Kranzgesims und das abschließende Medaillon gesetzt ist, von solchen oder ähnlichen Graphiken ab⁷⁸.

Hans Blum: Von den fünff Säulen. Grundtlicher bericht und deren eigentliche contrafeyung, nach Symmetrischer ußteüung der Architectur ... flyssig uß den antiquiteten gezogen und trüwlich als vor nie beschehen, Christian Froschauer, Zürich 1555

Die Öhringer Säulen am Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimirs von Hohenlohe-Neuenstein wurden nach dem Konstruktionsschema der Corinthia II aus dem Säulenbuch von Hans Blum entworfen. Das Säulenbuch steht in der direkten Nachfolge zu Serlio IV, der mit diesem Buch seiner Architetture die Tradition der nordischen Säulenbücher begründet hat. Da die Säule häufig bloß dekorativ und nicht funktional eingesetzt wurde, zählt sie zum Ornament.

Eine der kulturellen Leistungen Sebastiano Serlios bestand in der Übertragung des vitruvianischen Gedankens vom Dekor (der *geburlichen zierung* in der Übersetzung von Rivius) aus der heidnisch-römischen in die christliche Welt. Bei Vitruv entspricht das Genus der filigranen Corinthia der Zartheit und Schönheit jugendlicher Göttinnen. Bei Serlio wird diese Ordnung dem sakralen Bereich zugewiesen. Die Corinthia eignet sich für Marienkirchen und für Grabmäler. Auch die Idee, die Säulen mit Postamenten zu versehen, stammt von Serlio. Vitruv schenkte ihnen keine besondere Beachtung⁷⁹. Serlio schuf zwei Typen von korinthischen Säulen, eine Säule ohne und eine mit Postament. Diese Einteilung wird von Hans Blum mit der Corinthia I und der Corinthia II übernommen. Die Leistung von Blum bestand nun darin, dass er ein allgemein verständliches Berechnungssystem für die Säulenordnungen Serlios entwickelt hat. Er schrieb sozusagen die Gebrauchsanweisung für den Handwerker. Der hervorragende didaktische Aufbau seines Bu-

78 Der Meister von Simmern, von Müller-Dietrich unbewiesenermaßen mit Trarbach gleichgesetzt, benutzte ebenfalls das IV. Buch „Regole...“ von Sebastiano Serlio, vgl. das Grabdenkmal der Herzogin Johanna von Pfalz-Simmern, geb. Gräfin von Nassau-Zweibrücken (gest. 1554), und das Inschriftenepitaph der Pfalzgräfin Alberta (gest. 1553), Simmern, Stephanskirche. Er benutzte auch andere Vorlagenbücher. Das Kapitell auf dem Grabdenkmal der Herzogin Johanna geht auf das Kunstbüchlein Heinrich Vogtherr, Straßburg 1538, zurück. Abb. in: *H. Günther: Deutsche Architekturtheorie zwischen Gotik und Renaissance*, Darmstadt 1988, S. 138, Abb. 11. Die Vorlage für den Unterbau des Grabdenkmals des Herzogs Johann II von Pfalz-Simmern (gest. 1557) und seiner Frau Beatrix, geb. Markgräfin von Baden, Simmern, Stephanskirche, stammt so oder ähnlich aus *A. I. du Cerceau: Second Livre d'Architecture*, Paris 1561, Abb. in: *G. Irmischer: Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400–1900)*, Darmstadt 1994, T. 68.

79 Vgl. *Forssmann* (wie Anm. 74), S. 66–71.

ches machte es zum Verkaufsschlager⁸⁰. Einer übersichtlichen Zeichnung ist eine akribisch ausformulierte Gebrauchsanleitung zur Seite gestellt, die das komplizierte Rechensystem nachvollziehbar macht. Die Höhe der Säule wird aus einem Modul entwickelt, ein Prinzip, das auf Vitruv zurückgeht. Ionica und Corinthia werden bei ihm wahlweise aus dem acht- oder neunfachen unteren Säulendurchmesser errechnet⁸¹. Sebastiano Serlio kanonisiert die beiden Genera, die Ionica wird aus acht, die Corinthia aus neun unteren Durchmessern aufgebaut⁸². Die Wahl der Zahl Neun als grundlegendes Maß der korinthischen Ordnung hat Blum demnach von Serlio übernommen. Doch während Serlio Postament und Schaft getrennt konstruiert und sie dann aufeinanderstellt, berechnet Blum den Säulendurchmesser aus der Postamentbreite und bringt so die beiden Säulenbestandteile in eine gegenseitige Abhängigkeit.

Im Fall der beiden Säulen auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir errechnen sich die Proportionen folgendermaßen⁸³:

Postamenthöhe

Zum ersten sol ir gantze höhe in neun teil geteilt werden / der selbigen teil zwey sol dy postement hoch seyn.

Die Höhe der gesamten Ordnung auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimirs beträgt 205 cm

$$205 \text{ cm} : 9 = 22,77 \text{ ca. } 23 \text{ cm,}$$

$$23 \text{ cm} \times 2 = 46 \text{ cm}$$

Die Höhe des Postaments beträgt 47 cm.

Postamentbreite

Das Postament selbst soll wieder durch neun geteilt werden, wovon jeweils ein Teil für das obere und untere Postamentgesims gebraucht wird.

Die übrigen siben teil in fünff teil geteilt / der selbigen fünff teil / drey ist die breite des postements.

$$46 \text{ cm} : 9 = 5,1 \text{ cm}$$

$$5,1 \text{ cm} \times 7 = 35,7 \text{ cm}$$

$$35,7 \text{ cm} : 5 = 7,14 \text{ cm}$$

$$7,14 \times 3 = 21,4 \text{ cm} - \text{Postamentbreite}$$

Die entsprechende Breite des Postaments auf dem Grabmal des Grafen Ludwig Casimir beträgt 20 cm. Es besteht eine geringfügige Abweichung von 0,7 mm pro Seite.

80 Bis ins Jahr 1662 erschienen 6 deutschsprachige Neuauflagen, vgl. Günther (wie Anm. 78), S. 140.

81 Vitruv: Zehn Bücher über Architektur. Hrsg. von C. Fensterbusch, Darmstadt 1991, 84, 1–86, 15.

82 Vgl. Forssmann (wie Anm. 74), S. 69–70.

83 Der Text stammt aus einer späteren Ausgabe: H. Blum: V columnae. Das ist Beschreibung und gebrauch der V Säulen ... Hans Blum / von Lor am Mayn, Zürich 1596 (Heidelberg, Universitätsbibliothek T 2329).

Säulenschaft

Diese Berechnung ist die zentrale Stelle, wodurch sich Blum von Serlio unterscheidet.

Zum ersten / teil die gantze breite des postements in sechs teil / der selbigen teil vier / sol die dicke des schaffts oder columnen seyn. D. h. die Breite der Säule ist von der Breite des Postaments ableitbar. Serlio konstruiert Säulenschaft und Postament getrennt voneinander.

$$21,4 \text{ cm} : 6 = 3,56 \text{ cm}$$

$$3,56 \times 4 = 14,3 \text{ cm Schaftbreite}$$

Der Durchmesser an der Öhringer Säule beträgt 14,5 cm.

Schaftgesims

Das schafftgesims auff dem postement / sol halb als breit sein als die dicke des schaffts ist.

$$14,3 \text{ cm} : 2 = 7,15 \text{ cm Höhe des Schaftgesims.}$$

Das Schaftgesims an der Öhringer Säule beträgt 7 cm

Säulenhöhe

Nimm die vier teil der dicke des schaffts / unnd mach ein teil darauß / der selbigen teil neun sol schafft mit sampt dem capitäl unnd postement gesims hoch seyn.

$$14,3 \text{ cm} \times 9 = 128,7 \text{ cm}$$

Die Höhe des Säulenschafts mit Kapitell und Postament auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir beträgt 130 cm.

Die Konstruktionsweise verdeutlicht, wie jedes einzelne Detail geplant, gemäßigelt und wie wenig Raum der künstlerischen Inspiration gelassen wurde. Die theoretische Umständlichkeit des Konstruktionsverfahrens erinnert in ihrer Unspontaneität an die Technik der additiven Kompositionsweise in der Bildgestaltung. So ist es nur konsequent, wenn Johann von Trarbach die Säulenvorlage Blums nicht als Ganzes übernimmt, sondern sie mit einer zweiten Vorlage kombiniert. Statt des Kranzgesims der Corinthia II mit volutenförmigen Konsolen und ionischem Kymation wählt er das einfachere Gesims der Corinthia I, das aus Zahnschnitt und ionischem Kymation besteht. Beide Kranzgesimse werden auch in Serlios viertem Buch der „Regole“ abgebildet. Die Fascien der Corinthia I sind bei Serlio wie in Öhringen waagrecht kanneliert, während Blum die Fascien in beiden Fällen ornamental gestaltete. Vielleicht hat Johann von Trarbach das Gebälk der Corinthia I aus praktischen Gründen von Serlio kopiert, denn er wählte damit die Vorlage, die am wenigsten Arbeit verursachte.

Hans Vredeman de Vries: Das erst Buch gemacht auff de zwey Colommen Dorica und Ionica ..., Antwerpen 1565

Hans Vredeman de Vries veröffentlichte seine Versionen vom Säulenbuch im Jahr 1565 bei Hieronymus Cock in Antwerpen. Es erschienen gleich zwei Säulenbü-

cher: „Das erst Buch gemacht auff de zwey Colomnen Dorica und Jonica...“ und „Das ander Buch gemacht auff die zway Colonnen Corinthia und Composita...“ Mit seinen Säulenentwürfen ignorierte er Vitruvs Ablehnung der Ornamentgroteske⁸⁴. Die bisherige, in der Architekturtheorie selbstverständliche Schmucklosigkeit des Schafts und des Postaments wurde von ihm aufgegeben. Die Maßverhältnisse seiner Säulen übernahm er annähernd von Sebastiano Serlio. Nach Forssmann bestand seine Kühnheit darin, dass er es wagte, „die klassischen Säulengeschlechter mit zeitgenössischer Ornamentik zu kombinieren“⁸⁵. Nun nimmt Johann von Trarbach eben sowenig Rücksicht auf die klassische Schmucklosigkeit der Säule. Ob diese ästhetische Haltung aber ausschließlich auf die Kenntnis der Schriften von De Vries zurückzuführen ist, bleibt zweifelhaft, denn in der Stadtkirche seiner Heimatstadt Simmern stehen drei mit Säulen ausgestattete Grabdenkmäler, die weder nach Serlio noch nach Blum konstruiert wurden und deren Postamente mit Ornamenten versehen sind⁸⁶. Sie wurden vor dem Erscheinen der Säulenbücher von de Vries gearbeitet. Daher dürfte Hans Vredeman de Vries mit seinen Vorlagenbüchern eine bereits bestehende Praxis theoretisch sanktioniert haben.

Aber die Idee des Öhringer Abschlusses auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir stammt ohne Zweifel von de Vries. Die Giebelentwürfe aus der „Dorica-Ionica“ besitzen eine große Ähnlichkeit mit diesem Aufsatz (Abb. 9 und Abb. 10). Der zweischalige Aufbau des Ornaments, mit einem vordergründigen, in der Fläche haftenden Medaillonrahmen und den breiten, seitlich aus der hinteren Ebene auftauchenden Zungen, stimmen mit der Abbildung überein. Die seitlich abstehenden Stege, die sich teilen und in einer Art Dreipass enden, sind auf allen vier Graphiken zu finden. Und wieder schuf Trarbach seine persönlichen Kombinationen. Das ionische Kymation im Innern des Medaillonrandes ersetzte das Tau oder das Perlband von de Vries. Statt der Masken setzte er Puttenköpfe auf den Rahmen und zusätzlich schmückte er ihn mit perforierten, über Fruchtbüschel geschlungene Rollwerkzungen, ein Ornamentmotiv, das letztendlich auf die Schule von Fontainebleau zurückgeht.

Die großen, im Rollwerkrahmen hockenden Putten mit den Instrumenten könnten von einer bestimmten Vorlage abstammen. Die Titelrahmen und der Rahmen um das Porträt des Herzogs Christoph von Württemberg aus der „Biblia Teutsch“, erschienen 1565 im Verlag Sigmund Feyerabends in Frankfurt, bestehen aus Rollwerk, auf dem solche frei bewegliche Putten sitzen (Abb. 11). Vielleicht übernahm Trarbach das Motiv von den Holzschnitten Jost Ammans, denn diese Bibel war ihm bekannt, da er sie als Vorlagenbuch für seine Reliefs benutzte. Oder er ließ

84 *Vitruv* (wie Anm. 81), 172,22–173.

85 *Forssmann* (wie Anm. 74), S. 88.

86 Es handelt sich um drei Arbeiten in der evangelischen Stephanskirche in Simmern, um das Grabdenkmal des Herzogs Johann von Pfalz-Simmern (gest.1557) und seiner Frau Beatrix, geb. Markgräfin von Baden, um das Grabdenkmal der Herzogin Johanna von Pfalz-Simmern, geb. von Nassau-Saarbrücken (gest.1554) und um das Inschriftenepitaph der Pfalzgräfin Alberta (gest.1553).

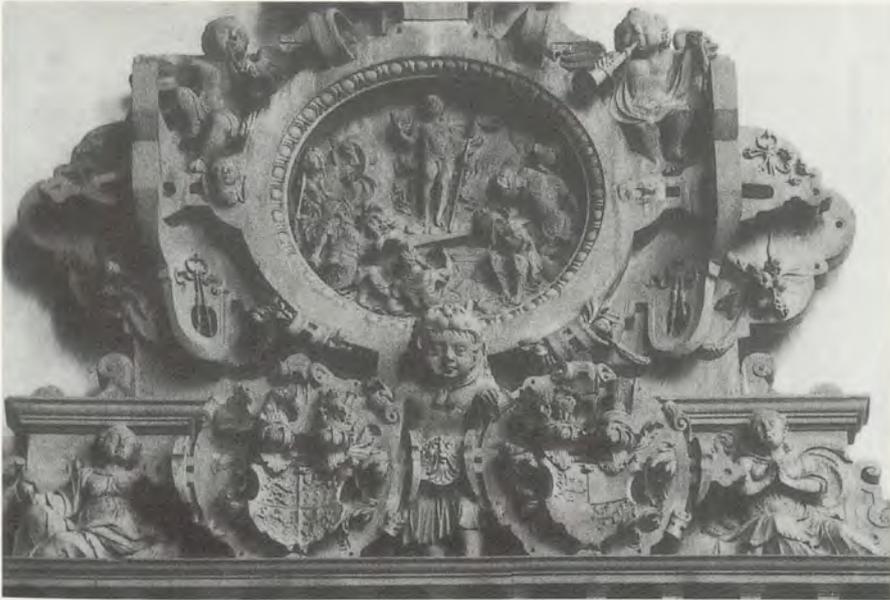


Abb. 9 Aufsatz mit Medaillon im Rollwerkrahmen. Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

sich von den Heidelberger Arbeiten Alexander Colins inspirieren, der seine Rollwerkgiebel der Innenportale im Ottheinrichsbau in gleicher Weise mit Putten besetzte⁸⁷.

Johann von Trarbach kombinierte also zwei seiner Architekturvorlagen mit Ornamentvorlagen, die nicht definiert werden konnten. Die korinthische Säule, bereits aus zwei Blumschen Vorlagen zusammengesetzt, wurde am Schaft und auf dem Postamentwürfel mit Ornamenten verschiedener Herkunft bestückt⁸⁸. Der Aufsatz des Grabdenkmals des Grafen Ludwig Casimir, gearbeitet nach einer Vorlage aus Vredeman de Vrieses „Dorica-Jonica“, wurde mit Putten kombiniert, die sicher nicht von de Vries stammen. Auch die zwei perforierten Rollwerkzungen mit den durchgesteckten Fruchtbüscheln an der Unterseite des Medaillonrahmens sind nicht unmittelbar auf de Vries zurückzuführen.

87 In den Rollwerkgrotesken von Cornelis Floris und Cornelis Bos dominieren die so genannten gefangenen Wesen. Daher überraschen die verhältnismäßig großen und frei beweglichen Figuren, die von Trarbach und Colin so spielerisch in das Rollwerk gesetzt wurden. Abbildungen vgl. *Dressler* (wie Anm. 24), Portal 3 (Abb. 58a), Portal 4 (Abb. 58b) Portal 7 (Abb. 68a), Portal 9 (Abb. 70) u. Portal 11 (Abb. 72).

88 Die Masken an den Postamenten entsprechen in ihrer heutigen Gestalt nicht mehr dem Originalzustand des Grabdenkmals.

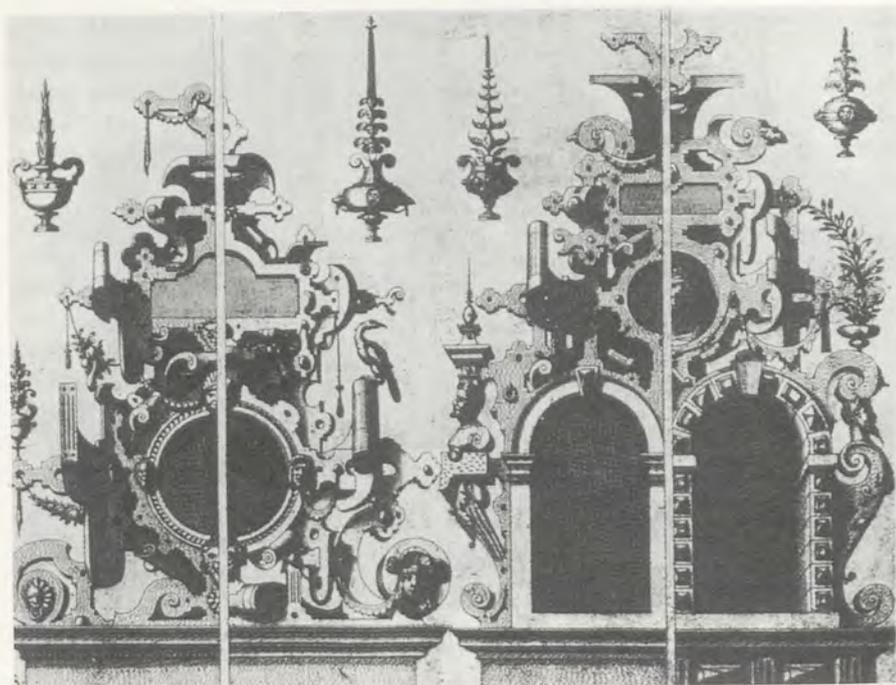


Abb. 10 Aufsatzlösungen aus H. Vredeman de Vries: *Das erst buch gemacht auff de zwey Colommen Dorica und Ionica ...*, Antwerpen 1565, in: G. Irmscher: *Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400–1900)*, Darmstadt 1984, Taf. 81 b.

Die Bildvorlagen

Das Auferstehungsrelief auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein

Das Auferstehungsrelief auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir wurde aus mindestens zwei, wahrscheinlich aber aus drei oder noch mehr Vorlagen zusammengesetzt. Leider konnte nicht die direkte graphische Vorlage, dafür aber zwei der mutmaßlichen „Urbilder“, gefunden werden (Abb. 12).

Beim ersten „Urbild“ handelt es sich um das Relief der Auferstehung Christi auf dem Lettner der Stiftskirche Ste-Waudru in Mons⁸⁹. Der Bildhauer und Architekt des 1797 zerstörten Lettners war Jacques Du Broeucq. Er schloss die Arbeiten am Lettner im Jahr 1549 ab. Zum ersten Mal wurde damals in den Niederlanden ein

⁸⁹ R. Didier: *Les Oeuvres du sculpteur Jacques Du Broeucq*, in: Jacques Du Broeucq, sculpteur et architecte de la Renaissance. Katalog der Ausstellung des Stiftes Ste. Waudru in Mons vom 1. Oktober–24. November 1985, Mons 1985, S. 77–81, Abb. S. 78.



Abb. 11 Martin Luther und Herzog Christoph von Württemberg unter dem Kreuzifix. Titelholzschnitt der Biblia Teutsch von 1565. Abb. in: J. S. Peters: Jost Amman. Intaglio Prints and Woodcuts. The illustrated Bartsch 20 (Part 1 and 2), New York 1985, S. 245, 1a (365).

Lettner im Stil der italienischen Renaissance entworfen und ausgeführt. Das Relief befand sich an zentraler Stelle auf der dem Chor zugewandten Seite. Seine hohe künstlerische Qualität und die ungewöhnliche Größe (192 cm × 250 cm) haben es zu seiner Zeit berühmt gemacht. So war es nicht ungewöhnlich, dass es von Bildhauern häufig kopiert wurde⁹⁰.

Auf dem Öhringer Relief finden sich zwei Figuren aus der Arbeit Du Broeucqs wieder. Es handelt sich um die Rückenfigur im Vordergrund und der sich mit dem Schild schützende Soldat zur Rechten Christi. Die Tatsache, dass sie bei Trarbach

90 Beispiele für weitere Nachbildungen: M. de Reymaeker, A la (Re)decouverte de Jacques Du Broeucq, in: Jacques Du Broeucq (wie Anm. 89), Abb. S. 14 u. ders.: Incidence de l'oeuvre de Jacques Du Broeucq sur la sculpture Hainuyere, in: Jacques Du Broeucq (wie Anm. 89), Abb. S. 158.



Abb. 12 Auferstehung Christi. Relief. Abschlussmedaillon des Grabdenkmals des Grafen Ludwig-Casimir von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

spiegelverkehrt abgebildet wurden, spricht dafür, dass ihm ein Kupferstich oder ein Holzschnitt als Vorlage diente. Die beiden Figuren entsprechen jedoch nicht exakt ihrem Vorbild. Auf der Öhringer Darstellung erscheint der Soldat im Hintergrund als Halbfigur, während auf dem Relief in Mons nur der Kopf, die rechte Brust und der erhobene Arm mit dem Schild zu sehen sind. Der zu Boden gestürzte Soldat wurde im Gegensatz zu seinem niederländischen Vorbild im Halbprofil abgebildet und trägt einen Bart. Der Bart ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine Veränderung, die in der Werkstatt Trarbachs vorgenommen wurde. Im Vergleich mit dem Auferstehungsrelief von Hans Ruprecht Hoffmann an der Kanzel in Trier aus dem Jahr 1572 kann man deutlich erkennen, dass bei Hoffmann die drei rechten Figuren mit denen des Trarbachschen Reliefs übereinstimmen (Abb. 13)⁹¹. Die Gestalt des gestürzten Soldaten kommt dem Original in Mons jedoch sehr viel näher als die entsprechende Figur auf dem Trarbachschen Relief. Da aber beide

91 Für das Auferstehungsrelief Hans Ruprecht Hoffmanns wurde von Balke das Bronzerelief von Jacopo Sansovino auf der Sakristeitüre von San Marco in Venedig als Vorlage in Anspruch genommen, vgl. *Balke* (wie Anm. 7), S. 17 u. Tafel III.4. Da sich aber die Figuren, die als Urbild in Frage kommen, sehr von ihren Kopien unterscheiden, unterlag Balke vermutlich einem Irrtum. Wahrscheinlich gehen daher von den zahlreichen deutschen Arbeiten, die laut Balke Nachbildungen des Bronzereliefs von Sansovino sind, sicher einige auf das Alabasterrelief aus Mons zurück. Nach Meinung von Robert Didier sind Du Broeucqs und Sansovinos Werke nach derselben, allerdings unbekanntem Vorlage entworfen, vgl. *Didier* (wie Anm. 89), S. 81.

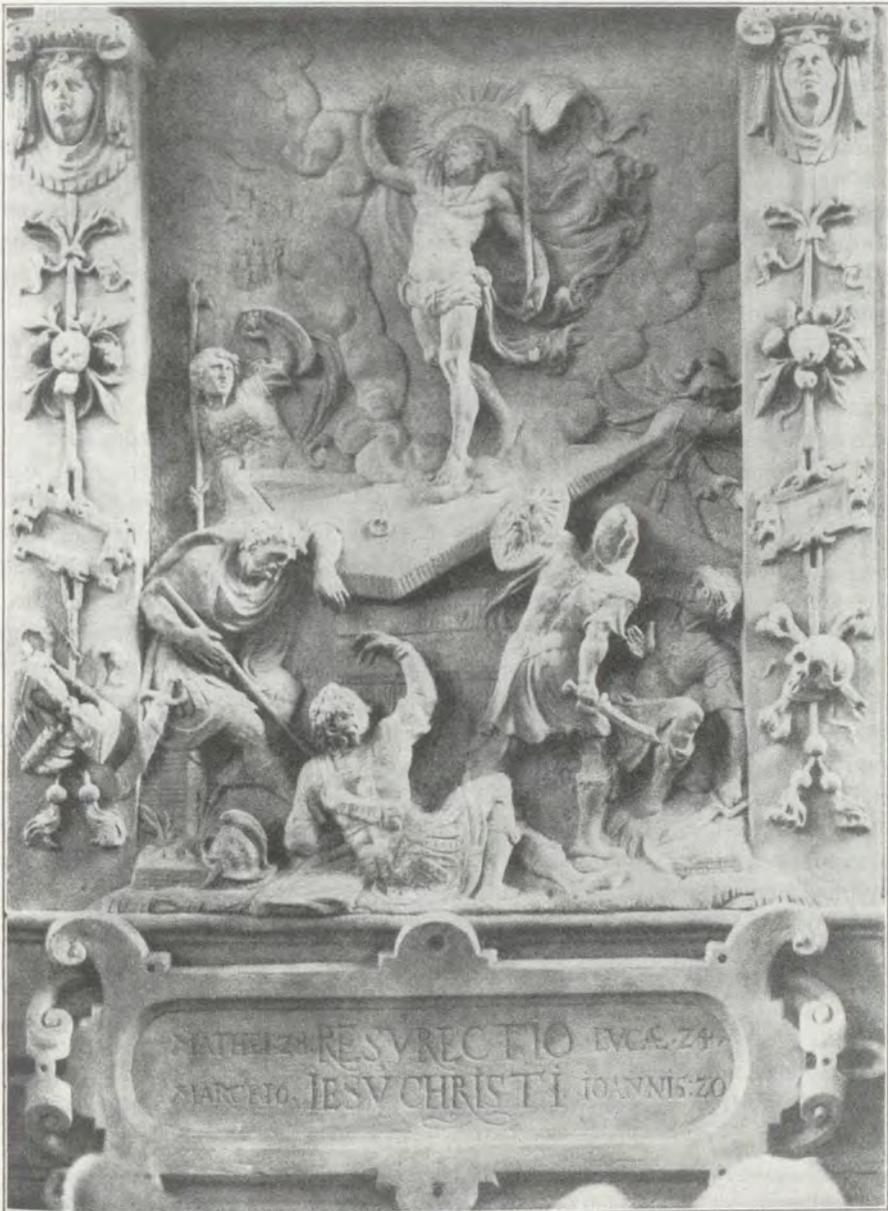


Abb. 13 Auferstehung Christi. Kanzel, Trier, Dom. (1572). Hans Ruprecht Hoffmann (Foto: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Joachim Siener).

Bildhauer den eingeschlafenen Wächter abgebildet haben, obwohl dieser nicht auf die Arbeit Du Broeucqs zurückzuführen ist, könnte daraus geschlossen werden, dass sowohl der schlafende Wächter als auch die Veränderung des Soldaten zur Halbfigur vom Reißer der graphischen Vorlage vorgenommen wurde.

Dieser schlafende Wächter kommt auf mindestens zwei Auferstehungsreliefs aus der Werkstatt des Cornelis II. Floris de Vriendt vor, auf dem Grabmal des Erzbischofs Adolf von Schauenburg im Kölner Dom von 1561 und auf dem Lettner von Tournai aus dem 1579⁹². Wahrscheinlich kannte Johann von Trarbach zumindest die Schauenburg-Grabmäler in Köln, da er sich von dort auch eine Anregung für ein Ornament geholt hat.

Die drei Figuren also, die sich auf den Reliefs von Trarbach und Hoffmann entsprechen, stammen demnach von einer Vorlage ab, die ihrerseits bereits auf einer versatzstückartig zusammengefügten Komposition beruhen könnte. Die Verfahrensweise der beiden Bildhauer bestand nun darin, diese Vorlage wieder zu teilen und mit anderen Vorlagen oder eigenen Entwürfen neu zusammzusetzen. Am Beispiel der zwei Christusfiguren lässt sich die Austauschbarkeit von Einzelfiguren innerhalb einer Komposition gut belegen. Während der Christus auf dem Trierer Relief eine große Ähnlichkeit mit einer Gestalt des Auferstandenen besitzt, die sich zum Beispiel auf einem Titelrahmen der „Biblia Teutsch“ von 1565 befindet, wählte Trarbach aus einer anderen Vorlage⁹³. In einem Gemälde von Maerten van Heemskerck, Christus als Überwinder von Tod und Teufel, kann man unschwer den Christus des Öhringer Reliefs wiedererkennen (Abb. 14)⁹⁴. Die Körperbildung, das Standmotiv, die Aufwärtsbewegung des Kopfes, der angewinkelte Arm mit der zum Segensgestus erhobenen Hand, die Art, wie das Lententuch gebunden ist, die Haltung des Kreuzstabes und der vom Wind aufgebauchte Mantel sind sich sehr ähnlich. Obwohl die Figur hier nicht spiegelverkehrt auftritt, muss als Medium eine unbekannte graphische Vorlage aus den Kreisen um Maerten van Heemskerck in Frage kommen.

Die beiden Reliefs „Erhöhung der Schlange“ und „Errettung des Jonas“ am Fries des Grabdenkmals Graf Eberhards von Hohenlohe-Waldenburg

Die Vorlagen für die beiden Reliefs stammen aus den Illustrationen der „Biblia Teutsch“ von 1565 aus dem Verlag Sigmund Feyerabends in Frankfurt. Die Holz-

92 Die beiden Kölner Auferstehungsreliefs von Floris werden von Hedicke als Vorstufen für das Relief des Lettners von Tournai (1570–73) bezeichnet. Es ist ein Werkstattmodell das seit 1560 nachzuweisen ist, vgl. *Hedicke* (wie Anm. 21), S. 49.; Abb. der Grabdenkmäler der Erzbischöfe Anton und Adolf von Schauenburg von 1561, gearbeitet von Cornelis Floris de Vriendt, in: *G. Kauffmann*: Die Kunst des 16. Jahrhunderts (Propyläen Kunstgeschichte 8), Frankfurt a. Main 1990, Abb. 252a u. 522b.

93 Vgl. *J. S. Peters*: Jost Amman. Intaglio Prints and Woodcuts. The illustrated Bartsch (Part 1 and 2). New York 1985, S. 287. Der Titelrahmen wurde von Feyerabend mehrmals verwendet, vgl. *O'Dell* (wie Anm. 76), S. 95 a2 u. S. 117.

94 *R. Grosshans*: Maerten van Heemskerck, Berlin 1980, Nr. 63.



Abb. 14 Christus als Überwinder von Tod und Teufel. Maerten van Heemskerck. Kopenhagen, Statens Museum for Kunst (Foto: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Joachim Siener).

schnitte wurden von Jost Amman gerissen⁹⁵. Während die Darstellung der Erhöhung der Schlange auf dem Grabmal nur auf einer Vorlage beruht, wurde die Darstellung der Errettung des Jonas aus zwei Vorlagen zusammengesetzt.

Die Komposition der vielfigurigen Szene mit der Erhöhung der Schlange wurde für das längliche Relief auf die wesentlichen Stellen reduziert (Abb. 15). Auf die

95 Abb. in Peters (wie Anm. 93), S. 261, 1.26 (365) u. S. 294, 1.88 (365).



Abb. 15 Die Erhöhung der Schlange. Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

vielen von Schlangen angefallenen Menschen im Vordergrund wurde verzichtet. Es blieben die zentrale Position der kupfernen Schlange und die Personengruppen rechts und links der Fahnenstange. Links steht der mit der Virga auf das Idol deutende Moses von drei Männern umgeben. Der linke Mann trägt einen Turban. Diese Gruppe wurde von Trarbach umgestellt. Der Orientale steht nun vor den anderen Männern und trägt eine Art phrygische Mütze mit einem herabhängenden Schal, eine bescheidene Veränderung im Sinne der *Inventio*. Auch sonst wurde die Darstellung auf dem Holzschnitt nicht akribisch kopiert, sondern dem eigenen Geschmack und den bildnerischen Fähigkeiten entsprechend umgesetzt.

Das Öhringer Relief, Errettung des Jonas, geht auf einen Holzschnitt aus der *Biblia Teutsch* von 1565 und auf einen Kupferstich Philipp Galles nach einem Gemälde von Maerten van Heemskerck zurück (Abb. 16)⁹⁶. Die Jonasfigur stammt teilweise vom Kupferstich, während die Bildsequenzen mit dem Wal vom Holzschnitt aus der „*Biblia Teutsch*“ entlehnt wurden. Vergleicht man die Öhringer Jonasfigur mit der Figur auf dem thematisch identischen Relief von Hans Ruprecht Hoffmann auf dem Grabmal des Herzog Reichard von Pfalz-Simmern in der evangelischen Kirche in Simmern, so fällt die unterschiedliche Haltung der Jonasfigur auf (WV:10) (Abb. 17). Der Hoffmannschen Figur liegt eindeutig die Gestalt des

96 Philipp Galle nach Heemskerck. Die Geschichte des Propheten. Jona 1566, Kupferstichfolge Blatt 1–4, Abb. in: *Grosshans* (wie Anm. 94), Abb. 238a–d. Vgl. *Balke* (wie Anm. 7), S. 34.



Abb. 16 Die Errettung des Jonas. Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

Jonas vom Kupferstich Philipp Galles zugrunde. Der Bildhauer hat sie in allen Einzelheiten kopiert. Den Wal zur Linken des ausgespuckten Propheten wie auch die übrige Komposition hat er allerdings nicht übernommen. Hier benutzte Hoffmann den Holzschnitt von Jost Amman, setzte den Wal rechts von Jonas ins Bild und veränderte das Flug- in ein Sitzmotiv. Vermutlich hat Johann von Trarbach den Kupferstich von Philipp Galle auch gekannt, denn es hat den Anschein, als hätte er den Unterkörper der Jonasgestalt vom Kupferstich und den Oberkörper vom Holzschnitt aus der *Biblia Teutsch* von 1565 genommen⁹⁷.

Die Ornamentvorlagen

Das vorherrschende Ornament an beiden Grabmälern ist die Rollwerkgroteske. Sie ist in der niederländischen Graphik zum erstenmal um 1550 aufgetreten. Gemeinhin gelten Cornelis II. Floris de Vriendt und Cornelis Bos als Erfinder dieses Or-

⁹⁷ Aus einem Brief des Trierer Stadtrats an den Herzog Reichard von Pfalz-Simmern von 1582 geht hervor, dass der Trierer Bildhauer Hans Ruprecht Hoffmann entweder 7 oder 8 Reliefs für das herzogliche Grabmal an den Bildhauer Johann von Trarbach nach Simmern liefern sollte, vgl. *Balke* (wie Anm. 7), S. 32 und *Kunstdenkmäler* (wie Anm. 8), S. 978. Sieben von acht Sandsteinreliefs stammen aus der Trierer Werkstatt. Trarbach war für den Aufbau des herzoglichen Grabmals verantwortlich. Hoffmann könnte daher die Vorlagen für die Reliefs teilweise von Trarbach erhalten haben.



Abb. 17 Die Errettung des Jonas. Grabdenkmal des Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern und seiner Frau Juliana, geb. Gräfin von Wied (1582). Hans Ruprecht Hoffmann. Simmern, ev. Stephanskirche.

naments. Sie entwickelten es aus der antikisierenden Grotteske. Die niederländische Variante unterscheidet sich von der Grotteske Raffaels durch die vermehrt auftretenden Leisten, C- und S-Schwünge, die sich untereinander verbinden und das Ornament stabilisieren. Masken, in den Leisten gefangene Wesen, Fruchtkörbe, Fruchtbüschel, Schleifen und Quasten sind seine häufigsten Bestandteile. Die typische Zweischichtigkeit des Ornaments wird durch die Kombination des in der Fläche haftenden, zweidimensionalen Beschlagwerks mit dem aus dem Raum auftauchenden dreidimensionalen Rollwerk gebildet⁹⁸. Die Rollwerkgtrotteske eignet sich für jedes Format, da sie beliebig erweitert oder verkleinert werden kann. Die Austauschbarkeit der einzelnen Ornamentbestandteile, die weder an eine Perspektive noch an ein Maß gebunden sind, kommt der zeitgenössischen additiven Gestaltungsweise sehr entgegen. Aufgrund der Vorliebe Johann von Trarbachs für versatzstückartig zusammengefügte Kompositionen ist anzunehmen, dass er die Möglichkeiten, die ihm dieses Ornament bot, nutzte und seine eigenen Grottesken schuf⁹⁹.

98 Vgl. *Irmscher* (wie Anm. 78), S. 207–216.

99 Hedicke und Pulvermacher zählen Johann von Trarbach zu den frühesten Vertretern des so genannten Florisstiles in Süddeutschland. Die zur Stütze seiner These herangezogenen Datierungen Hedickes,

Cornelis II. Floris de Vriendt

Ornamente, die auf eine graphische Vorlage von Floris zurückgehen, sind die beiden Rollwerkgebilde auf den Vorderseiten der Figurenpostamente auf dem Grabdenkmal des Grafen Eberhard (Abb. 18). Sie wurden aus einer Serie von sechs Kartuschgrotesken übernommen, die 1554 bei Cock erschienen ist¹⁰⁰. Die Rollwerkgrotesken bestehen meistens aus einer in der Mitte liegenden Rollwerkkartusche, die oben und unten von zwei kleineren gerahmt wird. Von ihr führen Stege an den Blattrand, die mit unterschiedlichen Figuren besetzt sind, mit gefangenen Wesen oder Schnüren an denen Fruchtkörbe hängen. Trarbach übernahm nur die Idee der Mittelkartusche, die er einmal mit einer kleinen Kartusche unterlegte. Im Vergleich zu den originalen Graphiken wurde zwar die Bildung der Rollwerkrahmen verändert und der äußere Bereich zusammengekürzt, aber die Vorbilder, insbesondere das Blatt Nr. 2, sind noch zu erkennen.

Einen weiteren Hinweis darauf, dass Trarbach diese Blätter benutzt haben könnte, findet man in der Kandelabergroteske an den äußeren Pilasterseiten desselben Grabdenkmals. Am oberen Ende befindet sich einer dieser länglichen Fruchtkörbe, wie sie auf Blatt 5 der Kartuschgrotesken zu sehen sind. Das Öhringer Ornament besteht aus willkürlich aufeinander gebauten Motiven der Florisgroteske, wurde aber mit floralen Elementen in der Art der frühen antikisierenden Grotesken kombiniert, wie sie von Agostino Veneziano oder von Kupferstechern der nordischen Frührenaissance, beispielsweise von Daniel Hopfer oder Peter Flötner gestaltet wurden. Eine kleine Sensation wäre es freilich, wenn es sich bei dem halbfigurigen Männerporträt in der Mitte dieser Ornamentreihe um ein Porträt des Bildhauers handeln würde (Abb. 19).

Motive, die aus ihrem graphischen Zusammenhang herausgelöst wurden, sind auch die Masken, wie sie an den Pilastern des Grabmals des Grafen Eberhard und an den Außenseiten der Säulenpostamente am Grabmal des Grafen Ludwig Casimir vorkommen. Die eine hält einen Ring im Mund, an der eine Schnur mit einer baumelnden Rollwerktafel befestigt ist. Eine solche Maske kommt beispielsweise in der Titelkartusche der Gefäßserie von 1548 vor¹⁰¹. Eine Trarbachsche Variante des Motivs ist die Maske am Grabmal des Grafen Eberhard mit einer aus dem Mund kommenden Schnur, an die ein Vogel geknüpft ist.

die des Grabdenkmals Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern (WV:10) auf das Jahr 1536 und eines ungenannten in Öhringen auf 1590 beruhen allerdings auf einem Irrtum, vgl. *Hedicke* (wie Anm. 21), S. 160 Anm.3. Auch die Untersuchungskriterien von Pulvermacher sind zu allgemein, um in diesem Zusammenhang stichhaltige Ergebnisse zu erhalten, vgl. *Pulvermacher* (wie Anm. 22), S. 94 u. S. 95.

100 Abb.: *Hedicke* (wie Anm. 21), Taf. VIII. Serie der Kartuschgrotesken von Cornelis II Floris de Vriendt, erschienen bei Hieronymus Cock in Antwerpen 1554 u. S. 334.

101 *Cornelis Floris Antverpianus huius operis invetor MDLVIII Hieronymus Cock excudebat*, 21 Blatt, vgl. *Hedicke* (wie Anm. 21), S. 14. Taf. IX.



Abb. 18 Vorderseite des linken Postaments am Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

Trarbach monumentalisierte seine Einzelmotive, wie am Beispiel der Löwenmaske auf dem Sockel des Grabmals Graf Eberhards zu sehen ist (Abb. 20). Der Blattkranz mit dem der Kopf des Löwen umkränzt wurde, ist ein häufiges Motiv bei Floris. Er kommt ganz ähnlich auf dem Rollwerkrahmen der erwähnten Titelkartusche der Gefäßfolge von 1548 vor.

Wahrscheinlich ließ sich Trarbach auch im Falle des Vogels am Gebälk des Grabmals des Grafen Ludwig Casimir von Floris inspirieren (Abb. 21). Der Vogel ist



Abb. 19 Detail einer Rollwerkgroteske. Außenseite des linken Pilasters am Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.



Abb. 20 Blumenlöwenmaske. Gegenläufig entspringende Wellenranke mit Mischwesen. Sockelgesims. Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.



Abb. 21 Vogel. Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

ein geläufiges Ornament der Antwerpener Werkstätte¹⁰². So bildet er beispielsweise den seitlichen Abschluss einer Ornamentreihe auf dem Hauptgebälk des Hallengrabmals König Christians III. von Dänemark in der Heiligen Dreikönigskapelle im Dom zu Roskilde (Abb. 22)¹⁰³. Wieder vereinzelt Trarbach das Motiv und vergrößerte es.

Das im Vergleich zur Rollwerkgroteske so gegensätzlich anmutende Ornament der gegenläufigen Ranke mit spiralig um Blüten gedrehten Zweigen, aus denen dann mittig zwei Mischwespen herauswachsen, ein altes, verspieltes, aus der italienischen Renaissance stammendes Ornament, hat Johann von Trarbach auf dem Sockelgesims des Grabmals des Grafen Eberhard angebracht (Abb. 20). So kommt es auch auf dem Kenotaphgesims der beiden Grabmäler der Erzbischöfe Adolf und Anton von Schauenburg im Kölner Dom und auf dem erwähnten Gebälk des Hallengrabmals König Christians von Dänemark vor. Die Kölner Arbeiten, von der niederländischen Floriswerkstatt im Jahr 1561 aufgestellt, kommen wegen ihrer räumlichen Nähe zu Simmern und ihrem öffentlichen Aufstellungsort für eine

102 Vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 246.

103 An diesem Grabmal wurde von 1568–75 in der Antwerpener Werkstatt gearbeitet, vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 56 u. S. 61. Taf. XXIII–XXV.



Abb. 22 Kranzgesims des Hallengrabmals König Christians III. von Dänemark. Roskilde, Dom. Abb. in: R. Hedicke. *Cornelis Floris und die Florisdekoration*, Berlin 1913, Taf. XXIV, 2.

Nachahmung in Frage¹⁰⁴. Form und Platzierung des Wellenrankenmotivs auf dem Sockelgesims des Grabdenkmals Graf Eberhards deuten jedenfalls auf eine Kenntnis dieser Grabmäler hin. Da eine graphische Vorlage von Floris für dieses Ornament nicht existiert haben muss, kann es sein, dass sich Trarbach aus Ornamentstichen, die er besorgen konnte, ein ähnliches Motiv zusammenstellte. Die Blüten in der Mitte der Blattspiralen ähneln zwar den üppigen Bildungen der Floriswerkstätte, das Schotenwerk kommt dagegen einer Graphik von Georg Pencz sehr nahe¹⁰⁵.

Cornelis Bos

Von diesem Graphiker stammt vermutlich das Ornament an der linken Außenseite des Postamentes am Denkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe (Abb. 23). Typisch ist die Bildung eines Zentrums aus einem Fruchtbüschel, das von geschwun-

¹⁰⁴ Vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 48 u. Taf. XVI, Nr. 2. Abb. der Schauenburggrabmäler in: Kauffmann (wie Anm. 92), Abb. 252a u. 252b.

¹⁰⁵ J.S. Peters: *The illustrated Bartsch. Early german Masters*, Bd. 16; New York 1980, Nr. 48 u. Nr. 49, Abb. 55a u. 55b.



Abb. 23 Außenseite des linken Postaments am Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

genen Leisten eingefasst wird, so dass der Eindruck eines Fruchtkorbes entsteht. Die Trarbachsche Arbeit ist entweder eine freie Variation oder die Kombination von mehreren ähnlich aufgebauten Graphiken¹⁰⁶.

Auch das Trophäengehänge, auf dem Säulenschaft am Grabmal des Grafen Ludwig Casimir plaziert, kommt bei Bos vor¹⁰⁷. Allerdings muss man davon ausgehen, dass Trarbach seine Gehänge wieder selbst zusammenstellte, da sich thematisch unpassende Motive wie Früchte, Instrumente und ein Totenschädel darunter befinden. Am Ende wird das zusammengewürfelte Gehänge zusätzlich von einem Adler geschmückt, der sich nicht im Verband mit den anderen Motiven befindet.

Hans Vredeman de Vries

Die Rollwerkgroteske wurde von de Vries vermehrt mit dem so genannten Beschlagwerk kombiniert. Typisch für seine frühe bis 1565 dauernde Phase ist eine

106 S. Schéle: Cornelis Bos. A study of the Origins of the Netherland Grotesque, Uppsala 1965, S. 186 u. S. 216. Pl.51,186, wurde von von Bos signiert, aber nicht datiert (1540–50). Pl. 66, 268 u. 269. werden Bos nur zugeschrieben.

107 Die vertikalen Trophäengehänge sind von Bos signiert, aber nicht datiert, ebd., S. 190.Pl.56, 208–214.

einfache Zweischaligkeit. Streng konturierte, in der Fläche haftende Leisten, die häufig dreipass- oder vierpassförmig enden, bilden den Gegensatz zum Rollwerk, das aus der Tiefe in den Raum hinaus drängt. Typisch für seine frühen Rollwerkrahmen ist eine einfache Zweischaligkeit¹⁰⁸. Der vordere Rahmen ist meistens glatt und als schmaler Streifen gebildet, gegen den Innenraum abgegrenzt und mit Masken, Blumen oder Ringen besetzt. An den Ringen sind Schnüre befestigt, die entweder in Quasten oder dicken Fruchtbüscheln enden oder mit thematisch vorgegebenen Gegenständen beschwert sind. Die von der vorderen Ebene abstehenden Leisten können, neben den oben beschriebenen Endungen, Schlingen und ähnliche Formen bilden, oder auch lilienförmig abschließen. Häufig sind die Leisten mit Perlen besetzt oder haben ein Loch. Die Ornamentfüllung auf der Außenseite des Frieses über dem Pilaster am Grabmal des Grafen Ludwig Casimirs besteht aus solchen Beschlagwerkleisten.

Vermutlich sind die Rollwerkkartuschen auf den Sockeln der beiden Grabdenkmäler sowie die in den Bildfeldern Variationen nach frühen Entwürfen von Vredeman de Vries (Abb. 24). Als Beispiel dienen die beiden Titelkartuschen von der Grabmälerserie, die von Hieronymus Cock im Jahr 1563 verlegt wurde, und von „Mul-



Abb. 24 Rollwerkrahmen. Sockel am Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

108 H. Mielke: Hans Vredeman de Vries. Ornament, in: Raggi 8, No.3 (1968), S. 78.

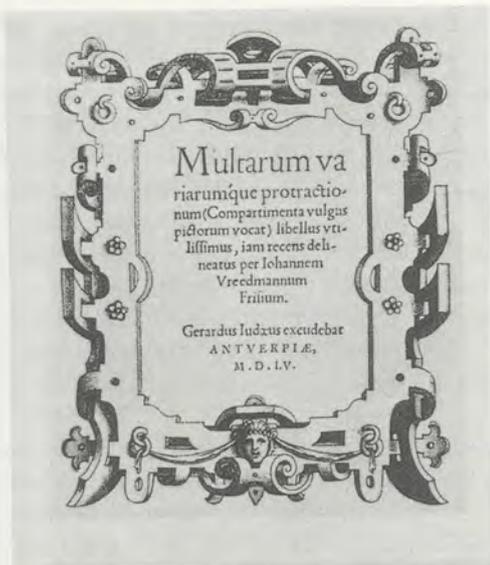


Abb. 25 Titelblatt von H. Vredeman de Vries: *Mularum variarumque protractionum ...* Antwerpen 1555. Abb. in: G. Irmscher: *Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400–1900)*. Darmstadt 1984, T 62 a.

tarum variarumque protractionum...“, erschien 1555 im Verlag Geraert de Jode in Antwerpen (Abb. 25)¹⁰⁹. Vergleichbar mit der Komposition der Graphik von 1563 sind die in die Mitte gesetzten ohrenartig auslaufenden Rollwerkschalen, die sich am unteren Rahmen am Denkmal des Grafen Ludwig Casimir befinden. Die seitlich an der Rollwerkkartusche angebrachte, halbmondförmige Maske ist dagegen ein älteres, allgemein verbreitetes Motiv, das nicht zum Repertoire der niederländischen Rollwerkgroteske gehört, sondern bereits im Wanddekor der Galerie von Franz I. im Schloss Fontainebleau vorkommt.

Das thematisch auffallende Beiwerk am Rollwerkrahmen des Grabmals Graf Eberhards, die Masken und Instrumente, die in den unteren Ecken angebracht wurden, beziehen sich möglicherweise auf das Fastnachtsfest, auf dem Graf Eberhard seinen Tod fand. So übernehmen sie die Symbolik der üblichen Todesattribute, wie Stundenglas und Totenschädel. Bei den sich über Fruchtbüschel schlingenden Rollwerkzungen, die fast wie an den Rahmen angeklebt wirken, handelt es sich erneut um eine Zutat Johann von Trarbachs.

109 1557 nochmals im gleichen Verlag erschienen, vgl. Hedicke (wie Anm. 21), S. 303.

Die Ornamentvorlagen der Öhringer Grabdenkmäler im Vergleich mit den vorhergehenden Grabdenkmäler aus der Werkstätte Johann von Trarbachs

Die Grabdenkmäler der Hohenloher Grafen zeigen eine Ornamentfülle, die sich in einem erstaunlichen Gegensatz zu den kurz vorher entstandenen Michelstädter Arbeiten befindet.

An der Doppeltumba des Grafen Georg von Erbach und seiner Frau Elisabeth, geborene Herzogin von Pfalz-Simmern, sind die Balustersäulen im Stil der Frührenaissance fast die einzigen Ornamente (WV:2) (Abb. 4). Auch die Inschriftenepitaph von Graf Eberhard und Margarete Schenkin von Limpurg, geborene Gräfin von Erbach, sind zurückhaltend geschmückt (WV:3 und WV:5) (Abb. 3). Beide zeigen in den Rahmenleisten oberhalb der Inschriftentafel ein Frührenaissanceornament, zwei gegenständige Delfine zwischen spiralgewundenen Pflanzenranken. Als Aufsatz für das Inschriftenepitaph des Grafen Eberhard dient ein Medaillon mit einem Totenschädel, das von großen und starren Rollwerkbalken umlegt ist. Man kann versuchen, sich die spärliche Ornamentik durch die geistige Nähe der Erbacher Grafen zu Ulrich Zwingli und Johannes Calvin zu erklären, deren kritische Einstellung zu den bildenden Künsten in der Kirche hier ihren Einfluss geltend macht. Allerdings war das Ornament von den Reformatoren nicht verboten¹¹⁰.

Eine vergleichsweise veraltete Ornamentik wurde auch am Grabdenkmal des Grafen Philipp von Hanau benutzt (WV:1). Die oberen Pilaster sind mit von floralen Elementen durchsetzten Trophäen gefüllt, und auch sonst herrschen Ornamente aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts vor. Unterhang und Aufsatz sind einfache Rollwerkbildungen, bei denen auf eine Zweischichtigkeit annähernd verzichtet wurde (Abb. 26). Die Gestalt des Unterhangs aus S-förmigen Voluten am Rand und dem Putto in der Mitte erinnert an einen Unterhang am Inschriftenepitaph der Gräfin Alberta von Pfalz-Simmern (gest. 1553) in der evangelischen Stephanskirche in Simmern. Möglicherweise diente Trarbach dieses Epitaph als Vorbild für den Unterhang am Grabdenkmal des Grafen Philipp von Hanau.

Obwohl die beschriebenen Grabdenkmäler (WV:1–5) nicht die einzigen Arbeiten sein müssen, die vor der Aufstellung des Grabdenkmals des Grafen Ludwig Casimir aus der Hunsrücker Werkstätte hervorgegangen sind, so deuten doch die Beobachtungen darauf hin, dass Johann von Trarbach in der Zeit zwischen Juni 1567, dem Aufstellungsdatum des Michelstädter Epitaphs des Grafen Eberhard, und Oktober 1570 ein Konvolut neuer Vorlagen erhalten hat.

Die Frage lautet nun, woher bezog er seine Vorlagen? Die These Strübings, Trarbach habe sie aus Mainz bekommen, kann der Kunsthistoriker nicht ausreichend belegen¹¹¹. Zum einen gibt es, dem heutigen Denkmalsbestand nach zu urteilen, aus der Zeit vor 1570 keine bedeutenden Mainzer Grabdenkmäler, die sich hinsichtlich ihrer Ornamentik mit dem des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe vergleichen lassen, und zum anderen gibt es keinen konkreten Hinweis darauf,

¹¹⁰ Vgl. *Stirm* (wie Anm. 27), S. 148.

¹¹¹ Vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), S. 72, 73 u. *Pulvermacher* (wie Anm. 22), S. 95

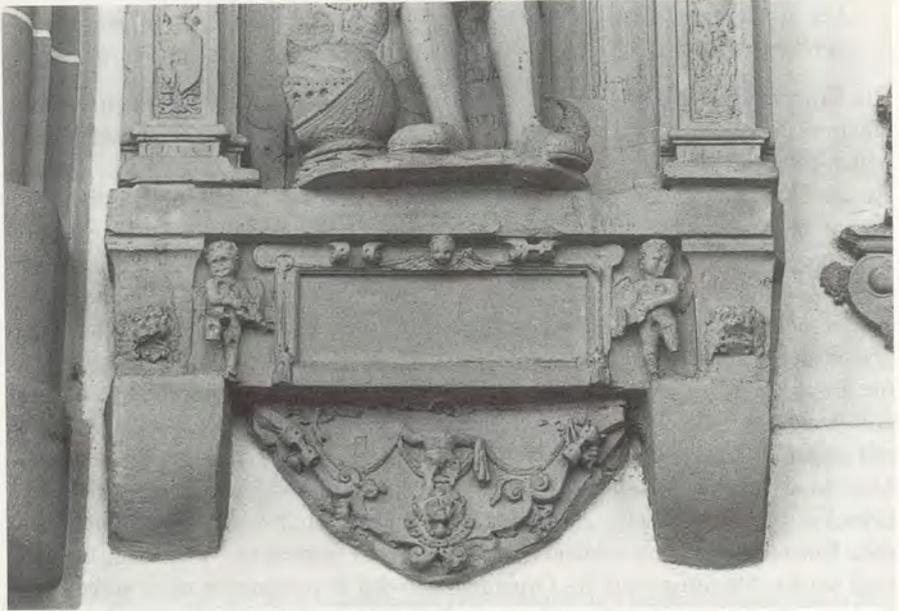


Abb. 26 Unterhang vom Grabdenkmal des Grafen Philipp III. von Hanau-Münzenberg. Hanau, Marienkirche.

dass Trarbach etwa seine Lehr- oder Gesellenzeit in einer Mainzer Werkstatt verbracht hätte. Der in Mainz heimische Künstler Dietrich Schro muss also nicht die Vermittlerrolle spielen, die ihm Strübing und in seiner Nachfolge Pulvermacher zuweisen. Der Kunsthistoriker nimmt das Grabmal des Erzbischofs Sebastian von Heusenstamm (1555) im Dom zu Mainz als Beweis für Schros Kenntnis niederländischer Stichvorlagen (Abb. 27). Abgesehen davon, dass das bloße Benutzen niederländischer Ornamentvorlagen als Beweis für eine Werkstattabhängigkeit zweier Bildhauer nicht ausreicht, lässt sich ausgerechnet für diese Arbeit eine Vorlage finden, die sich nicht an der niederländischen, sondern an der Formensprache Francesco Primaticcios oder der Schule von Fontainebleau orientiert. Wahrscheinlich wurde ein Holzschnitt von Hans Holbein d. J. mit der Abbildung einer phantasievollen Rahmenarchitektur zum Vorbild für den Aufbau des Mainzer Grabmals (Abb. 28). Es handelt sich bei der Bildhauerarbeit – nach den damaligen Regeln der Kunst – wieder um eine Variation der Vorlage. Auffallende Übereinstimmungen finden sich in der Idee eines figuralen Podests, in der Haltung der beiden männlichen Termen, in der Bildung der Kämpferzone und in der Konstruktion des bekrönenden Aufbaus.

Da die Ornamentvorlagen für einen Bildhauer, ähnlich der Bildstöcke in einem Kunstverlag, ein Geschäftskapital darstellen, zumal wenn es sich um hochmoderne Ornamentstiche handelt, ist es – ganz allgemein betrachtet – unwahrscheinlich,



Abb. 27 Grabdenkmal des Erzbischofs Sebastian von Heusenstamm, 1555. Dietrich Schro. Mainz, Dom (Foto: Bildarchiv Foto Marburg, Nr. 13388).



Abb. 28 Faksimile nach einem Holzschnitt, Einfassung des Blattes: Erasmus vor dem Terminus. Hans Holbein d. J. Originalholzstock. Basel, Museum. Abb. in: G. Hirth: *Der Formenschatz der Renaissance 1500–1600*, München 1877–78, Titelblatt (Foto: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Jürgen Siener).

dass ein Bildhauer seine Vorlagen einem konkurrierenden Meister überlässt¹¹². Ein solches Verhalten ist auch nicht von einem zugezogenen niederländischen Bildhauer zu erwarten, der sich in seinem Exil eine neue Existenz aufbauen muss. Trotzdem kann eine solche Möglichkeit natürlich nicht ausgeschlossen werden. Warum aber kann Johann von Trarbach nicht einen Teil seiner Ornament- und Architekturvorlagen direkt aus Hieronymos Cocks Verlag Aux quatre vents und aus anderen Antwerpener Verlagen bezogen haben? Denn eine Reise in die Metropole der Niederlande lässt sich zumindest für einen Mitarbeiter Trarbachs nachweisen. Abraham Gallus wurde von dem Bildhauer beauftragt, den Alabaster für die Michelstädter Tumba des Grafen Georg in *Andtorff*, also in Antwerpen zu besorgen. Dies geht aus einer von Strübing veröffentlichten Liste hervor, die aus den Akten des gräflichen Erbachschen Gesamthaus-Archivs in Erbach stammt: *Register aller ausgab an geldt was des wolgeborenen Hern Hern Georgen graven zu Erpach, und Hern zu Breuberg, des eltern, und seiner gnaden gemahln der durchleuchtign Hochgebornen Furstin und Frawen Frawen Elisabethen geborner Pfaltzgravin bei Rhein, hertzogin in Bayern monument und epitaphium in dem chor der Pfarkirchen zu Michelstadt kostet. Anno 1565.*

Ausgab geldt vor den Alabaster,

Item LXII gulden VIII alb. grober werung geben fur 29 schue alabaster, Jeden schue fur 28 stueber, thuen II gulden IIII alb, haben zu Andtorff gewwgen, 37 Centne vnd 70 Pfund, sampt der schue an am gewicht 130 Pfund, ertregt jedes Pfund IIII an allen unkosten. Laut des Bildhauers zu Syemern Johan von Drorbachs Hanschriefft.

Summarum Per se,

Ausgab geldt vor Fracht und Fuerlohn,

Item XXXXIII gulden VII alb II ... geben vor Fracht und schiffilon von Andtorff bis ghen Celln, auch fuhrten bis ghen Hembach vnd Simern, vermeg des Bildhauers Hanschriff,

Summarum Per se

Summa Lateris, ICVII gulden VII alb:

Ausgab geldt vor zerung und andern vnkosten, Item IIII gulden Johan von Drorbach geben, die er sampt einem botten verzert, als er von Simern aus ghen Furstenaw geritten vnd das monument zumachen angenommen, Item XI gulden IIII alb hat

112 Strübing spricht von den niederländischen Brüdern Robyn, die nach 1570 in Mainz arbeiteten, vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), S. 73. Die Ornamentstiche standen so hoch im Ansehen, dass sie gesammelt wurden. Eine solche Sammlung hat sich original erhalten. Angelegt wurde sie von Marquard Freher (1565–1614), Professor des römischen Rechts in Heidelberg und Pfälzischer Rat. Er vererbte sie seinem Bruder Paul Freher. Sie gelangte später in den Besitz des schwedischen Büchersammlers Magnus Gabriel De la Gardie und befindet sich heute in der Königlichen Bibliothek in Stockholm. Die Sammlung enthält 1280 Ornamentstiche von 1530–1616 von italienischen, französischen, niederländischen und deutschen Künstlern. Katalog der Ornamentstichsammlung des Magnus Gabriel de la Gardie in der Königlichen Bibliothek zu Stockholm, Isak Collijn (Hg.), Stockholm 1933.

*abraham Gallus zwischen Antorff ihm hinab und heruff zwgen verzert, Laut Bildhauers Hanschrift*¹¹³.

Leider ist diese Urkunde nicht genauer datiert. In demselben Archiv existiert jedoch die Quittung Trarbachs, in der er bestätigt, das Geld für das Grabmal des Grafen Georg zu Erbach erhalten zu haben: *Auch des erkauften Alabasters, Zerung, Fracht und allen angewenten vncosten, Zufrieden gestelt und bezalt bin worden*¹¹⁴. Sie trägt das Datum vom 18. September 1565. Die Reise nach Antwerpen muss also vor diesem Zeitpunkt stattgefunden haben. 1565 ist das Erscheinungsjahr des Buches, „Das erst Buch gemacht auff de zwey Colommen Dorica und Ionica“ von Hans Vredeman de Vries, aus dem der Aufsatz des Grabdenkmals für den Grafen Ludwig Casimir stammt (Abb. 9 und Abb. 10). Es wurde von Hieronymos Cock verlegt und in Antwerpen in seinem Laden verkauft. Theoretisch besteht demnach die Möglichkeit, dass Abraham Gallus dieses kostbare Buch in seinem Erscheinungsjahr in Antwerpen erworben hat. Wenn das nicht der Fall gewesen war, weil das Buch beispielsweise erst gegen Ende des Jahres auf den Markt gekommen ist, konnte sich Gallus trotzdem mit genügend anderen Architektur- und Vorlagenbüchern eindecken. Im Jahr 1563 ist bei Cock die Grabmälerserie von Hans Vredeman de Vries erschienen. „Multarum variarumque protractionum“ von de Fries wurde 1555 und 1557 von Geraert de Jode in Antwerpen verlegt. Die Arbeiten von Cornelis Floris, die Kartuschgrotesken (1554) und die „Veelderley inuentien van sepultueren“ (1557) sind von Cock vertrieben worden. Die Masken- und Gefäßserie von Cornelis Floris wurde 1555 in Antwerpen bei Hans Lieftrinck gedruckt, und zuletzt ist auch die deutsche Übersetzung der „Regole generali di architettura sopra le cinque maniere de gli edifici“ von Sebastiano Serlio in Antwerpen erschienen¹¹⁵.

Möglicherweise hat nochmals eine Reise stattgefunden, denn im Geding von 1565 für das Inschriftenepitaph der Schenkin Margarete von Limpurg, geborene Gräfin von Erbach, erbietet sich Trarbach, den für die Wappen gewünschten Alabaster wieder selbst zu besorgen: *Vnd nach dem er Meister Johann Den weißen Alawaster so vil er zu denn zehn wappen vnd zweien helmen notturftig, am bewusten orth zu bestellen vnd zu sich zu pringen erpotten. Soll Ime was derselbig ankhauffs auch zu furlohn costen wirt von wolgedachts meines gn. hn. wegen sonderlich bezalt werden*¹¹⁶. Ob Trarbach dann tatsächlich ein zweites oder gar ein drittes Mal nach Antwerpen schickte, darüber schweigen die Archivalien. Jedenfalls lassen sich an-

113 *Regiester aller ausgab... Anno 1565*, vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), Anlage I.2.

114 Vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), Anlage I.3.

115 Da die beiden Tugenden Iustitia und Prudentia am Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg aufgrund ihres Volumens und des reichen Faltenwurfs ihrer antiken Gewänder vermutlich auf Arbeiten von Maerten van Heemskerck zurückgehen, könnte Trarbach auch einige Kupferstiche nach Gemälden von Heemskerck, die ebenfalls in Antwerpen erschienen sind, gekauft haben, vgl. *Balke* (wie Anm. 7), Anm. 412.

116 *Copia Verding Zettels Des Limburgischen Epitaphiums Ao.etc.65*. Das Epitaph für die Schenkin von Limpurg wurde wahrscheinlich 1567 aufgestellt, vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), Anlage I.7, u. I.8.

hand dieser Quellen Geschäftsverbindungen Trarbachs in diese Stadt aufzeigen. Der Reiseweg führte zudem über Köln, wo Gallus oder ein anderer Geselle bei einem Besuch des Kölner Doms die Schauenburg-Grabmäler hätte abzeichnen können. In der Werkstatt des Cornelis II. Floris de Vriendt in Antwerpen befand sich ab 1568 das Hallengrab für König Christian III. von Dänemark in Arbeit (Abb. 22). Möglicherweise lassen sich also einige der festgestellten stilistischen Abhängigkeiten und Übernahmen Trarbachs von Bildhauerarbeiten der Floriswerkstätte durch eine direkte Kenntnis erklären.

Wenn diese Annahme zutreffen sollte, nimmt das Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein nicht nur im Werk des Johann von Trarbachs eine zentrale Stellung ein, sondern spielt auch eine wichtige Rolle in der Verbreitung der niederländischen Ornamentgroteske in der mittel- und süddeutschen Grabmal-
skulptur.

Zuschreibung des Grabdenkmals des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg an die Werkstatt des Johann von Trarbach

Aufgrund seiner augenfälligen Ähnlichkeit in Stil, Komposition und Ikonographie mit dem gegenüberliegenden Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir wurde es von den Kunsthistorikern stillschweigend als ein Werk des Bildhauers Johann von Trarbach betrachtet, bis es dann von Edmund Strübing dem Bildhauer Hans Ruprecht Hoffmann aus Trier zugeschrieben wurde¹¹⁷. Diese Annahme wurde bisher weder dementiert noch bestätigt. In der aktuellen Liste von Brucker wird es deshalb nicht unter den Werken Trarbachs aufgeführt¹¹⁸.

Wie bereits deutlich wurde, reicht die Verwendung derselben Vorlagen an verschiedenen Grabdenkmälern für eine Zuschreibung nicht aus. Im Gegenteil, es ist vergleichsweise einfach, den unterschiedlichen Stil zweier Bildhauer zu erkennen, wenn sie diesselbe Vorlage benutzt haben. Da aber der Meister Gesellen und Lehrlinge in seiner Werkstatt beschäftigte, stößt man bei dem Versuch, seinen eigenhändigen Stil zu bestimmen, auf Schwierigkeiten¹¹⁹. Wollte man also die Hände der Mitarbeiter voneinander trennen, müssten sämtliche gesicherten Werke Trarbachs untersucht werden. Solange daher der Eigenanteil Trarbachs an den Bildhauerarbeiten sowie die wechselnde Zahl seiner Mitarbeiter nicht bekannt ist, spricht man am besten von einem Werkstattstil¹²⁰. Aber weil vom Meister der Ent-

117 Vor der Dissertation Strüblings von 1921 wurde die Provenienz des Grabmals aus der Hunsrucker Werkstatt als selbstverständlich angenommen, danach taten dies nur noch *H. Brunner* und *A. Reitzenstein* (Hrsgg) in: Baden-Württemberg. Kunstdenkmäler und Museen (Reclams Kunstführer Deutschland 2), Stuttgart 1979, S. 498. Vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), S. 74–77.

118 Vgl. *Brucker* (wie Anm. 5), S. 36.

119 Zwei seiner Mitarbeiter sind namentlich bekannt: Hans Trapp und Conrad Wolgemuth, vgl. *Müller-Dietrich*: Neue Funde (wie Anm. 10), S. 98.

120 Alexander Colin arbeitete mit zwölf Gesellen am Ottheinrichsbau in Heidelberg. Der Meister schuf hauptsächlich die Tonmodelle für die Statuen. Die Einheitlichkeit der Arbeiten war durch seine Entwürfe garantiert, vgl. *Dressler* (wie Anm. 24), S. 32. Balke hält eine solche Arbeitsteilung in den

wurf des Denkmals, also auch die Wahl und die Kombination der Vorlagen stammen, kann eine typische Vorlagenkombination auf seine Identität hinweisen. Außerdem genügt eine bestimmte bildnerische Eigenheit an den Bildhauerarbeiten, um eine Werkstattzugehörigkeit festzustellen. Es ist dabei von zweitrangiger Bedeutung, ob diese Stileigentümlichkeit auf die Hand des Meisters oder die eines Gesellen zurückzuführen ist¹²¹.

Vergleich des Grabdenkmals des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg mit dem Grabdenkmal des Bischofs Theodorich von Bettendorff (gest. 1580) im Dom zu Worms

Am Grabdenkmal des Bischofs Theodorich von Bettendorff auf der nördlichen Seite des Westchors im Dom zu Worms entdeckte Edmund Strübing das Monogramm von Hans Ruprecht Hoffmann aus Trier (Abb. 29). Die an diesem Grabmal



Abb. 29 Grabdenkmal des Bischofs Theodorich von Bettendorff (gest. 1580). Hans Ruprecht Hoffmann. Worms, Dom.

großen Werkstätten, auch in der von Trarbach, für allgemein verbreitet, vgl. *Balke* (wie Anm. 7), S. 10. Auch *Hedicke* kommt nach einer Untersuchung der Werkstatt des Cornelis Floris in Antwerpen zu diesem Schluss. Der Werkstatthalter leitet die Arbeiten, entwirft die Gesamtkompositionen, entwickelt Detailideen, aber arbeitet nur selten selbst am Stein, vgl. *Hedicke* (wie Anm. 21), S. 27.

121 Aus den Quellen zum Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein geht hervor, dass Trarbach von einer unbekanntenen Anzahl Gesellen nach Öhringen begleitet wurde. Dies kann auch für den Aufbau des Grabdenkmals des Grafen Eberhard angenommen werden.

auffälligen Ähnlichkeiten der Ornamentmotive mit Werken Trarbachs brachten Strübing dazu, das Grabmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe dem Trierer Bildhauer zu zuweisen¹²². Eine solche Zuordnung kann nicht aufrecht erhalten werden. Durch eine Gegenüberstellung von Porträt, Figur, Relief und Ornament sollen kurz die stilistischen Unterschiede zwischen den beiden Bildhauerarbeiten gezeigt werden. Porträts wurden oft von den Meistern selbst gearbeitet, weil die Ausführung eine sensible und technisch perfekte Führung des Werkzeugs verlangt. Man überließ den Mitarbeitern die standardisierten und die weniger komplizierten Details¹²³. Allein der Unterschied in der Gesichtsbildung der beiden dargestellten Männer ist so groß, dass die Bildhauer nicht identisch sein können. Das Porträt des Wormser Bischofs steckt voller Lebendigkeit (Abb. 30). Die ausgeprägten Backen, die tiefe



Abb. 30 Detail vom Grabmal des Bischofs Theodorich von Bettendorff (gest. 1580), Worms, Dom.

122 Vgl. Strübing (wie Anm. 4), S. 75 u. 76.

123 Für Konrat Meit ist zum Beispiel eine solche Arbeitsteilung nachgewiesen. Aus dem Vertrag zu den Grabmälern der Familie von Margarete von Österreich in Brou (1526–32) geht hervor, dass er nur Hände und Gesichter machen sollte, vgl. Dressler (wie Anm. 24), S. 23.

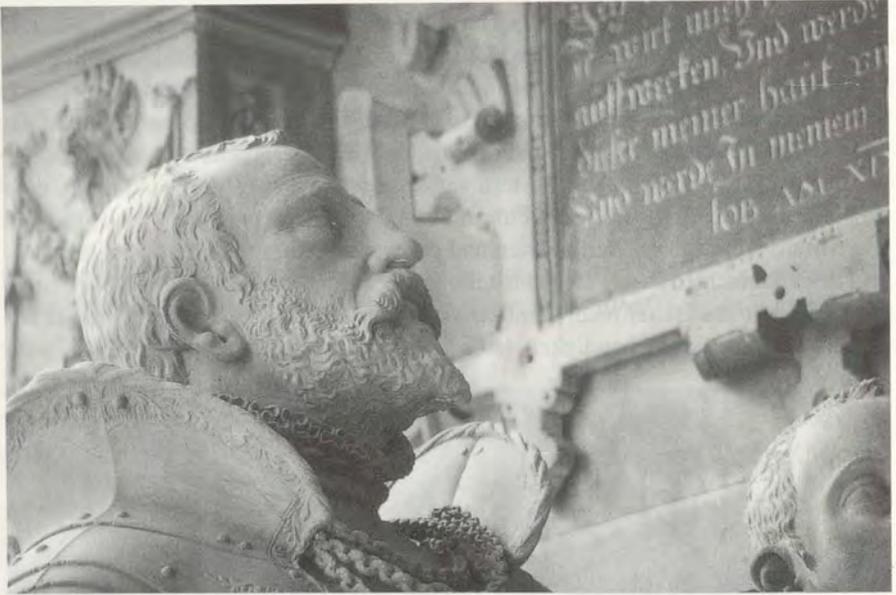


Abb. 31 Porträt des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.



Abb. 32 Porträt des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

Zeichnung der Gesichtsfalten und der weiche Ausdruck des Mundes haben nichts gemein mit den geschönten Konturen und der glatten Oberflächenbehandlung, die das Gesicht des Grafen Eberhard bestimmen (Abb. 31). Im Vergleich wirkt das Wormser Porträt natürlich, die Öhringer Arbeit dagegen idealisiert und stilisiert. Sie entspricht in ihrer kühlen Eleganz der feinen, etwas leblos wirkenden Gesichtsbildung der Figur von Graf Ludwig Casimir (Abb. 32). Bedenkt man den Altersunterschied der beiden Öhringer Grafen zum Zeitpunkt ihres Todes, Graf Eberhard starb mit 34, sein Stiefbruder mit 51 Jahren, so wird die Ähnlichkeit der Arbeiten noch frappierender. Der Künstler des Bettendorff-Denkmalts zeichnet sich vor allem durch die Weichheit seiner Formgebung aus. Die Gestalt des Bischofs scheint sich dem Raum anzuschmiegen, während die Figuren der Grafen von Hohenlohe so scharf konturiert sind, dass sie geradezu aus ihm herausplatzen. Die Harnischfiguren bestechen durch das Volumen. In der Darstellung der Rüstung bleibt das Gewicht des Steins spürbar, aus dem sie gearbeitet wurden. Diese schwerfällig wuchtige Auffassung der Figur und der kalte, glatte Gesichtsausdruck beherrschen noch die letzte Statue aus der Werkstatt Trarbachs (WV:10) (Abb. 33). Die erstarrte Form, im Unterschied zu den runden und üppigen Bildungen des Hans Ruprecht Hoffmann, prägt auch die Arbeit im Detail Trarbachs, gut zu erkennen im Vergleich der beiden Blumenlöwenmasken.

Die Reliefs mit der Darstellung der Erhöhung der Schlange und der Errettung des Jonas auf dem Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg

Von Franz Balke wurden nur die beiden Reliefs auf dem Fries des Grabmals des Grafen Eberhard dem Bildhauer Hans Ruprecht Hoffmann zugeschrieben¹²⁴. Eine Zusammenarbeit von Trarbach und Hoffmann ist erst für das Grabdenkmal des Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern (WV:10) belegt¹²⁵. Eine frühere Verbindung ist damit allerdings nicht ausgeschlossen. Jedenfalls zieht Balke die Arbeiten an der Trierer Domkanzel, von H. R. Hoffmann in den Jahren 1570–72 gemacht, zum Beweis für die Richtigkeit seiner These heran. Durch den Vergleich des Auferstehungsmedaillons am Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir, mit dem thematisch identischen Kanzelrelief Hoffmanns lassen sich aber auch die stilistischen Unterschiede der beiden Bildhauer erkennen (Abb. 12 und Abb. 13)¹²⁶. Da die beiden Arbeiten teilweise auf dieselben Vorlagen zurückgehen, annähernd zeitgleich entstanden und ungefähr in derselben Höhe angebracht sind, bieten sie gute Voraussetzungen für einen Stilvergleich. Bei beiden handelt es sich um ein Hochre-

124 Balke (wie Anm. 7), S. 35 u. S. 95.

125 Vgl. Kunstdenkmäler (wie Anm. 8), 978–988 u. Balke (wie Anm. 7), S. 32–34.

126 Das Relief mit der Darstellung der Auferstehung befindet sich auf dem abschließenden Aufsatz vom Torbau der Trierer Domkanzel. Insgesamt befinden sich 11 Reliefs auf der Kanzel. Balke vergleicht die Öhringer Arbeiten mit der Darstellung des letzten Werks der Barmherzigkeit: Tobias begräbt die Toten, vgl. Balke (wie Anm. 7), S. 12 u. S. 35.



Abb. 33 *Harnischfigur vom Grabmal des Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern (1582). Johann von Trarbach. Simmern, ev. Stephanskirche.*

lief mit Partien, die sich völlig vom Hintergrund ablösen. Hoffmann ist ein Meister dieser Technik, seine Figuren sind zum Teil beinahe vollrund aus dem Stein herausgearbeitet, insbesondere der auferstandene Christus und der links vor ihm stehende Soldat. Trarbach arbeitet nur ansatzweise in dieser Technik. Mit Ausnahme der Christusfigur, deren erhobener Arm vollrund gebildet ist, und dem im Sarkophag stöbernden Soldaten, bleiben seine Figuren in der Fläche haften. Aus diesem Grunde wirken sie breit und ungelenk. Die Proportionen seiner Gestalten wirken unnatürlich. Im Verhältnis zu ihrem gedrungenen Körper besitzen sie einen zu gro-

ßen Kopf. Hans Ruprecht Hoffmann beherrscht hingegen Anatomie und Perspektive. Unter seiner Behandlung erwacht die Oberfläche des Steins zum Leben. Vergleicht man die schlafenden Wächter in den beiden Darstellungen macht sich der qualitative Unterschied der beiden Bildhauerarbeiten deutlich bemerkbar. Stellt man diesen Beobachtungen die erwähnte These von Balke gegenüber, so ist eine Urheberschaft Hoffmanns für die beiden Flachreliefs am Denkmal des Grafen Eberhard eigentlich nicht aufrechtzuerhalten. Die Figuren auf der Darstellung von der Erhöhung der Schlange wirken vergleichsweise steif und breiten sich genauso in der Fläche aus (Abb. 15). Auch sie besitzen einen kurzen Körper mit einem zu großen Kopf. Die Möglichkeiten des Reliefs sind nicht ausgeschöpft, das graphische Element dominiert gegenüber der plastischen Oberflächenbehandlung. Die Zeichnung des Erdbodens, parallel gesetzte kurze Striche, macht einen pragmatischen Eindruck. Die Darstellung müsste von Hoffmann ein oder zwei Jahre nach den Trierer Kanzelreliefs gearbeitet worden sein. Ein derartiger Rückschritt in der Auffassung des Körperlichen ist bei seinem Talent auch im Flachrelief nicht zu erwarten.

Vergleicht man zusätzlich das Öhringer Jonasrelief mit der entsprechenden Darstellung auf dem Grabmal des Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern, wird das Genie des Trierer Bildhauers augenfällig (WV:10) (Abb. 16 und Abb. 17). Das Relief gehört zu der Serie von sieben Sandsteinreliefs, die von Hoffmann ab März des Jahres 1582 für das herzogliche Grabmal in Simmern geschaffen wurden. Die beiden Darstellungen sind annähernd nach denselben Vorlagen gebildet. Sicher hängt der Qualitätsunterschied in der Ausführung auch mit dem Platz zusammen, den die Reliefs am Grabmal innehaben. Während die Öhringer Darstellung in einer Höhe von 3,80 m auf dem vom Gesims überschatteten Fries angebracht ist, liegt die Arbeit Hoffmanns in der Sockelzone. So könnte die schwungvolle Rundung des Wal-tierschwanzes noch mit dem rechteckigen Format, die sensible Ausarbeitung der Walhaut mit dem Ort der Anbringung erklärt werden, aber der Unterschied in der Bildung der Jonasfiguren geht mutmaßlich auf zwei verschiedene Hände zurück. Die Eleganz des gerade vom Wal ausgespuckten Jonas, seine ausladend pathetische Gebärde bricht in der Öhringer Figur zusammen. Beine und Arme der Gestalt wirken an den Körper angeheftet, der Kopf ist wieder zu groß und das Gewand wird nur durch Stege angedeutet. Wie bereits erwähnt, wurde die Öhringer Figur vermutlich aus zwei Vorlagen zusammengesetzt.

Die Freude Hoffmanns an runden blühenden Formen, seine malerische Detailfreude, seine harmonischen Kompositionen stehen im Gegensatz zu den additiven Motivzusammenstellungen Trarbachs. Das mögliche Argument, der qualitative Unterschied der Arbeiten hinge mit der künstlerischen Weiterentwicklung Hoffmanns zusammen, verliert durch die Gegenüberstellung der beiden annähernd zeitgleichen Auferstehungsreliefs an Gewicht. Außerdem zeigen die Arbeiten aus der Werkstatt Trarbachs am Grabdenkmal von Herzog Reichard von Pfalz-Simmern noch elf Jahre später die beschriebenen Stileigentümlichkeiten der Öhringer Reliefs. Das Formgefühl des jüngeren Bildhauers, das sich bereits in seinen frühen

Arbeiten zeigt, führte ihn zum Frühbarock. Johann von Trarbach ist der an Jahren ältere und traditionelle Künstler. Er hat, wie seine idealisierten Porträts zeigen, den Stil der Spätrenaissance nie aufgegeben. Seine Fähigkeiten entsprachen mehr dem theoretischen Element der manieristischen *Inventio*. Er entwickelte in der Konzeption seiner Denkmäler eine große Meisterschaft.

Vergleich des Grabdenkmals des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg mit dem des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein

Auf beiden Grabdenkmälern kann die Hand des gleichen Bildhauers nachgewiesen werden. Er hat fast alle Köpfe der weniger im Vordergrund stehenden Figuren gebildet. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Gehilfen, der speziell mit dieser Aufgabe betraut wurde. Auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir fielen ihm mindestens zehn Köpfe und die Engelsgesichter um Gottvater im Tympanon zu. Es handelt sich um die vier die Tafeln haltenden Putti, die Köpfe der Personifikationen, die das Hauptwappen flankieren und um die beiden Putti im Rollwerk um das Abschlussmedaillon (Abb. 34). Sogar das kleine übriggebliebene Köpfchen auf dem Medaillonrahmen und das Gesicht des flötenden Putti in der Kandelabergroteske auf der äußeren linken Seite des Pilasters stammen unverwechselbar aus



Abb. 34 Putto über der linken Inschriftentafel am Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.



Abb. 35 Putti mit den Hauptwappen der Verstorbenen. Aufsatz am Grabdenkmal des Grafen Eberhard von Hohenlohe. Öhringen, Stiftskirche St. Peter und Paul.

seiner Hand. Auf dem Grabmal des Grafen Eberhard sind die Engelsköpfchen im Tympanon und die Köpfe der drei Putti auf dem Aufsatz oberhalb des Kranzgesims von ihm gearbeitet (Abb. 35)¹²⁷. Weiter stammen mutmaßlich von seiner Hand das Gesicht des kleinen Jungen zur Linken des Grafen und die der zwei kleinen Mädchen zur Rechten der Gräfin. Die Gesichter wirken durch die hohe und breite Stirn, ihrem weit zurückliegenden Haaransatz und den großen Backen, die auf der Kinnhöhe abschließen, platt und beinahe quadratisch. Die Gesichtszüge wurden nicht besonders sorgfältig ausmodelliert, was einen spannungslosen und stereotypen Gesichtsausdruck hervorruft. Vor allem sind die Köpfe ohne vermittelnde Halspartie direkt auf den Rumpf gesetzt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit hat dieser Bildhauer auch die Körper der auf beiden Grabmälern abgebildeten Putti gebildet. Sie wirken im Verhältnis zum Kopf ziemlich schmal und flachgepresst. Es kann an den Grabdenkmälern noch eine weitere gemeinsame Stileigentümlichkeit festgestellt werden. Die Kombination ursprünglich nicht zusammengehöriger Vorlagen gehört zur Formensprache einer Werkstatt. Als Neuschöpfung ist sie nicht so allgemein verbreitet, wie es der Besitz der käuflich zu erwerbenden Vorlagen ist. Daher kann sie als Hinweis auf eine Werkstattzugehörigkeit gewertet

127 Zumindest der mittlere Putto könnte von Federlin in der Renovierungsphase von 1886–89 überarbeitet worden sein.

werden. Bei der Zusammensetzung der Beschlagswerkrahmen nach dem Vorbild von de Vries, mit den gedoppelten, sich um ein Fruchtbüschel schlingenden Rollwerkzeugen, handelt es sich eine derartige willkürliche Kombination. Sie ist beim Grabmal des Grafen Ludwig Casimir auf dem Rollwerkrahmen des Abschlussmedaillons und beim gegenüberliegenden Grabmal, auf dem Rahmen der Rollwerkkartusche auf dem Sockel zu finden (Abb. 9 und Abb. 24).

Ein weiterer Hinweis auf die Provenienz des Grabmals Graf Eberhards von Hohenlohe aus der Werkstatt in Simmern sind die Texte der Bibelsprüche auf den Tafeln im Hintergrund der Adorationszene¹²⁸. Sie stimmen wörtlich mit den an derselben Stelle angebrachten Texttafeln des Grabdenkmals von Herzog Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken überein (WV:7)¹²⁹.

Wahrscheinlich verfügte Trabach über eine Sammlung protestantischer Bibelsprüche, die er, falls von Seiten der Auftraggeber keine besonderen Wünsche existierten, zur Auswahl präsentieren konnte.

Für eine Herkunft des Grabdenkmals des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg aus der Werkstatt in Simmern sprechen zudem noch historische Gründe. Graf Eberhard starb am 10. März 1570 im Alter von 34 Jahren an den Folgen einer Brandverletzung. Zu dieser Zeit war das Grabmal seines Halbruders Ludwig Casimir noch nicht fertig gestellt, denn die Endabrechnung datiert auf den 2. November 1570. Wahrscheinlich nutzten die Hinterbliebenen die Gelegenheit, den mit dem Aufbau beschäftigten Bildhauer für das Grabdenkmal des Grafen Eberhard zu verpflichten.

Die protestantische Ikonographie

Das Motiv der „Ewigen Anbetung“

Das ikonographische Programm des Grabmals wurde den vertraglichen Vereinbarungen gemäß ausgeführt.

In seinen grundlegenden Zügen geht das Motiv der „Ewigen Anbetung“ auf die frühen Bildepitaphe zurück. Das Bildepitaph, wie es seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Deutschland existiert, zeichnet sich durch zwei typische Merkmale aus. Es ist nicht notwendigerweise am eigentlichen Bestattungsort angebracht und es erscheint in den unterschiedlichsten Formen und Materialien. Ikonographisch dominieren zwei Bildtypen, zum einen die aufrecht stehende Bildnisfigur in einem

128 Inschrift auf der Tafel hinter dem Grafen Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg: *Ich weiß, dass mein Erlöser lebet und / er wird mich hernach aus der Erden / aufwecken. Und werde darnach mit / dieser meiner Haut umgeben werden / Und werde In meinem Fleisch Gott sehen./IOB:AM XIX.* Inschrift hinter der Gräfin Agata von Hohenlohe-Waldenburg, geb. Gräfin von Tübingen: *Also hat Gott die Welt geliebet, das / er seinen einigen Sohn gabe. Auff / das alle die an In glauben, nitt / verloren werden, sonder das ewig Leben haben/ Ioan: AM III.*

129 Die Inschriften des Landkreises Bad Kreuznach (Die deutschen Inschriften 34), Wiesbaden 1993, Nr. 340. Inschriften E u. F. S. 248.

architektonischen Rahmen und zum anderen der Adorant oder die Adoranten vor dem Gegenstand ihrer Anbetung, integriert in die Ereignisse der Heilsgeschichte. Die Anbetung von Kruzifix und Trinität entstanden im 15. Jahrhundert¹³⁰. Das Familienepitaph ist eine Variante des Bildepitaphs. Nach den Untersuchungen von Burkard-Meier kommt es im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, gleichzeitig mit niederländischen Arbeiten, zuerst in Erfurt und Nürnberg auf¹³¹. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird dieser Typ wieder vermehrt in das Repertoire der Bildhauerwerkstätten aufgenommen¹³².

Die Monumentalisierung im 16. Jahrhundert

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts begann man die Epitaphe größer zu bauen. Im süddeutschen Raum wurde dies zuerst im Werk des Mainzer Bildhauers Hans Backoffen und in der Werkstatt von Loy Hering in Eichstätt beobachtet.

Im Auftrag des Kardinals Albrecht von Brandenburg entstand von Hans Backoffen das Grabmal des Mainzer Erzbischofs Uriel von Gemmingen (1515/17 Dom Mainz)¹³³. Im Aufbau dieser Arbeit werden in Mainz zum ersten Mal Stilprinzipien der Renaissance sichtbar. Die Inschriftentafel wurde am Sockel plaziert, der Rahmen und die Bekrönung wurde als „porta triumphalis“, allerdings noch mit gotischem Baldachin, gestaltet. Anstatt sich der Mainzer Grabmalstradition anzuschließen und eine aufrecht stehende Bildnisfigur des Verstorbenen in Lebensgröße zu schaffen, wählte Backoffen ein Adorationsmotiv, eine Kreuzigungsdarstellung, die von zwei Heiligen flankiert wird. Der Erzbischof kniet in verkleinertem Maßstab andächtig im Vordergrund der Szene. Backoffen übernahm für diese Darstellung die Größe und das hochrechteckige Format von der aufrecht stehenden Bildnisfigur der vorausgegangenen Grabmäler im Mainzer Dom. Auf diese Weise wurde die traditionelle Ikonographie in einer neuen, monumentalen Dimension präsentiert.

Auch der Eichstätter Loy Hering übernahm Stilprinzipien aus der italienischen Frührenaissance. Beim Epitaph für die Markgrafen Georg und Friedrich von Brandenburg in der ehemaligen Zisterzienser-Klosterkirche in Heilsbronn handelt es sich um das erste bekannte Großepitaph (1538) dieses ikonographischen Typs. Die Höhe beträgt 3,60 m und die Breite 1,80 m¹³⁴. Die Unentschiedenheit des Raumes,

130 A. Weckwerth: Der Ursprung des Bildepitaphs, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 20 (1957), S. 150 und S. 153; K. Bauch: Das mittelalterliche Grabbild, Berlin/New York 1976, S. 198. Weiterführende Literatur vgl. A. Seeliger-Zeiss: Grabstein oder Grabplatte? Anfragen zur Terminologie des mittelalterlichen Grabmals, in: W. Koch (Hrsg.): Epigraphik 1988. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik Grag, 10. – 14. Mai 1988 (Veröffentlichungen der Kommission für die Herausgabe der Inschriften des Deutschen Mittelalters 2) Wien 1990, S. 286.

131 M. Burkard-Meier: Das spätmittelalterliche Wanddenkmal in Deutschland und den Niederlanden. Studien zur Typengeschichte des Epitaphs, Diss., Freiburg 1955, S. 33, 82 u. 149.

132 Hauptsächlich in Franken, vgl. Fleischhauer (wie Anm. 12), S. 111.

133 Vgl. Kauffmann (wie Anm. 92), Abb. 166.

134 Vgl. P. Reindl: Loy Hering. Zur Rezeption der Renaissance in Süddeutschland, Basel 1977, A. 83.

bei den Grabdenkmälern in Öhringen durch die im Hintergrund angebrachten Spruchtafeln bedingt, kann hier bereits beobachtet werden. Während das Kruzifix in der Erde Golgathas steckt, wölbt sich ein zentralperspektivischer Portalbogen mit kassetierter Nischenlaibung im Hintergrund der Szene und erschafft so die Illusion eines Innenraums. Das Fresko der heiligen Dreifaltigkeit zwischen Johannes und Maria, ein Epitaph für den Gonfaloniere Lenzi und dessen Gattin in der Kirche Sta. Maria Novella in Florenz wurde hier zum Vorbild genommen. Die Größe des Eichstätter Grabdenkmals spiegelt womöglich das Verständnis Loy Herings von der Modernität italienischer Kunst wieder, ist doch das Fresko Massaccios 4,89 m hoch und 3,17 m breit¹³⁵.

Der Monumentalisierung der Skulptur ging eine vergleichbare Stilentwicklung in der deutschen Tafelmalerei voraus. Im frühen Werk von Lukas Cranach d. Ä. existiert ein Tafelbild aus dem Jahre 1503: „Jesus am Kreuz und klagende Maria mit Johannes“¹³⁶. Nach der Meinung von Dieter Koeplin entstammen Format und Inhalt der Tafel nicht der ikonographischen Tradition, sondern der Innovationskraft des Malers, die durch seine eigenwillige Rezeption eines Dürerschen Vorbilds ausgelöst wurde. Der Altar der Schmerzensmutter wurde von Albrecht Dürer für den sächsischen Kurfürsten Friedrich den Weisen in den Jahren 1495/96 hergestellt. Er zeigt Maria auf dem großformatigen Mittelstück, umgeben von der Andachtsbilderfolge der „Sieben Schmerzen Mariae“ im Kleinformat¹³⁷. Für Lukas Cranach wurde die sechste Szene „Der sterbende Jesus am Kreuz“ zur Quelle der Inspiration. Er übernahm die Schrägstellung und die perspektivische Verkürzung des Kreuzes von Dürer, veränderte aber den Inhalt der Darstellung, so dass eine neue Komposition entstand, eine Kombination der „Kreuzigung“ und der „Klage Mariens vor dem sterbenden Jesus“. Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass er die Darstellung aus ihrer ikonographisch vorgegebenen Szenenfolge herausgelöst und sie zum Einzelbild vergrößert hat.

Die Vorgehensweise Bachoffens beim Grabmal Uriels von Gemmingen verrät eine ähnliche Stilauffassung, auch er vergrößerte die traditionelle Szene der Kreuzigung und setzte sie in einen neuen formalen Rahmen. Die Auflösung dieser starren ikonographischen Schemata, die es Lukas Cranach d. Ä. ermöglichte, die Golgathaszene in einer neuen Ikonographie und in einem neuem Format zu präsentieren, führte laut Koeplin im Sinne einer Weiterentwicklung der künstlerischen Grund-

135 *J. Bialostocki: Spätmittelalter und beginnende Neuzeit (Propylaen Kunstgeschichte) Frankfurt/Berlin 1990. S. 217, Nr.104*

136 *D. Koeplin, T. Falk: Lukas Cranach. Gemälde Zeichnungen Druckgraphik, Bd. 1–2, Basel/Stuttgart 1974–1976, hier Bd. 1, Abb. 52, S. 117, Lukas Cranach d. Ä.: „Jesus am Kreuz und klagende Maria mit Johannes. 1503.“ Auf Nadelholz: 138 × 99 cm. München, Alte Pinakothek (Bayerische Staatsgemäldesammlungen). der Schmerzensmutter, „Sieben Schmerzen Mariae“. Um 1495/96.*

137 *Vgl. Koeplin (wie Anm. 136), Bd. 1, Abb. 50, S. 115: Albrecht Dürer: Altar. Die 7 szenischen Darstellungen je ca. 63 × 45 cm; Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Gemäldegalerie Alte Meister. Die Schmerzensmutter 101 × 43 cm; München, Alte Pinakothek (Bayerische Staatsgemäldesammlungen).*

idee zu den großformatigen Andachtsbildern von Cranach, auf denen sich Privatpersonen kniend und betend vor dem Kruzifix darstellen ließen¹³⁸.

Die lutherische Uminterpretation

Die Verbreitung dieser Tafelbilder in der Wittenberger Werkstatt beruht vermutlich auf dem Einfluss der neuen Lehre Martin Luthers. Die Bildunterschrift auf dem Cranachschen Holzschnitt „Georg Spalatin betend vor dem Kruzifix“ lautet *Christo Salvatori Deo Optimo Maximo Georgius Spalatinus Peccator. MDXV*. Sie weist bereits sehr früh auf die Ideen des Reformators hin¹³⁹. Es haben sich aber nicht nur von seinen Anhängern solche Bilder erhalten. Auch der Luthergegner Kardinal Albrecht von Brandenburg ließ sich in dieser Pose porträtieren¹⁴⁰. Selbst Martin Luther ließ sich mit seinem Einverständnis kurz vor seinem Tode auf diese Weise abbilden. Durch Kopien weit verbreitet war der Titelholzschnitt aus der Ausgabe des Neuen Testaments von 1546, gedruckt von Hans Lufft in Wittenberg¹⁴¹. Er darf als das Urbild der Abbildungen auf den verschiedenen Titelrahmen der Frankfurter Bibelausgaben aus dem Verlag Sigmund Feyerabends gelten. Der Holzschnitt von 1546 erregte zu seiner Zeit ein gewisses Aufsehen, weil man allgemein der Meinung war, Luther hätte sich in der Anbetung eines Bildes darstellen lassen. Aber da dem Reformator der Holzschnitt bekannt gewesen war, empfand er die Darstellung vermutlich nicht als Widerspruch zu seiner Verurteilung der Bilderverehrung. Er besaß vielmehr genaue Vorstellungen vom Sinn und Nutzen der Bilder in der Kirche. Sie waren ihm Hilfsmittel bei der Vermittlung seiner Lehre. Erlaubt waren Darstellungen, die sich inhaltlich an die historischen Texte der Bibel hielten und erlaubt war auch das Ansehen der Bilder. Nur wenn er sich mit ihrer Aussage nicht einverstanden zeigte, wie im Falle der Heiligenbilder oder wenn die Bilder angebetet wurden, sollten sie aus den Kirchen entfernt werden. Das Kruzifix gehörte nicht dazu, im Gegenteil, es war für Luther das Andachtsbild schlechthin. Der Blick auf das Bild des Gekreuzigten führte ihm immer wieder das wichtigste Ereignis der Heilsgeschichte vor Augen, die Erlösungstat Christi. Sie war ihm der größte Beweis für die Gnade Gottes. Sie schenkt den Gläubigen die Gewissheit auf ein Leben nach dem Tod und spendet Kraft und Zuversicht in den Zeiten des

138 Vgl. *Koepplin* (wie Anm. 136), Bd. 1, S. 116–120.

139 „An den Erlöser Christus, den Besten und Höchsten, Georg Spalatin, ein Sünder. 1515“. Palatin war seit 1512 der Leiter der Wittenberger Universitätsbibliothek und gehörte zu den frühen Anhängern von Martin Luther. Vgl. *Koepplin* (wie Anm. 136), Bd. 2, Nr. 343, Abb. 271. Ein direkter Einfluss Luthers auf diesen Holzschnitt kann nicht nachgewiesen werden. Erst ab 1518 schuf Cranach d. Ä. Flugblätter und Buchholzschnitte für die Reformatoren Luther und Karlstadt, vgl. ebd. Bd. 2, S. 499.

140 Vgl. ebd., Bd. 1, Abb. 53. „Kardinal Albrecht von Brandenburg betend unter dem Kruzifix“. Um 1525. Auf Nadelholz. 138 × 99 cm. München, Alte Pinakothek (Bayerische Staatsgemäldesammlungen).

141 Die Andachtszene ist ein Auszug aus dem Titelrahmen der lateinischen Gesamtausgabe der Werke Luthers, die von Lufft erstmalig 1545 herausgegeben wurde, vgl. *Koepplin* (wie Anm. 136), Bd. 1, Nr. 284, Abb. 227.

Zweifels und der Not¹⁴². In dieser Interpretation symbolisiert das Kruzifix den Kern seiner Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. Demzufolge wurde die Darstellung des knienden und betenden Reformators unter dem Bild des Gekreuzigten von ihm selbst als eine Dokumentation seines Glaubens und nicht als ein Rückfall in den „papistischen“ Götzendienst verstanden¹⁴³.

Das Bildprogramm auf den Grabdenkmälern der Grafen Ludwig Casimir und Eberhard von Hohenlohe

Im späten 16. Jahrhundert wurden auf den Grabdenkmälern vermehrt Wort- und Bildsequenzen angebracht, die sich einem einheitlichen Programm des Denkmals unterordnen. Das Totengedächtnis wurde intellektualisiert. Auf den beiden Öhringer Grabdenkmälern ist die Heilserwartung der Verstorbenen das große Thema. Keines der Reliefs fiel hinsichtlich seines ikonographischen Gehalts der lutherische Zensur zum Opfer. Die Darstellung der Auferstehung wurde, genauso wie das Kruzifix und die Abbildungen der Leidenswerke Christi, von Luther akzeptiert und unverändert aus der mittelalterlichen Bildtradition übernommen. Die Errettung des Jonas und die Erhöhung der Schlange gehören zur erlaubten Kategorie der Geschichtsbilder. Die „Historien“ haben die didaktische Aufgabe die biblische Geschichte zu verdeutlichen und dort zu verbreiten, wo die Schrift nicht verstanden wird. Sie geben auch dann Zeugnis von den biblischen Ereignissen, wenn keine Predigt möglich ist¹⁴⁴.

Im Hinblick auf das 1. Gebot Ex. 20, 1–6: „Du sollst dir kein Gottesbild machen“ (Ex. 20, 4) ist die Darstellung Gottvaters in der Gestalt eines alten Mannes weitaus problematischer. Aber Luther setzte sich über dieses Gebot hinweg. Er ließ die menschliche Gestalt Gottvaters für Kinder und einfache Menschen als Vorstellungshilfe gelten¹⁴⁵. Daher befinden sich in der ersten vollständigen Wittenberger Bibelausgabe aus dem Jahr 1534, die von Hans Lufft gedruckt wurde, eben solche Abbildungen von Gottvater. Sie war mit Holzschnitten ausgestattet, die von Luther ausgesucht wurden. Auch in anderen Wittenberger Publikationen wurde das 1. Gebot nicht beachtet.

Der Glaube an die Auferstehung

Im Zentrum der Komposition befindet sich das Kruzifix. Seine eschatologische Bedeutung prädestiniert es geradezu für die Darstellung auf einem Totengedächtnis.

142 Vgl. *Stirm* (wie Anm. 27), S. 74–81.

143 Aus der Darstellungsweise lässt sich auch die Forderung der frühen Reformatoren nach dem Verzicht auf die Vermittlerrolle des Priesters ablesen.

144 Vgl. *Stirm* (wie Anm. 27), S. 82.

145 Vgl. ebd., S. 84 u. S. 76.

nismal, insbesondere für einen Anhänger des lutherischen Glaubens¹⁴⁶. Da das Bild des Gekreuzigten den Hinweis auf die Auferstehung vom Tode bereits in sich trägt, sind die übrigen Darstellungen, das Reliefmedaillon mit der Auferstehung Christi bzw. die bekrönende Christusfigur mit der Kreuzfahne oder die zur Auferstehung blasenden Putti im Rollwerk als bloße Ergänzungen zum angegebenen Thema zu verstehen¹⁴⁷. Sie verdeutlichen das Glaubensbekenntnis der Verstorbenen. Auch die beiden Historienbilder auf dem Fries des Waldenburger Denkmals ordnen sich inhaltlich diesem Thema unter. Die Erhöhung der Schlange wird in der traditionellen mittelalterlichen Typologie dem Kreuzestod Christi und die Errettung des Jonas der Auferstehung Christi gegenübergestellt. Auf dem Grabdenkmal des Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern wechseln sich die Reliefs mit den Historien aus dem Alten Testament mit den neutestamentarischen Heilsergebnissen ab (WV:10). Durch die Reihenfolge der auf dem Sockel angebrachten Bildreliefs, Erhöhung der Schlange, Kreuzigung, Errettung des Jonas und Auferstehung wird der typologische Bezug offensichtlich¹⁴⁸.

Für die Reformatoren hatte das alttestamentarische Ereignis von der Erhöhung der Schlange noch eine besondere Bedeutung. Die typologische Gleichsetzung der beiden biblischen Ereignisse in der reformatorischen Bildersprache dokumentiert ein Holzschnitt von Lukas Cranach d. Ä. „Die Rechtfertigung des Sünders vor dem Gesetz durch die Gnade Gottes und den Glauben“¹⁴⁹. Diese Zuordnung basiert auf der folgenden Textstelle aus dem Johannesevangelium: „Und wie Mose die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muss der Menschensohn erhöht werden damit jeder, der an ihn glaubt, in ihm das ewige Leben hat. Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hergab, damit jeder der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt gerettet wird“ (Joh. 3, 14–17). Diese Textstelle aus dem Johannesevangelium traf so genau den Kern der neuen Lehre aus Wittenberg, dass sich Philipp Melanchthon das Bild der ehernen Schlange zum persönlichen Wappen gewählt hatte.

146 Auch von Lukas Cranach d. Ä. existiert ein Skizze von einem Epitaph mit der Abbildung eines knienden und betenden Paares unter dem Gekreuzigten, die um 1530 entstanden ist. Zu welchem Zweck diese Zeichnung angefertigt wurde, ist unbekannt. Koeplin vermutet aufgrund der stilistischen Ähnlichkeiten ein Verbindung zu Loy Hering, vgl. *Koeplin* (wie Anm. 136), Bd. 2, Nr. 345.

147 Das Portalmotiv, das sich bei den Öhringer Grabmälern noch vage in der eingezogenen Konstruktion des Rundbogens ablesen lässt, geht auf die antiken Triumphbögen zurück, die in der italienischen Grabmalsarchitektur im Zuge einer zunehmenden Symbolisierung den Triumph des Leben über den Tod darstellten, vgl. *Irmischer* (wie Anm. 78), S. 64.

148 Dieselben Historien benutzte Jeremias Schwartz (1550–1621) auf einigen Grabdenkmälern, vgl. *Seeliger-Zeiss*: Heidelberg Werke (wie Anm. 8), S. 111.

149 *Koeplin* (wie Anm. 136), Bd. 2, Nr. 353 S. 507. Abb. 275a.

Die Funktion der Inschriften

Für Martin Luther ist die Predigt und nicht die Liturgie das zentrale Element im Gottesdienst. So hat für ihn auch das gesprochene und geschriebene Wort Vorrang vor der Altartafel oder Buchillustration¹⁵⁰. Wenn nun Johann von Trarbach die Tafeln mit den Epitaphia in die Bildkomposition mit einbezieht, so liegt dies im Sinne einer protestantischen Ästhetik¹⁵¹.

Formal bestimmen die Tafeln über den Köpfen der Oranten die Wirkung der gesamten Darstellung. Sie zerstören die gewohnte Raumillusion und schaffen den nötigen Entfremdungseffekt zwischen Bildgestalt und Bildinhalt. Dem Betrachter soll klar werden, dass es sich um das bloße Abbild des Gekreuzigten handelt, dass ein Andachtsbild bzw. eine Andachtsszene und nicht das eigentliche spirituelle Geschehen auf Golgatha dargestellt wurde¹⁵². Es wird der Heilsgedanke, die Botschaft Gottes an die Gemeinde der Gläubigen dargestellt. Zusätzlich wird dieser Eindruck von der Umkehrung der traditionellen Bedeutungsperspektive unterstützt: die Adoranten sind nicht kleiner, sondern größer als die Gestalt des Gekreuzigten. Diese Verschiebung der Größenverhältnisse setzt in der plastischen Grabmalkunst nach der Jahrhundertmitte ein¹⁵³.

Da die Art der Plazierung der Inschriftentafeln den traditionellen Sehgewohnheiten nicht entspricht, ziehen sie spontan die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich. Selbstverständlich sprechen die Glaubensbekenntnisse von der Hoffnung und von der Gewissheit der Verstorbenen auf die Auferstehung und das ewige Leben. Auf diese Weise demonstrieren sie anschaulich die lutherische Priorität des Wortes gegenüber dem Bild. Das Epitaphium auf der Rollwerkkartusche über der Statue der Gräfin Agatha von Hohenlohe-Waldenburg gehört zu dem Bibeltext, in dem die typologische Bedeutung der Erhöhung der Schlange im reformatorischen Sinne festgelegt wurde (Joh. 3, 14–17). Die Darstellung des biblischen Ereignisses auf dem Fries des gleichen Grabmals darf daher als Ergänzung zum geschriebenen Wort gelesen werden.

150 Vgl. *Stirm* (wie Anm. 27), S. 88.

151 Epitaphium für den Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein: *Du Fürst des lebens Jesu Christ / durch dich der todt verschluge ist/ob ich gleich mit mei Herrn / Durch dich leb ich ewig in ehrn / erbarm dich mein Kirch Regiment / erhalt durch dei craft bis ans endt.*

Epitaphium für Gräfin Anna von Hohenlohe-Neuenstein, geb. Gräfin von Solms: *Herz Jesu Christ der du dem Bludt / vergossen am Kruzest hast mir zu gut / und durch dem todt aufs Todtes not / erlöset mich hilff trewer Gott / das ich mit meinem liebsten gmahl / Bei dir leb ewig in deinem Saal.* Zu Epitaphia vom Grabdenkmal des Grafen Eberhard und seiner Gemahlin vgl. Anm.: 127.

152 Allerdings wurde im Hintergrund der Adorationszene das antike Jerusalem im Flachrelief dargestellt, eine Veränderung, die wahrscheinlich nicht im Sinne Luthers gewesen wäre, weil sie den bloßen Andachtscharakter des Kruzifixes wieder in Frage stellt. Die Ansicht der Stadt Jerusalem wird aber auch im Titelholzschnitt der Frankfurter Biblia Teutsch von 1565 dargestellt, vgl.: Anm. 155.

153 Nach den Untersuchungsergebnissen von Fleischhauer im Herzogtum Württemberg. Da sich diese Entwicklung nur bei den Bildhauerarbeiten, die dem Adel vorbehalten waren, und nicht auf den gemalten, bürgerlichen Epitaphen beobachten lässt, vermutet Fleischhauer, dass das ausgeprägte Standsbewusstsein des Adels dafür verantwortlich zu machen ist, vgl. *Fleischhauer* (wie Anm. 12), S. 118.

Das Bekenntnis zur Trinität

Dem Glauben an die Erlösungstat Christi tritt im Bild das Bekenntnis an den dreifaltigen Gott zur Seite. Die Darstellung der Trinität Gottes in der zeitgenössischen Grabmalsikonographie kann auf ein konfessionsgeschichtliches Ereignis von großer Tragweite zurückgeführt werden. In der Nachfolge Calvins, der 1553 den Arzt Miguel Servet in Genf verbrennen ließ, wurde der Speyerer Inspektor Johannes Sylvan in der kurpfälzischen Residenzstadt hingerichtet. Man enthauptete ihn im Jahr 1570 auf dem Heidelberger Marktplatz. Beide waren überzeugte Antitrinitarier, Ketzer, die die Dreieinigkeit Gottes leugneten¹⁵⁴. Damit war es auch für die orthodoxen Lutheraner unmissverständlich klar geworden, dass in der steingewordenen Demonstration ihrer Rechtgläubigkeit dem Bekenntnis zur Dreifaltigkeit eine wichtige Stellung eingeräumt werden musste.

Schluss

Die Schriftquellen zum Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein ermöglichten einen Blick auf die Organisation in der Werkstatt des Bildhauers Johann von Trarbach. Es wurde die nicht zu unterschätzende Rolle der Auftraggeber hinsichtlich der Konzeption ihres Grabdenkmals deutlich, die der Darstellung ihres konfessionellen Bekenntnisses einen hohen Stellenwert zumaßen. Hier zeigt sich ein Wandel in der Auffassung vom Grabmal als privater Totengedächtnisstätte hin zum repräsentativen Denkmal. Es trägt eine explizit ausformulierte Botschaft an die Hinterbliebenen, es wird zum Denkmal im historischen Sinn.

In der kunsthistorischen Analyse offenbarte sich der innovative Charakter der Denkmäler. Die Bestimmung der Bild- und Ornamentvorlagen ergab, dass Johann von Trarbach beim Grabmal des Grafen Ludwig Casimir über hochaktuelle Graphiken verfügte, die er sich höchstwahrscheinlich direkt bei den Verlagen besorgte. Trarbach erkannte den Marktvorteil, vor allem aber die künstlerischen Möglichkeiten, die ihm die neuen Medien Kupferstich und Buchdruck boten und löste sich damit aus der traditionellen Werkstattabhängigkeit. Seine bizarre Schöpferfreude scheint der Ausdruck dieser neugewonnenen Freiheit zu sein. So könnten die Öhringer Grabmäler in der Verbreitung der niederländischen Ornamentgroteske in der mittel- und süddeutschen Grabmalsskulptur eine zentrale Rolle gespielt haben.

Das Wissen über die Art und Weise wie mit diesen Druckgraphiken in der Bildhauerwerkstatt verfahren wurde, nämlich dass sie zerschnitten, vereinzelt, verkleinert und vergrößert und wieder zu neuen Vorlagen zusammengesetzt wurden, schafft zudem Raum für die Überlegung hinsichtlich der Entstehung des neuen

154 Vgl. *Press*: Calvinismus (wie Anm. 15), S. 251 u. *Klueting* (wie Anm. 19), S. 175.

Grabmalstypen, wie es das vierzonige Wandgrabmal mit Adorationszene unter dem Kreuzifix ist. Warum sollte sich ein solches Verfahren nicht auch auf den Gesamtentwurf eines Grabdenkmals anwenden lassen¹⁵⁵? Die Ergebnisse dieser Untersuchung legen eine solche Möglichkeit auf jeden Fall nahe.

Anhang: Werkverzeichnis

(WV:1) Philipp III. Graf von Hanau und Herr zu Müntzenberg. Aufrecht stehende figürliche Grabplatte; Tuffstein und Schiefer. Hanau, Marienkirche. Vertrag mit J.v.T. 5. 12. 1563. Aufstellungsdatum Ostern 1565, (Abb. 5)¹⁵⁶.

(WV:2) Georg II Graf von Erbach und Elisabeth, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Bayern. Tumba; Tuffstein, Schiefer, Alabaster. Vertrag: 6. 5. 1564. Abschlussquittung: 19. 9. 1565. Michelstadt, Ev. Stadtkirche (Abb. 4)¹⁵⁷.

(WV:3) Eberhard Graf zu Erbach. Inschriftenepitaph; Tuffstein, Schiefer Alabaster. Vertrag: 18. 9. 1564. Abschlussquittung: 9. 6. 1567. Michelstadt. Ev. Stadtkirche (Abb. 3)¹⁵⁸.

(WV:4) Valentin Graf zu Erbach. Inschriftenepitaph; Tuffstein, Schiefer, Alabaster. Vertrag: 18. 9. 1564. Vertraglich vorgesehenes Aufstellungsdatum: Ostern 1566. Alzey, Ev. Stadtkirche¹⁵⁹.

(WV:5) Margarete, Schenkin von Limpurg, geb. Gräfin zu Erbach. Inschriftenepitaph; Tuffstein, Schiefer, Alabaster. Vertrag: 15. 9. 1565. Schlussabrechnung 9. 10. 1567. Michelstadt, Ev. Stadtkirche (Abb. 3)¹⁶⁰.

(WV:6) Philibert Markgraf von Baden und Mechthilde, geb. Pfalzgräfin bei Rhein. Hängendes, mehrzoniges Wanddenkmal mit Adorationszene; Tuffstein, Schiefer. Vertrag für das Grabmal Mechthildes: Tumba mit Liegefigur 23. 1. 1568. Zweiter Vertragsabschluss nach dem Tod des Markgrafen ist nicht überliefert. Aufstellungsdatum des Wandgrabmals: 18. 8. 1573. Baden-Baden, Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul¹⁶¹.

(WV:7) Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken und Anna, geb. Landgräfin von Hessen. Vierzoniges Grabdenkmal mit Adorationsszene, Tuffstein, Schiefer. Datum am Grabmal: 1575. Meisenheim, Schlosskirche (Abb. 6)¹⁶².

155 Zumal im Hintergrund der Adorationszene auf dem Grabdenkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe das antike Jerusalem im Halbrelief eingearbeitet wurde, was doch sehr an den bereits erwähnten Titelholzschnitt von Jost Amman aus der Biblia Teutsch von 1565 (Abb. 11) denken lässt.

156 Vgl. *Strübing* (wie Anm. 4), S. 3 u. 4.

157 Ebd., S. 3 u. 9.

158 Ebd., S. 13 u. 14.

159 Ebd., S. 13 u. 14.

160 Ebd., S. 13 u. 14.

161 Ebd., S. 16 u. 20.

162 Ebd., S. 25.

(WV:8) Prinzessin Anna von Pfalz-Zweibrücken, gest.1576. Inschriftenepitaph; Tuff, Schiefer. Undat. Rechnung. Meisenheim, Schlosskirche¹⁶³.

(WV:9) Karl II. Markgraf von Baden und Kunigunde, geb.Markgräfin von Brandenburg und Anna, geb. Pfalzgräfin von Veldentz. Mehrzoniges Grabdenkmal mit drei Standfiguren. Tuffstein, Schiefer. Datum 1579 und Signatur Johann von Trarbachs am Grabdenkmal: Cum gemina Carolum Thalami consorte, Johannes, Trarbachius mira, sculpsit feliciter, arte. Pforzheim. Ev. Schloss- und Stiftskirche¹⁶⁴.

(WV:10) Reichard von Pfalz-Simmern und Juliane, geb Gräfin von Wied. Mehrzoniges Grabdenkmal mit zwei Standfiguren; Tuffstein, Sandstein, Schiefer. Zuschreibung an Trarbach mittels Brief eines Trierer Stadtrates an Herzog Reichard von Pfalz-Simmern von 1582¹⁶⁵.

163 Ebd., S.35.

164 Ebd., S.35.

165 Vgl. Kunstdenkmäler (wie Anm. 8), S.978.

Die letzte mittelalterliche Fehde der Reichsstadt Hall? Der „Straußenkrieg“ (1514–1517) und seine Überlieferung im Haller Urfehdbuch und anderen Quellen

VON GERHARD LUBICH

*Anno domini 1515 befedet ein kerchner die vonn Schwäbischen Hall, thetten ihn etlich schaden mit brennen, schlugen den Hällischen fuhrleuten uf der gaszen den wein aus, wurd zue letzt von den von Hall zue Prettach bei Neüenstatt am Kocher niedergeworffen und zu bemelter Neüenstatt enthauptet*¹. Mit diesen vergleichsweise dürren Worten berichtet der Haller Stadtchronist Georg Widman von einer Auseinandersetzung zwischen Schwäbisch Hall und dem Fuhrmann Hans Strauß, welche die Reichsstadt über vier Jahre lang in Atem hielt, die vor dem Reichskammergericht – immerhin die höchste richterliche Instanz dieser Zeit – verhandelt wurde und die beständig in einen weitergreifenden Konflikt von zumindest regionalen Ausmaßen auszufern drohte. Den Dimensionen dieser Fehde wesentlich eher angemessen scheint im Gegensatz dazu die recht ausführliche Schilderung in der Chronik des Johann Herolt, aus dessen Bericht die in der lokalgeschichtlichen Forschung übliche Bezeichnung „Straußenkrieg“ übernommen wurde². So unterschiedlich ausführlich die beiden Darstellungen auch sein mögen, so kann doch beiden als Quelle im Prinzip eine relativ hohe Aussagekraft zugesprochen werden: Die in etwa gleich alten Chronisten haben die Fehde miterlebt, Widman als Pfründner der Feldnerkapelle bei St. Michael in Hall, Herolt als frisch ernannter Landpfarrer in Reinsberg³. Eine Erklärung der unterschiedlichen Berücksichtigung dürfte in der jeweils unterschiedlichen Interessenlage der Autoren bei ihrer Aufzeichnung der städtischen Erinnerung zu suchen sein. Herolt, der erste reformierte Landpfarrer Halls, hatte ein lebhaftes Interesse an der jüngeren Geschichte, die er

1 Georg Widmans *Chronica*, ed. C. Kolb, Stuttgart 1904 (Württembergische Geschichtsquellen 6), S. 47. Widman erwähnt den Straußenkrieg nochmals an anderer Stelle (ebda. S. 116), mit wenig mehr Details.

2 Johann Herolts *Chronica*, ed. C. Kolb, Stuttgart 1894 (Württembergische Geschichtsquellen 1), S. 179–183.

3 Vgl. neben den einleitenden Kurzbiographien der beiden Editionen (vgl. die beiden vorigen Anm.) grundlegend G. Wunder: Georg Widman, 1486–1560, und Johann Herolt, 1490–1562, Pfarrer und Chronisten, in: *ders.*: Bauer, Bürger, Edelmann, Bd. 2: Lebensläufe (FWFr 33), Sigmaringen 1988, S. 100–111, hier S. 102 und 106 (Wiederabdruck aus: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7 [1960] S. 41–51).

mit dem Optimismus des frisch Reformierten als eine Zeit des Aufbruchs, des Wachstums und der Verbesserung schildert. *Gott der allmechtig geb sein gedeyen*, so schließt er seinen Bericht über die Haller Katharinenkirche und deren Pfarrer Michael Gräter, der nach dem *heiligenn evangelio regirt*⁴, ganz ähnlich übrigens, wie er das Wirken der Reformatoren Brenz und Eisenmenger preist⁵, und der Stoßseufzer: *Also ist die papistisch mes zu Hall ganz abgethon, Gott wölle sein gnad geben, das sie nit wider lebendig werdt*⁶, spricht wohl für sich. Ganz anders Widman, der widerwillig Reformierte, dem das Mittelalter als die große Zeit Halls erscheint, dem *zwiespahn* Luthers den Grund für *viel secten und entböhrungen* ist⁷. Ihm eignet noch der spätmittelalterliche „Pessimismus dieser Gesättigten, Enttäuschten, Müden“, wie es Johan Huizinga in seinem berühmten Werk „Herbst des Mittelalters“ formuliert hat⁸, der seinen Blick zurück auf die vorreformatorische Vergangenheit lenkt und die Ereignisse seiner Zeit mit erschöpfter Skepsis nur noch einiger Seitenblicke würdigt.

Offensichtliche Zielsetzungen dieser Art haben dazu geführt, dass die historische Forschung dem Zeugnis erzählender Quellen mit Skepsis begegnet; der Vorwurf individueller, letztlich unkontrollierbarer Parteilichkeit, durch die aus dem zur Verfügung stehenden Material nur bestimmte Zusammenhänge entnommen und in eine zielgerichtete Argumentation eingebaut werden, hat dazu geführt, dass Historiker oft den so genannten dokumentarischen Quellen den Vorzug gegeben haben. Urkunden etwa, die einen Rechtszustand zu dokumentieren scheinen, Verzeichnisse, Akten und anderes Schriftgut der Verwaltung – all dies ist seit dem 19. Jahrhundert bevorzugte Basis einer Geschichtswissenschaft, die mit dem Anspruch der Rekonstruktion vergangener Realitäten antritt. So kann es auch nicht verwundern, dass die bislang einzige wissenschaftliche Untersuchung des „Straußenkriegs“ aus der Feder von Gustav Bossert⁹ nicht auf den Darstellungen der Chronisten fußt, sondern sich einer ganz eigenen Gruppe von Quellen bedient hat. Der so überaus verdienstvolle Pionier der württembergisch-fränkischen Landesgeschichte arbeitete vor mehr als einem Jahrhundert die Berichte der Vögte von Kirchberg an der Jagst in seine Darstellung ein; Kirchberg wurde zu dieser Zeit von den Städten Hall, Dinkelsbühl und Rothenburg gemeinschaftlich verwaltet¹⁰,

4 Herolt (wie Anm. 2), S. 111.

5 Ebda., S. 110: *Der herr geb seine gnad, das es mit wachsung fürgehe, wie er dan verheissenn*.

6 Ebda. S. 189.

7 Widman (wie Anm. 1), S. 33.

8 J. Huizinga: *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden*, Stuttgart¹¹1975, S.41.

9 G. Bossert: *Zur Geschichte des sogenannten Straußenkriegs*, in: WFr NF 1 (1885), S. 96–101; letztlich eine Nacherzählung der Darstellung Herolts bei J. Gmelin: *Hällische Geschichte*, Schwäbisch Hall 1896, S. 608 ff.

10 Zu den Verhältnissen in Kirchberg grundlegend G. Wunder: *Das Kondominium der drei Reichsstädte Rothenburg, Hall und Dinkelsbühl*, in: *Ders.:* Bauer, Bürger, Edelmann. Ausgewählte Aufsätze zur Sozialgeschichte (FWFr 25), Sigmaringen 1984, S. 243–277 (Wiederabdruck aus: JfL 34/35 [1974/75] S. 751–785.

und die Vögte der 1398 von den Hohenlohe veräußerten Stadt¹¹, die nach wie vor unmittelbar an hohenlohisches Territorium grenzte, berichteten ihren Dienstherrn nicht allein von den Vorgängen in ihrem Amtsbereich, sondern teilten auch Beobachtungen zu anderen Vorgängen mit, von denen sie Kenntnis erhielten.

Eine Gesamtdarstellung des „Straußenkriegs“ findet sich nun auch im Urfehdbuch der Stadt Schwäbisch Hall¹². Dieser Text soll nun im folgenden verwendet werden, zunächst einmal, um die Ereigniskette des Konfliktes ein wenig genauer darzulegen, wozu eine Edition im Anhang dieser Zeilen vorgenommen wurde, versehen mit einigen Erläuterungen und abgeglichen mit dem von Herolt geschilderten Verlauf der Fehde¹³. Wie aber ist der Quellenwert dieses Textes einzustufen? Zur Klärung dieser Frage muss man sich zunächst vergegenwärtigen, welchem Zweck das „Urfehdbuch“ überhaupt diene. Wie andere Fehdebücher dieser Zeit stellt es im Prinzip ein mehr oder minder chronologisch geführtes Verzeichnis der kriegerischen und/oder juristischen Streitigkeiten der Stadt und ihrer Bürger dar¹⁴, ist damit einerseits also Teil des laufenden Verwaltungsschriftgutes, andererseits aber auch – und dies ist in unserem Zusammenhang wichtig – Teil des institutionalisierten städtischen Gedächtnisses, in dem sich die Stadt durchaus zielgerichtet ihre eigene Vergangenheit entsprechend einem gegenwärtigen Selbstverständnis festschrieb. Gerade die Fragen der Gerichtsbarkeit, die hier ja zuvorderst berücksichtigt wurden, waren für Hall von größter Bedeutung. Der Status als Reichsstadt spiegelte sich ja gerade darin, dass etwa durch das von Rudolf von Habsburg erteilte *Privilegium de non evocando*¹⁵ die Bürger der Stadt von anderen Gerichtsständen als der eigenen und der königlichen ausgenommen worden waren, und auch die Hochgerichtsbarkeit, die von der Stadt schon im 14. Jahrhundert ausgeübt worden war, bevor sie offiziell im Jahre 1429 durch Sigmund verliehen wurde¹⁶, war Teil der städtischen Identität Halls. Um die Gerichtsbarkeit hatte die Stadt zahlreiche Auseinandersetzungen geführt – etwa schon im 13. Jahrhundert mit den Schenken von Limpurg¹⁷ –, hatte die Ansprüche des bischöflich-würzbur-

11 Regest der Veräußerung bei *F. Pietsch*: Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 21), Stuttgart 1967, U 1068; vollständiger Druck der Urkunde in: WFr 5 (1850), S. 82.

12 Urfehdbuch der Stadt Schwäbisch Hall, Stadtarchiv Schwäbisch Hall 4 / 477 fol. 316r–319r.

13 Unten S. 159 ff.

14 Die Quellengattung als solche ist von der modernen Stadtgeschichtsforschung noch nicht systematisch erfasst worden; vgl. grundsätzlich *A. Boockmann*, Lemma „Fehdebücher“, in: Lex MA IV, Sp. 335.

15 *Pietsch* (wie Anm. 11), U 31.

16 Die Verleihung der Hochgerichtsbarkeit findet sich registriert bei *Pietsch* (wie Anm. 11), U 1671. Beispiele für die sich von Hall schon vorher angemaßte Blutgerichtsbarkeit finden sich in erklecklicher Anzahl bei Herolt und Widman. – *H. Nordhoff-Behne*: Gerichtsbarkeit und Strafrechtspflege in der Reichsstadt Schwäbisch Hall seit dem 15. Jahrhundert (FWFr 3), Schwäbisch Hall 1971, S. 17–23.

17 Nach dem Ende der Stauffer hatten die Hall benachbarten Schenken von Limpurg versucht, die Stadthoheit für sich zu beanspruchen, wobei die Gerichtsbarkeit eine besondere Rolle spielte. Im „Wiener Schiedspruch“, der vertraglichen Beendigung der Auseinandersetzungen, widmeten sich denn auch

gischen Landgerichts Franken standhaft (und unter Inkaufnahme einiger Verstimmungen) abgewehrt¹⁸ – woraus letztlich der Beiname „Schwäbisch“ Hall als trotzig differenzierende Selbstbezeichnung resultierte¹⁹, vielleicht das augenfälligste Beispiel für die Rolle der Gerichtsbarkeit bei der Bildung der städtischen Identität –, und schließlich hatte die fast ungezügelter Verhängung der Todesstrafe in der „Bebenburger Fehde“ im Jahre 1439 in der Konsequenz der bestehenden Beistandsbündnisse beinahe ganz Franken und Schwaben in einen jahrelangen Krieg getrieben²⁰.

Wenn also die Gerichtsbarkeit eine dermaßen bedeutende Rolle für das Selbstbewusstsein der Stadt spielte, so kann es nicht verwundern, dass gerade bei diesbezüglichen Berichten von der und für die Stadt eine ganz eigene wertende Darstellung zu erwarten ist. Wie bei den Urkunden im Archiv der Reichsstadt auch²¹

acht von insgesamt 14 Paragraphen (nach der Gliederung von *K. Ulshöfer*: Der Wiener Schiedsspruch [1280], Hall und Limpurg im 13. Jahrhundert, in: *WFr* 64 (1980), S. 3–24, hier S. 18–21) den Fragen der Gerichtsbarkeit. – Vgl. auch *G. Wunder*: Die Schenken von Limpurg und ihr Land, in: *G. Wunder, M. Scheffold und H. Beutter* (Hrsgg.): Die Schenken von Limpurg und ihr Land (FWFr 20), Sigmaringen 1982, S. 9–77 hier S. 25 ff.

18 Eine systematische Untersuchung dieses komplizierten Verhältnisses aus der Perspektive Halls ist ein Desiderat; wenig ergiebig in diesem Zusammenhang *Nordhoff-Behne* (wie Anm. 16), S. 30 f. – Festzustellen ist jedenfalls, dass in das Haller Archiv nur vereinzelt Würzburger Urteile aufgenommen wurden, der Großteil aber offenbar schlicht ignoriert wurde. Die Aufarbeitung der Würzburger Gerichtsbarkeit anhand der Akten des Landgerichtes durch *F. Merzbacher*: *Iudicium Provinciale Ducatus Franconiae*. Das kaiserliche Landgericht des Herzogtums Franken-Würzburg im Spätmittelalter, München 1956, untersuchte die Funktionsweise des Gerichtes, nicht aber seine Reichweite (ein Beispiel für einen Hall betreffenden, nicht aber im Haller Archiv verzeichneten Fall findet sich jedoch ebda. S. 168).

19 Zwar wurde Hall schon im ausgehenden 12. Jahrhundert von Auswärtigen schon als in Schwaben gelegen gekennzeichnet, was letztlich durch die Identifikation der Staufer (und ihrer Stadtgründung) mit dem Herzogtum Schwaben zurückzuführen ist, vgl. schon *K. Weller*: Schwäbisch Hall zur Hohenstaufenzeit, in: *WVjH* 7 (1898), S. 193–213, hier S. 203 sowie *H. Maurer*: Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit, Sigmaringen 1978, S. 283 (dort auch weitere Beispiele). Die Selbstbezeichnung taucht in Auseinandersetzung mit Würzburg erstmals 1421 auf, vgl. *Pietsch* (wie Anm. 11) U 1492 und U 1498 (und weitere), wobei deutlich wird, dass dieser Gebrauch auf die Dokumente königlicher Provenienz beschränkt ist; hier galt es schließlich auch, die Zugehörigkeit zur Landvogtei Wimpfen/Niederschwaben zur Geltung zu bringen. Selbstredend verwendete Würzburg diesen Zusatz nicht, ebensowenig wie er innerhalb der Stadt selbst gebraucht wurde (so auch der heutige Sprachgebrauch). Wenige Jahre nach dem Amtsgebrauch beginnen auch Bürger, diesen Gebrauch nachzuvollziehen (Erstbeleg wohl *Pietsch*, ebda. U 1789).

20 Hierbei hatte ein Haller Bürger ungerechtfertigt die Pfarrei in Reinsberg eingenommen und den Kandidaten des Würzburger Bischofs getötet; die Strafexpedition des Bebenburgers, Lehnsherr eines Bruders des Getöteten und vom Würzburger Bischof beauftragt, wurde von einem Haller Kontingent abgefangen und 21 Männer tags darauf hingerichtet. Zu diesem Vorspiel des sog. „(Zweiten) Städtekriegs“ oder „Markgräflerriegs“ vgl. *G. Wunder*: Beiträge zum Städtekrieg 1439–1450, in: *WFr* 42 (1958), S. 59–83; *H. Blezinger*: Der Schwäbische Städtebund (Darstellungen zur württembergischen Geschichte 39), Stuttgart 1956, S. 86 f. insbes. Anm. 42.

21 Die Edition der Haller Urkunden von *Pietsch* (wie Anm. 11), die ja letztlich auf den „Versuch der Rekonstruktion des einstigen Archivs“ zielt (ebda. S. * 3), zeigt also – was vom Herausgeber als Mangel empfunden wurde – ganz vorzüglich dieses „institutionelle Gedächtnis“ der Stadt.

wurde also im „Urfehdbuch“ keinesfalls alles Verfügbare berücksichtigt und ebenso wenig der Versuch einer so weit als möglich objektiven Rekonstruktion unternommen, auch wenn die städtische Darlegung über *Hanns Straussen Handlung* eben diesen Eindruck zu erwecken sucht, etwa mit dem Hinweis auf ihre Grundlage in *Acta unnd darunder vilfaltiger ergangene schrifften*, die gar *inn ainer eigenen laden* verwahrt würden²². Festgeschrieben und erhalten wurde nur, was die Stadt erinnern haben wollte. Es kann also nicht erstaunen, dass lediglich die judiziablen Untaten des Hans Strauß aufgezählt werden und sich die Stadt selbst in der Rolle der „verfolgten Unschuld“ erwähnt findet. Doch ist die ausschließliche Bindung an die städtische Perspektive nur dann ein Mangel, wenn man den (ohnehin nicht einzulösenden) Anspruch einer Geschichtsschreibung stellt, die trotz aller zwangsläufigen Perspektivität immer noch auf eine objektive Geschichtserkenntnis zielt, was ja schon in der Auseinandersetzung um den Historismus thematisiert worden war²³. Von eben dieser nach wie vor mehr oder minder virulenten Vorgabe versucht die jüngere Mediävistik abzukommen, die spätestens seit der Rezeption der Werke Haydon Whites in einer z. T. vehement geführten Methodendiskussion begriffen ist²⁴, indem sie die Fragestellung modifiziert. Nicht mehr zwangsläufig nur die Frage nach den Ereignissen steht nun im Mittelpunkt, auch die Fragen nach Erinnerung und kollektiver Identität, wie sie in Deutschland besonders Alaida und Jan Assmann angestoßen haben²⁵, sind nunmehr Thema der Geschichtswissenschaft. Einige Überlegungen zu diesem Themenkomplex sollen später geäußert werden, im Zusammenhang mit einer Frage nach der Bedeutung der Fehde für das mittelalterliche Hall; doch widmen wir uns zunächst einmal dem Ablauf des „Straußenkriegs“, wie ihn die hier zu behandelnden, vom städtischen Horizont geprägten Quellen darstellen²⁶.

22 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 r = unten S. 159 f.

23 Vgl. hierzu O. G. Oexle: *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 116), Göttingen 1996.

24 Als Beispiel sei hier verwiesen auf die Diskussion um das Werk von J. Fried: *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024*, Berlin 1994 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Band 1), wie sie schon in der HZ 260 (1995), S. 107–130 begann und seitdem ganz grundsätzlich weitergeführt wird; von der Veröffentlichung der Vorträge zu dem Ende November 2000 abgehaltenen Düsseldorfer Kolloquium über „Mittelalterliche Geschichtsschreibung und ihre kritische Aufarbeitung“ sind weitere substantielle Beiträge zu erwarten.

25 Eine konzise Zusammenfassung grundsätzlicher Positionen (durch die Autoren selbst) sowie der durch andere Verfasser unternommene Versuch von deren Nutzung für das historische Feld finden sich in dem Sammelband: K. Platt und M. Dabag (Hrsgg.): *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identität*, Opladen 1995.

26 Weitere mögliche, bislang unedierte Quellen stellen etwa die Akten des Reichskammergerichtes dar – angegeben bei A. Brunotte und R. J. Weber (Bearb.): *Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Inventar des Bestandes C 3* (Veröffentlichungen der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg 46), Stuttgart 1999, S. 43, n^o 1 / 1537 (H 504) -, die Haller Ratsprotokolle, die Archive des fränkischen Adels (sofern an der Fehde beteiligt), möglicherweise auch Würzburger Aufzeichnungen sowie die Korrespondenz der Stadt Hall mit Württemberg und – sofern geführt – mit dem Schwäbischen Bund und den fränkischen Reichsstädten Rothenburg, Dinkelsbühl und Nürnberg, tradi-

Im Jahre 1513 versuchte der Fuhrmann Hans Strauß mit einem Haller Sieder namens Gilg Wenger ein Geschäft abzuschließen, über das beide Kaufleute in Streit gerieten. Strauß hatte versucht, entgegen der üblichen Gepflogenheiten des Haller Salzhandels eine Fuhre Salz auf Kredit zu erhalten und die Frage des Zahlungstermins wohl offen gehalten. Wenger rief nun das Haalgericht an, das entsprechend der Haalordnung des Jahres 1385²⁷ entschied, Strauß habe die Setzung eines Zahlungsziels zu beweisen. Den Beweis blieb Strauß schuldig; ohne weitere Äußerung ritt er aus der Stadt und ließ seinen Karren dort zurück. Doch dies war nicht das Letzte, was die Stadt von ihm hörte: Als Hintersasse des Grafen Albrecht von Hohenlohe muss er mit seinem Herrn gesprochen haben, der dann von der Stadt für seinen Mann forderte, den von Strauß zurückgelassenen Karren zurückzuschicken und die Angelegenheit nach einem anderen Recht zu klären – was die Stadt natürlich mit Verweis auf ihre eigene Gerichtsbarkeit ablehnte. Der Streit scheint noch eine ganze Zeit lang geschwelt haben, bis schließlich am Vorabend des Himmel-fahrtstages 1514 (24. Mai) Hans Strauß vor dem Haller Stadttor erschien und einen Fehdebrief anschlug. Dass damit die Auseinandersetzung nicht mehr innerhalb gerichtlicher Bahnen geklärt werden würde, auch wenn Strauß dies offenbar dem Grafen Albrecht versprochen hatte, war offensichtlich, und dies um so mehr, als Strauß noch auf dem Rückweg ein Haus und zwei Scheunen auf dem Land in Brand setzte. Die Fehde war eröffnet, und vom hohenlohischen Gebiet aus ging Hans Strauß nun mit einer Partisanentaktik vor. Viehdiebstahl, Wegelagerei, Brandschatzung, Entführung und Erpressung waren seine Mittel, und er schreckte auch nicht davor zurück, Grausamkeiten zu begehen, etwa als er einem unterwegs aufgegriffenen Haller Spörer, einem Hersteller von Reitzubehör, die Hand abhackte, ihm diese um den Hals band und ihn in die Stadt zurückschickte. Seine Ausgangsbasis war dabei das hohenlohische Territorium, denn auch wenn Graf Albrecht auf Drängen der Stadt hin zugestimmt hatte, dass die städtischen Patrouillen auch durch sein Gebiet Streife reiten dürften, so wurde er selbst doch nicht gegen Strauß aktiv. Noch im Jahre 1514 erwirkte jedenfalls die Stadt Hall beim Reichskammergericht einen Prozess, bei dem Hans Strauß durch Nichterscheinen der Reichsacht verfiel; die rechtlichen Möglichkeiten der Stadt waren damit ausgeschöpft. Die Reichsacht ignorierte Hans Strauß im übrigen ebenso, wie er die Ladung vor das Reichskammergericht nicht zur Kenntnis genommen hatte.

Der Auftakt des Straußenkriegs, so, wie er hier geschildert wurde, ist samt und sonders dem Haller Urfehdbuch entnommen²⁸. Dies hat einen guten Grund: Zum

tionell mit Hall verbündet. Einzelne Nachweise zur Korrespondenz des Rates bei *Pietsch*, Urkunden (wie Anm. 11), S. 24* Anm. 39.

²⁷ Stadtarchiv Schwäbisch Hall 4/1024, fol. 42r–44v = S. 431 ff.; Teiledition bei *R. J. Weber*: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen (FWFr 15), Band 2, Sigmaringen 1979, S. 31 f. U 10; vgl. auch *Ders.*: Die Haller Saline und ihr Recht. Rechtsgeschichtliche Probleme der alten Haller Salinenverfassung, in: *K. Ulshöfer* und *H. Beutter* (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte (FWFr 22), Sigmaringen 1983, S. 113–146, hier S. 125 f.

²⁸ Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316r–317r = unten S. 160f.

Beginn der Fehde sind alle anderen Quellen unergiebig. Die Berichte der Kirchnerger Vögte wissen selbstverständlich nichts von den Haller Angelegenheiten; Widman datiert ohnehin fälschlich auf 1515²⁹ und Herolt zieht den Ausbruch des Streits zwischen Sieder und Fuhrmann dramatisch mit dem Beginn der Fehde zusammen, so dass beides sich am Vorabend des Himmelfahrtstages 1514 abgespielt haben müßte³⁰ (worin ihm der ansonsten so nüchterne Bossert folgt)³¹. Die Glaubwürdigkeit des Urfehdbuches resultiert nicht allein daraus, dass es als städtisches Verwaltungsschriftgut sowohl in großer zeitlicher Nähe als auch mit guter Informiertheit geschrieben wurde, sondern mutmaßlich auch aus dem besonderen Umstand, dass es diejenigen Materialien verwendete, die zur Einreichung der städtischen Klage vor dem Reichskammergericht herbeigezogen wurden und damit auch einer gerichtlichen Prüfung standzuhalten hatten. Ein Teil der mutmaßlichen Haller Argumentation ist auch in dieser Darstellung zu erkennen: Der Verweis auf das alte Haalrecht, die Unantastbarkeit der Haller Gerichtsbarkeit, die Nennung der einzelnen Arten von Straftaten (ohne dass hier die Einzelfälle genannt würden), die Nennung von Verstößen gegen die allgemeinen Konventionen der Fehde (unversiegelter Brief, Beginn der Kriegshandlungen ohne Wartezeit) – all dies stellte letztlich justiziable Vergehen dar. Der wiederholte Hinweis auf die Leiden der durch Strauß' Aktionen in Mitleidenschaft gezogenen *armen unschuldigen leuth*³² ist zudem (zumindest im Begriff *unschuldig*) eine moralische Anklage³³. Was verschweigt das Urfehdbuch? Ziehen wir die Darstellung Herolts heran, so sind dies offenbar nur Details, etwa die Lage der von Strauß unmittelbar nach seiner Fehdeansage niedergebrannten Bauwerke in Heimbach³⁴. Ein wenig aufschlussreicher, wenngleich nicht unbedingt für den Verlauf der Fehde an sich, ist die Erwähnung des Kopfgeldes, das die Stadt ausgesetzt hatte, 200 Gulden für den lebenden, 100 Gulden für den toten Hans Strauß (was natürlich viele Bürger dazu reizte, ihr Glück zu versuchen)³⁵. Durchaus plausibel ist auch die Annahme Bosserts, dass die weiteren von Herolt berichteten Details – Ziegelbronn und Orlach niedergebrannt, der auch von Widman berichtete Überfall auf die Weinhändler – in das Jahr 1514 fallen³⁶, berichtet das Urfehdbuch doch nur von der Art des Vergehens, ohne einen genauen Ort zu nennen.

29 Wie Anm. 1.

30 Herolt (wie Anm. 2), S. 179.

31 Bossert (wie Anm. 9), S. 98.

32 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 v = unten S. 162; auf f. 317 r.

33 Die Bezeichnung als *arm* könnte im Sinne der früh- und hochmittelalterlichen Unterscheidung von *dives* und *pauper* interpretiert werden, d. h. unter den *armen leuth* wären nicht wirtschaftlich Schwache zu verstehen, sondern die waffenlose, also auf Schutz angewiesene Landbevölkerung, vgl. zusammenfassend hierzu E. Isenmann: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter. Stadtgestalt, Recht, Stadtr Regiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart 1988, S. 245.

34 Herolt (wie Anm. 2), S. 179.

35 Ebda. S. 180.

36 Bossert (wie Anm. 9), S. 98.

Nach dem Jahr 1514 werden für mehr als zwei Jahre im Urfehdbuch keine Berichte mehr über die Taten des Hans Strauß aufgeführt. Lediglich der pauschale Verweis, *biß inn das vierdt jar* habe dieser mit *vielfeltiger thätlicher handlung* die Fehde weitergeführt³⁷, zeigt die Fortsetzung der Überfälle an. Dabei ist aus den Berichten der Kirchberger Vögte abzulesen, dass zumindest für das Jahr 1515 keinesfalls von einem Abflauen der Kämpfe die Rede sein kann. Am 24. Februar 1515 verübte Hans Strauß einen Überfall auf Orlach, dem bald darauf ein Pferdediebstahl in Dünsbach folgte. Im Juli 1515 schien der Partei Halls ein Erfolg gelungen: Bei Sachsenflur wurde ein adliger Unterstützer des Hans Strauß, Hans von Bieringen, gefangen gesetzt. Da aber der zuständige Schultheiß es nicht wagte, den Adligen zu richten, wandte er sich an den Adel der Umgegend, der ihm auch versprach, Hans von Bieringen zu richten. Man überstellte also den Bieringen nach Schüpf, anschließend nach Gaukönigshofen – wo er dann umgehend durch Thomas von Rosenberg wieder freigelassen wurde. Am 28. Juli 1515 wurde der Kirchheimer Frech Enderli von Strauß auf offener Straße ausgeraubt³⁸. All dies sind wohlgemerkt nur Vorgänge, die von den Kirchheimer Vögten berichtet wurden. Das Hohenloher Gebiet, in dem Hans Strauß nach wie vor Schutz fand, wird von diesem Horizont nicht oder nur kaum erfasst.

Da sowohl das Urfehdbuch als auch die Kirchheimer Berichte über die Auseinandersetzungen des Jahres 1516 schweigen, ließe sich die Überlieferungslücke lediglich so schließen, dass man die undatierten Vorkommnisse bei Herolt in dieses Jahr setzt. Doch besteht hierzu kein zwingender Grund, und so bleibt lediglich die Annahme, dass auch in dieser Zeit Kämpfe stattfanden. Eine auffällige Dichte erreichen die Nachrichten aller Quellen erst wieder zum Ende der Fehde hin, für den Herbst des Jahres 1517. Am 7. Oktober griff Hans Strauß mit neun Leuten das Dorf Dünsbach an, raubte drei Pferde und entführte einen Knaben. Der Entführte wurde in das Schloss eines Adligen gebracht, wobei der nächtliche Weg dorthin von den Kirchheimer Berichten minutiös nachgezeichnet wird³⁹. Drei Wochen später wandte sich Strauß in die Nähe von Hall. Dort hatte man Kunde davon erhalten und erwartete ihn mit einem Aufgebot, das sogar ein Feldgeschütz mitführte. Doch auch Strauß hatte durch Kundschafter Kenntnis von den Haller Aktionen, änderte sein Ziel und überfiel Kupfer. Die Haller, durch die Sturmglocke von Übrighausen alarmiert, nahmen die Verfolgung auf, der Strauß nur knapp entging. Im Rahmen dieser Kampfhandlungen wurde auf Seiten Strauß' ein Diener des Götz von Berlichingen verwundet. Von Haller Seite gerieten bei der anschließenden Verfolgungsjagd Volck von Roßdorf und ein von Hall angeworbener Söldner in die Hände des Verfolgten und wurden – wie sowohl Herolt als auch das Urfehdbuch vermerken – gegen die eidliche Zusicherung, nicht weiter an der Verfolgung teil-

37 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 317 r = unten S. 162.

38 Bossert (wie Anm. 9), S. 98 f. schließt diese Lücke mit dem Verweis darauf, dass Strauß in Öhringen gesichtet wurde und einem Lendsiedeler Knecht das Pferd abgenommen habe.

39 Bossert (wie Anm. 9), S. 99 f.

zunehmen, auf freien Fuß gesetzt⁴⁰. In diesem Zusammenhang erfahren wir erstmals auch etwas von einem Versuch, die Fehde beizulegen. Nach Aussage des Urfehdbuches muss Strauß ein Friedensangebot gemacht haben, das aber bei der Stadt Hall auf taube Ohren stieß. Man beschloss *einhelliglich unnd ammtlich*, mit Strauß und seinesgleichen keine vertraglichen Regelungen zu treffen, eine Grundsatzentscheidung, die diplomatische Lösungen von Fehden auch für die Zukunft ausschloss⁴¹. Hall verstärkte sein Aufgebot und griff nun auch Strauß' Helfer auf dem Land auf, so einen Priester und einen Wirt, die ihn beherbergt hatten⁴². Die Streifen scheinen Strauß zunehmend in die Enge getrieben zu haben, denn einmal wurde er bei Orendelsall entdeckt, jedoch nicht aufgegriffen; lediglich die von ihm zurückgelassene Rüstung und sein Pferd fand man und brachte beides nach Hall⁴³. In diese Phase der Auseinandersetzung dürfte auch die Anekdote fallen, wie Hans Strauß allein in einem Heuschober unerkannt zunächst liegen blieb, um dann den Haller Streifengängern in wilder Flucht zu entgehen – eine Szene, die von Herolt mit sichtlicher Lust am Erzählen ausgemalt wird und den heutigen Leser an einen Mantel- und Degenfilm erinnern mag⁴⁴.

Nach beinahe vier Jahren gelang es den Hallern endlich, Hans Strauß in ihre Hände zu bekommen. Bei Brettheim⁴⁵ wurde er aufgegriffen, als ein Wirt aus Westernach die von ihm erpresste Brandschatzung abliefern wollte⁴⁶. Der Ort lag in jedem Fall im Amt Neuenstadt, und dorthin wurde der Gefangene auch überführt und in Haft gelegt. Dadurch jedoch, dass Neuenstadt württembergischen Recht unterstand, hatten die Haller keinen direkten Zugriff auf seinen Prozess. Die von ihnen an den Graf von Württemberg gerichtete Bitte, Hans Strauß nach Hall zu überstellen, den Hallern das peinliche Verhör zu gestatten und auch die Aburteilung zu gewähren, wurde in zwei Punkten abgelehnt; lediglich die Anwendung des Rechts wurde ihnen gestattet, das peinliche Verhör – so das Urfehdbuch – verweigert, um die Mittäter des Strauß nicht in Verlegenheit zu bringen. Strauß wird in gewisser Weise auch als Strohmann bestimmter Kreise dargestellt, habe er doch *im schein seiner selbs anderer Feind Phed geübt*⁴⁷. Am 23. Dezember 1517 wurde Hans Strauß durch das Schwert gerichtet; Reue zeigte er offenbar nicht, und auch die Sakramente hat er verweigert⁴⁸.

40 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 317 v = unten S. 163; Herolt (wie Anm. 2), S. 180 f.

41 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 r = unten S. 164.

42 Ebda.

43 Herolt (wie Anm. 2), S. 181; ohne Ortsangabe Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 r = unten S. 164.

44 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 v = unten S. 165; Herolt (wie Anm. 2), S. 180 f.

45 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 v = unten S. 165.

46 Herolt (wie Anm. 2), S. 181.

47 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 v = unten S. 165.

48 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 319 r = unten S. 166; Herolt (wie Anm. 2), S. 181 f.

Der Verlauf des „Straußenkriegs“, wie er sich in den Haller Quellen darstellt, wäre somit nachgezeichnet. Einige wenige Namen der Unterstützer des Hans Strauß werden allerdings noch genannt, und diese Nennungen hat schon Bossert genutzt, um die weitreichende Dimension der Fehde zu ermessen⁴⁹. Die Gefangennahme des Hans von Bieringen hatten wir schon erwähnt, und auch Thomas von Rosenberg, der den überstellten Inhaftierten umgehend wieder freiließ. Alle weiteren Nennungen, die sich etwa durch die Haftorte der durch Strauß Entführten ergeben, deuten in Richtung Tauber und Spessart, wo eine fehdebereite fränkische Ritterschaft saß, die wie die Berlichingen, die Rosenberger oder die „Odenwälder“ Hall schon in den vorangegangenen Jahrzehnten mit Angriffen überzogen hatten⁵⁰. Alte Feinde Halls also, die in der Fehde des Hans Strauß einen willkommenen Anlass zur Schädigung der Stadt sahen, so ließe sich auf den ersten Blick vermuten. Und auch im Urfehdbuch findet sich in der erzählenden Darstellung des „Straußenkriegs“ nichts, was dieser Ansicht widerspräche. Namentlich genannt werden Konrad Schott, Stefan Hanser, Bopp von Allezheim, Hans von Rosenberg, die Familie von Aschhausen, Götz von Berlichingen, Eberhard Horneck und *anderer vil der Odenwäldischen Edelleuth*, die – sofern nicht persönlich aktiv – Strauß zumindest ihre Diener und Knechte zur Verfügung gestellt hatten; Haupthelfer seien der Edelmann Kilian von Berwangen und Klaus Mack gewesen, zudem auch einzelne hohenlohische Reiter⁵¹. Auch die ausdrücklich gegen Strauß' Helfer gefällten Urteile, die im Urfehdbuch unabhängig von der Darstellung des „Straußenkriegs“ verzeichnet sind, lassen keinen anderen Schluss zu. Erwähnt werden: Stoffel Plomenhauer (1517 gevierteilt)⁵², vier aufgegriffene Kundschafter des Hans Strauß namens Michel Alfeldt von Beutingen, Conz Trösser von Pfdelbach, Claus Greff von Gerolzheim und Mospeter von Widern (Urgicht 1517)⁵³ und Leonhart Clainer (1517 in Eschenau aufgegriffen)⁵⁴. Möglicherweise im Zusammenhang könnten Hans Klöpfer von Ockershausen und zwei Ungenannte stehen, die die Haller Landheg verbrannt hatten, was Herolt in etwas anderer Form den Helfern des Hans Strauß vorwarf⁵⁵. Stefan Gey von Raumenfels hatte man *für Straußen helffer verdacht unnd wider ausgelassen*⁵⁶.

Alles in allem finden sich hier diejenigen Adelskreise wieder, mit denen die Stadt Hall schon seit über einem Jahrhundert immer wieder aneinander geriet. In all die-

49 Bossert (wie Anm. 9), S. 99.

50 Beide Haller Chroniken widmen diesen Auseinandersetzungen großen Raum, etwa Herolt (wie Anm. 2) S. 156–170 oder Widman (wie Anm. 1), S. 103–116.

51 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 317 v = unten S. 163.

52 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 314 r und 315 v.

53 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 314 v und 315 v.

54 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 315 v.

55 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 314 r; vgl. Herolt (wie Anm. 2) S. 182: Die Helfer des Hans Strauß hätten *die schlüssel zu den wehrren geholt*, was schon der Editor Kolb in Anm. 2 auf die Befestigung der Heg bezogen hat, vgl. hierzu H. *Mattern* und R. *Wolf*: Die Haller Landheg. Ihr Verlauf und ihre Reste (FWFr 35), Sigmaringen 1990, S. 16 ff.

56 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 314 r.

sen Auseinandersetzungen hatte die Stadt unabhängig von den in ihr bestehenden Standesunterschieden fest zusammengestanden bzw. sie war als Gemeinschaft von Bürgern letztlich erst durch diese Konflikte zur Stadt zusammengefügt worden⁵⁷, und nach dem Zeugnis der Quellen scheint sich daran nichts geändert zu haben. Doch war diese Einheit, die sich seit dem 14. Jahrhundert auch konstitutionell in der Ratsverfassung niedergeschlagen hatte, unmittelbar vor dem „Straußenkrieg“ zerbrochen: Nach einem gescheiterten Versuch, die Macht des Stadtadels festzuschreiben, war es im Rahmen der so genannten „Großen Zwietracht“ dazu gekommen, dass ein bedeutender Teil des Stadtadels Hall im Jahre 1512 verlassen hatte⁵⁸. Eben diesen Adel meint denn auch Bossert, wenn er in seinen Überlegungen zum „Straußenkrieg“ abschließend urteilt: „Strauß wurde das Werkzeug des missvergnügten Adels, der seit 1512 der Stadt Hall noch besonders aufsätzig war“⁵⁹, ein Urteil, das in den Quellen keinerlei Anhalt findet – letztlich also eine Mutmaßung ohne Beweiskraft.

Diese Feststellung jedoch, die einerseits natürlich auf die Korrektur eines bislang in der lokalhistorischen Forschung herrschenden Bildes abzielt, berührt mit der Erwähnung adliger Beteiligung einen weiteren Problemkreis, der bislang zugunsten der Aufarbeitung des Ereignisablaufes außer Acht gelassen wurde. Die Sicht Bosserts ist nämlich nicht allein der mutmaßliche Fehlschluss, zeitlich Naheliegendes als ursächlich Zusammenhängendes zu sehen, sondern in gewisser Weise auch das Bestreben nach einer Harmonisierung der hier geschilderten Vorgänge mit der gängigen Vorstellung von einem Antagonismus zwischen Adel und Stadt. Indem er die adligen Hintermänner zu den eigentlichen Betreibern der Fehde erklärt, die Hans Strauß nur instrumentalisierten, entgeht ihm auch eine Besonderheit, die durchaus im Widerspruch steht zu den durchaus noch gängigen Ansichten zu den Regularien der mittelalterlichen Fehde, wie sie maßgeblich von Otto Brunner geprägt wurden und nach wie vor in maßgeblichen Publikationen festgeschrieben werden⁶⁰. Demnach hätte nämlich – sieht man von Blutrache ab – nur derjenige das Recht gehabt, eine Fehde zu eröffnen, der von seiner Abkunft zumindest „ritterbürtig“ war, d. h. zumindest dem niederen Adel entstammte. Nach allem aber, was wir von Hans Strauß wissen, war er dies gerade nicht. Die beiden Haller

57 Bezeichnend ist hier die Veränderung des Stadtsiegels während der Auseinandersetzung mit den Schenken von Limpurg: Hatte bis dahin der Schultheiß gesiegelt, so änderte sich 1271 die Siegelumschrift in: *sigillum universitatis civium in Hallis*, vgl. hierzu *Ulshöfer*, Wiener Schiedsspruch (wie Anm. 17), S. 13; *Pietsch* (wie Anm. 11) S. 17* f. – Die Veränderung – weg von einer von außen eingesetzten Verwaltungsspitze, hin zur Gemeinschaft der Bürger – war letztlich ein entscheidender Schritt hin zur Bildung des Rates. Mit anderer Akzentsetzung *K.-S. Rosenberger*: Die Entwicklung des Rates von Schwäbisch Hall bis zum Jahre 1340, in: *WFr* 30 (1955), S. 33–56, hier S. 36.

58 Ausführlichster Bericht der Quellen bei Herolt (wie Anm. 2), S. 170–175; unter Berücksichtigung weiterer Quellen *G. Wunder*: Die Haller Ratsverstörung von 1509 bis 1512, in: *WFr* 30 (1955), S. 57–68.

59 *Bossert* (wie Anm. 9) S. 101.

60 *A. Boockmann*, Lemma ‚Fehde, Fehdewesen‘, in: *LexMA* IV, Sp. 331–334, hier 332 f.

Chroniken bezeichnen ihn schlicht als *kärrcher*⁶¹, und diese Berufsbezeichnung bzw. der Sachverhalt der Berufsausübung allein weist ihn als Nicht-Adligen aus. Zwar spezifiziert Herolt, Strauß sei ein *freier Mann* gewesen⁶², und auch das Urfehdbuch kennzeichnet ihn als Lehnsmann des Grafen von Hohenlohe⁶³, doch ändert dies nichts daran, dass der Straußenkrieg von seinem Verursacher her aus eben dem Muster fällt, wie es sich in der Auseinandersetzung der Stadt mit dem Adel des Umlandes über Jahrhunderte hinweg ergeben hatte.

War der „Straußenkrieg“ damit keine „Fehde“ mehr, sondern der Partisanenkrieg eines Einzeltäters? Wohl kaum. Zur Klärung dieser begrifflichen Unterscheidung muss darauf verwiesen werden, dass gerade die jüngere Forschung die lange gültige Forschungsdefinition der spätmittelalterlichen Fehde an vielen Punkten relativiert und dem zeitgenössischen Verständnis anzugleichen versucht hat⁶⁴. Ganz grundsätzlich wurde etwa die (im Mittelalter nicht immer zwangsläufig gemäß unserem Wortgebrauch getroffene) Unterscheidung von Fehde, Krieg und Gewalt von Alexander Patschovsky in expliziter Auseinandersetzung mit den Lehren Otto Brunners unternommen, was abschließend in der Forderung gipfelte: „Es wird Zeit, dass über die mittelalterliche Fehde etwas Gründliches geschrieben wird“⁶⁵. Ansatzpunkt anderer Forscher war eine Verlagerung der Fragestellung, die sich zunehmend von der rein rechts- und verfassungshistorischen Sicht löste und stärker auch nach den sozialen Konsequenzen der Fehde fragte. So leitete Gadi Algazi aus der Beobachtung, dass Fehdeführung zwischen Adligen immer zu Lasten der Bauern ging, den Schluss ab, dass das Brunnersche Grundprinzip von „Schutz und Schirm“ weniger zugunsten der Bauern ging, sondern vielmehr durch die dem Adel vorbehaltene Fehdeführung notwendig war und damit gleichzeitig die Herrschaft des Adels über die Bauern zementierte⁶⁶. Auf diesen letzten Punkt hob auch Joseph Morsel in seiner zeitgleich erschienenen Studie ab, zumal er in der Fehde weniger einen Unruhefaktor als ein konstruktives Ferment bei der Genese der Schichtung der spätmittelalterlichen Gesellschaft sieht, wobei die Fehde schließlich mit der (von ihr selbst geförderten) stabilen Ausdifferenzierung der Gesell-

61 Widman (wie Anm. 1), S. 47; Herolt (wie Anm. 2), S. 179; Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 r = unten S. 160.

62 Herolt (wie Anm. 2), S. 180: *ein ... freier mensch*; die Lesart *frecher Mensch*, wie sie sich aus der Handschrift H I ergibt, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gefertigt wurde (vgl. zur Überlieferung der Chronik ebda. S. 27 f.), passt zwar inhaltlich gut zu den an dieser Stelle aufgeführten Charakterisierungen des Hans Strauß, dürfte aber ein Lesefehler des Schreibers sein.

63 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 r = unten S. 160: *hinder weilanth Graff Albrechten von Hohenlohe gesessen*.

64 Eine überaus instruktiven Überblick über die zur Debatte stehenden Werke bietet *K. Graf: Gewalt und Adel in Südwestdeutschland. Überlegungen zur spätmittelalterlichen Fehde*. Diese Arbeit liegt z. Zt. offenbar nur online vor (<http://www.uni-koblenz.de/~graf/gewalt.htm>).

65 *A Patschovsky: Fehde im Recht. Eine Problemskizze*, in: *C. Roll* (Hrsg.): *Recht und Reich im Zeitalter der Reformation*. FS Horst Rabe, Frankfurt a. Main 1996, S. 145–178, Zitat auf S. 178.

66 *G. Aldgazi: Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter. Herrschaft, Gegenseitigkeit und Sprachgebrauch*, Frankfurt a. Main, New York 1996.

schaft überflüssig geworden sei⁶⁷. Zu ähnlichen Schlüssen kommt auch Hillay Zmora unter Rekurs auf die Überlegungen von Charles Tilly, der die über Fehde ausgeübte Macht und Herrschaftsbildung potenter Adliger als eben den „Schutz“ versteht, wie er auch im Wort „Schutzgeld“ als Beschönigung eines kriminellen Tatbestandes verwendet wird: Die Fehde, Vorrecht des Ritters, festigt einerseits den Stand des Ritters, hält dadurch aber andererseits die Bedrohung des Landes aufrecht, die „Schutz“ erst wieder notwendig macht. Die Festschreibung der Interessen derjenigen Adligen, die in dem daraus resultierenden Konkurrenzkampf die Oberhand behielten, sei letztlich im frühneuzeitlichen Fürstenstaat geschehen⁶⁸. Sicherlich beeinflusst hat all diese Erwägungen die am Beispiel des durch Knechte auch am „Straußenkrieg“ beteiligten Götz von Berlichingen⁶⁹ gewonnene Erkenntnis, dass adlige Fehdeführung wohl kaum den wirtschaftlichen Interessen des Adels gedient haben kann – es wurden nur selten Gewinne erzielt – und somit Sinn und Zweck dieser kriegerischen Unternehmungen neu hinterfragt werden muss.

Die genannten Untersuchungen beziehen sich jedoch auf die Adelsfehde im engeren Sinne (als eine Auseinandersetzung innerhalb des Adels), die zwar Wesen und Zweck der Fehde als solcher neu zu definieren versuchen, mit ihren gesamtgesellschaftlichen Erklärungsrichtungen aber wenig über die Rolle der Städte in diesem System sagen⁷⁰. Wie am Beispiel des Hans Strauß und seiner Fehde gegen Hall zu sehen ist, ist das Problem einer Neudefinition der Fehde mit der Beschränkung auf die Adelsfehden nicht in den Griff zu bekommen; Fehde war nicht allein exklusives Vorrecht des Adels, und eine Erklärung des Phänomens muss eben dies auch berücksichtigen. Die Beschränkung der Fehdefähigkeit auf den Adel ist je-

67 J. Morsel: *Das sy sich mitt der besstenn gewarsamig schicken, das sy durch die widerwertigenn Franckhen nitt nidergeworffen werdenn*. Überlegungen zum sozialen Sinn der Fehdepraxis am Beispiel des spätmittelalterlichen Franken, in: D. Rödel und J. Schneider (Hrsg.): *Strukturen der Gesellschaft im Mittelalter. Interdisziplinäre Mediävistik in Würzburg*, Wiesbaden 1996, S. 140–167, hier S. 167: „[Fehde] stiftete keine Unordnung, sondern produzierte und erhielt eine andere (herrschaftliche) Ordnung ... Die Fehdepraxis muß ... als ein besonders wichtiges und wirkungsvolles soziogenetisches, demnach konstruktives Phänomen ... gewürdigt werden.“

68 H. Zmora: *State and nobility in early modern Germany. The knightly feud in Franconia 1440–1567*, Cambridge 1997, S. 120: „The feud ... had the capacity, inherent in the different uses of ‚protection‘, to bring about accumulation and concentration of lordship. ... Princely state-making had – in Charles Tilly’s formulation – the character of organized crime.“

69 Noch im alten Sinne H. Ulmschneider: *Götz von Berlichingen. Ein adliges Leben der deutschen Renaissance*, Sigmaringen 1974 und V. Press: *Götz von Berlichingen (ca. 1480–1562) – vom „Raubritter“ zum Reichsritter*, in: ZWL 40 (1981), S. 305–326. Dagegen jedoch F. Göttmann: *Götz von Berlichingen – überlebter Strauchritter oder moderner Raubunternehmer*, in: JfL 46 (1986), S. 83–98; vgl. jedoch die Kritik von K. Graf: *Feindbild und Vorbild. Bemerkungen zur städtischen Wahrnehmung des Adels*, in: ZGO 141 (1993), S. 121–154, hier S. 133 Anm. 47.

70 Kritik in diesem Sinne auch bei K. Graf: *Die Fehde Diemars von Lindach gegen die Reichsstadt Schwäbisch Gmünd (1543–1554)*, in: K. Andermann (Hrsg.): *„Raubritter“ oder „Rechtschaffene vom Adel“? Aspekte von Politik, Friede und Recht im späten Mittelalter*, Sigmaringen 1997 (Oberrheinische Studien 14), S. 167–189, hier S. 180 f., der zur Differenzierung von der Adelsfehde den Begriff „Städtefeindschaft“ einführt.

denfalls in unserem Fall kein Thema: Keine einzige Haller Quelle stößt sich an der Standesqualität des Fehdehauptmanns, nicht einmal das Urfehdbuch, das in seinem ersten Betrachtungsabschnitt zwar Argumente für ein gerichtliches Vorgehen gegen Strauß sammelt – Nennung der Delikte, Verstöße gegen die Fehdepraxis, z. B. durch die Fehdeerklärung vermittelt eines unversiegelten Briefes am Stadttor oder die Nichteinhaltung einer Frist beim Vorgehen gegen die Stadt⁷¹ –, aber die Fehdefähigkeit des *kärrchers* wird nicht in Frage gestellt. Ganz ähnliche Beispiele lassen sich übrigens aus der Nürnberger Geschichte anführen, wo man ohne Widerspruch sogar eine Fehde akzeptierte, die durch einen (im Mittelalter als weitgehend rechtlos betrachteten) Juden angesagt worden war⁷². Diese Nürnberger Beispiele, die aus dem frühen 15. Jahrhundert stammen, machen auch deutlich, dass es sich beim „Straußenkrieg“ nicht um eine Aufweichung der Fehdepraxis gehandelt haben kann. Ganz zweifellos nahm die Bedeutung der Fehde im Prozess der Konstitutionalisierung schon im frühen 16. Jahrhundert ab; eine Abweichung von der Norm der Fehde muss dies jedoch nicht bedeuten.

Mit diesen Überlegungen lässt sich der „Straußenkrieg“ letztlich doch in die Reihe der mittelalterlichen Fehden aufnehmen, mit der sich die Stadt auseinander zu setzen hatte: Er entsprach durchaus der Regelhaftigkeit, mit der solche Konflikte in dieser Epoche ausgetragen wurden. Dass der „Straußenkrieg“ jedoch nicht die Dimension annahm, wie etwa die durch eine ganz ähnliche Konstellation herbeigeführte „Bebenburger Fehde“ des Jahres 1439 und der damit zusammenhängende „Oberdeutsche Städtekrieg“⁷³, hat andere Gründe. Im 15. Jahrhundert standen sich der Schwäbische Städtebund und Fürstenbündnisse gegenüber, und durch die daraus sich ergebenden Bündniskonstellationen konnten sich lokale Konflikte schnell zu regionalen Kriegen ausweiten. Im frühen 16. Jahrhundert war Hall im Schwäbischen Bund gemeinsam mit Adligen organisiert – eine Plattform, die Konfliktbewältigung letztlich einfacher machte und eine Ausbreitung von Fehden verhindern oder zumindest eindämmen konnte⁷⁴. Der fränkische Adel hingegen war zu eben der Zeit des Straußenkriegs dabei, die konstitutionelle Neuordnung Frankens auszuverhandeln⁷⁵ – ein Grund wohl für seine nicht offen zutage tretende Anteilnahme

71 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 v. = unten S. 161: Strauß *habe ainen unversiegelten Feindsbrieff uff ainen Pfal vor der Statt thor gesteckt, und alß bald am wider wendten ain Hauß unnd zwe Scheuren uffm Lannd angestossen.*

72 T. Vogel: Fehderecht und Fehdepraxis im Spätmittelalter am Beispiel der Reichsstadt Nürnberg (1404–1438) (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 11), Frankfurt a. Main 1998, S. 114 ff.

73 Wie oben Anm. 20.

74 Vgl. immer noch A. Laufs: Der Schwäbische Kreis. Studien über Einungswesen und Reichsverfassung im deutschen Südwesten zu Beginn der Neuzeit (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte NF 16), Aalen 1971, S. 106–133; P.-J. Schuler: Lemma „Schwäbischer Bund“, in: Lex MA VII, Sp. 1607 f. (mit weiterer Literatur).

75 Die Verhandlungen über den „Gemeinen Pfennig“ und die Zusammenfassung des fränkischen Ritterstandes finden sich zuletzt summarisch behandelt von E. Riedenauer: Entwicklung und Rolle des ritterschaftlichen Adels, in: P. Kolb und E.-G. Krenig (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Band 3: Vom Beginn des konfessionellen Zeitalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, Würzburg 1995, S.

und das Bestreben, die Beteiligung nicht weiter publik zu machen⁷⁶. In diesem Sinne ist die in der Überschrift dieser Zeilen gestellte Frage nach der „Mittelalterlichkeit“ des „Straußenkriegs“ eindeutig zu bejahen, und rückblickend betrachtet war auch die offene militärische Aggression die letzte große Auseinandersetzung dieser Art, in die Hall verstrickt war.

Und in noch einem weiteren Punkt war die Straußenfehde, wie sie wohl genauer genannt werden müsste, ein letzter großer Ausläufer des Mittelalters, nämlich darin, dass es ganz wesentlich noch einmal um die Frage der Haller Gerichtsbarkeit ging. Dieses Motiv zieht sich geradezu wie ein roter Faden durch die Geschichte der mittelalterlichen Haller Konflikte, von den frühen Auseinandersetzungen mit den Schenken von Limpurg am Ende des 13. Jahrhunderts über die „Bebenburger Fehde“ in den Jahren 1439 bis hin zum „Straußenkrieg“. Wie in anderen Reichsstädten dieser Zeit auch hatte man in Hall die Hauptbedrohung der eigenständigen Gerichtsbarkeit in den Begehrlichkeiten des Adels erblickt; gerade in der Chronik Herolts wird bemerkbar, wie stereotyp hier das Feinbild des gewaltbereiten Adligen (der Begriff „Raubritter“ ist eine Prägung der Romantik und trägt den z. T. durchaus im Rechtsempfinden der Zeit liegenden Fehden durch die Inkriminierung über „Raub“ keinesfalls Rechnung⁷⁷) transportiert wurde und schon in die orale Tradition der Reichsstadt übergegangen war⁷⁸.

Doch unter den Topos „Bürger gegen Ritter“ wurde Hans Strauß nicht subsumiert; im Gedächtnis der Stadt war und blieb er der *kärrcher* – so benennen ihn übereinstimmend sowohl die beiden Chronisten als auch das Urfehdbuch.⁷⁹ Vielleicht ist es die vergleichsweise niedere Standesqualität des Hans Strauß, die dafür sorgte, dass eine auf den ersten Blick nebensächliche Begebenheit ebenfalls in allen Quellen berichtet wird, nämlich diejenige, wie Hans Strauß den Hallern *den Wein aus-schlug*⁸⁰ – der Weinhandel war das Metier der vermögenden Haller⁸¹, und indem

81–130, hier S. 83 ff. und R. Endres: Staat und Gesellschaft. Zweiter Teil 1500–1800, in: A. Kraus (Hrsg.): Handbuch der bayrischen Geschichte III/1: Geschichte Frankens, München 1997, S. 708–782, hier S. 740 f. (jeweils mit Literatur).

76 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 v = unten S. 165, spricht von den Befürchtungen, eine peinliche Befragung des Hans Strauß möge eine *weiterung* des Kreises der Schuldigen ergeben; nach der Hinrichtung hätten denn auch *vil des adels*, die *inn verdacht gewest, bey einem Rhat umb aussonnung angesucht in unwissenhait, unnd enntschuldigung fergeben unnd begert sie zuverstenndigen, was sie sich versehen sollen* (ebda. fol. 319 r = unten S. 166).

77 K. Andermann: Raubritter – Raubfürsten – Raubbürger? Zur Kritik eines untauglichen Begriffs, in: Ders. (Hrsg.): „Raubritter“ (wie Anm. 70) S. 9–29. – Vgl. auch die in Anm. 69 aufgeführte Debatte über die Rolle von wirtschaftlichen Komponenten bei adliger Fehdeführung.

78 Herolt (wie Anm. 2), S. 89; grundlegend zu diesem Phänomen Graf, Feindbild und Vorbild (wie Anm. 68), S. 141.

79 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 r = unten S. 160; Widman (wie Anm. 1), S. 47; Herolt (wie Anm. 2), S. 179.

80 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 316 v = unten S. 161; Widman (wie Anm. 1), S. 47; Herolt (wie Anm. 2), S. 180.

81 G. Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802 (FWFr 16), Sigmaringen 1980, S. 62, S. 88 f. „Die Grundlage für den Reichtum in Hall bildete also nicht der Besitz von Salzrecht ..., sondern der Handel, vor allem mit Wein“ (Zitat S. 89).

sich Strauß gegen sie stellte, stellte er sich auch gegen die Autorität der Stadt. Eine Herausforderung der Haller Autorität war ganz zweifellos auch, dass Strauß die Haller Gerichtsbarkeit nicht anzuerkennen bereit war, und eben um die Beibehaltung des autonomen Rechts ging es den Hallern. Dies wird an mehreren Stellen deutlich, etwa bei dem Bemühen der Stadt, nach Strauß' Inhaftierung vom Herzog von Württemberg die Prozesshoheit über den Gefangenen zu erhalten⁸², was die herausgeforderte Gerichtsautorität ja manifest wiederhergestellt hätte. In diese Richtung ist auch die Nachricht zu interpretieren, dass das auf Strauß ausgesetzte Kopfgeld für die Gefangennahme des Fehdeführers doppelt so hoch war wie für dessen Leichnam⁸³; der Stadt ging es also nicht allein um die Beseitigung der aktuellen Gefahr, sondern auch um die Möglichkeit, Rechts- und Machtvollkommenheit mit entsprechender Außenwirkung zu demonstrieren.

Und noch eines der *grossen greuelichen erschrockenlichen bubenstück*⁸⁴ dürfte in dieser Richtung zu deuten sein. Es wird sowohl von Herolt berichtet⁸⁵ als auch vom Urfehdbuch⁸⁶, auffälligerweise als einzige explizit geschilderte Tat des Hans Strauß in der frühen Phase der Fehde, in der das Urfehdbuch mutmaßlich auf der Basis der Eingabe an das Reichskammergericht ansonsten lediglich die Art des Vergehens schildert⁸⁷. Die Rede ist von der Verstümmelung des Haller Spörers, den Hans Strauß bei der Auslieferung seiner Waren aufgegriffen, ihm die Hand abgeschlagen und umgebunden hatte, um ihn daraufhin in die Stadt zurückzuschicken. Was auf den ersten Blick lediglich als eine Grausamkeit erscheinen mag, kann durchaus auch als eine Handlung mit tieferem Symbolwert aufgefasst werden. Die Hand nämlich war (zusammen mit dem Kreuz) Bestandteil des Haller Wappens, und auch der Heller und das Schultheißensiegel trugen diese Zeichen⁸⁸. Daneben war die Hand als „Schwurhand“ ein altes Symbol, das einerseits auf die ständische Einordnung verwies, andererseits aber auch auf Obrigkeit im Allgemeinen, insbesondere jedoch in der Form von Gerichtsbarkeit⁸⁹. Selbst wenn in Hall zu dieser Zeit eine fromme Auslegung des Stadtwappens en vogue gewesen war⁹⁰, so stand doch ganz grundsätzlich die Hand für die Haller Gerichtsbarkeit⁹¹, und in diesem Zusammenhang lässt sich auch die Verstümmelung des Spörers se-

82 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 318 v = unten S. 165.

83 Herolt (wie Anm. 2), S. 180.

84 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 317 r = unten S. 162.

85 Herolt (wie Anm. 2), S. 179 f.

86 Urfehdbuch Schwäbisch Hall (wie Anm. 12), fol. 317 r = unten S. 162.

87 Vgl. oben S. 149.

88 *Pietsch* (wie Anm. 11), S. 18 *; Abbildungen einiger früher Siegel ebda. nach S. XII (Abb. I).

89 *M. Kobler*: Lemma „Hand“, in: *Handbuch der deutschen Rechtsgeschichte* 1, Sp. 1927 f.

90 Zu der christlich-allegorischen Auslegung Sigmund Weinbrenners vgl. *Widman* (wie Anm. 1), S. 94; Herolt (wie Anm. 2), S. 52; zur Person des Verfassers, ein Stadtläufer, der die seinerzeit modische Wallfahrt auf den Einkorn in Gang gesetzt hatte, vgl. *Wunder*, *Bürger* (wie Anm. 81), S. 103.

91 *W. Pfeifer*: Wappen, Siegel und Fahne der Stadt Schwäbisch Hall (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall 3/4), Schwäbisch Hall 1975 S. 30 ff. mit der Nuance, dass ursprünglich statt der Hand auch ein Handschuh (mit demselben Symbolgehalt) dargestellt worden sein könnte und der Betonung der im Symbol mitschwingenden königlichen Gerichtsbarkeit.

hen. Hans Strauß zeigte der Stadt Hall durch seine Tat eindeutig, was er von ihrer Rechtsgewalt hielt: nichts. Eine grausame Provokation also, die nicht unbemerkt blieb. Das Urfehdbuch ebenso wie Herolt überlieferten sie an die Nachwelt und schrieben sie so dem Gedächtnis der Stadt ein.

Fassen wir abschließend nochmals zusammen, was sich aus der Berücksichtigung des Haller Urfehdbuches für den „Straußenkrieg“ ergibt. Zunächst einmal stellt diese Überlieferung klar, dass die Fehdeansage des *kärrchers* von der Stadt durchaus akzeptiert wurde; eine letzte große Auseinandersetzung über die Eigenständigkeit der Haller Gerichtsbarkeit, Leitmotiv der städtischen Konflikte im Mittelalter, wurde nochmals ganz den mittelalterlichen Regeln gemäß ausgeführt. Die Frage der Gerichtsbarkeit wird jedoch nicht allein in der Betrachtung des Fehdegrunds deutlich, sie zieht sich auch in eine tiefere, z. T. sogar im Symbolischen verhaftete Schicht der Darstellungen. Der seit 1512 von der Macht innerhalb der Stadt zunehmend ausgegrenzte Stadtadel spielte – entgegen der Meinung Bosserts – offenbar keine Rolle innerhalb der Auseinandersetzungen. Damit ist auch vom Personal der Fehdehelfer (mainfränkisch-odenwäldischer Adel) her letztlich eine Kontinuität zu den mittelalterlichen Fehden Halls gegeben. Die politischen Gegebenheiten der Zeit verhinderten glücklicherweise eine Ausweitung dieser Fehde, die ihrem Grundprinzip nach aber durchaus noch mittelalterlich war. In diesem Sinne läßt sich der „Straußenkrieg“ durchaus als die „letzte mittelalterliche Fehde der Reichsstadt Hall“ betrachten; mit ihm ging eine konfliktreiche Zeit zu Ende, die Hall einen beständig von außen gefährdeten Aufstieg gebracht hatte.

Aus dem Haller Urfehdbuch, Band 4 (Stadtarchiv Schwäbisch Hall 4/477)

Die Transkription des Textes wurde entsprechend dem Original vorgenommen, auch, was die Länge der Zeilen betrifft; auf die (in gewisser Weise interpretatorische) Setzung von Interpunktionszeichen wurde verzichtet. Die in Klammern gesetzten Zahlenangaben entsprechen der Folio-Numerierung des Urfehdbuches.

(fol. 316 r)

Kurzer Bericht Hanns

Straussen Handlung darumb er gegen ainem Rhat⁹² unnd gemainer Statt Hall inn thätlicher Phed unnd feindschafft gestannden, und lezlich darob nidergelegen und gericht worden.

Wie dann alle Acta unnd darunder vilfaltiger eranggene schrifften nach lanngs inn ainer

92 Das Wort *Rhat* wird im Urfehdbuch in verschiedenen Bedeutungen gebraucht: Ratsversammlung, Ratsbeschluss, Beratung, Gerichtsurteil, (schriftlich gefaßtes) Urteil, amtliches Schriftstück.

eigenen laden funden werden Außwendige
intituiert Straussen Sachen.

Hanns Strauß ain Kärcher zu Newenstein, dazumal
hinder weilanth Graff Albrechten von Hohenloe gesessen⁹³, ain
ganz verwegener hennckmessiger bub, Ist In Anno 1513
ainem Bürger unnd Salzsiedern Gilg wengern⁹⁴ umb saltz schuldig
unn mit ime der bezalung irrig worden, darumb sie dann mitain-
ander nach Haals Recht⁹⁵ (weliches außweiset, so ain Sieder ainem
Kärcher schuldig, das er Ine vor nachts zalen. Unnd wa⁹⁶ er ine darüber
verzug, deßhalb ain Kärcher uff ime zeren⁹⁷ mag, Unnd der Sieder
alßdann hauptsumma unnd Zerung außrichten. So aber ain Kärcher
ainem Sieder schuldig, so soll er auch nit hinweg faren, er hab ine
dann zufriden gestellt.) für⁹⁸ die geschworn Maister des Haals⁹⁹
kommen, da sich Strauß erpotten zuweisen¹⁰⁰ das ime der Sieder
Zil geben¹⁰¹, alß er aber das nit darthon, haben die Maister des
Haals dannoch dem Sieder zu überfluß ain pflicht¹⁰² affgelegt,
unnd nach getaner pflicht, vom Straußen nah des Haals alt
Herkommen gesagt nit zu weichen¹⁰³ er hab dann den Sieder ver-
nugt¹⁰⁴ Es were mit gelt, pfand, Bürgen oder inn anderer
weise daruff sich Strauß angenommen¹⁰⁵ das Roß zu trennken,
ließ sein karrh stehen und stal sich mit dem Roß hinweg

(fol. 316 v)

Unnderstunde also mit hilff Graff Albrechts (der dann für
ine schrib, den Sieder inn ain annder Recht unnd dahin zubringen
ime sein Karrh und Salz nachzuschicken) des sich aber der
Sieder beschwerdt, und gebetten, ine bei der Haals Recht oder des

93 *hinter ... Graf Albrecht ... gesessen* = war Hintersasse (Lehnsmann) Graf Albrechts von Hohenlohe.

94 Gilg Wenger war seit dem Jahr 1500 steuerpflichtiger Haller Bürger, vgl. *G. Wunder* und *G. Lenckner*: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600 (Württembergische Geschichtsquellen 25), Stuttgart/Köln 1956, S. 653 n° 9103 und an zwei Stammsiedern beteiligt, vgl. *Wunder*, Bürger (wie Anm. 81), S. 277, S. 279.

95 Wie Anm. 27.

96 *wa* = wenn.

97 *zeren* = speisen, essen, mutmaßlich einschließlich einer Übernachtung.

98 *für* = vor.

99 Zu den *Haalmeistern*, im üblichen Sprachgebrauch der Zeit *Viermeister* genannt vgl. *Weber*, Haller Saline (wie Anm. 27), S. 126 ff.

100 *zuweisen* = zu beweisen.

101 *Zil geben* = ein Zahlungsziel setzen; ein Frist bis zur Bezahlung vereinbaren.

102 *Pflicht* = Eid.

103 *weichen* = sich entfernen.

104 *vernugt* = wohl: genügt.

105 *angenommen* = angeschickt.

heiligen Reichs ordnung unnd dieser Statt freyheit vor einem Rat zu Recht, des er sich auch erpotten plaiben zu lassen¹⁰⁶ Aus welichem stritt dann weiters erwachsen, der Strauß hernach uff den Uffarts¹⁰⁷ abend inn der nacht Anno 1514 ainen unversigelten Feindsbrieff uff ainen Pfal vor der Statt thor¹⁰⁸ gesteckt, und alß bald am wider wenden¹⁰⁹ ain Hauß unnd zwe Scheuren uffm Lannd angestossen¹¹⁰ Unnd wiewol Graff Albrecht ains Rhats botschafft so darumb zum andern mal¹¹¹ zu seiner gnaden geschickt worden angezeigt¹¹² das er an des Maniaidigen diebischen buben furnemen, gar kain gefallen dann er hete ime geschworn gegen ainem Rhat nicht zu handeln dann mit Recht So were er jetz darüber außtreten¹¹³, unnd darzu ain Dieb, der ainem der seinen hievor hundert guldin gestolen, des hennkens wol werth unnd es Reuet ine den Graven das er ine dazumal nit henncken lassen. So weren sie von Hall jetzo dessen von ime uberig¹¹⁴ (mit vilem angehefftem gnedigem erpietten unnd erlaubniß, das die von Hall uff den Straussen, inn der Graf-schafft Hohenloe wol straiffen¹¹⁵ lassen möchten, Auch etlich Schein bott¹¹⁶ außgeen lassen, das niemand der seinen solichen buben hausen oder herbergen solt). Aber soliches Unansehen¹¹⁷ der Strauß auß unnd inn den hohenloischen Flecken Stettlin unnd Wirtsheusern umb Hall gelegen der von Hall Bürger unnd bauern offter und vilmals beraubet, geschlagen verwundet Inen das vieh angeschlagen unnd hinweg getriben, die wagenleuth außgesetzt, den wein ausgeschlagen, die armen leuth verbranth geschätzt, etliche gefangnen wek unnd die wann durch das

106 Die Wortstellung ist an dieser Stelle etwas verworren. Der Sieder bat, ihn im Recht des Haals oder der Reichsgerichtsbarkeit (d. h. der städtischen) bleiben zu lassen (ihn nicht einem anderen Recht zu unterstellen), dem er sich bereits schon gestellt (*erpotten* = erboten) hatte.

107 *Uffart* = Auffahrt, Himmelfahrt. Diesen Termin nennt auch Herolt (wie Anm. 2), S. 179.

108 Nach Herolt (wie Anm. 2), S. 179 das Weilertor.

109 *am wider wenden* = auf dem Rückweg; Herolt (wie Anm. 2), S. 179: *desselben nachts*.

110 Nach Herolt (wie Anm. 2), S. 179 in Heimbach, was mit einem möglichen Rückweg in hohenloisches Territorium in Einklang zu bringen wäre.

111 *zum andern mal* = zwei- oder mehrmals.

112 *angezeigt* = in der angezeigt wurde, mit dem Inhalt.

113 *außtreten* = im Sinne von: (Gesetz) übertreten.

114 *So weren sie von Hall jetzo dessen von ime uberig* = Hätten die Haller das von ihm (dem Grafen von Hohenlohe) unerledigte (= *dessen von ime uberig*) noch zu tun.

115 *straiffen* = Patrouillengänge.

116 *Schein* = Anschein, *bott* = Bote. Graf Albrecht von Hohenlohe tat also dem Abkommen mit Hall dem Buchstaben nach Genüge, indem er das Verbot der Behausung publik machte, aber gleichzeitig signalisierte, dass dies nicht ernst gemeint war. Dementsprechend schreibt Herolt (wie Anm. 2), S. 179, ohne das Abkommen mit dem Hohenlohe zu erwähnen, Strauß *hat unterschleuffung* (Unterschluß) *bey Hohenloe gehapt*.

117 *soliches Unansehen* = davon unbeeindruckt, ohne sich daran zu stören.

(fol. 317r)

hohenloisch gebieth gefuerth, darinnen gebeuttet, die etwa inn der Grafschafft Hohenloe unnd etlicher vom Adel heusern gefenniglich enthalten.¹¹⁸ Item ainem Hanndtwercktsmann dem Spörer von Hall, ein handt abgehauen, die ime inn busen gestossen, den von Hall haimzutragen¹¹⁹ dieser und dergleichen grosser greuelichen erschrockenlichen bubenstück die umb kurz willen nit alle zuerzelen sein hat sich gemelter leckern¹²⁰ der Strauß one alles erbarmen unnd mitleiden der armen unschuldigen leuth¹²¹ Auch one alle scham unnd forcht gegen Gott oder der Welt unzalbarlich vil beflissen wa er könnth oder gemöcht darzu Graff Albrecht allwegen durch die finger gesehen.

Hiezwischen unnd unnder solichem hat ain Rhat gegen gemeltem Straußen am kayserlichen Cammergericht Ladung außspracht, der aber ungehorsam ausgebliben, unnd daüber in Anno 1514 inn des Reichs acht denunctiert¹²² unnd erclert auch ein kaiserlich Exeutorial uber inne verlanngt unnd offentlig verkönnth worden, wie dieselben inn gemelter¹²³ laden in Originali funden worden.

Daran sich aber Strauß gar nicht gekert sonnder hat sich je langer je mher hefftiger wider einen Rhat unnd die seinen mit vilfeltiger thätlicher handlung täglich gesetzt unnd geübt biß inn das vierdt jar¹²⁴ Unnd sonderlich ist er mit seinen nachbenannten helffern unnd Knechten uff donnerstag den ainundzwainitzgsten Octobris anno 1517 mit vierzigh pferden unnd darob gen Kupffer¹²⁵ innerhalb der Heg gelegen, gefallen. dasselbig wie vor etlich mer flecken angestossen, verprennt unnd das geplündert. denen aber etliche eins rhats Bürger und diener

118 Einzelne dieser *vom Adel heusern* = Adelsburgen lassen sich nach den Berichten der Kirchheimer Vögte nachweisen; vgl. hierzu *Bossert* (wie Anm. 9), S. 99.

119 Vgl. Herolt (wie Anm. 2), S. 179 f.

120 *Lecker* = junger, unreifer Bursche.

121 Vgl. oben Anm. 33.

122 *denunctiert* = verkündet, erklärt (von lat. *denuntiare*); im Textzusammenhang: *inn des Reichs acht denunctiert* = wurde die Reichsacht über ihn verhängt.

123 *gemelter* = gemeldeter; oben erwähnter

124 In diese Zeit fallen wohl die von Herolt (wie Anm. 2), S. 180 f. berichteten Taten; vgl. auch *Bossert* (wie Anm. 9), S. 98 f.

125 Vgl. Herolt (wie Anm. 2), S. 181.

zu Ross unnd füeß mit etlichen Veldgeschütz biß für die lanndt-
heg hinuass nachgefolgt. Under der ein Reisiger¹²⁶ unnder

(fol. 317v)

Straußen hauffen Gözen von Berlichingen knecht einer geschossen worden, den unndereinander wider uffbracht, unnd tod mit inen weggeschlembdt, hat sich Volck von Roßdorff¹²⁷ unnd ein Söldner im naheilen verritten das sie mit den gruben gefallen. Und alß Strauß gesehen, das die zween von wegen der ernstlichen nacheyl nit mit sich zupringen gewißt hat er inen ein glübd angenommen und sie hinder ime gelassen. Und ust er mit seinen Reuttern gegen Wolmershausen zu gewichen. Alda umb dann Götz von Berlichingen noch ein hauffen Reutter bey sich gehabt unnd irem vorgemachten anlaß nach gehalten Vermainend die hällischen sollten hernach gerückt sein.

Zu solichem Reutterdienst haben Straussen geholffen Conrad Schotten, Steffan Hannser und Boppen Allezheim, Hans von Rosenberger, der von Asthausen, der Berlichinger von Jagshausen, Eberhart Germecks (unnd anderer vil der Odenwäldischen Edelleuth knecht und diener, die sie dazu geschickt, und zumthail selber darbey gewesen. Weliche der merorthail durch Straußen die sach anderst gestallt sein dann sie an ir selbs inn der warheit geweßt bericht unnd dahin beredt worden¹²⁸. Auch sein etlich hohenloisch Reutter dazumal bey Inen gesehen worden.

Ein Edelman Kilian von Berwanngen genannt, unnd Clauß Mack, der hernach zu Crailsheim geköpfft worden sein durch die ganzen Phed auß seine fürnemste Rhatgeber und mithelffer gwest So gar Strauß sunst vil verloffener¹²⁹

126 *Reisiger* = eigentlich: Reisender; hier: Söldner (in städtischen Diensten). Die Stadt Hall verfügte über etwa ein halbes Dutzend beständig anwesende Söldner, die das Bürgeraufgebot leiteten; für den Straußenkrieg war die Zahl bedeutend gesteigert worden.

127 Volk von Roßdorf war einer der wohl prominentesten Haller Stadtdligen dieser Zeit. Er stammte aus einer Söldnerfamilie (*Wunder*, Bürger [wie Anm. 81], S. 153), die reich geworden und zu Ratsherren aufgestiegen war. Im Jahre 1509 war er der drittreichste Mann der Stadt (ebda. S. 279) und hatte in der Zwietracht des Jahres 1512 zu denjenigen Adligen gehört, die Hall nicht verlassen hatten, vgl. Herolt (wie Anm. 2), S. 177.

128 Das Wort bezieht sich auf *durch Straußen*; d. h. durch Strauß' verzerrte Darstellung der Sachlage seien die Adligen zur Hilfe überredet worden.

129 *verloffen* = herumstreunend, vagabundierend.

Ehrloser buben, zu seinen Knechten gehabt, davon zween
inn wherender Phed durch die von Hall nider geworffen,

(fol. 318 r)

unnd volgends gefirthailt¹³⁰ darzu etliche zu Moßbach gericht
worden

Durch weliche jezerzete¹³¹ ernstliche thätliche hanndlung Strauß je
gemaint hat die von Hall zu seinem willen mit gewalt zu
pringen. Wie er Strauß dann selbß eins gütlichen Vertrags
begert unnd sich vil von seinetwegen darunder bemühet haben
aber vergebenlich, dann ausser unnd ünner rhat¹³² sich miteinander
darob stattlich berhaten und einhelliglich unnd amtlich be-
schlossen mit Straußen keinen friden oder guete zuzuchen
unnd andern seins gleichen leichtfertigen lockern zu solichen
feindschafft unnd Pheden dardurch zu geben Sonder sich mit
ansehenlicher gegenwherr auch mit hauptleuthen unnd mher
knechten unnd pferden biß vollends zum ende dieser Vhed
zuschicken.

Wie dann auch vollgends ungespaart¹³³ ainicher arbeit unnd
costens ein Rhat uff Straußen unnd den seinen, mit allem
fleiß zu Roß unnd fuß mit vil gepflegner kuntschafft straiß
unnd nachsetzen lassen. Also das die Hällischen etliche
mal inn die hohenloische wirts unnd anddere häuser mit gewalt
gefallen¹³⁴ iren feind gesucht. Unnd sonderlich ein mal ein
hohenloischen wirt unnd ain pfaffen die ine behauset unnd
beherbergt gefenniglich angenommen. Unnd den pfaffen
inn welches haus inn einem loch Strauß sein gefangene
unnd ein haimlicher ausgang darzu unnd darvon ge-
habt gen Würzburg seinem Ordinarien zu straff geschickt,
den Wirt aber bei dem man Straußen pferd, Harnasch, Stiffel
Sporen unnd etlich sener pfeil (aber ine nit!) gefunden mit
solichem gen Hall gefuerth haben¹³⁵

130 Nach Herolt (wie Anm. 2), S. 182 wurden insgesamt drei Helfer des Hans Strauß gevierteilt.

131 *jezerzete* = jetzt erzählte, soeben berichtete.

132 Zum Verhältnis zwischen den um 1500 unterschiedenen äußerem Rat, einer Art bürgerlichen Ausschuss, und dem innerem Rat, dem eigentlichen engeren Exekutivorgan vgl. *G. Wunder: Die Ratsherren der Reichsstadt Hall*, in: WFr 46 (1962), S. 100–160, hier S. 102.

133 *ungespaart* = unbesehen; „ohne dass Kosten und Mühen gescheut wurden“.

134 *gefallen* = eingefallen; sich gewaltsam Einlass verschafft.

135 Nach Herolt (wie Anm. 2), S. 181 hatte man Strauß in Orendensall ausgekundschaftet.

(fol. 318 v)

Innsonderhait aber unlanng vor seiner niderlag Ist Strauß im Ampt Kirchberg inn einem Heuschoppen verborgen allein gelegen, der aber denen so vom Vogt daselbst uff ime geordnet gewest ehe sie sein Recht gwar worden, enntgangen unnd darvon kommen¹³⁶

Lezlich als uff den 12. Decembris Anno 1517 Ist er sampt einem seiner Knecht, so er bey ime gehabt durch etliche hällische Bürger so uff ine bestellt geweßt, alß Hanns Sanwold Löffel Enslin unnd andere mher zu Bretheim inn das Wirtshauß im Ampt Newenstat am Kochen betretten¹³⁷ unnd inns recht nider geworffen unnd zur Newenstat verwarth gefuerth worden. Da alsbald ein Rhat¹³⁸ stattlich zum Herzogen von Wirttemberg geschickt unnd begert hat, Straußen unnd sein Knecht inn der hafft volgen, oder zum wenigsten peinlicher frag und Recht gegen inen ergeen zulassen die ersten zway hat der Herzok abgeschlagen Und furnemlich von etlichen, die auch mit Straußen im Spil und unnder der deck gelegen, wider Straußen peinliche fragen hefftig gehandelt worden¹³⁹, biß die abgeschafft, dann man besorgt, so die selb iren fortgang gewinnen, die sach zu mercklichen weiterung¹⁴⁰ gerhaten, unnd furnemlich, leuth mit treffen möchte, die man noch nit wußt, das dritt aber als das peinlich recht ist denen von Hall gestattet worden.

Nachdem aber Straußen vilfaltige sträffliche, gewälttge freund Brandd, todtschlag Raüberey unnd anddere beschedigung so er als Reichs ächter¹⁴¹ wider etlicher Fürsten, Hall unnd annder Stett Underthanen etliche jar hero etwa im schein seiner selbs dann anderer Feind Phed geübt unnd niemanns verschont für sich selbs konnt¹⁴² unnd offenbar geweßt der mererthail auch von ime Straußen selbs trotzlich gestanden auch zumthail durch ein grosser anzal

136 Vgl. Herolt (wie Anm. 2), S. 180.

137 Nach Herolt (wie Anm. 2), S. 181 hatte ihm dort gerade ein Wirt aus Westernach die abgepresste Branschaffung abliefern wollen.

138 *Rhat* = hier: Gesandtschaft.

139 *wider Straußen peinliche fragen hefftig gehandelt worden* = wurde gegen die Zulassung des peinlichen Verhörs vorgegangen.

140 *weiterung* = Ausweitung.

141 *Reichs ächter* = sich in der Reichsacht Befindlicher.

142 *konnt* = kund, bekannt.

(fol. 319 r)

gegenwertiger zeugen erwisen worden Unnd wiewol sich etliche vom Adel unnderstanden haben den Straußen ledig¹⁴³ zumachen so ist doch Strauß mit Urthail unnd Recht mit dem Schwerdt zum tod zurichten erkannt worden. In gegenwertigkeit beder Stettmeister unnd etlicher person vom Rhat zu Hall aich außertlichen Stetten treffentlichen grossen beystannds unnd gesanthen Ist also uff seinem verstockten treffentlichem hassigem neidischem gemueth verharret unnd gesagt, wa ers möchte, wölt ers mher thon,¹⁴⁴ hat auch das Sakrament nit empfangen, auch niemand weder verzeyhen noch vergeben wöllen. Unnd damit sein ennde wie ein Gottloser beschlossen 1517 & 1518¹⁴⁵

Bald aber nach Straußen abgann haben vil vom Adel so Straußen halb¹⁴⁶ inn verdacht gewest, bey einem Rhat umb aussohnung angesucht in unwissenhait, unnd enntschuldigung furgeben unnd begert sie zuverstenndigen, was sie sich versehen sollen.

143 *ledig* = wohl: von der Anklage zu befreien, loszusprechen.

144 *wa ers möchte, wölt ers mher thon* = etwa: wenn er könnte, würde er es weiter tun.

145 Vgl Herolt (wie Anm. 2), S. 181 f. Die doppelte Jahreszahl ergibt sich aus der Hinrichtung zu Weihnachten (Herolt: *am christag*), das auch als Jahresanfang diente.

146 *halb* = halber, wegen.

Renaissance und Reformation: Das Chorgestühl von St. Michael in Schwäbisch Hall

VON DIETRICH HEISSENBÜTTEL

„Bahnbrecher der Deutschen Renaissance“

Als der Kunsthistoriker Otto von Falke im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts durch die Lande reiste, um Material für eine Geschichte des Möbels zu sammeln, entdeckte er am Chorgestühl der Klosterkirche von Steingaden am Lech die ihm bereits bekannten Initialen „H. S.“¹. Diese finden sich auch an einer heute in Berlin aufbewahrten Vertäfelung des Schlosses Haldenstein bei Chur von 1548, an einem Schrank von 1565 im Züricher Landesmuseum, einer weiteren Vertäfelung des Nonnenklosters von Tännikon im Schweizer Kanton Churgau von 1569 sowie auf fünf Holzschnitten, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden und Möbel darstellen. Möbel und Vertäfelungen stehen am Beginn einer Rezeption der Renaissance-Formen in Deutschland, weil sie wesentlich früher als Bauwerke die neue, italienische Formensprache übernahmen². Kirchenmobiliar bietet sich dabei zuallererst als Untersuchungsgegenstand an, da Chorgestühle und Sakristeischränke im Gegensatz zu profanen Einrichtungsgegenständen zumeist vor Ort erhalten und verhältnismäßig oft auch datiert sind³. Von Falke glaubte, mit dem auf 1534 datierten Chorgestühl das früheste erhaltene Werk eines „Meisters H. S.“ gefunden zu haben, der neben Peter Flötner maßgeblich für die Verbreitung des Renaissance-Stils nördlich der Alpen verantwortlich war.

Diesem Peter Flötner, der bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts als „Bahnbrecher der deutschen Renaissance“ „entdeckt“ worden war, wurde damals so ziemlich alles in die Schuhe geschoben, was sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit klassischen Architekturformen in Verbindung bringen ließ: die Fuggerkapelle von St. Anna in Augsburg sollte er entworfen haben, und auch der erste Plan für den Ottheinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses sollte auf Flötner zurück-

1 Otto von Falke: Peter Flötner und die süddeutsche Tischlerei, in: Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen 37 (1916), S. 121–145; ders.: Deutsche Möbel des Mittelalters und der Renaissance, Stuttgart 1924; vgl. Heinrich Kreisel: Die Kunst des deutschen Möbels. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Hochbarock, München 1968, Abb. 159.

2 Vgl. Françoise Lévy-Coblentz: L'art du meuble en Alsace. Bd. 1: Du Gothique au Baroque 1480–1698, Straßburg 1975; Dietrich Heissenbüttel: „...aus der Art der fünff Seyelen“. Möbel und Schreinerhandwerk in Hall im 16. und 17. Jahrhundert, in: A. Bedal, I. Fehle (Hrsgg.): Haus(ge)schichten. Bauen und Wohnen im alten Hall und seiner Katharinenvorstadt, Sigmaringen 1994, S. 129–148.

3 Vgl. Peter Germann-Bauer: Der spätgotische Flachschnitt, Diss., München 1981.

gehen, obwohl der Bau erst neun Jahre nach seinem Tode entstand⁴. Als frühestes erhaltenes Werk wird ihm auch eine Schreinerarbeit, die Vertäfelung im Haus des Nürnberger Patriziers Hirschvogel zugeschrieben, nach Heinrich Lübke „wohl das Vollendetste von Decoration, was die Renaissance in Deutschland hervorgebracht hat“⁵. Auch diese Vertäfelung stammt, wie das Chorgestühl des Meisters H. S. in Steingaden, aus dem Jahre 1534.

Belegt ist Flötner allerdings weder als Architekt noch als Schreiner. Daß auf einigen seiner Holzschnitte, für die er vor allem bekannt ist, auch Möbel dargestellt sind, beweist nicht, daß er solche auch hergestellt hat. Im Gegenteil: Wäre der Holzschneider auch als Schreiner tätig gewesen, so hätte er doch wohl eine entsprechende Werkstatt geführt, wäre Mitglied in der Nürnberger Schreinerzunft gewesen und hätte sicher nicht auf Aufträge für Mobiliar und Einrichtungen warten müssen. Der Chronist Johann Neudörfer bezeichnet den Meister 1547 aber als Bildschnitzer kleinerer Arbeiten in Horn, Korallen und Stein, „und wo er einen Verleger gehabt hätte, würde er in großen Werken nicht weniger dann in kleinen Dingen gewaltig gewest sein, wie dann das steinerne Camin in des Hirschvogels Haus am Schwabenberg wol Zeugnis giebt“⁶. Die Notiz Neudörfers ist die alleinige Basis für die Zuschreibung der Wandvertäfelung in demselben Raum, in dem sich der genannte Ofen befindet, an Peter Flötner. Alle weiteren, dem Nürnberger Meister zugeschriebenen Schreinerarbeiten sind lediglich durch Stilvergleich von dieser Vertäfelung abgeleitet⁷.

Neudörfers Text läßt eigentlich nicht die Deutung zu, Flötner habe so großformatige Arbeiten wie eine Wandvertäfelung hergestellt. Denn andererseits erwähnt der Chronist durchaus eine Reihe von Schreibern, unter anderen einen Hanns Stengel, der „wie man sagt“ mit der „welschen Arbeit der erste gewesen sein soll“⁸. „Welsch“ ist das damalige Wort für italienisch, „welsch' Manier“, also italienischer Stil nannte man die Formensprache, für die sich seit dem 19. Jahrhundert die Be-

4 *Konrad Lange*: Peter Flötner, ein Bahnbrecher der deutschen Renaissance, Berlin 1897; *Albrecht Haupt*: Peter Flettners Herkunft und Jugendwerk, in: Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen 26 (1905), S. 116–148; *ders.*: Peter Flettner, der erste Meister des Otto-Heinrich-Baues zu Heidelberg, Leipzig 1909; *E. F. Bange*: Peter Flötners Augsburger Aufenthalt, in: Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen 24 (1923), S. 107.

5 *Heinrich Lübke*: Geschichte der Renaissance in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart ²1882, S. 399 f.

6 Des Johann Neudörffer Schreib- und Rechenmeisters zu Nürnberg Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst aus dem Jahre 1547, Wien 1875, S. 115.

7 Vgl. auch *Adolf Feulner*: Kunstgeschichte des Möbels (Propyläen Kunstgeschichte Sonderband 2), Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980 (Neuaufgabe der Ausgabe von 1927); *Kreisel* (wie Anm. 1); *Sigrid Müller-Christensen*: Alte Möbel vom Mittelalter bis zum Jugendstil, München 1981 (Neuaufgabe der Ausgabe von 1948); *Franz Windisch-Graetz*: Möbel Europas. Renaissance und Manierismus. Vom 15. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, München 1983; *Helmut Flade*: Intarsia. Europäische Einlegekunst aus sechs Jahrhunderten, Dresden, München 1986.

8 *Neudörffer* (wie Anm. 4), S. 157; ausdrücklich erwähnt sind auch der Schreiner und Stadtmeister Wolf Weiskopf, ein Schreiner Georg, der eine goldene Stube im Rathaus anfertigte, ein Meister Konrad, Stadtschreiner und Sebald Beck, „künstlicher Schreiner, [...] guter Bildhauer, Steinmetz und Architekt“.

zeichnung „Renaissance“ eingebürgert hat⁹. Wenn also einem Schreiner in Nürnberg das Verdienst zukommt, diese Formensprache zuerst verbreitet zu haben, dann allenfalls diesem Stengel. Da alle mit „H. S.“ signierten Möbelholzschnitte auf der Rückseite bildhafter Holzschnitte erhalten sind, die zumeist aus Nürnberg stammen, scheint eine Identifikation mit dem genannten Hanns Stengel möglich. Daß dieser allerdings nicht nur in Nürnberg, sondern zugleich an verschiedenen Orten in der Schweiz tätig gewesen sein soll, überzeugt nicht: in der Regel waren Schreinermeister entweder an die Zunft des Ortes gebunden, in dem sie ihren Wohnsitz hatten, oder aber sie standen im Dienst eines adligen Herrn. Das Initialenpaar „H. S.“ ist keinesfalls ungewöhnlich: ein Hans mit einem Nachnamen auf „S“ dürfte wohl in jeder mittelgroßen Stadt gelebt haben. Auch besteht keinerlei Notwendigkeit, die späteren Schweizer Arbeiten von dem Steingadener Gestühl abzuleiten: Neuerungen verbreiteten sich schnell und blieben nicht für drei Jahrzehnte Geheimnis des Meisters, der sie einmal eingeführt hatte.

Dies zeigt auch das Chorgestühl von St. Michael in Schwäbisch Hall, ein Werk, das wie der Saal des Hirschvogelhauses in Nürnberg und das Chorgestühl von Steingaden im Jahre 1534 entstand (Abb. 1).

Ein datiertes, signiertes und dennoch anonymes Werk

Das Chorgestühl von St. Michael besteht aus zwei gegenüberliegenden Reihen von je 14 Sitzen, die jeweils in der Mitte durch einen Rundpfeiler des Chors in zwei Siebenergruppen unterteilt sind. Nochmals dieselbe Zahl von Sitzen befindet sich an der Außenseite des Gestühls, zum Chorumgang hin. An der Innenseite befindet sich vor den Sitzen eine pultartige Brüstung, und über dem Dorsale ein Baldachin. Der Baldachin wird jeweils von drei durchbrochenen Wangen an den Außenseiten und in der Mitte jeder Siebenergruppe getragen, welche im vorderen Teil als dünne, in unterschiedlicher Form plastisch dekorierte Stützen ausgearbeitet sind und mit einem jonischen Kapitell abschließen. An drei Stellen, nämlich an den mittleren Wangen der beiden vorderen Sitzgruppen und ganz vorne rechts, ersetzt ein ausgerolltes Spruchband das Kapitell. Links steht auf diesem Spruchband die Jahreszahl 1534, rechts mittig sind die Initialen V. D. M. I. zu lesen (Abb. 2). Vorne rechts befindet sich eine weitere Jahreszahl: 1902.

Diese zweite Jahreszahl kann nur auf eine Restaurierung hinweisen. Es fällt sofort auf, daß der reiche Dekor des Dorsale im hinteren Teil des Gestühls, in den Formen der frühen, deutschen Renaissance, wie sie ähnlich auch am Steingadener Chorgestühl anzutreffen sind, im vorderen Teil fehlt. Als einziger Dekor ist oben auf die Füllungen der einzelnen Sitzrückseiten eine schwarz gebeizte Maßwerklei-

⁹ Vgl. *Johann Heinrich Zedler*: Großes und vollständiges Universal-Lexikon, Leipzig, Halle 1747, s. v. „Welschland“; als „welsch Manier“ oder „welsch Art“ wird im 16. Jahrhundert die Formensprache der Renaissance in Schreinerordnungen bezeichnet, vgl. *Lévy-Coblentz* (wie Anm. 6) S. 465; *Jost Ammann*: Das Ständebuch, Frankfurt a. M. 1988 (ND der Ausg. 1568), S. 88.

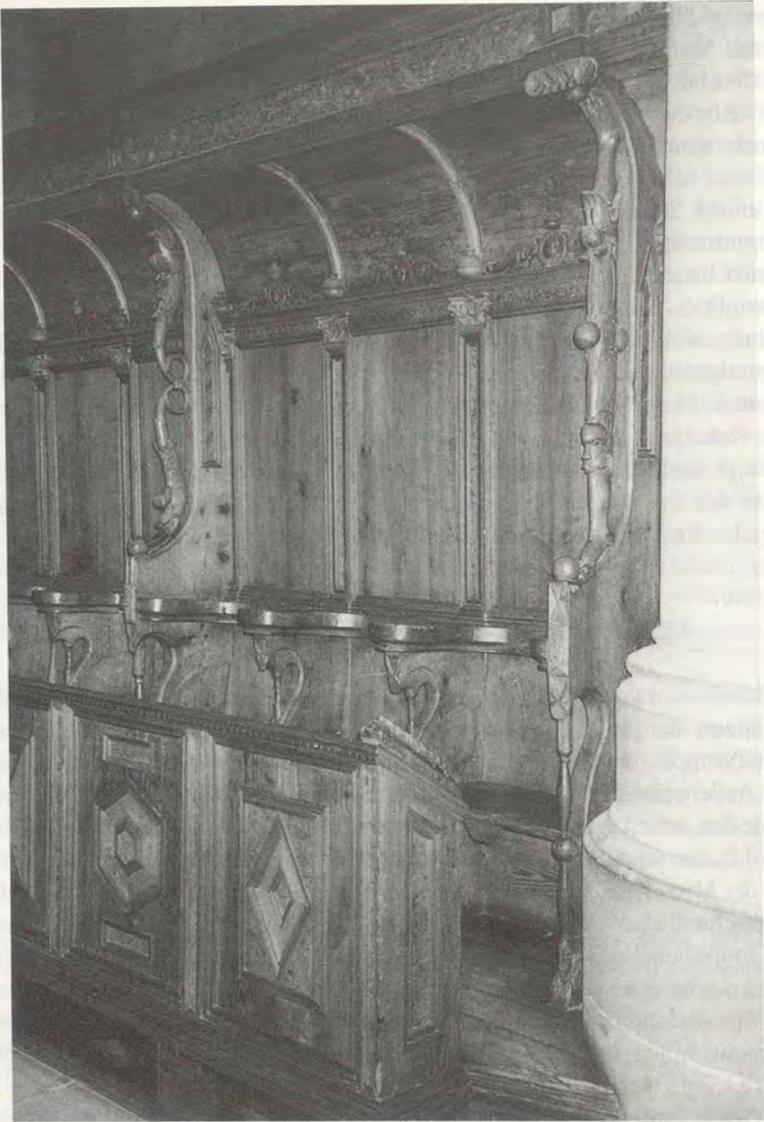


Abb. 1 Ein bisher übersehenes Frühwerk der Renaissance in Deutschland: das Chorgestühl von St. Michael in Schwäbisch Hall.

ste aufgesetzt. Daß es sich hierbei um eine Zutat des beginnenden 20. Jahrhunderts handelt, zeigt nicht nur der Kontrast zu den sonstigen Dekorformen. Auf den sehr detaillierten Zeichnungen, die Johann Friedrich Reik 1874 von dem Gestühl anfertigte, ist einschließlich der älteren Jahreszahl und der Initialen jedes Detail so fest-



Abb. 2 Spruchband mit Initialen, Maßwerkleiste des 19. Jahrhunderts, Stütze mit Januskopf im vorderen Teil des Gestühls.

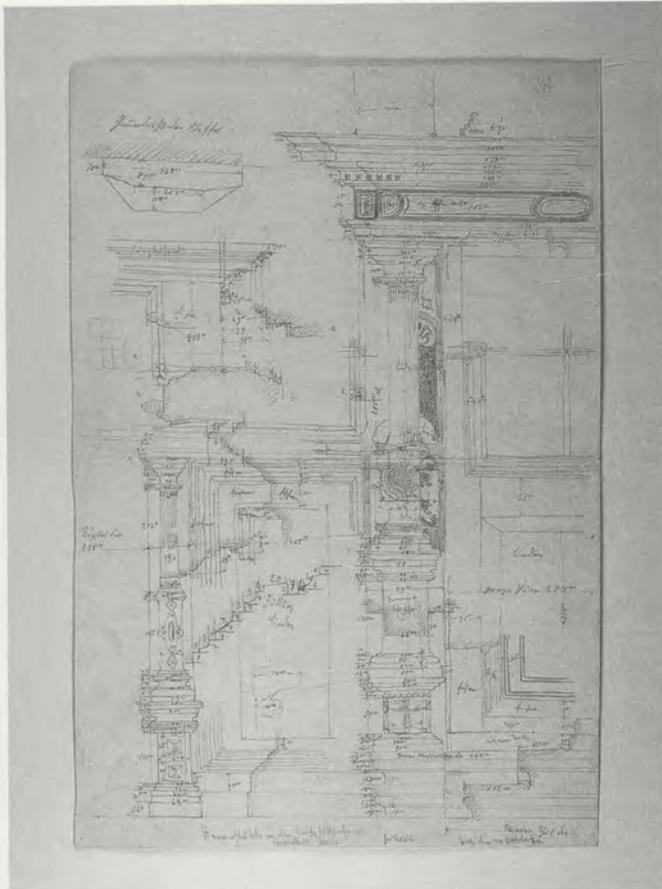


Abb. 3 Ein heute nicht mehr vorhandenes „Herrenstühle in der Michaelskirche“, aufgenommen von Johann Friedrich Reik am 10. Oktober 1874 (HFM, Inv.-Nr. 91/124-9).

gehalten, wie es noch heute zu sehen ist – mit Ausnahme dieser Maßwerkleiste¹⁰. Nicht nur das Chorgestühl erfuhr um 1900 eine Restaurierung. Um diese Zeit müssen auch die Emporen – ebenfalls in neogotischem Stil – in das Langhaus eingebracht worden sein. Dabei verschwand offenbar auch ein ebenfalls 1874 von Reik festgehaltenes ‘Herrenstühle’ aus der Zeit um 1600, von dem heute keine Spur mehr verbleibt (Abb. 3)¹¹.

¹⁰ Hällisch-Fränkisches Museum, Inv.-Nr. 91/124-4, Blatt I–XIV, angefertigt vom 12.–18. Oktober 1874.

¹¹ Hällisch-Fränkisches Museum, Inv.-Nr. 91/124-3, 6, 9, angefertigt am 10. und 17. Oktober 1874.



Abb. 4 Einige der Stützen an den Wangen, Jahreszahl und Signatur in der Aufnahme Reiks (HFM, Inv.-Nr. 91/124-4,10).

Umgekehrt bestätigen die Zeichnungen Reiks die Signatur und die Jahreszahl, an der auch aufgrund des Vergleichs mit dem Steingadener Gestühl kein Zweifel bleibt (Abb. 4). Offenbar handelt es sich hier nicht um ein weiteres Werk des 'Meisters H. S.' und ebensowenig des Peter Flötner, sondern zweier Meister mit den Anfangsbuchstaben V. D. (oder U. D.) und M. I., die somit, um in der Terminologie der älteren Forschung zu bleiben, ebenfalls unter die 'Bahnbrecher der deutschen Renaissance' zu rechnen wären. Wer diese beiden Meister waren, darüber läßt sich auf dem gegenwärtigen Stand der Forschung keinerlei Aussage machen, ja es erscheint fraglich, ob dies jemals gelingen wird. Der Auftrag für das Gestühl ist nicht durch Schriftquellen bezeugt. Auch finden sich in Haller Archivalien des Jahres 1534 keinerlei Einträge, die auf die genannten Initialen passen¹². Zwar ist in den Steuerrechnungen von 1533/34 ein namentlich nicht genannter Schnitzer mit einem Jahressold von vier Gulden angeführt, welcher in den Beeststeuerlisten nicht auftaucht¹³. Es wäre also denkbar, daß die Meister des Chorge-

¹² Siehe Gerd Wunder, *Georg Lencker: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall 1395–1600* (Württembergische Geschichtsquellen 25), Stuttgart, Köln 1956.

¹³ StadtA Schwäb. Hall 4a/22.

stühls in Hall ansässig waren, auch wenn archivalische Belege fehlen. Andererseits erscheint jedoch angesichts des damals noch sehr neuen Formenvokabulars wahrscheinlicher, daß es sich um auswärtige Meister handelte, die eigens für diesen Auftrag nach Hall geholt wurden.

Falls sich also nicht andernorts – in einem möglicherweise sehr weiten Umfeld – an einem anderen Werk derselben Zeit dieselben Initialen finden, oder archivalische Erwähnungen von Schreibern oder Schnitzern, die diese Anfangsbuchstaben tragen, kann bei der Ableitung der Formen nur der stilistische Vergleich weiterhelfen. Hier stoßen wir allerdings an eine Grenze: Nach gegenwärtigem Stand der Forschung stammen die frühesten vergleichbaren Werke aus demselben Jahr – eben das erwähnte Steingadener Gestühl und der Nürnberger Hirschvogelsaal. Wenig deutet darauf hin, daß es in Deutschland bereits vor dieser Zeit eine nennenswerte Rezeption der Renaissance-Dekorformen gegeben hätte. In Nürnberg sind in den Jahren 1532/33 zwei Möbelaufträge in „welsch Manier“ archivalisch belegt¹⁴. Zu nennen wäre noch der Nürnberger Kaiserthron von 1520 oder das Chorgestühl der Fuggerkapelle von St. Anna in Augsburg, entstanden ungefähr zur selben Zeit¹⁵. Mit Ausnahme des gleichzeitigen Steingadener Gestühls sind jedoch keine erhaltenen Werke bekannt, die sich enger mit dem Haller Gestühl vergleichen ließen.

So bleibt auf dem derzeitigen Stand des Wissens nur die Vermutung, es handelte sich um zwei Handwerker, die vielleicht aus dem Nürnberger oder Augsburger Raum stammen mochten oder dort den neuen Dekor kennenlernten – oder gar aus fernen Landen, denn in Ungarn oder Siebenbürgen läßt sich der Dekor der Renaissance bereits an Chorgestühlen aus dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts nachweisen¹⁶. Jedenfalls läßt sich der Beginn einer deutschen Rezeption der Renaissance-Formen (was Architektur und Möbelhandwerk angeht) nicht auf einzelne, heute noch namentlich bekannte Meister zurückführen. Vielmehr verbreitete sich der Dekorstil schnell – je nach Auftragslage und je nachdem, wo einzelne Meister die neue Manier zu sehen bekamen. Gleichwohl blieb auch die ältere Art noch längere Zeit erhalten: So schreibt noch die Straßburger Schreinerordnung von 1544 – als eine der frühesten Satzungen ihrer Art – für das Meisterstück einen Dekor nach „teutsch oder welsch art, mit laub, colunen oder Mosswerk“ vor¹⁷.

14 Von Falke (wie Anm. 1), S. 132f.

15 Kreisel (wie Anm. 1), Abb. 153; vgl. Fußnote 4.

16 Beispiele: Chorgestühl aus St. Jacob in Levoca, heute im Iparművészeti múzeum in Budapest, 1516; Etzeldorf/Ecel/Atel, ebenfalls 1516 mit Bandintarsien und Kyma-Leisten; Birtihalm/Biertan/Berehtalom, 1514–1524, Intarsien; Schäßburg/Sighisoara/Segosvár, Bergkirche, 1520; vgl. Flade (wie Anm. 7); Terézia Kerny: Gottes feste Burgen. Sächsische Wehrkirchen des Mittelalters in Siebenbürgen, o. O. (Budapest) 1990; Reiseführer Siebenbürgen, Thaur bei Innsbruck 1993.

17 S. Lévy-Coblentz (wie Anm. 2).

Technik und Formenrepertoire

Die ältere Forschung ging von stilistischen Gegebenheiten aus, mit denen sie Vorstellungen von großen, führenden und Kleinmeistern, von einem wiedererkennbaren Personalstil und landschaftlichen 'Schulen' verband. In Wirklichkeit war das alte Handwerk eher von kollektiven Mechanismen geprägt, von den oft weiten Wanderungen in der Gesellenzeit, die dazu dienten, so viel wie möglich Erfahrungen zu sammeln, und von einer strengen Qualitätskontrolle durch die Zunft. Mit dem Wandel der Dekorformen im frühen 16. Jahrhundert gingen technische Neuerungen einher wie die Furnier- und Intarsientechnik oder, damit verbunden, auch die Rahmenbauweise. Manche Formen erklären sich eher durch den Stand der Technik als durch den Genius eines bestimmten Meisters. Dies zeigt auch eine Untersuchung der Formen des Haller Gestühls, verglichen mit dem gleichzeitigen Beispiel in Steingaden sowie dem einzigen früheren Werk in Schwäbisch Hall, den 1508/09 datierten Sakristeischränken der Michaelskirche.

„Kennzeichen für den Unbekannten sind Rautenfelder“, so faßt das Thieme-Becker-Künstlerlexikon die Forschung zu Meister H. S. zusammen¹⁸. Gemeint sind rautenförmige, mit Wurzelholz eingelegte Felder, wie sie, ebenfalls in Rautenform, aber auch in anderen polygonalen Formen (Dreiecke, Rechtecke, Sechsecke) auch am Chorgestühl von St. Michael anzutreffen sind, vor allem an den Brüstungen, aber auch am Dorsale und auf der Rückseite (Abb. 5). Es handelt sich



Abb. 5 Geometrische Wurzelholzintarsien an der Brüstung des Gestühls.

18 Thieme-Becker Künstlerlexikon, Bd. 37, s. v. „Meister H. S.“; vgl. *Von Falke* (wie Anm. 1).



Abb. 6 Sakristeischränke der Michaelskirche von 1508/09 mit Intarsienbändern (sog. Certosamosaik) und kunstvollen Beschlägen.

um eine frühe, wenn auch nicht die früheste Form der Intarsie, bei der zum Teil schon verhältnismäßig große Flächen in das massive Grundholz eingelegt sind¹⁹. Eine noch ältere Form, nämlich die Bandintarsie, bei der verschiedene Hölzer stapelweise zusammengelegt und zu dekorativen Streifen verarbeitet sind, ist in reicher Form an den Sakristeischränken zu sehen (Abb. 6). Weder letztere noch das Gestühl sind in Rahmen- und Füllungsbauweise gearbeitet, sondern in verschiedenen Vorformen dieser für spätere Renaissancemöbel typischen Bauweise. Nur auf den ersten Blick scheint es sich bei den Türen der Sakristeischränke um Rahmentüren zu handeln – sie bestehen in Wirklichkeit aus massiven Eichenbrettern, in die nur an den Stirnseiten ein auf Gehrung geschnittenes Querstück eingesetzt ist. Die Rückenlehnen des Chorgestühls könnte man vielleicht als Füllungen in einer Rahmenkonstruktion bezeichnen; die Stirnseite der Brüstungen mit den auffälligsten Wurzelholzeinlagen besteht jedoch nicht aus Rahmen und Füllungen, sondern aus massiven Nadelholzbrettern mit Intarsien. Diese Intarsien sind nicht allzu breit, was mit den erhältlichen Abmessungen der stark gemaserten Hölzer zusammenhängen mag, zugleich aber damit, daß das massive Holz, anders als ein Rahmen, in den eine bewegliche Füllung eingesetzt ist, trotz der damals üblichen, langen Lagerung in gewissem Umfang arbeitet. Die Dicke der Wurzelholzbretter ist nicht ohne weiteres erkennbar, sie dürften aber wohl aus Gründen der Stabilität nicht allzu dünn geschnitten sein. Der Dekor in Form von Rauten, Dreiecken, Rechtecken oder Sechsecken, von Profilleisten gerahmt, erklärt sich also nicht aus einer Laune des Meisters, sondern aus einem spielerischen Umgang mit den Möglichkeiten der Intarsie auf einem bestimmten Stand der Technik. Im übrigen finden sich ähnliche Motive bereits an spätantiken Marmorarbeiten.

Aller weitere Dekor besteht aus Schnitzereien, der einzigen vor der Erfindung der Intarsie bekannten Zierform – unter Verwendung gehobelter Profilleisten, gedrechselter Kleinteile und unter sparsamem Einsatz einer farbigen Fassung. Ein Teil des geschnitzten Dekors, nämlich die Stützen des Baldachins, sind aus den massiven, tragenden Nadelholzwangen herausgearbeitet, während der überwiegende Teil aus Linden- und Eichenholz besteht und nachträglich auf die tragende Nadelholzkonstruktion appliziert ist. Die Stützen zeigen eine überraschende Vielfalt scheinbar oder tatsächlich gedrechselter Stäbe, Kugeln, Polygonal- und Keulenformen mit Akanthuseinfassungen oder in spiralförmiger Ausarbeitung, bis hin zu grotesken, figürlichen Motiven. Man erkennt geschuppte Tiere mit Wolfsköpfen oder, in Anklang an Vorstellungen aus dem Umkreis des Jüngsten Gerichts, Tierköpfe, aus deren Rachen menschliche Füße hervorschauen. Ein kleiner Januskopf im vorderen, rechten Teil mutet expressionistisch an; am Fuß der Stütze bellt ein kleiner Hund (Abb. 7).

19 Ähnliche Motive finden sich auch an einigen Truhen des Reichsstadtmuseums Rothenburg o. d. T. und des Hohenlohischen Freilandmuseums Wackershofen.

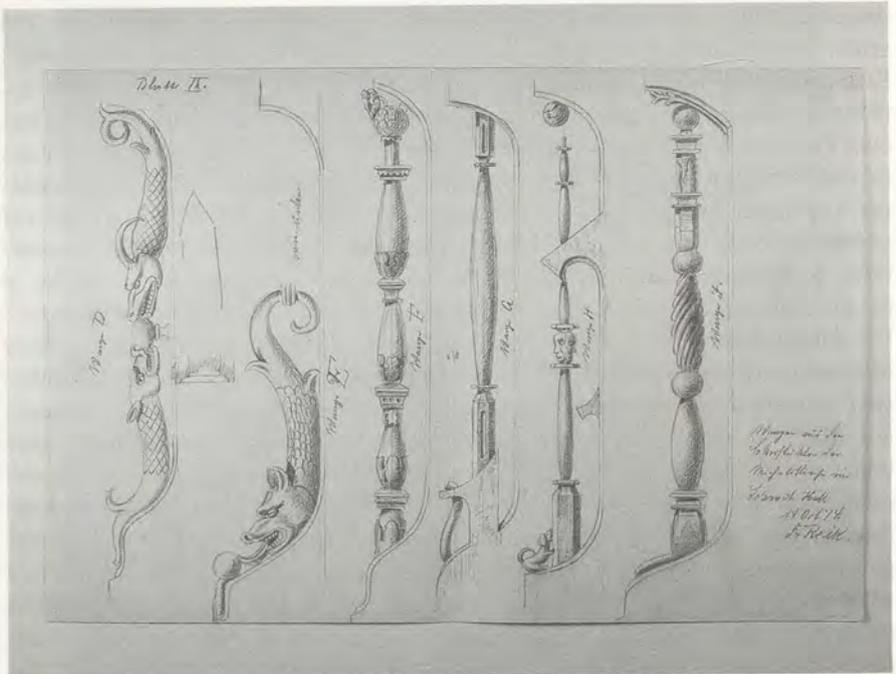


Abb. 7 Geometrische und groteske Motive zieren die Stützen der Wangen des Haller Chorgestühls (HFM, Inv.-Nr. 91/124-4,9).

Im Dorsale lassen sich zwei Ordnungen unterscheiden (Abb. 8). Wie bereits erwähnt schließen die Stützen mit einem jonischen Kapitell, auf dem ein klassisches Gebälk mit einer Zahnschnittleiste im Architrav, variationsreichem Rankenwerk im Fries und einem reich profilierten Kranzgesims aufsitzt. Das Gebälk ist über den Stützen nach vorn verkröpft. Eine zweite Reihe kleinerer Pilaster mit kompositen Kapitellen nach Art der Zeit trennt an der Rückwand die einzelnen Sitze. Die Pilaster bestehen aus einem Profileistenrahmen mit Wurzelholzeinlage, das Kapitell trägt, über einer leicht verkröpften Zahnschnittleiste, eine gedrechselte Vasen- oder Urnenform, darüber wölbt sich der Baldachin nach vorn. Zwischen den einzelnen Kapitellen verläuft auf türkischem Grund eine Schmuckranke, welche regelmäßiger gearbeitet ist als das Rankenwerk im oberen Fries, jedoch von Sitz zu Sitz variiert. Bekrönt werden die einzelnen Sitze von einem symmetrisch zur Mitte hin ansteigenden Giebel: zwei groteske, volutenartige Blattranken mit vogel- oder menschenförmigen Köpfen, und in der Mitte ein umkränzt Bildnis im Flachrelief; auf dem eine weitere kleine Urne sitzt (Abb. 9).



Abb. 8 Die große Ordnung der Wangen mit jonischen Kapitellen trägt das Gebälk des Baldachins, eine kleine Ordnung mit Kompositkapitellen gliedert das Dorsale.

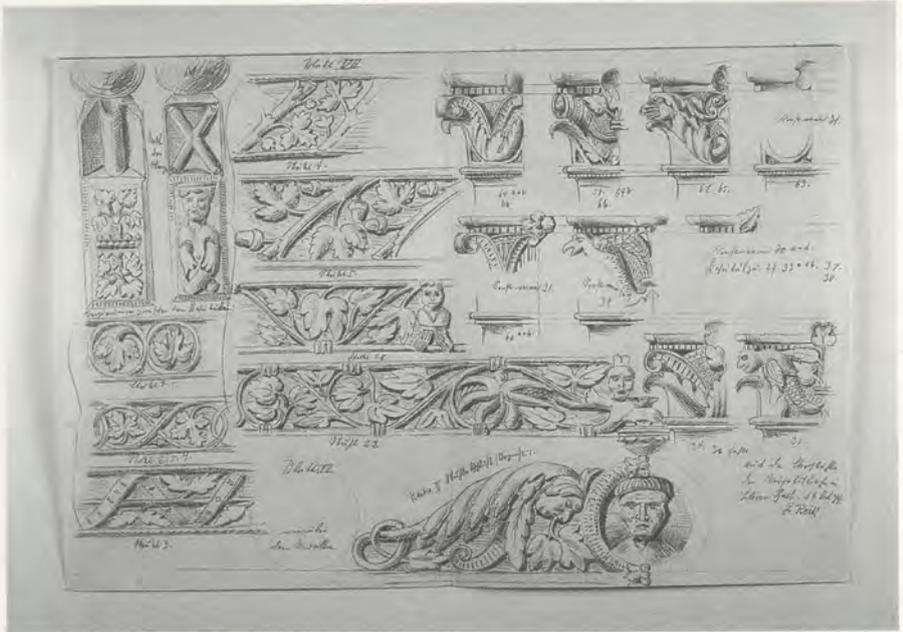


Abb. 9 Der Reichtum des Schnitzwerks ist aus den Aufnahmen Johann Friedrich Reiks zu ersehen (HFM, Inv.-Nr. 91/124-4,7).

Porträts der Haller Ratsleute?

Die kleinen Medaillons, erhalten nur im hinteren Teil des Gestühls, zeigen die Häupter verschiedener Personen in damaliger Tracht, in verschiedenen Drehungen, von der frontalen Ansicht bis zum Profil, so deutlich unterschieden, daß der Gedanke an Porträts oder eine individuelle Kennzeichnung naheliegt (Abb. 10). Lippen, Wangen und Augen sind in verschiedenen Farben, der Grund türkis gefaßt. An anderen Chorgestühlen sind keine vergleichbaren Darstellungen bekannt, eher schon vollplastische Figuren oder großformatige Reliefs wie die Bischofsfiguren an den Stirnseiten des zu Beginn des 16. Jahrhunderts angefertigten Gestühls von St. Dionys in Esslingen. Für großformatige Figuren ist auch das bereits erwähnte Gestühl der Fuggerkapelle von St. Anna in Augsburg bekannt, ebenso wie das spätere, 1550 entstandene Beispiel im Heiligkreuzmünster von Schwäbisch Gmünd²⁰. Es handelt sich jeweils um römisch-katholische Kirchen, um Apostel-, Propheten- oder Heiligenbilder, wie sie der Protestantismus ablehnt. Das Haller Gestühl entstand dagegen während, vielleicht sogar in einer entscheidenden Phase der Reformation.

²⁰ Vgl. Hermann Baumhauer: Das Heilig-Kreuz-Münster zu Schwäbisch Gmünd, Stuttgart, Aalen 1981, S. 91.



Abb. 10 Höhepunkt des antikisierenden Dekors: Giebel des Dorsale mit grotesken Ranken, Urnenmotiv und Porträtmedaillon.

Im Jahre 1534, als das Chorgestühl von St. Michael entstand, hat Schwäbisch Hall „die bäbstischen mess gantz abgethon“, wie der Chronist Johann Herolt wenige Jahre später berichtet²¹. Erst zwei Jahre nach Verkündung des Nürnberger Religionsfriedens fühlten sich die Haller, die bereits 1522 Johannes Brenz als Prediger berufen hatten, hinreichend sicher, einen solchen Schritt zu wagen²². Die Zurückhaltung erscheint verständlich, wenn man bedenkt, daß damals eine vergleichsweise noch unerfahrene, bürgerliche Mehrheit, die erst 1512 die Gleichstellung mit dem Adel erreicht hatte (der danach zum großen Teil die Stadt verließ), eine bürgerliche Fraktion also, die viele potentielle Feinde zu fürchten hatte, die Geschicke der Stadt dominierte. Noch im selben Jahr 1534 wurden mehrere Gebäude des 1236 gegründeten Franziskanerkonvents abgerissen, was faktisch dem Ende der Bettelordensniederlassung gleichkam²³. Das Kloster befand sich an prominenter Stelle,

21 *Johann Herolt*: Chronica zeit- unnd jarbuch vonn der statt Hall ursprung unnd was darinnen verlossen unnd wasz fur schlösser umb Hall gestanden. Hrsg. von *Christian Kolb* (Württ. Geschichtsquellen 1), Stuttgart 1894, S. 77, 178.

22 *S. Kuno Ulshöfer*: Die evangelische Politik der Reichsstadt Hall vom Augsburger Reichstag 1530 bis zum Eintritt der Stadt in den Schmalkaldischen Bund, in: *WFr* 55 (1971), S. 67–83.

23 *S. Beat Bühler*: Geschichte der Franziskaner in der Reichsstadt Hall, in: *WFr* 68 (1984), S. 23–62.

gegenüber der Michaelskirche am unteren Ende des Marktplatzes²⁴. Brenz hatte schon 1523 einen kritischen Sermon zur Verehrung der Heiligen in der dem Heiligen Jakob geweihten Franziskanerkirche verlesen und im darauffolgenden Jahr die Rückgabe des Konvents an den Rat und den Rücktritt des Guardians erwirkt. In einer Fensterlaibung des Stellwaghauses hat sich eine dreisprachige Inschrift von 1527 erhalten, welche unter anderem Brenz nennt und besagt, daß das Gebäude bereits in diesem Jahr als Gymnasium diene²⁵. Im Jahre 1534 fiel dann der Chor der Jakobskirche samt Kreuzgang und einigen weiteren Gebäudeteilen.

Es war also eine protestantische Gemeinde, die in ihrem Inneren bereits seit einem guten Jahrzehnt entschlossen reformierte und nur nach außen hin zögerte, sich offen dazu zu bekennen, welche 1534, neun Jahre nach Vollendung des Chores, das Chorgestühl der Michaelskirche in Auftrag gab. Es dürfte schwerfallen, einen Präzedenzfall für dieses Chorgestühl einer protestantischen Gemeinde zu finden, das somit als Zeugnis ersten Ranges wohl in erster Linie für sich selbst sprechen muß. Allerdings sind verschiedene Einzelheiten nicht genau bekannt, etwa ob vor dem Gestühl oder an der Grenze zum Chor eine Abschränkung bestand, und für wen das Gestühl eigentlich bestimmt war. Die Zahl der Stühle hat an den Haller Rat denken lassen, ergänzt um die beiden Prediger, die dann wohl auf den vorderen Sitzen Platz genommen hätten²⁶. Die These erscheint umso verlockender, als die eher ungewöhnlichen äußeren Sitze dann im wörtlichen Sinne als Platz des Äußeren Rates aufgefaßt werden könnten. Denn der Rat setzte sich aus zwölf Richtern und weiteren 14 Ratsherren zusammen²⁷.

Wenn dem so wäre, dann wären die antikisierenden Formen wohl als 'römisches' *Decorum* für einen bürgerlichen *Senat* zu verstehen, wie sich der Rat in Urkunden selbst nannte, und die Köpfchen stellten Porträts der Haller Ratsleute dar. In diesem Sinne wäre vielleicht das Bildnis einer älteren Frau, in ein dicht gewickeltes Kopftuch geschlungen, mit einer stellvertretenden Position erklärbar, wie sie eine Witwe für ihren verstorbenen Mann vorübergehend einnehmen kann (Abb. 11). Andererseits könnte es sich ebensogut um die Stifter – und eine Stifterin – des Gestühls handeln. Jedenfalls handelt es sich nicht um Heilige, sondern eher um lebende Personen der unmittelbaren Gegenwart, die hier in Mode und Stil der Dürerzeit, in kleinem Format, doch an ungewöhnlich prominenter Stelle zur Darstellung kommen: zweifellos verdiente Bürger einer für damalige Verhältnisse nicht eben großen, doch auch nicht unbedeutenden Freien Reichsstadt.

24 Vgl. die Ansicht von Schwäbisch Hall in: *Georg Braun, Franz Hogenberg: Civitates orbis terrarum*, 1572, abgebildet als Frontispiz in: *Hans-Martin Maurer, Kuno Ulshöfer: Johannes Brenz und die Reformation in Württemberg*, Stuttgart, Aalen, o. J. („Das Parfüsser Clost.“).

25 S. *Eduard Krüger: Denkmale aus der Zeit des Humanismus und der Reform in Schwäbisch Hall*, in: *WFr* 28/29 (1953/54), S. 129–151.

26 *I. R. G. Marstaller: St. Michael, Schwäbisch Hall (Kirchenführer)*, Schwäbisch Hall o. J., S. 21.

27 S. *Gerd Wunder: Der Haller Rat und Johannes Brenz 1522–1530*, in: *WFr* 55 (1971), S. 56–66.



Abb. 11 Witwe eines Ratsherrn oder Stifterin des Gestühls? Auch eine ältere Frau ist unter den Reliefdarstellungen vertreten.

Johannes Brenz, die Figur des Salomo und der Haller Rat

Einige der Brüstungsfelder tragen nicht die polygonalen Maserholz-Intarsien, sondern in Form einer sechsblättrigen Blume verschlungene Spruchbänder, deren Ende in den Anfang zurückläuft (Abb. 12). Die Sätze, die in deutscher Sprache auf diesen Endlosbändern geschrieben stehen, sind unvollständig und korrespondieren teilweise mit einer weiteren, umlaufenden Inschrift im Fries der schlichten, wenig dekorierten Rückseite des Gestühls. Die Inschriften der Brüstungsfelder lauten:

„WER DES DVRFTIGEN SPOTTET DER HONET DES SELBEN SCHOPFFER
VND WER SICH“

„O MENSCH GEDENCK OFT AN DEN STRIT DEN DV MVST ZV DER LE-
STEN ZEIT TON MIT DEM DOT SO IEMERLICH SO WVRST“

„VN WELCHER INS EWIG LEBEN WIL GON DER MVS SICH DISDEL VND
DORN STECHEN LON VND IN ARMVT“

„D LEIDEN WILLIG SEIN DOCH KVNEN SICH VN SER EIN THEIL SEL-
BER NIT SCHICKEN DREIN“.

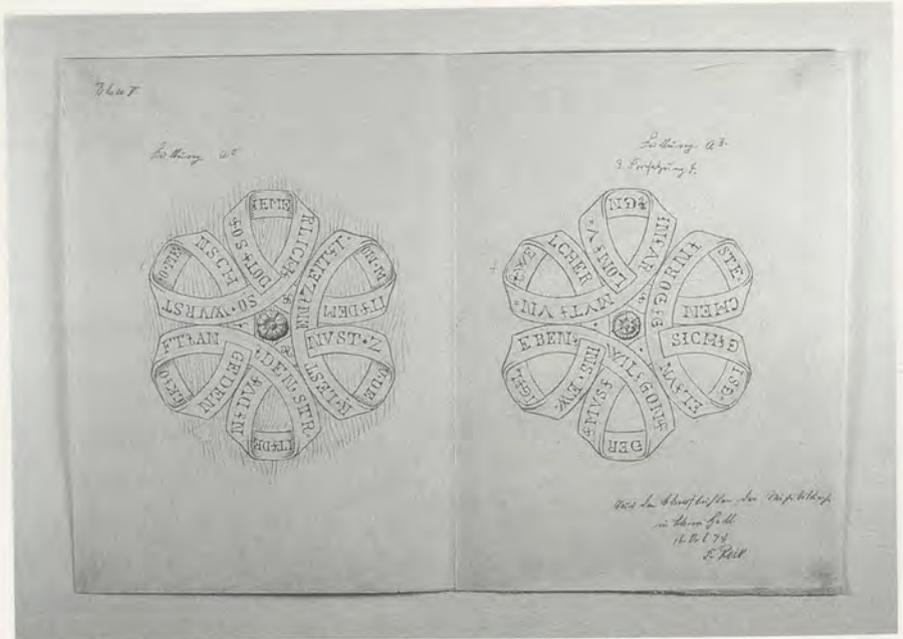


Abb. 12 Zwei Spruchbänder an der Brüstung in einer Aufnahme Reiks (HFM, Inv.-Nr. 91/124-4,5).

Die Inschrift im Fries, an der Außenseite links, fängt ähnlich an wie der Text der Brüstungsfelder und wiederholt einen ganzen Satz:

„WER SICH DER ARMEN ERBARMT DER LEIHET DEM HEREN DER WIRT IM VERGELTEN SEINEN LON WER SAGEN ICH BIN REIN IN MEIM HERCZEN VN O MENSCH GEDENCK OFFT AN DEN STRIT DEN DV MVST ZV DER LESTEN ZEIT THON MIT DEM DOT SO IEMERLICH SO VWRST FVR SVNDEN HVT“.

An der rechten Außenseite ist zu lesen:

„WER ZVCHT LAST FAREN DER HAT ARMVT VND SCHANDE WER ABER DIE STRAFFE BEWARET WIRD ZV EREN KOMEN WER VNDVLTIQ IST DER EIN SCON WEIB ON ZVCHT IST WIE EIN SAV MIT AINER GVLDEN SPANGEN VF DER NASEN AVCH SO SEIN DIE JVNGFRAVEN MIT KLEINER SCHAM“ (Abb. 13).

Was, besonders im Falle des letzten Satzes, wie derbe Volksweisheiten anmutet, stammt in Wirklichkeit größtenteils aus der Bibel, und zwar aus den Sprüchen Sa-

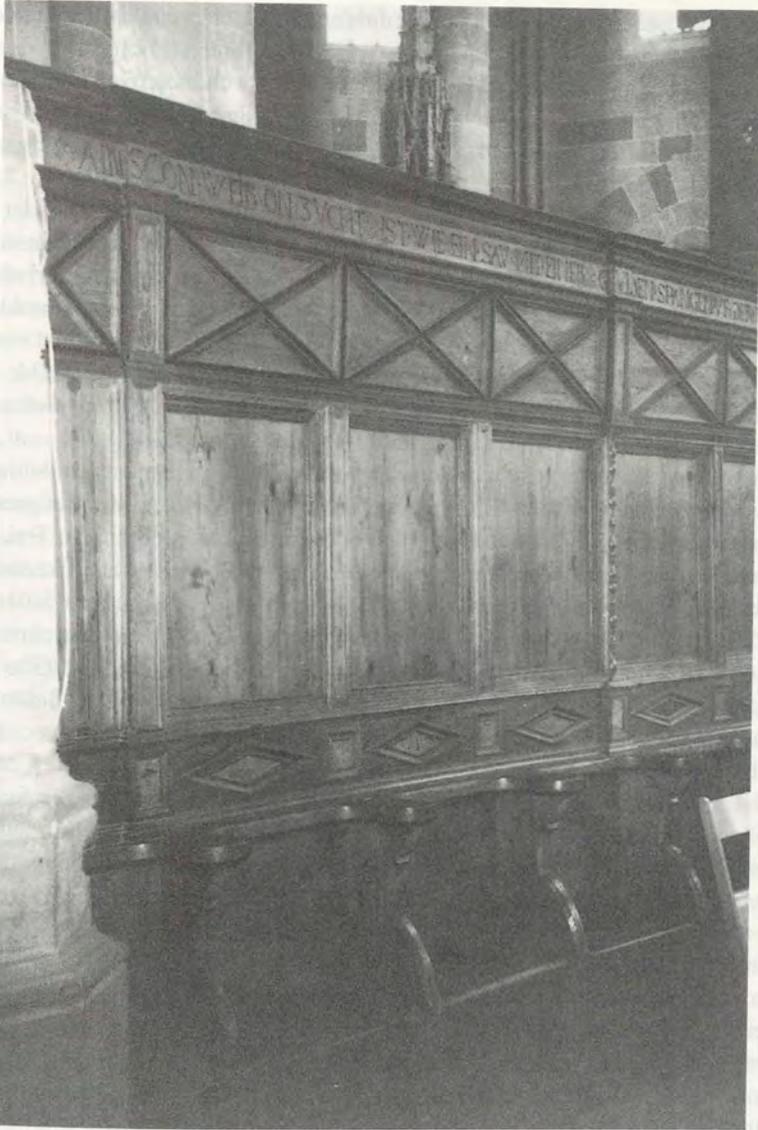


Abb. 13 „Ein schön Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einer goldenen Spange auf der Nase“: Außenseite des Gestühls mit Sprüchen Salomos.

lomos: „Wer des Dürftigen spottet, der höhnt dessen Schöpfer, und wer sich [über eines andern Unglück freut, wird nicht ungestraft bleiben]“ (17, 5); „Wer sich des Armen erbarmt, der leiht dem Herrn, und der wird ihm vergelten, was er Gutes getan hat.“ (19, 17); „Wer kann sagen: Ich bin rein in meinem Herzen und rein von

meiner Sünde“ (20, 9); „Wer Zucht läßt fahren, der hat Armut und Schande; wer sich aber gern zurechtweisen läßt, wird zu Ehren kommen.“ (13, 18); „Wer ungeduldig ist, der [offenbart seine Torheit].“ (14, 29); „Ein schönes Weib ohne Zucht ist ist wie eine Sau mit einer goldenen Spange auf der Nase.“ (11, 22). Bleibt der Zusatz „auch so sein die Jungfrauen mit kleiner Scham“, offenbar eine zeitgenössische Auslegung des Bibeltextes, das zweifach angestimmte „O Mensch ...“ sowie zwei weitere Sätze auf den Brüstungsfeldern, die ebenfalls nicht aus der Bibel stammen, wenn sie auch biblisches Vokabular anklingen lassen: das „jämmerlich“ beispielsweise den Satz aus der Apokalypse: „Du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß“ (3, 17); Disteln und Dornen finden sich in dieser Kombination dreimal im Alten Testament (1. Mos. 3, 18; Jes. 5, 6; Hos. 10, 8); Armut ist eines der beständigen Themen der Sprüche Salomos (6, 11; 10, 15; 13, 7; 13, 18; 2, 34; 28, 19; 30, 8); „D[er] Leiden willig ...“ läßt schließlich die Szene im Garten Gethsemane anklingen: „Der Geist ist willig ...“ (Matth. 26, 41; Mark. 14, 38).

Mit Ausnahme des exegetischen Nachsatzes über die Jungfrauen handelt es sich bei den drei nicht-biblischen Sätzen ganz offenbar um Auszüge aus Bußpredigten, welche die moralische Unterweisung der Sprüche Salomos ergänzen. Tod, Elend und Leid sind auf drastische Weise in den Mittelpunkt gestellt. Dabei können Versatzstücke des biblischen Textes sogar entgegen ihres ursprünglichen Sinnes miteinander verknüpft werden: Vor allem das Johannes-Evangelium beschreibt den Weg ins ewige Leben nicht als dornig, sondern einzig und allein vom Glauben an Jesus abhängig (3, 15, 16, 36; 5, 24; 6, 40, 47, 54 ...); in den Sprüchen Salomos befinden sich „Stacheln und Stricke“ nicht auf dem Weg des Gläubigen, sondern „auf dem Weg des Verkehrten“ (22, 5), und auch die Disteln und Dornen bezeichnen seit der Genesis nicht den Weg ins Himmelreich, sondern eher die Strafe für den Sündenfall. Auf das wiederholte *Memento Mori* – „gedenk oft an den Streit, den du mußt zu der letzten Zeit tun mit dem Tod“ – folgt die Mahnung, der Weg ins ewige Leben sei dornig, der Aufruf, das Leiden zu akzeptieren, aber auch das Eingeständnis, wie schwierig dieses sei: „doch kunnen sich unser ein Theil selber nit schicken drein“.

Hinter solchen Aufrufen zur Buße, zum Innehalten und Eingedenken, einschließlich einer Selbstreflexion über die Unfähigkeit, das Leiden zu bejahren, kann nur ein protestantischer Prediger, kann in diesem Fall nur Johannes Brenz stehen. Brenz hat 1548 eine Reihe von Bußpredigten, und schon 1528 einen ausführlichen Kommentar zum Prediger Salomo veröffentlicht, „neben dem Hoseakommentar von 1531 die einzige große Schriftauslegung [...], die original in deutscher Sprache erschienen ist.“²⁸ Es fällt auf, daß die Figur des Salomo für Brenz und für Hall in den Jahren um 1530 offenbar eine wichtige Rolle spielt. Neben dem Ecclesiastes-Kommentar und den Sprüchen am Chorgestühl der Michaelskirche hat sich hierfür

28 Martin Brecht (Hrsg.): Johannes Brenz. Der Prediger Salomo, Faksimile, Stuttgart 1970, S. IX; vgl. Berthilde Danner: Dem Volk aufs Maul geschaut. Gleichnisse, Redensarten und Sprichwörter im Salomokommentar des Johannes Brenz, in: WFr 58 (1974), S. 168–199.

ein weiteres, künstlerisches Denkmal erhalten, zugleich die einzige weitere, heute bekannte figürliche Darstellung dieser Zeit in Schwäbisch Hall. Das erst vor wenigen Jahren aufgefundene, wandgroße Tafelgemälde stellt das Urteil Salomos dar und wird nach Siebenmorgen in das Jahrzehnt zwischen 1530 und 1540 datiert. Christina Sitter gelangt nach einer ikonographischen Untersuchung zu dem Schluß, daß die Wandvertäfelung ursprünglich nur aus der damaligen Haller Ratsstube stammen kann²⁹.

Das Urteil Salomos führte dem Haller Rat, der sich im Kern aus Richtern zusammensetzte, vor Augen, wie ein gerechtes, weises Urteil zu fällen war, die abgeschlossene Szene des Götzendienstes verweist auf das in der Reformationszeit virulente Thema des rechten Glaubens. Mit dem Chorgestühl der Michaelskirche gewinnt unser Bild darüber, an welchen Maßstäben sich der bürgerliche Rat der Freien Reichsstadt in dieser Phase der Reformation orientierte und welche Leitlinien ihm der protestantische Prediger Brenz mit auf den Weg gab, erneut an Kontur. Salomo gibt nicht nur das Leit- und Mahnbild des weisen und gerechten Herrschers und seiner Verfehlungen ab, die Sprüche Salomos dienen auch unmittelbar der moralischen Unterweisung. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen den Texten innen, an den Brüstungen, und außen, im Fries. Hier wird, der scheinbar unmotivierten Wiederholung eines Satzes und der fragmentarischen Textwiedergabe zum trotz, ein Programm erkennbar.

Ganz offenbar kannten damalige Leser die Fortsetzung der nur angeschnittenen Zitate. Es fällt aber auf, daß an der Innenseite die Bußaufrufe, außen dagegen die Sprüche überwiegen. Der einzige Satz an der Außenseite, der nicht aus den Sprüchen Salomos stammt, „O Mensch, gedenk oft an den Streit [...]“ findet sich auch auf einem der Brüstungsfelder. Ihm geht in beiden Fällen ein Salomo-Spruch voran, zwar nicht gleichlautend, doch im Sinn ähnlich: Es geht darum, die Armen mit Achtung zu behandeln. Im Innenbereich des Chorgestühls ist dies der einzige Satz aus dem Munde des biblischen Königs. Es scheint, als ob sich hier nicht nur die Position des inneren, geweihten Bereichs mit dem Aufruf zu Einkehr deckt, während die Außenseite eher Verhaltensregeln verkündet. Vielmehr scheint auch eine andere Leserschaft angesprochen zu sein, denn der Innenbereich war sicherlich nicht jedermann zugänglich, und die Wiederholung wäre unnötig, wenn sich der Appell nicht an ein unterschiedliches Publikum richtete. Die Aufrufe zur Zucht mögen an eine große Öffentlichkeit gerichtet gewesen sein. Die verschlungenen Spruchbänder an den Brüstungen lasen wohl in der Regel nur diejenigen, die auf den Chorstühlen saßen.

Ob dies der innere Rat der Freien Reichsstadt war oder ein anderes Kollegium, läßt sich wohl ebensowenig klären, wie die Identität der in den Porträts über den Sitzen dargestellten Figuren. Inschriften und Bildnisse zusammen vermitteln je-

29 Christina Sitter: Urteil und Götzendienst Salomons. Ein Beitrag zur Klärung des ursprünglichen Anbringungsortes einer aus der Reformationszeit stammenden Haller Wandvertäfelung, in: WFr 75 (1991), S. 75–94.

doch in einzigartiger Weise ein Bild einer bestimmten historischen Epoche: Der Rückgriff auf die Schrift, die Bußaufrufe in deutscher Sprache, zeigen die Abkehr von den 'ewigen Gewißeheiten' der römisch-katholischen Kirche, der Transsubstantiation, den Kultbildern und der Reliquienverehrung. Die Schwere des Gedenkens an Tod und Leiden bildet aber nur ein Gegengewicht zur selbstgewissen Darstellung – wenn auch im Miniaturformat – des lebenden Menschen in seinen individuellen Zügen. Diese kleinformatigen Porträts verraten viel über die bürgerliche Führungsschicht der Freien Reichsstadt, die sich zu dieser Zeit, nach der Vollen- dung der Michaelskirche, dem Ende der Adelherrschaft und der Berufung des re- formatorischen Predigers Brenz auf einem der Höhepunkte ihrer Entwicklung be- fand. So spiegelt auch der Auftrag, vermutlich an auswärtige Meister, dieses in je- der Hinsicht ungewöhnliche Chorgestühl in den noch gänzlich neuen Formen der Renaissance zu gestalten, das Bewußtsein, in einer neuen Epoche zu leben.

Die praxisorientierte chemisch-alchemistische Literatur in der Bibliothek Graf Wolfgang II. von Hohenlohe

VON JOST WEYER

Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610), eine der bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Geschlecht der Hohenlohe, residierte zusammen mit seiner Gemahlin Magdalena, geborene Gräfin von Nassau-Katzenelnbogen (1547–1633), von 1574 bis 1587 in Langenburg und bis 1610 in Weikersheim. Dort ließ er an Stelle der baufälligen Wasserburg ein Schloß im Stil der Renaissance errichten, das in seiner Bausubstanz bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Wie manche seiner fürstlichen Zeitgenossen beschäftigte sich Graf Wolfgang mit der Alchemie. Schon kurz nach seinem Umzug nach Weikersheim richtete er im Schloß ein einfach ausgestattetes Laboratorium ein, das später durch einen Neubau ersetzt wurde. Dort experimentierte er eigenhändig, unterstützt durch einen Laboranten. Chemie wurde im Schloß auch in einem Destillierbau betrieben, wo Branntwein zu gewerblichen Zwecken destilliert wurde, und in der Schloßapotheke, die unter der Leitung von Magdalena stand.

Wie heute der Chemiker, so benötigte damals der Alchemist für seine Experimente chemische und alchemistische Literatur. Der Form nach unterscheidet man bei dieser Literaturgattung zwischen Manuskripten und gedruckten Werken. Die traditionelle Form der schriftlichen Aufzeichnung stellten Manuskripte dar: Bücher, Abhandlungen, Rezeptsammlungen und einzelne Rezepte. Seit der Einführung des Buchdrucks mit beweglichen Metall-Lettern durch Gutenberg nahm im folgenden 16. Jahrhundert die Zahl der gedruckten Werke zur praktischen Chemie und Alchemie ständig zu. Es muß einen großen Kreis von Lesern gegeben haben, die derartige Bücher kauften, teils wegen ihrer Verwendbarkeit für die Praxis, teils aus allgemeinem Interesse an chemischen Fragestellungen oder an der Alchemie.

Die chemischen und alchemistischen Werke in Wolfgang's Bibliothek wurden bereits untersucht und die Ergebnisse im größeren Zusammenhang veröffentlicht¹. Inzwischen sind zwei neue, wichtige Funde zutage gekommen, die eine wertvolle Ergänzung zu dem schon Bekannten darstellen und Informationen insbesondere zur chemischen Praxis liefern: eine chemisch-alchemistische Rezeptsammlung aus

1 J. Weyer: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (Forschungen aus Württembergisch Franken 39), Sigmaringen 1992, S. 200–227.

dem Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein und eine chemisch-alchemistische Sammelhandschrift aus der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden. Der Inhalt der Rezeptsammlung und des Sammelbandes sollen hier vorgestellt und ausgewertet werden. Hauptthema dieses Aufsatzes ist jedoch die praxisorientierte chemisch-alchemistische Literatur in Wolfgangs Bibliothek, das heißt, die neuen Funde sollen ebenso wie die bereits bibliographisch ermittelten Werke unter dem Aspekt untersucht werden, ob Wolfgang aus ihnen praktische Anleitungen für seine alchemistischen Experimente gewinnen konnte.

Das Langenburger Bücherverzeichnis

Über die chemischen und alchemistischen Bücher, die Wolfgang von Hohenlohe besaß, sind wir durch ein Bücherverzeichnis informiert. Dieses Verzeichnis wurde in Langenburg angefertigt, wahrscheinlich im Jahr 1586, als der Umzug nach Weikersheim bevorstand, und es wurde später durch Neuzugänge laufend ergänzt². Die Buchbestände in der Langenburger Bibliothek sind sorgfältig bibliographiert, so daß bei den gedruckten Werken eine Identifizierung möglich war, während die Neuzugänge flüchtiger aufgenommen wurden.

Die meisten Werke mit chemischer Thematik findet man in dem Bücherverzeichnis unter den Rubriken *Bücher von Bergkwercken, Schmelzen, Giessen, Probieren und anderm, so zu solchen Sachen gehöret, item vom Illuminieren*³ und *Theophrastische und Alchimey-Bücher*. Bei einer Gesamtzahl von etwa 500 Bänden hatte Wolfgang in seiner Bibliothek 15 Bücher zur praktischen Chemie, 33 zur Alchemie, 69 Schriften von Paracelsus und 12 zur Chemiatrie. Mindestens 26 Werke hiervon sind Manuskripte.

Diese Kategorisierung der chemischen Bücher erfordert ein paar Erläuterungen. Zur praktischen Chemie gehören chemische Gewerbe wie Metallurgie, Bergbau, Färberei, Glasherstellung, Ledergerbung und Weinherstellung. Ihr Ziel war es, Stoffe für den täglichen Bedarf zu produzieren. Die Alchemie hatte ein naturwissenschaftliches und ein spirituelles Ziel: einerseits die Vervollkommnung der unedlen Metalle bis zur Stufe des Silbers oder des Goldes, andererseits die Läuterung der Seele des Alchemisten – letzterer Aspekt ist für die praxisorientierte Literatur ohne Bedeutung. Im 16. Jahrhundert waren zwei Teilgebiete der praktischen Chemie von besonderem Einfluß auf die weitere Entwicklung der Chemie: die Metallurgie und die Chemiatrie. Ziel der Chemiatrie war die Herstellung von Medikamenten auf chemischer Basis. Begründer dieser neuen Richtung ist Paracelsus (eigentlich: Theophrastus Bombast von Hohenheim). Natürlich gehören auch die

2 Verzeichnis der Bücher in Wolfgangs von Hohenlohe Bibliothek in Langenburg, undatiert, wahrscheinlich 1586. HZAN (Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein), Archiv Langenburg, Hohenlohe-Bibliothek II.

3 Siehe Abb. 1.

Schriften von Paracelsus (*theophrastische Bücher*) zu den chemiatischen Werken, aber sie sollen hier von denen seiner Nachfolger unterschieden werden.

Werke zur praktischen Chemie in Wolfgangs Bibliothek

Zu den chemisch-praktischen Werken gehören im 16. Jahrhundert insbesondere die Berg-, Kunst-, Probier- und Destillierbücher sowie als gesonderte Gattung die Berg- und Hüttenbücher. Die Kunstbücher sind Rezeptsammlungen, die für den Gebrauch in der Werkstatt und im Haus vorgesehen waren, wobei „Kunst“ hier so viel wie handwerkliche Technik und Geschicklichkeit bedeutet. Wolfgang besaß vier Werke dieser Gattung. Das älteste Werk dieser Art in seiner Bibliothek ist das *Kunst und recht Alchameibüchlin, wie es dann die altenn practicirt haben* (Worms 1529)⁴. Es befaßt sich mit der Herstellung von mineralischen Stoffen und Salzen, chemischen Umwandlungen der Metalle und der Herstellung von „Wässern“. Das Buch hat einen relativ hohen Anteil an alchemistischen Rezepten im engeren Sinn (die also mit der Transmutation der Metalle zu tun haben). Da auch die meisten anderen Rezepte chemische Operationen betreffen, die in der Alchemie verwendet werden, ist das Wort *Alchameibüchlin* voll gerechtfertigt.

Ein anderes derartiges Werk ist das *Kunstbüchlin Gründtlichen rechten gebrauchts ...* (Frankfurt am Main 1566)⁵, das zuerst 1535 in Augsburg erschien. Es ist etwas ausführlicher als das *Kunst und recht Alchameibüchlin*, diesem aber in bezug auf Inhalt und Gliederung sehr ähnlich. Das *Kunstbüchlin* stellt eine Rezeptsammlung mit weitgespannter Thematik dar: Bearbeitung von Metallen, Löten, Ätzen, Vergolden und Versilbern, Beseitigung von Flecken, Herstellung von Tinten und mineralischen Farben, chemische Umwandlungen von Metallen und deren Derivate. Es enthält auch einige Abbildungen von chemischen Öfen.

Ein drittes Kunstbuch aus Wolfgangs Besitz hat den Titel *Alchimia, Das ist Alle Farben, Wasser, Olea, Salia unnd Alumina ...* (Frankfurt am Main 1574); Herausgeber ist Petrus Kertzenmacher⁶. Das Werk erschien zum ersten Mal 1534 unter dem Titel *Alchimi und Bergwerck*. Es unterscheidet sich als Rezeptsammlung in seinem Charakter nur wenig von dem *Kunstbüchlin*, benutzt auch ähnliche Quellen, ist in der Thematik aber einheitlicher, da es sich auf die Herstellung und Umwandlung von Metallen, Salzen und anderen chemischen Stoffen beschränkt. Auch einige alchemistische Rezepte befinden sich darunter. Alle drei genannten Kunstbücher waren für die chemische Praxis brauchbar. Nicht identifiziert werden konnte ein Manuskript in Wolfgangs Bibliothek mit dem Titel *Kunstbuch, wie man soll giessen, schmelzen, Goldt schön ferben, löten, eysen hart unnd weich zu ma-*

4 Siehe Abb. 2.

5 Siehe Abb. 3.

6 Siehe Abb. 4 und Quellentext I im Anhang.

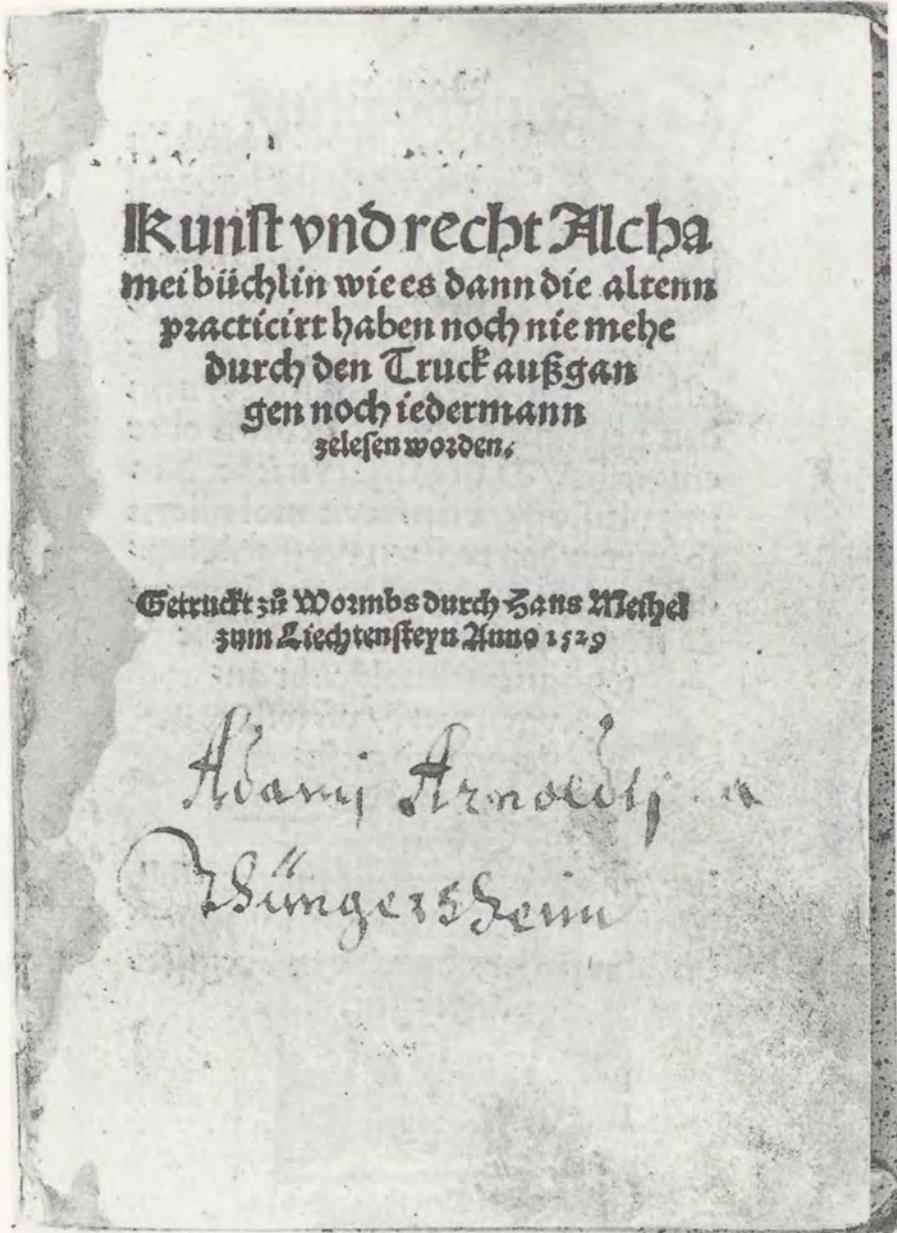


Abb. 2 Kunst und recht Alchameibüchlin, 1529 (Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz).

1.

Kunſtbüchlin/
Gründtlichen
 rechten gebrauches/
 aller Kunſtbaren Werckent. Von
 Artzarbeyt/ in vnd außserhalb Fewers/
 auß Alchimistiſchem vnd natürlichem grun-
 de/ Nemlich: Härten/ Weychen/ Schmelzen/
 Scheyden/ Abtreibē/ Probirn/ Lōten/ Ezen/
 Abformen/ Abgieſſen/ ꝛc. Jede Farben zuberey-
 ten/ erhalten/ beſſern / vnd widerbringens
 Als zum Malen/ Schreiben/ Illuminieren/
 Vergölden/ Stricken/
 Edelgeſtein/ ꝛc.

¶ Alles Inhalt zu end brygelegten Regiſters.
 Mit Röm. Key. Maieſt. privilegien.



Frankfurt Bei Chr. Ege. Erben.

Abb. 3 Kunstbüchlin Gründtlichen rechten gebrauches, 1566 (Bayerische Staatsbibliothek München).

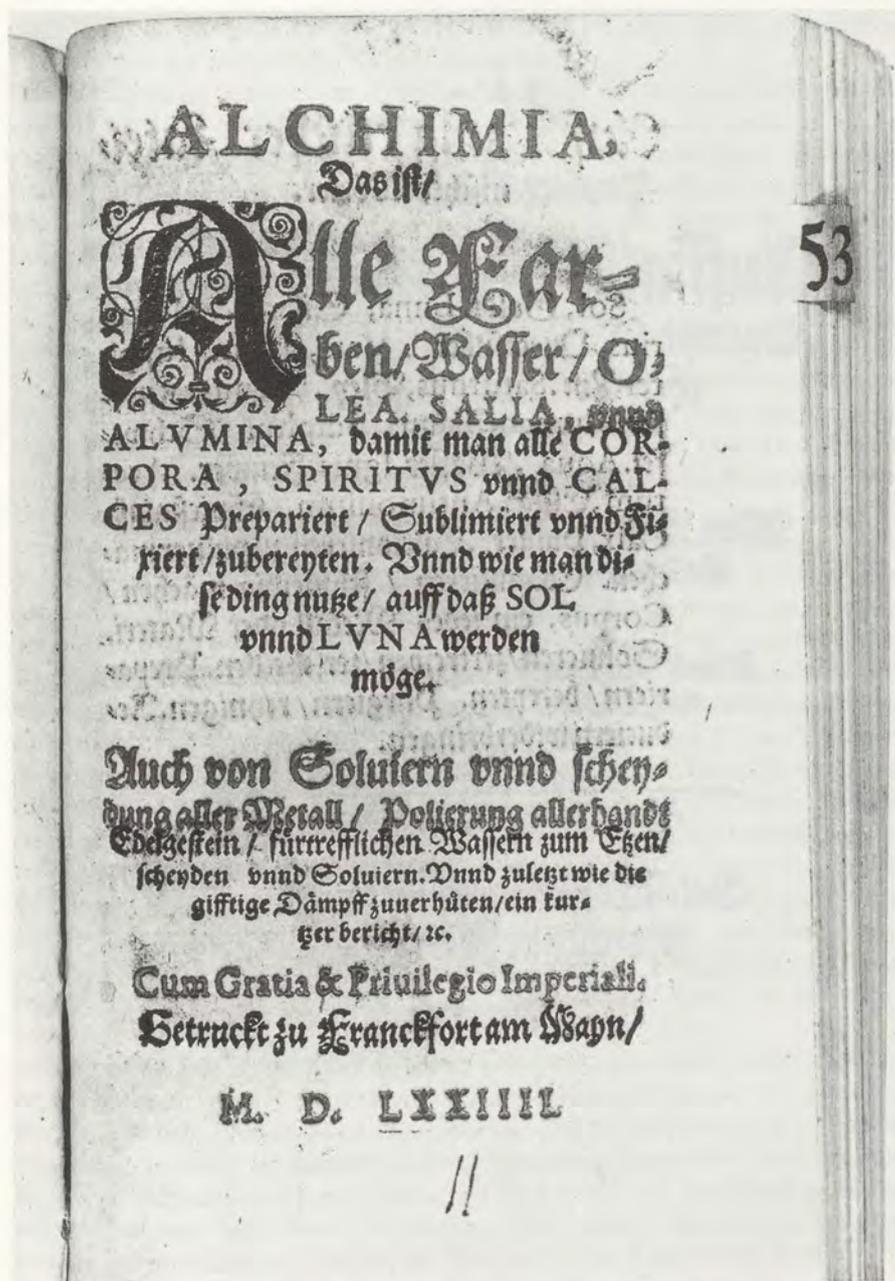


Abb. 4 P. Kertzenmacher (Hrsg.): *Alchimia, Das ist Alle Farben, Wasser, Olea, Salia*, 1574 (Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg).

3

Probier Büchlein.

**Auff alle Metall / so die
Erst vnd Bergtwerck des hochlobli-
chen Teütschen Landts
geben / 2c.**

**Allen Münckmeystern / Bardeyen
Goldwerckern / Bergkleüten vnd
Bauskleüten der Metall.**

**Durch Zachariam Lochner A. M. zu
miz mit fleyß zusamen getras-
gen in Ingolstatt.**

Anno. M. D. LXV.

**Getruckt zu Augspurg / durch
Mattheum Francken.**



Abb. 5 Z. Lochner: Probir Büchlein auff alle Metall, 1565 (Bayerische Staatsbibliothek).

chen, und alle handtgriff, was darzue gehördt. Der Titel zeigt, daß es zu derselben Kategorie wie die drei anderen Kunstbücher gehört.

Die Probierbücher handeln vom Probieren, das heißt von der analytischen Untersuchung der Erze und Metalle; sie waren unter anderem für die Probierer in den Hüttenbetrieben, die Münzprüfer und Goldschmiede bestimmt. Eines der beiden Probierbücher in Wolfgangs Besitz ist das *Probir Büchlein auff alle Metall, so die Ertzt und Bergwerck des hochloblichen Teutschen Landts geben* von Zacharias Lochner (Augsburg 1565)⁷; die inhaltlich identische Erstauflage erschien 1564. Erörtert werden unter anderem Probiergewichte, Aschekupellen, Probieröfen und die Ausführung der Proben für die verschiedenen Metalle. Die Vorschriften sind klar und reproduzierbar beschrieben. Von der Qualität und dem Inhalt her ist Lochners Probierbuch mit dem noch zu besprechenden Berg- und Hüttenbuch von Ercker zu vergleichen. Das zweite Probierbuch hat den Titel *Probier Büchlein auff Goldt, Silber, Ertz unnd Methal* (Frankfurt am Main 1574 oder 1580; Daten fehlen im Bücherverzeichnis)⁸. Es ist in der Thematik ähnlich wie das Probierbuch von Lochner, erreicht jedoch nicht dessen Niveau.

Destillierbücher befassen sich mit der Destillation, wobei dieser Begriff umfassender als heute definiert wurde. Man verstand darunter alle Arbeiten, die dazu dienen, um aus einem Rohprodukt ein veredeltes Produkt zu gewinnen, also auch Filtration und Extraktion. In Wolfgangs Bücherverzeichnis sind zwei Destillierbücher von Hieronymus Brunschwig ohne nähere bibliographische Daten aufgeführt. Vermutlich waren es Neuauflagen des sogenannten „Kleinen Destillierbuchs“, das 1500 zuerst erschien und ab 1551 überarbeitet und in mehreren Neuauflagen herausgegeben wurde, so die Ausgabe *Distillierbuch der rechten Kunst* (Frankfurt am Main 1551)⁹. Das Werk beginnt mit einem allgemeinen Abschnitt über die Technik des Destillierens und befaßt sich im Hauptteil detailliert mit der Gewinnung von wäßrigen oder alkoholischen Extrakten aus vorwiegend pflanzlichen Materialien und deren Verwendung als heilkräftige Wässer. Inhaltlich verwandt ist das Werk *Ein nutzliches Büchlein von mancherley künstlichen wasserren, ölen und weinen* von Hans Jacob Wecker. Das Buch erschien zuerst 1569; bibliographische Daten fehlen in dem Bücherverzeichnis. Beide Destillierbücher waren für die Praxis brauchbar.

Aufbauend auf den Berg-, Kunst-, Probier- und Destillierbüchern, die oft reine Rezeptsammlungen darstellen, entstand eine neue Kategorie chemisch-praktischer Bücher, nämlich die Berg- und Hüttenbücher. Die beiden bedeutendsten Werke dieser Art, die im 16. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum erschienen, sind die Berg- und Hüttenbücher von Agricola und Ercker. Es sind eigenständige Werke mit präziser und detaillierter Beschreibung der chemisch-technischen Prozesse und mit ausgezeichneten Illustrationen. Wolfgang besaß beide Werke in seiner Bi-

7 Siehe Abb. 5 und Quellentext 2 im Anhang.

8 Siehe Abb. 6.

9 Siehe Abb. 7.

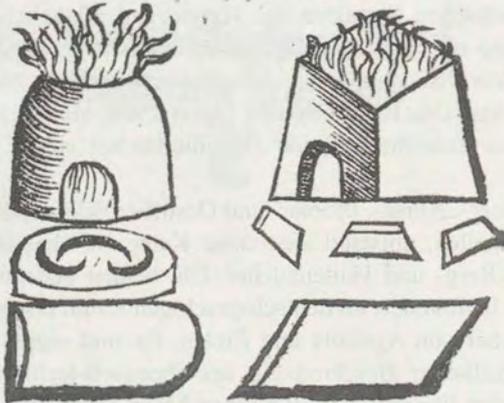
21

Problee

Büchlein Auff
Goldt / Silber / Ertz vnnnd
Methal / Mit vil köstlichen Alcht-
mistischen Künsten / Sampt aller zus-
gehör / auch Instrumenten darzu
dienstlich.

Mehr des Goldfärbens beson-
 dere Kunststücklin.
 Item ein erklärang der Bergknamen/
 für die neuwen angehenden Bergk-
 leuth.

Alles mit sonderm fleiß für die Liebhaber der
 Kunst beschrieben.



Cernit in Franckfort am Rhain: 5 7 4

Abb. 6 *Problee Büchlein auff Goldt, Silber, Ertz vnnnd Methal*, 1574 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel).

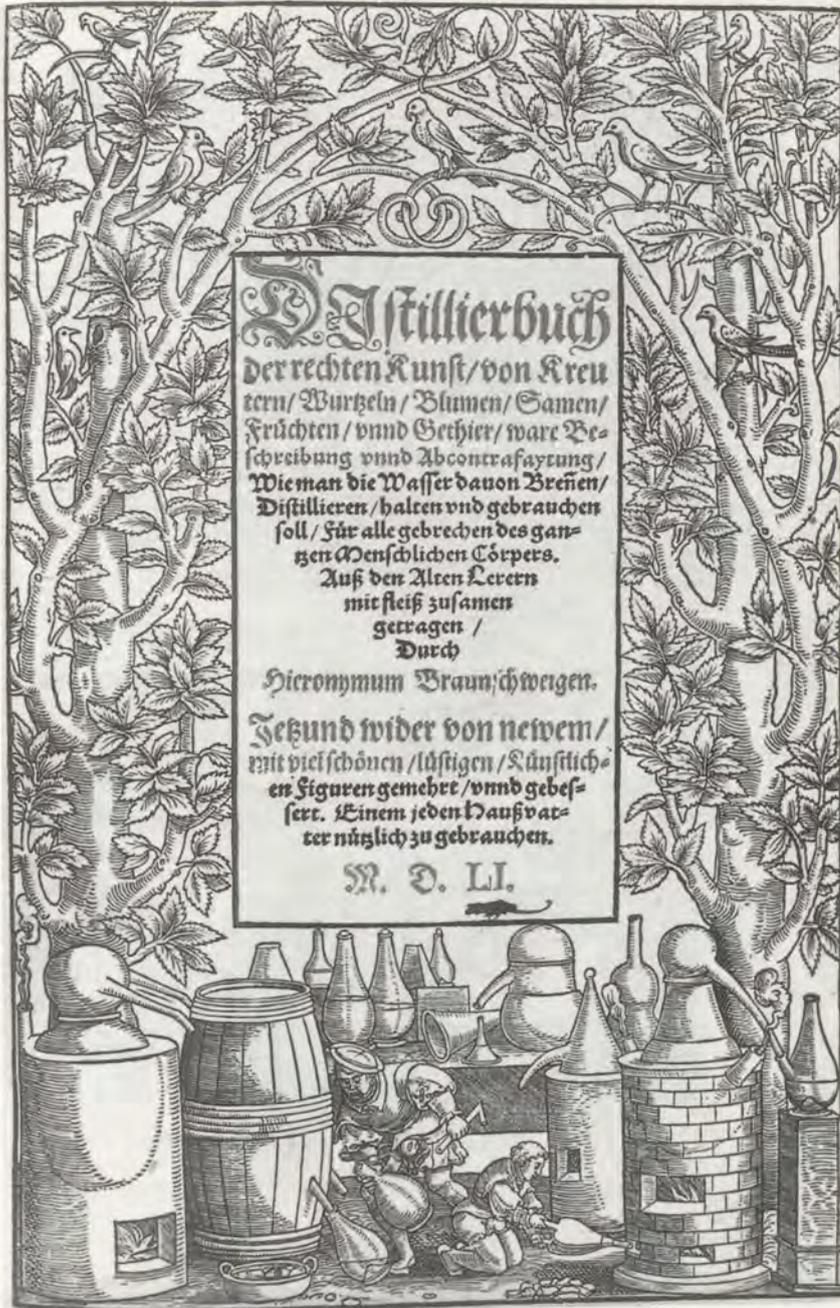


Abb. 7 H. Brunschwig: Distillierbuch der rechten Kunst, 1551 (Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen).

Vom Bergwerck

werck xij. Bücher Dar.

in alle Empter / Instrument / Ge

zeuge vnd alles zu diesem handel gehörig / mit schönen figuren vor-
 bildet / vnd klärllich beschriben feindt / erstlich in Lateinischer sprach / durch den
 Hochgelehrten vnd Weitberämpften Herrn Georgium Agricolam / Doctorem
 vnd Bürgermeistern der Churfürstlichen stat Kempnis / sezundt aber ver-
 scüßcht / durch den Achtparen vnd Hochgelehrten Herrn Philips
 pum Bechium / Philosophen / Arnet / vnd in der
 Loblichen Vniuersitet zu Bas
 sel Professorn.



Ge drucke zu Basel durch Jeronymus Freben / vnd Nicolausen
 Buchoff / im 1557. jar mit Keiserlicher Freyheit.

Abb. 8 G. Agricola: Vom Bergwerck XII Bücher, 1557 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel).

Beschreibung/
Allerfürnemisten
 Mineralischen Ertzt unnd

Bergwercks arten /wie dieselbigen/ vnd eine jede in sonderheit /irer natur vnd eigenschafft nach/ auff alle Metaln Probirt/ vnd im kleinen feuer sollen versucht werden / mit erklärang etlicher fürnemer nützlicher Schmelwerck/ im großen feuer/ auch scheidung Goldts/ Silberz/ vnd anderer Metaln/ Sontz einem betide des Kayser/ folgern/ Messing errennen/ vnd Salpeter sieden/ auch aller salzeten Mineralischen proben/ vnd was denen allen anhengig/ in fünf Bücher versetzt/ Desz gleichen zuuoren niemals in Druck kommen.

Allen Liebhabern der Feuerwerkünste/ jungen Probirern vnd Bergleuten zu nutz/ mit schönen Figuren vnd abriß der Instrument/ trewlich vnd fleißig an tag geben.

Auffz newe an vielen orten mit besserer auffführung/ vnd mehrern Figuren etlicher Durch

Der Weitberühmten Lazarum Erckern/ der Röm. Kay. May. Obersten Bergmeister/ im Königreich Böhem/ etc.

34. 4. phys. 5.



Mit Röm. Keyf. May. Privilegien.

Getruckt zu Franckfurt am Mayn/ M. D. LXXX.

Abb. 9 L. Ercker: Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergwercks arten, 1580 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel).

bliothek. Das Berg- und Hüttenbuch *Vom Bergwerck XII Bücher* (Basel 1557) von Georg Agricola¹⁰ ist die deutsche Übersetzung der Erstaufgabe, die 1556 unter dem Titel *De re metallica libri XII* auf Lateinisch erschien. Behandelt werden unter anderem folgende Themen: Allgemeines über den Bergbau, Lagerstätten und deren Abbau, Geräte und Maschinen für den Bergbau, Probierwesen, Gewinnung der Metalle aus den Erzen in den Schmelzöfen, Abtrennung von Gold und Silber, Entsilbern des Kupfers, Gewinnung von Salzen. Bei dem Werk *Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergwercks arten* (Frankfurt am Main 1580) von Lazarus Ercker¹¹ handelt es sich um eine verbesserte Neuauflage des 1574 erstmals erschienenen Berg- und Hüttenbuches. Der Autor erörtert unter anderem das Probieren und die Geräte hierfür, Silber, Gold, Kupfer, Blei und deren Erze und die Gewinnung von Salpeter.

Wie bei den gedruckten Werken, so kann man auch bei den Manuskripten einiges über den Inhalt aus dem Titel entnehmen, wenn dieser sehr ausführlich ist. Das gilt auch für das folgende Manuskript, das als Handbuch neben Werken wie denen von Agricola und Ercker für Wolfgang eine besondere Rolle gespielt haben mag: *Handbuch uber allerley ausserlesene Alchimeystück, darin begriffen sindt Alchimistische Characteres unnd wörtter mit deren bedeutung, item von Sulphur Arbeit, Extractionibus, Ölen, Essig, Spiritu vini, Mineral- und sunst wassern, weinstein saltz öll und Spiritu, Oleo et Spiritu vitrioli, Auro potabili, quinta essentia et oleo auri, hönig, öll unnd feiste, wie man alles bereiten, distillieren unnd zurichten soll, item von Mercurii arbeit, Niderschlagen, Fixationibus, Aquaforten Regis et gradationis, Croco Martis unnd andern, Lutis Sigillationibus etc.* Ob dieses Handbuch mehr zu den chemisch-praktischen oder zu den alchemistischen Werken zu rechnen ist, läßt sich schwer entscheiden, da das Wort „Alchemie“ im 16. Jahrhundert oft noch unterschiedslos für die Chemie und für die Alchemie im engeren Sinn benutzt wurde. Auch hat diese Differenzierung keinen großen heuristischen Wert, da vielfach in chemisch-praktischen und alchemistischen Rezeptsammlungen dieselben Rezepte auftreten.

Die chemisch-alchemistische Sammelhandschrift in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden

In der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden befindet sich ein Sammelband mit chemisch-alchemistischen Manuskripten¹², deren Titel eine verblüffende Übereinstimmung mit den Titeln eines Sammelbandes in Wolfgangs Bücherverzeichnis

10 Siehe Abb. 8.

11 Siehe Abb. 9, 10 und 13.

12 Chemisch-alchemistische Sammelhandschrift, 16. Jh. Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Msc. Dresd. J 190. – Beschrieben in: F. Schnorr von Carolsfeld (Hrsg.): Katalog der Handschriften der Königl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden, Bd. 2, Leipzig 1883, S. 91–92.

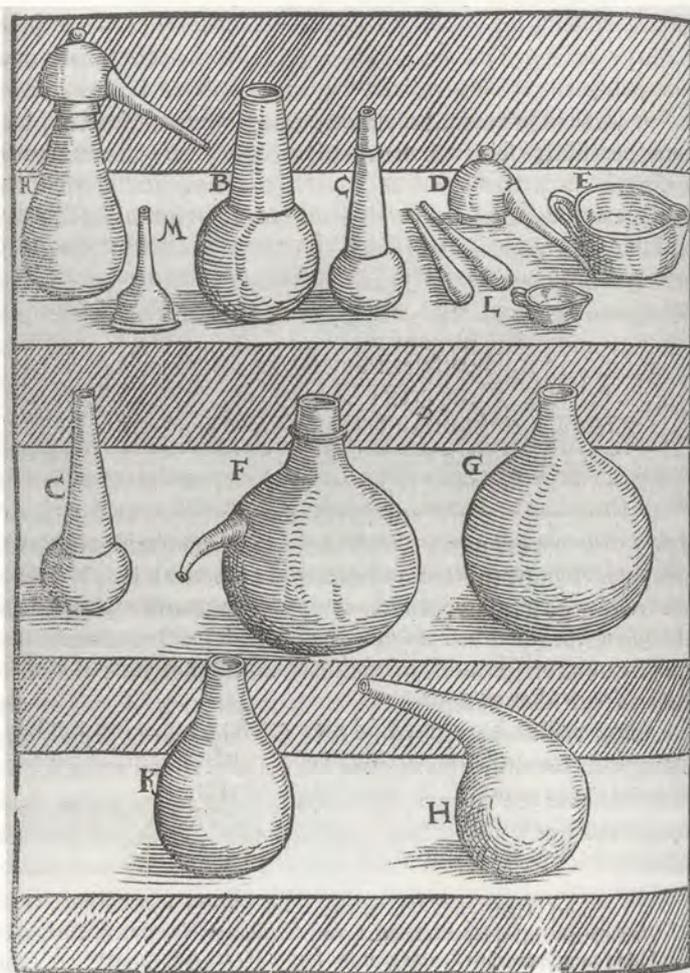


Abb. 10 Glas- und Keramikgeräte zum Destillieren.

A Glaskolben mit Helm

B, C mit Lehm überzogene Kolben

D Destillierhelm

E Glasschale

F, G Vorlagen

H Keramikretorte

K Keramikkolben

L Köblein, kleine Schale

M Glastrichter

In: L. Ercker: *Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergwercks arten* 1580, Bl. 63^b (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel).

haben¹³. Die Vermutung lag nahe, daß sich der Dresdener Band ursprünglich in Wolfgangs Besitz befand. Um dies zu überprüfen, sollen die Inhaltsangaben der beiden Bände einander gegenübergestellt werden. Zunächst der Inhalt des Dresdener Bandes; berücksichtigt wurden hierbei auch der Wortlaut der Titel im Register und die Kennzeichnung durch Großbuchstaben und das Planetensymbol ☉ für Sonne bzw. Gold.

Ein schönes Alchamey Buech

Liber Alchimiae Magistri Archilay

☉ *Hierinn ist ein bewerter Außzug aus der wharenn Philosophhey, dardurch die Alchamey zu wharer erfharung gepracht, und andere stuckh von bewerten Maystern dieser kunst mit mher andern künsten, wie hernach geschriben sthet ☉ (Register über das Alchamey Buech mit ☉ verzeichnet)*

Alchimey und Artzney buech, so vom Vatterr Guadian Herr Hannßen von Kelhaim kompt H (Register über das Alchimey und Artzneybuech, so vom Vattr Guardian von Kelhaim kompt)

Alchimeybüechlin von einem erfahren Apt der Alchimey berümpft A (Register über das Alchamey Buech mit dem A verzeichnet)

G Ein künstlich Alchimeybuech mit viel bewärten stucken (Register über das Alchamey Buech mit G verzeichnet)

K Der recht warhafftig grundt der wharenn Philosophiae

Der Schreiber ist bei allen Traktaten dieses Sammelbandes derselbe, die Seitenzählung ist durchgehend und stammt ebenfalls von ihm. Die Titel des Sammelbandes in Wolfgangs Bücherverzeichnis lauten wie folgt¹⁴:

Kunstabuch, wie man soll giessen, schmeltzen, Goldt schön ferben, löten, eysen hart unnd weich zu machen, und alle andere handtgriff, was darzue gehört

Alchimey büchlein von einem erfahren Abt der Alchimei berümpft

Alchimei unnd Artzneybuch, so vom Vater Guadian Herr Hansen von Kelheim kombt

Bewerter außzug auß der waren Philosophi, dardurch die Alchimey zu warer erfahrung gebracht, unnd andere stückh von bewerten Maistern diser kunst mit mehr andern künsten, wie hernach geschrieben sthet

Ein schones Alchimei büchlein

Incipit Liber Alchimiae Magistri Archilai

Ein künstlich Alchimei buch mit vilen bewerten stückhen

Dieser Band ist im Bücherverzeichnis am Rand mit der Anmerkung versehen: *Folio schwartz Leder, ist geschrieben. Hat mein gnediger Herr.* Die Titel des Langenburger Bücherverzeichnisses sind mit denen des Dresdener Bandes praktisch identisch. Der Traktat *Der recht warhafftig grundt* fehlt im Bücherverzeichnis, das

13 Für diesen Hinweis danke ich Herrn Julian Paulus M.A., Heidelberg.

14 Siehe Abb. 1.

Kunstabuch fehlt im Dresdener Band. Die Reihenfolge der Abhandlungen ist in beiden Bänden unterschiedlich.

Der Vergleich führt zwingend zu dem Schluß, daß das Dresdener Manuskript nicht aus Wolfgangs Besitz stammt, sondern – vermutlich in seinem Auftrag – abgeschrieben wurde. Der Schreibfehler *Guadian* spricht dafür, daß der Dresdener Band unmittelbare Vorlage für die Abschrift war. Der Fehler, der dem Schreiber des Dresdener Manuskripts unterlief, während es im Register richtig *Guardian* heißt, wurde von Wolfgangs Abschreiber kritiklos übernommen und auch im Bücherverzeichnis nicht mehr korrigiert. Wolfgang interessierte sich nicht für den vorwiegend allegorischen Traktat *Der recht warhafftig grundt* und ließ die übrigen Traktate zusammen mit dem *Kunstabuch* binden.

Die ungeordnete Auswahl der Buchstaben im Dresdener Manuskript läßt vermuten, daß auch diese Traktate ihrerseits aus einer größeren chemisch-alchemistischen Büchersammlung abgeschrieben wurden. Für die Herkunft des Dresdener Bandes und dessen Vorlagen gibt es keine Anhaltspunkte. Daß der Band nicht, wie zunächst angenommen, aus Wolfgangs Besitz stammt, nimmt dem Fund nur wenig von seiner Bedeutung, da man davon ausgehen kann, daß die Traktate unverändert abgeschrieben wurden. Somit gestattet er einen weiteren Einblick in die von Wolfgang benutzte chemisch-alchemistische Literatur.

Die erste Abhandlung *Ein schönes Alchamey Buch* (S. 1–192) zerfällt in acht Teile, von denen die wichtigsten kurz charakterisiert werden sollen. Nicht überschriebene Rezepte für Metalle, Salze und andere chemische Stoffe (S. 25–74) stellen eine nur notdürftig geordnete Rezeptsammlung dar, wobei sich manches inhaltlich wiederholt. Stichproben zeigen, daß viele Rezepte mit denen in den Kunstbüchern vergleichbar sind, einige sogar ausführlicher und besser als in dem Probierbuch von Lochner. Die „Summa“ des Meisters Archilaos (S. 74–109) handelt allgemein von der Alchemie und speziell von einzelnen chemischen Stoffen, wobei ersteres nichtssagend und letzteres für die Praxis unbrauchbar ist. Ein Traktat über verschiedene „Wässer“ (S. 109–137) widmet sich insbesondere der Herstellung und Anwendung der Mineralsäuren. Die Rezepte sind klar beschrieben und kommen in ihrer Qualität denen in Lochners Probierbuch gleich. Der Prozeß des Rosarius (S. 137–185) erörtert Allgemeines zur Alchemie, chemische Stoffe und deren Umsetzungen, Transmutationen und Goldelixiere, wobei der praktische Teil relativ klar dargestellt ist.

Der *Liber Alchimiae Magistri Archilay* (S. 195–208) ist ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis, das dem Alchemisten bei der Deutung der Namen der Stoffe helfen soll, aber wenig praktischen Wert hat. Der Traktat *Ein bewerter Außzug aus der wharenn Philosophy* (S. 245–365) besteht aus vielen kleineren Abhandlungen oder Stücken davon, wobei nur selten erkennbar ist, wo ein Stück endet und das andere beginnt. Eine Gesamtbeurteilung kann nicht gegeben werden. Die Transmutationsrezepte sind der äußeren Form nach – bis auf die verschlüsselten Rezepte – relativ klar dargestellt. Ein Abschnitt über das Probieren von Metallen (S. 300–307) erreicht in Ausführlichkeit und Qualität Lochners Probierbuch.

Das *Alchimey und Artzney buech, so vom Vatter Guardian*¹⁵ *Herr Hannßen von Kelhaim kompt* (S. 373–470) ist auf Lateinisch abgefaßt. Soweit an inhaltlichen und stilistischen Merkmalen erkennbar, zerfällt der Traktat in drei Teile: Auszüge aus den *Secreta* von Hermes (vermutlich S. 375–398), ein nicht überschriebener Teil über chemische Stoffe und Grundoperationen (S. 398–417) und medizinische Rezepte und ein Weintraktat (S. 417–462). Die Auszüge aus den *Secreta* enthalten Theoretisches und Praktisches in der traditionellen Art solcher alchemistischer Traktate. Sehr klar ist dagegen der Teil über die Stoffe und Operationen abgefaßt. Wie eine genaue Überprüfung zeigt, sind diese Texte fast alle dem *Libellus de Alchimia* von Pseudo-Albertus Magnus entnommen – Näheres hierzu bei der Besprechung des nächsten Traktats. Die medizinischen Rezepte und der Weintraktat sind für die Thematik des Aufsatzes ohne Bedeutung.

Von Interesse ist das *Alchimeybüechlin von einem erfahren Apt der Alchimey berümpft* (S. 475–524). Ein Textvergleich ergibt, daß es sich hierbei um eine vollständige deutsche Übersetzung des lateinischen *Libellus de Alchimia* aus dem spätem 13. oder dem 14. Jahrhundert handelt, das von einem unbekanntem Alchemisten verfaßt und traditionell Albertus Magnus zugeschrieben wurde¹⁶. Der *Libellus de Alchimia* war auch unter dem Titel *Semita recta* bekannt; die Überschrift in dem Dresdener Band lautet: *Hic Libellus dicitur Pater reverendus vel Semita directa*.

Das Buch ist ein kleines Kompendium der Alchemie für den angehenden Alchemisten, praxisorientiert, klar gegliedert und didaktisch geschickt aufgebaut. Einleitend befaßt sich der Autor mit Gründen für das Scheitern von Anfängern in der Alchemie, er beschreibt die Entstehung der Metalle im Erdinnern, liefert theoretische und praktische Argumente für die Möglichkeit einer Transmutation und stellt Arbeitsregeln für den Alchemisten auf. Es folgen im Hauptteil Kapitel über den Bau der benötigten Öfen, über die Eigenschaften und Herstellung der chemischen Stoffe und über die chemischen Grundoperationen. Den Abschluß bilden einige Kapitel über chemische Verfahren, die im engeren Zusammenhang zur Transmutation stehen.

Der Traktat *Ein künstlich Alchimeybuech mit viel bewärten stucken* (S. 529–609) ist aus vielen Einzelrezepten zusammengesetzt, so daß eine Gesamtbeurteilung schwierig ist. Stichproben bei einigen metallurgischen Rezepten zeigen, daß diese mit den Rezepten in den Kunst- und Probierbüchern vergleichbar sind. Der letzte Traktat, *Der recht warhaffig grundt der wharenn Philosophiae* (S. 611–638), beschreibt die Stufen des Transmutationsprozesses über die Schwärzung und andere Zwischenstufen bis zum weißen und roten Elixier. Der Traktat ist zum Teil in Versen abgefaßt und mit allegorischen Zeichnungen versehen. Wolfgang ließ diesen von der chemischen Praxis weit entfernten Traktat nicht abschreiben. – Zusammen-

15 So die richtige Schreibweise. Als Guardian wird der Vorsteher (Abt) eines Franziskaner- oder Kapuzinerklosters bezeichnet.

16 *Pseudo-Albertus Magnus: Libellus de Alchimia*. In A. und A. Borgnet (Hrsg.): *B. Alberti Magni Opera Omnia*, Bd. 37, Paris 1898, S. 545–578. – Engl.: *Libellus de Alchimia, Ascribed to Albertus Magnus*, Hrsg. von V. Heines, Berkeley, Los Angeles 1958.

fassend kann man sagen, daß die Dresdener Sammelhandschrift einen beachtlichen Anteil an Rezepten enthält, die für die chemisch-alchemistische Praxis brauchbar waren.

Die Akte „Archiv Langenburg, Kirchberger Behälter 50/1“

Im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein ist eine Fülle von Material vorhanden, welches die verschiedenen Aspekte von Wolfgangs Beschäftigung mit der Alchemie beleuchtet: Kauf von Chemikalien, Anfertigung von Geräten, Bau eines Laboratoriums, Tätigkeit eines Laboranten, Verzeichnis der chemischen und alchemistischen Bücher, Briefwechsel mit Fürsten, Probleme mit einem alchemistischen Betrüger. Es fehlten dagegen chemische und alchemistische Rezepte, soweit sie nicht in den gedruckten Büchern enthalten sind. Erst nach der Veröffentlichung des Buches über Wolfgang von Hohenlohe und die Alchemie wurde im Hohenlohe-Zentralarchiv an einer von der Signatur her völlig unerwarteten Stelle eine umfangreiche Akte entdeckt, die aus dem Besitz Wolfgangs von Hohenlohe stammt. Sie kann in erster Näherung als eine chemisch-alchemistische Rezeptsammlung bezeichnet werden¹⁷.

Wie die Rezeptsammlung im Repertorium des Archivs Langenburg in den „Kirchberger Behälter“ gelangt ist, läßt sich rekonstruieren. Nach Wolfgangs Tod muß die Sammlung zunächst an seinen Sohn Philipp Ernst (1584–1628) gegangen sein, der auf Schloß Langenburg residierte. Als dieser starb, erbte sein Sohn Joachim Albrecht von Hohenlohe (1619–1675), also Wolfgangs Enkel, die Rezepte. Joachim Albrecht hatte seinen Sitz in Kirchberg und ist auch der Gründer des Kirchberger Kabinetts.

Die Rezeptsammlung besteht aus etwa vierzig Stücken unterschiedlichen Umfangs. Die ersten Stücke sind numeriert, jedoch nicht durchlaufend, während bei vielen anderen Stücken die Numerierung fehlt. Vermutlich war Wolfgangs Rezeptsammlung ursprünglich wesentlich größer, aber um wieviel, läßt sich nicht abschätzen. Die Akte besteht nicht nur aus chemischen, alchemistischen und chemiatri-schen Rezepten, sondern enthält auch Fragmente von alchemistischen Abhandlungen, Textauszüge aus Werken und einige Briefe. Fünf Rezepte wurden von Wolfgang eigenhändig geschrieben, und 14 Dokumente zeigen die Handschrift von Wolfgangs Leibarzt Dr. Eucharius Seefridt (1544–1610), der auch sein Gesprächspartner für chemische Fragen war. Seefridt gehörte zu den bekannten chemiatri-schen Ärzten seiner Zeit, und auch Wolfgang stand chemiatri-schen Ideen nahe, wie aus den zahlreichen paracelsischen und anderen chemiatri-schen Werken in seiner Bibliothek hervorgeht.

17 Sammlung chemisch-alchemistischer und chemiatri-scher Rezepte aus dem Besitz Wolfgangs von Hohenlohe, HZAN, Archiv Langenburg, Kirchberger Behälter 50/1. – Den Hinweis auf diese wichtige Akte verdanke ich Herrn Wilfried Beutter, Hohenlohe-Zentralarchiv.

Die Dokumente im „Kirchberger Behälter“ lassen sich in folgende Kategorien aufteilen:

- 14 Dokumente mit chemischen Rezepten
 - 1 Dokument mit alchemistischen Rezepten
 - 3 Dokumente mit chemischen und alchemistischen Rezepten
 - 5 Dokumente mit chemiatischen Rezepten
 - 3 Dokumente mit chemischen und chemiatischen Rezepten
 - 2 Dokumente mit medizinischen Rezepten
 - 3 Textauszüge aus alchemistischen und chemiatischen Werken
- 4 Briefe

Die genannten Kategorien der Rezepte sind nicht immer scharf voneinander zu trennen. So kann bei der Herstellung eines chemischen Stoffes auf seine Verwendbarkeit als Medikament hingewiesen werden, wodurch ein chemisches Rezept auch als ein chemiatisches gelten könnte. Diejenigen Dokumente aus dem „Kirchberger Behälter“, die für die praxisorientierte chemisch-alchemistische Literatur von besonderem Interesse sind, sollen in den folgenden beiden Abschnitten ausführlicher behandelt werden.

Antimon-Rezepte im „Kirchberger Behälter“

Auffallend ist der hohe Anteil an Antimon-Rezepten im „Kirchberger Behälter“. Es sind nicht weniger als elf Dokumente, die zwischen einem und 15 Antimon-Rezepte enthalten; hinzu kommen drei zugehörige Briefe. Wie Hermann Fischer zeigen konnte, gibt es kein anderes chemisches Element, das in der chemisch-pharmazeutischen Literatur der frühen Neuzeit derartige Aufmerksamkeit erfahren hat wie das Antimon, nicht einmal Elemente wie Gold, Quecksilber oder Schwefel. Er führt dies unter anderem auf die Eigenschaften der Antimonverbindungen zurück: die Fähigkeit, das Gold als „König der Metalle“ von allen Verunreinigungen zu befreien, die Bildung des mineralischen und doch flüchtigen Antimontrichlorids, das Auftreten von Farberscheinungen beim Arbeiten mit Antimonpräparaten, die brechenenerregende, schweiß- und stuhltreibende physiologische Wirksamkeit seiner Verbindungen¹⁸. Antimonpräparate gehören zu den typischen chemiatischen Medikamenten, und manche von ihnen gehen auf Paracelsus zurück, der die Antimontherapie letzten Endes eingeführt hat. Wolfgang besaß in seiner Bibliothek ein Werk, das speziell dem Antimon gewidmet war. Es trägt den Titel *De Secretis Antimonii liber unus. Das ist Von der grossen heymlichkeit des Antimonii, die Artzney belangent* (Straßburg 1570) und wurde von Alexander von Suchten verfaßt.

18 H. Fischer: Metaphysische, experimentelle und utilitaristische Traditionen in der Antimonliteratur zur Zeit der „wissenschaftlichen Revolution“ (1520–1820). Eine kommentierte Auswahl-Bibliographie (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften 30), Braunschweig 1988, S. 6.

Bevor einzelne Antimon-Rezepte ausgewählt und diskutiert werden, sollen die wichtigsten diesbezüglichen Dokumente charakterisiert werden. Von den datierbaren Dokumenten ist das älteste eine chemisch-alchemistische Rezeptsammlung: *Diese Kunst sein dem wolgebornen, meinem gnedigen Herrn von dem Alchimisten Alexander Bilbeckhen von Oxenfurtt, so von Öttingen anhero kommen, zugestellt worden den 14. Aprilis Anno 1600*¹⁹. Die Rezepte sind mit einigen Zeichnungen von Geräten und Versuchsanordnungen illustriert. Der Chronologie nach folgt als nächstes ein Antimon-Rezept, das durch zwei zugehörige Briefe auf das Jahr 1603 datierbar ist. Den einen Brief schrieb der Waldenburgische Sekretär Ottmann an Seefridt, den anderen Seefridt an Wolfgang²⁰.

Im November 1609 schickte Seefridt an seinen Herrn eine umfangreiche Zusammenstellung von Antimon-Rezepten, versehen mit einem Begleitbrief²¹. Wolfgang hatte Seefridt darum gebeten, aus einem medizinischen Werk von Josephus Quercetanus die das Antimon betreffenden Rezepte aus dem Lateinischen ins Deutsche zu übersetzen. Joseph Duchesne, latinisiert Quercetanus, (ca. 1544–1609) war ein berühmter französischer, in der Tradition von Paracelsus stehender Arzt, der in Paris Leibarzt von König Heinrich IV. gewesen war²². Seefridt kam dieser Bitte nach und übersetzte die Rezepte, deren Qualität er lobte: *Meines Bedenckens sein es schöne, herrliche Preparaciones Antimonii, die alle andere, sovil mirh noch zu Henden oder zu lesen worden, ubertreffen*. Die Zubereitungen seien zwar von Quercetanus an manchen Stellen *zimlich obscur und nicht gar offenbarlich* beschrieben worden *wegen derjenigen, so eintweder solchen chymischen Medicamenten feind sein und die Chymiam verspotten und deßwegen solcher Arcanen nicht wurdig sein, aber derjenige, der in den praeparationibus chimicis etwas geubt sei, könne diese Prozesse ausführen*.

Quercetanus habe, wie aus seinen Schriften hervorgehe, nicht gewünscht, *daß solche und dergleichen seine geheime spagyrische Artzneyen, die er in lateinischer Sprach in Druck geben und kommen laßen, durch Verdolmetschung in frantzosische, theutsche oder andere gebrauchliche Muttersprachen dem gemeinen Poschel der Laboranten oder Balbierer (welche nichts studiert haben) sollen gemein gemacht werden*, und daher bitte er, Seefridt, darum, die übersetzten Texte nicht einem jeden weiterzugeben, sondern geheimzuhalten. Die zwölf Antimon-Rezepte tragen Überschriften wie *Antidotus Theodotos, daß ist, eine Artzney auß dem Antimonio, so ein Gottesgab kan genant werden* – auch dies vermutlich aus Gründen

19 Chemisch-alchemistische Rezeptsammlung von Alexander Bilbeck aus Oxsenfurt, 14. April 1600. HZAN (wie Anm. 17).

20 Brief Ludwig Gottfried Ottmann, Waldenburgischer Sekretär, an Eucharius Seefridt, Waldenburg, 11. Mai 1603. – Brief Eucharius Seefridt an Wolfgang von Hohenlohe, Öhringen, 12. Mai 1603. – Rezept für Mercurius Vitae. HZAN (wie Anm. 17).

21 Chemiatriische Rezepte für Antimon-Präparate aus einem Werk von Josephus Quercetanus, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt von Eucharius Seefridt. – Brief Eucharius Seefridt an Wolfgang von Hohenlohe, 6. Nov. 1609. HZAN (wie Anm. 17).

22 A. G. Debus: Joseph Duchesne. In: Dictionary of Scientific Biography 4 (1971), S. 208–210.

der Geheimhaltung. Da die Rezepte von Quercetanus zu Medikamenten, aber nicht zu chemisch klar definierten Stoffen führen, soll ihr Inhalt im folgenden nicht weiter diskutiert werden.

Ebenfalls aus dem Jahr 1609 stammt eine Sammlung von chemiatrischen Rezepten, die hauptsächlich Antimon-Präparate betreffen²³. Ein Teil dieser Rezepte wurde von Dr. Henning aus Arnstadt an Wolfgang geschickt und von Seefridt geordnet. Die übrigen Rezepte wurden aus einem Buch abgeschrieben, das Wolfgang von einem betrügerischen Alchemisten namens Michael Polhaimer erhalten hatte, als dieser in den Jahren 1595 bis 1597 im Weikersheimer Schloß inhaftiert gewesen war²⁴.

Alle übrigen Dokumente mit Antimon-Rezepten sind undatiert. Seefridts Handschrift zeigen eine umfangreiche Sammlung von das Antimon betreffenden Rezepten (*Vom Antimonio, von D. Euchario überschickt*)²⁵ und ein nur aus zwei Rezepten bestehendes Blatt²⁶. Von besonderer Bedeutung ist eine Sammlung teils sehr ausführlicher chemischer Rezepte, die überschrieben ist mit: *Künst, so D. Niedtheimer mein gnedigen Herrn gelernet*²⁷. Wenn Wolfgang von Niedtheimer in der Ausführung dieser chemischen Prozesse unterwiesen wurde, bedeutet dies mit anderen Worten, daß wir hier etwas über Wolfgangs chemisch-experimentelle Fähigkeiten erfahren – eine der wenigen Stellen in den Dokumenten des Hohenlohe-Zentralarchivs, wo ein solcher tiefergehender Einblick möglich ist. Übrigens wird in einem der Rezepte Wolfgangs chemisches Handbuch²⁸ erwähnt: ... *wie in meins gnedigen Herrn Handtbuch vom Kupffer stehet*. Niedtheimers Name kommt auch in einem Rezept für Laudanum Opiatum vor, das er im Februar 1604 an Wolfgang schickte²⁹. In ausführlicherer Form ist dieses Rezept in der genannten Rezeptsammlung Niedtheimers enthalten. Daraus kann man schließen, daß die Rezeptsammlung nach dem Februar 1604 abgefaßt wurde. Über die Person von Dr. Niedtheimer wurden noch keine Untersuchungen angestellt. Da er in den Rezepten auch auf die medizinische Anwendbarkeit achtet, dürfte er wie Seefridt Arzt gewesen sein.

Ein einzelnes Antimon-Rezept stammt von Erhard Zeser, der Destillator in Nürnberg war³⁰, andere Antimon-Rezepte tragen nicht einmal eine Herkunftsbezeich-

23 Chemiatrische Rezepte, hauptsächlich für Antimon-Präparate, [1609]. HZAN (wie Anm. 17).

24 Näheres zur Polhaimer-Affäre siehe Weyer (Anm. 1), S. 228–271.

25 Chemiatrische Rezepte, hauptsächlich für Antimon-Präparate, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

26 Rezepte für Mercurius Vitae und Balsamus Rosarum, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

27 Chemische Rezepte und Prozesse, die Dr. Niedtheimer Wolfgang von Hohenlohe gelehrt hatte, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

28 Siehe S. 202.

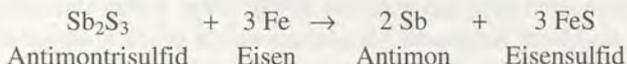
29 Rezept für Laudanum Opiatum, von Dr. Niedtheimer an Wolfgang von Hohenlohe geschickt, Eingangsdatum Weikersheim, 28. Febr. 1604. HZAN (wie Anm. 17).

30 Rezept für Vitrum Antimonii von Erhard Zeser, Destillator in Nürnberg, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

nung³¹. Bemerkenswert sind zwei Dokumente, die mit der Reinigung von Gold mit Hilfe von Antimon zu tun haben. Das erste, ein Rezept für diesen Prozeß, wurde von Wolfgang eigenhändig geschrieben³². Dies beweist sein großes Interesse an dem Verfahren, das er vielleicht auch selbst ausgeführt hat. Das zweite Dokument enthält Antimon-Rezepte, die Wolfgang mit Korrekturen und einer Zwischenüberschrift versah³³.

Einige der wichtigsten Antimon-Rezepte sollen jetzt näher untersucht werden. Als ein unentbehrliches Hilfsmittel hierfür erwies sich das Werk von Gerald Schröder über die pharmazeutisch-chemischen Produkte deutscher Apotheken von etwa 1600 bis 1670³⁴. Er gehört zur Braunschweiger Arbeitsgruppe von Wolfgang Schneider, deren Ziel es war, alte pharmazeutisch-chemische Rezepte nachzuarbeiten und die Produkte mit modernen Methoden zu analysieren.

Das Antimon ist ein chemisches Element mit der Formel Sb. Es kommt in der Natur vorwiegend als Grauspießglanz oder Antimonit, das heißt als Antimontrisulfid (Sb_2S_3) vor, damals meist Antimonium genannt. Der Regulus Antimonii ist elementares Antimon (Sb), ein silberweißes, stark glänzendes Metall, das aus der Schmelze in Sternform kristallisiert. Es kann aus dem Grauspießglanz durch Verschmelzen mit Eisen gewonnen werden, wobei sich der Schwefel mit dem Eisen verbindet:



In den Dokumenten des „Kirchberger Behälters“ findet man an drei Stellen Rezepte zur Darstellung des Regulus Antimonii. Besonders klar und ausführlich ist der Prozeß in der Sammlung chemiatrischer Rezepte beschrieben, die Seefridts Handschrift aufweist³⁵. Da er an einigen Stellen in der Ich-Form schreibt, liegt es nahe, daß er diesen Prozeß selbst ausgeführt hat. Er verschmolz kleine Eisenstücke im Tiegel mit pulverisiertem Grauspießglanz, setzte Salpeter zu und goß die Schmelze in einen sogenannten Gießbuckel, wo die Schmelze erstarrte. Diesen Vorgang wiederholte er noch dreimal, wobei er ein schönes sternförmiges Produkt erhielt. Sehr ähnlich in bezug auf Inhalt und Umfang ist das Rezept, das aus dem Buch von Polhaimer abgeschrieben wurde, und da manche Passagen sogar denselben Wortlaut haben, könnte Seefridt dieses Rezept als Vorlage benutzt haben³⁶.

31 Rezepte für Antimon-Präparate und die Extraktion der Farbe des Goldes, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

32 Rezept für die Reinigung von Gold durch Antimon, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

33 Metallurgische Rezepte, unter anderem für die Rückgewinnung von Gold und Silber aus Antimon, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

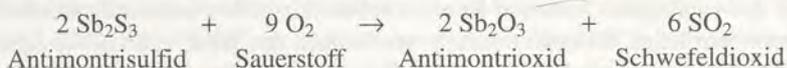
34 G. Schröder: Die pharmazeutisch-chemischen Produkte deutscher Apotheken im Zeitalter der Chemiatrie (Veröffentlichung aus dem Pharmaziegeschichtlichen Seminar der Technischen Hochschule Braunschweig), Bremen 1957.

35 Wie Anm. 25. – Siehe auch Quellentext 3 im Anhang.

36 Wie Anm. 27.

Auch in der Rezeptsammlung von Niedtheimer wird die Darstellung des Regulus Antimonii beschrieben³⁷.

Das Vitrum Antimonii oder das Spießglanzglas ist ein hyacinthfarbener Glaskörper, dessen Gewinnung in zwei Stufen erfolgt. Bei gelindem Rösten (Erhitzen unter Luftzutritt) von pulverisiertem Grauspießglanz geht dieser teilweise in Antimontrioxid (Sb_2O_3) über, wobei gleichzeitig gasförmiges Schwefeldioxid entweicht:



Der graue Rückstand, ein Gemisch aus Oxid und nicht umgesetztem Sulfid, wird höher erhitzt und die Schmelze auf einer Marmorplatte ausgegossen, wo sie zu dem Glaskörper erstarrt³⁸. Der Nürnberger Destillator Zeser widmet sich in seinem Rezept ausschließlich dem Vitrum Antimonii, dessen Herstellung er nach der hier angegebenen Methode beschreibt. Er empfiehlt *ungerischen Anthimonium* als Ausgangsprodukt und weist beim Erhitzen dieses Stoffes auf *ainen unlieblichen Rauch* – das Schwefeldioxid – hin mit der Warnung: *Vor diesem Rauch welle man sich seher fleissig hütten*³⁹.

Setzt man das beschriebene Rösten des Grauspießglanzes bei beschränktem Luftzutritt fort, dann wird auch das restliche Sulfid in das weiße Oxid (Sb_2O_3) umgewandelt, das als Flores Antimonii oder Antimonblüte bezeichnet wurde, da es sublimierbar ist („Flos“ oder „Flores“ als Name für alle Sublimationsprodukte); die Reaktionsgleichung ist dieselbe wie beim Vitrum Antimonii⁴⁰. In der von Seefridt geschriebenen Sammlung chemiatischer Rezepte wird das Erhitzen in einem glasierten Sublimationsapparat ausgeführt, und bei richtiger Prozeßführung *steigen die Flores schon weiß und letztlich schon rot uff*⁴¹; von einer weißen und einer roten Modifikation berichten auch andere Autoren. Besonders klar beschrieben ist die Darstellung der Flores Antimonii bei dem Alchemisten Bilbeck aus Ochsenfurt, der ebenfalls von ungarischem Antimonium ausgeht. Er gab auch eine genaue Beschreibung des Sublimationsapparats und des Ofens, sogar mit einer Zeichnung der Versuchsanordnung, behandelte aber die entstandenen roten Flores Antimonii in einem langwierigen Verfahren weiter, so daß daraus ein blutrotes Öl, aber sicherlich keine chemisch definierte Substanz mehr entstand⁴².

Ein von seinen chemischen Eigenschaften her merkwürdiger Stoff ist das Oleum Antimonii oder Antimonöl, das heißt das Antimontrichlorid (SbCl_3). Es ist seinem Aufbau nach ein Salz, liegt aber nach den damaligen Darstellungsmethoden als ein farbloses oder rotes Öl vor, das sich destillieren läßt und leicht zu einem eisähnlichen, weichen Kristallbrei erstarrt, der Antimonbutter genannt wurde. (In reiner

37 Wie Anm. 23.

38 Schröder (wie Anm. 34), S. 86–90.

39 Wie Anm. 30.

40 Schröder (wie Anm. 34), S. 100–103.

41 Wie Anm. 25.

42 Wie Anm. 19. – Siehe auch Abb. 11.

Recept Sal. In der Circulire man mach ein Recept das,
 es soll bevollet sein mit was süß Quindich. oder
 Distillir ein gelbes Wasser das in ein Recept so ist
 als gut. Das große Recept, das süß Distillat
 man mach es so. man mach das Recept das
 Zingebrod. Item die ist zu mach so. man mach
 man die zu was. Es besteht zu dem das
 Leber, man mach es so lange Zeit so das. als
 man mach die zu was das was zu mach
 Soll die was zu mach es so gut zu mach
 man mach es das mit zu mach die was
 zu mach, so das man mach so das
 groß zu mach. $\frac{1}{2}$ lb in Goldes. Das das
 man mach das. und man das Recept das
 man die in ein Recept das so das
 man die $\frac{1}{2}$ lb. $\frac{1}{2}$ lb. und man Flores
 Recept

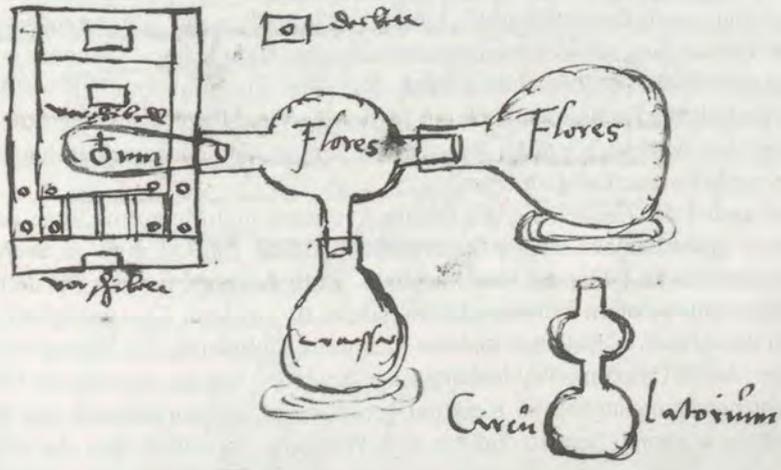
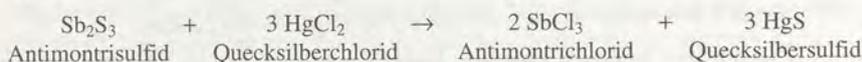


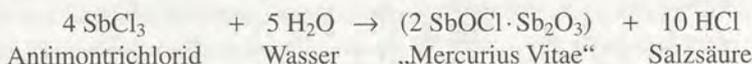
Abb. 11 Rezept zur Darstellung von Flores Antimonii mit Zeichnung einer Versuchsanordnung (HZAN).

Form schmelzen die Kristalle bei 73°.) Ein Verfahren, das ein chemisch eindeutiges Produkt liefert, geht auf Paracelsus zurück. Hierbei wird Grauspießglanz mit Mercurius sublimatus, das heißt Quecksilberchlorid (HgCl_2) gemischt und destilliert⁴³:



In den Rezepten des „Kirchberger Behälters“ kommt die Herstellung nach diesem Verfahren nur im Zusammenhang mit dem noch zu besprechenden Mercurius Vitae vor. Seefridts Sammlung chemiatischer Rezepte berichtet von der Herstellung aus Vitrum Antimonii und Salmiak (NH_4Cl), an einer anderen Stelle derselben Sammlung aus dem Regulus Antimonii und Zucker⁴⁴.

Der Name „Mercurius Vitae“ ist irreführend, denn es handelt sich dabei nicht um eine Quecksilber-, sondern um eine Antimonverbindung mit der Formel $2 \text{SbOCl} \cdot \text{Sb}_2\text{O}_3$. Dieses Produkt bildet sich, wenn man das aus Grauspießglanz und Mercurius sublimatus hergestellte Oleum Antimonii in Wasser gießt, wobei der Mercurius Vitae als weißes Pulver ausfällt⁴⁵:



Klar beschrieben ist die Darstellung des Mercurius Vitae zusammen mit der des Oleum Antimonii in einem Rezept *Mercurium Vitae zu praepariren* in der Handschrift Seefridts. Das aus Grauspießglanz und Mercurius sublimatus gewonnene Antimonöl wurde zweimal destilliert, mit Wasser übergossen und der weiße Niederschlag nach Dekantieren der Flüssigkeit gründlich mit Wasser ausgewaschen. Zur Verwendung als Medikament mußte das Produkt noch mit Campher vermischt und mit Alkohol angefeuchtet werden, der später wieder abdestilliert wurde⁴⁶. Von vergleichbarer Qualität ist auch ein Mercurius-Vitae-Rezept aus Seefridts Sammlung; dort wird auch auf das Wasser über dem weißen Niederschlag hingewiesen, das *zimlich scharff und sauer* sei⁴⁷.

Daß es bei der Herstellung des Oleum Antimonii und Mercurius Vitae auch Probleme geben konnte, zeigen die erwähnten Briefe von Ottmann an Seefridt und von Seefridt an Wolfgang vom Mai 1603. Wolfgang hatte mit der Darstellung des Antimonöls insofern Schwierigkeiten gehabt, da viel vom Grauspießglanz am Boden der Retorte zurückblieb und der Mercurius sublimatus sich teilweise verflüchtigte. Auch Ottmann, Waldenburgischer Sekretär, war es mit seinen Versuchen nicht besser ergangen; die Reaktion verlief nicht wie vorgesehen, und die Ausbeute war gering. Seefridt äußerte sich Wolfgang gegenüber über die möglichen

43 Schröder (wie Anm. 34), S. 90–93.

44 Wie Anm. 25.

45 Schröder (wie Anm. 34), S. 93–96.

46 Wie Anm. 26. – Siehe auch Abb. 12 und Quellentext 4 im Anhang.

47 Wie Anm. 25.

Ursachen und schickte ihm ein Rezept, das er von einem Laboranten aus Öttingen erhalten hatte, zusammen mit einem in ein Papier eingewickelten dunkelbraunen Pulver. Bei diesem Verfahren war dem Antimonöl eine Goldverbindung zugesetzt worden, so daß sich nach der Versuchsbeschreibung kein Mercurius Vitae gebildet haben kann, sondern nach dem Auswaschen fein verteiltes Gold übrigblieb⁴⁸.

Alle bisher erörterten Antimon-Rezepte waren auf die Gewinnung von Arzneimitteln ausgerichtet, sind also letzten Endes chemiatrische Rezepte. Als letztes Thema dieses Abschnitts sollen metallurgische Rezepte besprochen werden, welche die Reinigung von Gold und die Trennung von Gold und Silber mit Hilfe von Antimonsulfid betreffen, das im Berg- und Hüttenwesen nicht Antimonium, sondern Spießglas genannt wurde. Zur Reinigung von Gold wurde dieses mit Spießglas im Tiegel geschmolzen und die Schmelze in einen Gießbuckel gegossen, wo sich das Gold als Regulus unten absetzte, während das Spießglas alle Verunreinigungen aufnahm. Der Regulus wurde abgeschlagen und das Verschmelzen mit Spießglas mehrfach wiederholt. Bei der Trennung von Silber und Gold verlief das Verfahren bis zu dieser Stufe völlig identisch; anschließend wurde das silberhaltige Spießglas unter Zusatz von Kupfer und Eisen geschmolzen, wobei sich nach dem Abkühlen im Gießbuckel in analoger Weise ein Silberregulus absetzte.

In den Berg- und Hüttenbüchern von Agricola⁴⁹ und von Ercker⁵⁰, die Wolfgang beide in seiner Bibliothek hatte, sind die Prozesse der Reinigung des Goldes und der Trennung von Silber und Gold gut beschrieben, bei Ercker in einem gesonderten Kapitel mit der Überschrift *Wie man das Goldt durchs Spießglaß giessen soll*. Auch enthält Erckers Buch eine Abbildung mit allen hierfür benötigten Geräten⁵¹. Das erwähnte Rezept in Wolfgangs eigener Handschrift, überschrieben mit *Wie man Golt soll durg den Antomoni gießen*, ist zwar schwer zu entziffern, beschreibt aber die Prozesse, auch die Trennung von Silber und Gold und die Reinigung der Reguli, klar und ausführlich. Der Titel des Rezepts ist mit der Überschrift in Erckers Buch fast identisch, aber eine Textentlehnung bei Ercker oder Agricola ist nicht nachweisbar⁵². Das andere Dokument mit Anmerkungen von Wolfgang behandelt dieselbe Thematik, ist aber kürzer gefaßt; in der Überschrift ersetzte Wolfgang den bergmännischen Ausdruck Spießglas durch das chemische Symbol für Antimonium⁵³.

48 Wie Anm. 20.

49 G. Agricola: *De re metallica libri XII*, Basel 1556, S. 363–364. – Dtsch.: *Vom Bergkwerck XII Bücher*, Basel 1557, S. CCCLXXII–CCCLXXXIII.

50 L. Ercker: *Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergkwercks arten*, Frankfurt am Main 1580, Bl. 87^b–88^b.

51 Siehe Abb. 13.

52 Wie Anm. 32. – Siehe Abb. 14.

53 Wie Anm. 33.

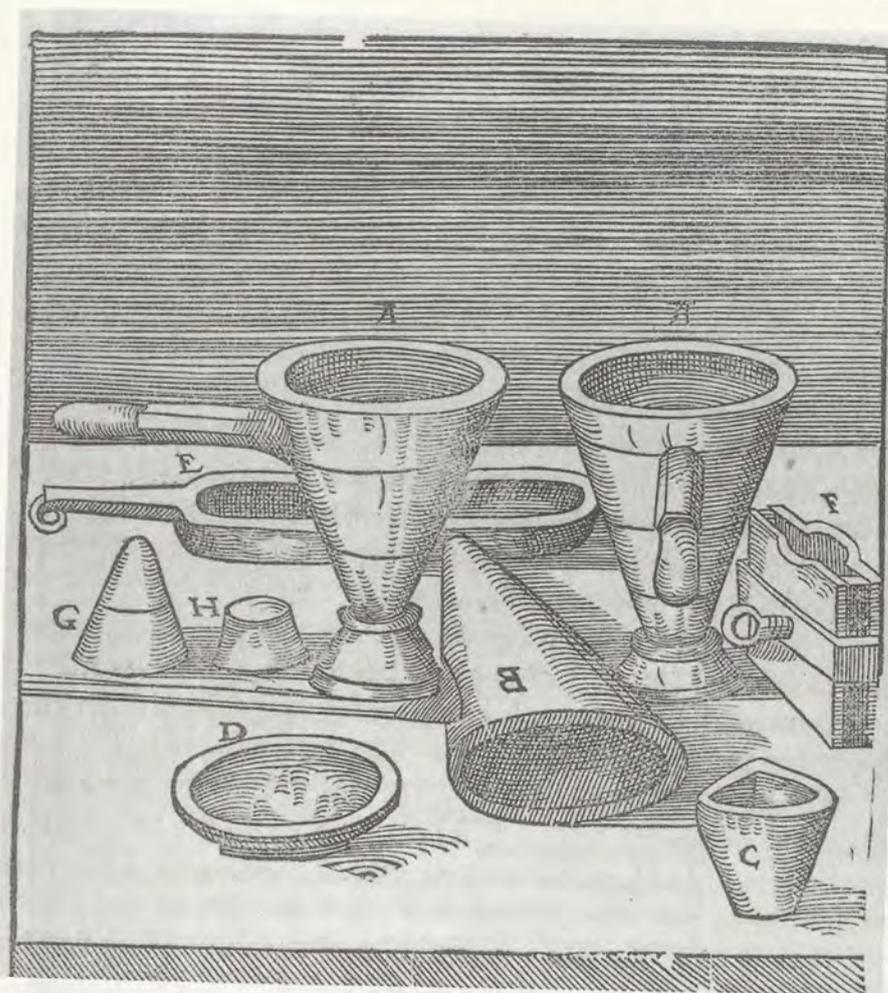


Abb. 13 Geräte zur Reinigung von Gold durch „Spießglas“ (Antimonsulfid).
 A, B Gießbuckel
 C Tiegel
 D flacher „Scherben“ (Schüssel)
 E Gußmulde
 F Form zum Gießen von Metallbarren
 G „Spießglas“ mit dem Goldregulus
 H „Spießglas“ ohne den Goldregulus, der abgeschlagen ist
 In: L. Ercker: Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Berg-
 wercks arten, 1580, Bl. 88^b.

Andere chemische Rezepte im „Kirchberger Behälter“

Die übrigen chemischen Rezepte im „Kirchberger Behälter“ treten in bezug auf Zahl und Praxisorientierung hinter den Antimon-Rezepten zurück. In einem Rezept *Wie man daß saure Waßer aus dem Victriol machen soll* in Seefridts Handschrift wird die Herstellung von Schwefelsäure ausführlich beschrieben. Hierzu wurde „ungarischer Vitriol“ (Kupfersulfat) mit Eisen zu Eisensulfat umgesetzt und dieses durch „Brennen“ in einem irdenen Kolben in Schwefelsäure umgewandelt⁵⁴. Ein anderes Rezept, ebenfalls von Seefridts Hand, befaßt sich mit der Darstellung von Silbervitriol, übrigens – wie auch bei anderen Rezepten – mit Angabe der Ausbeute⁵⁵. Bei einem dritten Dokument in Seefridts Handschrift, Rezepten für Gold- und Silberpräparate, ist die Brauchbarkeit für die Praxis nur schwer zu ermitteln, da von einem *geheimen Aqua Regis von Achten Euan* gesprochen wird, mit dessen Hilfe Gold angeblich flüchtig gemacht werden kann⁵⁶.

Auch in Wolfgangs Handschrift gibt es zwei Dokumente. Das eine ist ein kurzes Rezept für die Calcination, das heißt die thermische Zersetzung des Weinstein⁵⁷. Das zweite Dokument enthält ein chemisches Rezept zur Umwandlung der Metalle in ihre Vitriole (Sulfate) und einige chemiatische Rezepte. Zur Herkunft dieser Rezepte schreibt Wolfgang: *Diß alles kompt von Doctor Joseffus Michael in Engellandt, hatt zu Antorff gewont, ist ein Italiener*, wobei Antorff eine alte Bezeichnung für Antwerpen ist⁵⁸. Vorwiegend chemiatisch orientiert sind einige Rezepte, die Wolfgang von Andreas Bertholdt aus Oschatz erhielt; die meisten von ihnen beschreiben die Gewinnung von Pflanzenextrakten und deren weitere Umwandlung⁵⁹.

Im Fragment einer alchemistischen Abhandlung sind im praktischen Teil (*Volgt die Practic oder Arbeit*) ein alchemistisches und einige chemische Rezepte enthalten. Ersteres ist ein Transmutationsrezept, eines der wenigen, die im „Kirchberger Behälter“ vorkommen. Ausgangsprodukte sind Gold, Silber und Quecksilber, die zahlreichen chemischen Operationen unterworfen werden, so daß der Reaktionsablauf bald nicht mehr nachvollziehbar ist. Gegen Ende des Prozesses soll eine Substanz *mit vilen wunderlichen Farben* entstehen, die nach weiterem Erhitzen schwarz und dann weiß wird – der Stein der Weisen. Von ihm wird gesagt: *Darnach so nimb denselben Stain unnd zerreib in wol unnd würf ein Thail defselben Pulvers auf 100 Theil rohen Mercurii, zur Handt würdt verkert in fein Luna oder Sol*. Wenn der Leser den Inhalt des Traktats nicht verstehe, sagt der Autor, *so rath*

54 Rezept für Schwefelsäure, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

55 Rezept für Silbervitriol, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

56 Rezepte für Gold- und Silber-Präparate, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

57 Rezept für die Calcination von Weinstein, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

58 Chemische und chemiatische Rezepte von Dr. Joseph Michael aus England, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

59 Chemische und chemiatische Rezepte von Andreas Bertholdt aus Oschatz, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

ich dir, nit darinnen zu arbeiten, dann er gar hart unnd schwer ist zu verstahn. Die wahre Erkenntnis, so sagt er sinngemäß, werde nur dem zuteil, dem sie durch die Gnade Gottes verliehen werde. Die chemischen Rezepte – die Darstellung von Salmiak, Borax, Zinnober und Lasur – sind nur teilweise etwas klarer und erreichen nicht die Qualität der Rezepte in den Kunstbüchern⁶⁰.

Von ganz anderem Format ist eine Sammlung metallurgischer und anderer Rezepte, die Graf Wilhelm von Solms im Jahr 1600 an Wolfgang von Hohenlohe schickte⁶¹. Die Rezepte sind klar und ausführlich beschrieben und teilweise mit Zeichnungen von Geräten und Versuchsanordnungen versehen⁶², wobei in einigen Fällen aus dem Text hervorgeht, daß die entsprechenden Abbildungen heute nicht mehr existieren. Die ersten drei metallurgischen Rezepte hängen zusammen und befassen sich mit der Herstellung einer silberfarbenen Legierung von Kupfer mit Arsen und Zink, der zur Verbesserung ihrer metallischen Eigenschaften Zinn und Silber zugesetzt wird⁶³. Die nächsten Rezepte handeln von der Herstellung einer Grundmasse für Kristalle und deren Umwandlung in einen künstlichen Smaragd, Topas, Hyacinth, Saphir oder Rubin. Es folgt ein Rezept für die Umsetzung von Quecksilber mit verschiedenen Metallen zu Amalgamen, um daraus verschiedenfarbige metallische Überzüge, z. B. für Kunstwerke, zu gewinnen. Das letzte Rezept der Sammlung könnte auch zu den Antimon-Rezepten gerechnet werden, denn es beginnt mit der Herstellung einer Schmelze aus Grauspießglanz, Kupfer und Eisen, die zum Abkühlen in einen Gießbuckel gegossen wird. Auch hier bildet sich offenbar, ähnlich wie beim Gold und Silber, ein Regulus⁶⁴, der vielleicht eine Kupfer-Antimon-Legierung war, denn seine Farbe wird als weiß bezeichnet. Der Regulus wird pulverisiert und in „Königswasser“ (Mischung aus Salpetersäure und Salzsäure) und Essig gelöst. Legt man eiserne Nägel in diese Lösung, so verwandeln sie sich in Kupfer. Die Frage, ob es sich dabei um eine Transmutation von Eisen in Kupfer oder um eine normale chemische Reaktion handelt, wird nicht berührt, wie überhaupt theoretische Überlegungen in chemisch-praktischen Rezeptsammlungen kaum auftreten.

Schlußbetrachtungen

In der Bibliothek Graf Wolfgangs von Hohenlohe gab es drei Kategorien chemisch-alchemistischer Literatur, aus denen er praktische Anleitungen für seine Experimente gewinnen konnte: gedruckte Werke, Werke in Manuskriptform und Rezepte oder Rezeptsammlungen. Wenn man von der berechtigten Annahme ausgeht,

60 Fragment einer alchemistischen Abhandlung, undatiert. HZAN (wie Anm. 17).

61 Metallurgische und andere Rezepte, von Graf Wilhelm von Solms an Wolfgang von Hohenlohe geschickt, 16. Mai 1600. HZAN (wie Anm. 17).

62 Siehe Abb. 15.

63 Siehe auch Quellentext 5 im Anhang.

64 Siehe S. 216.

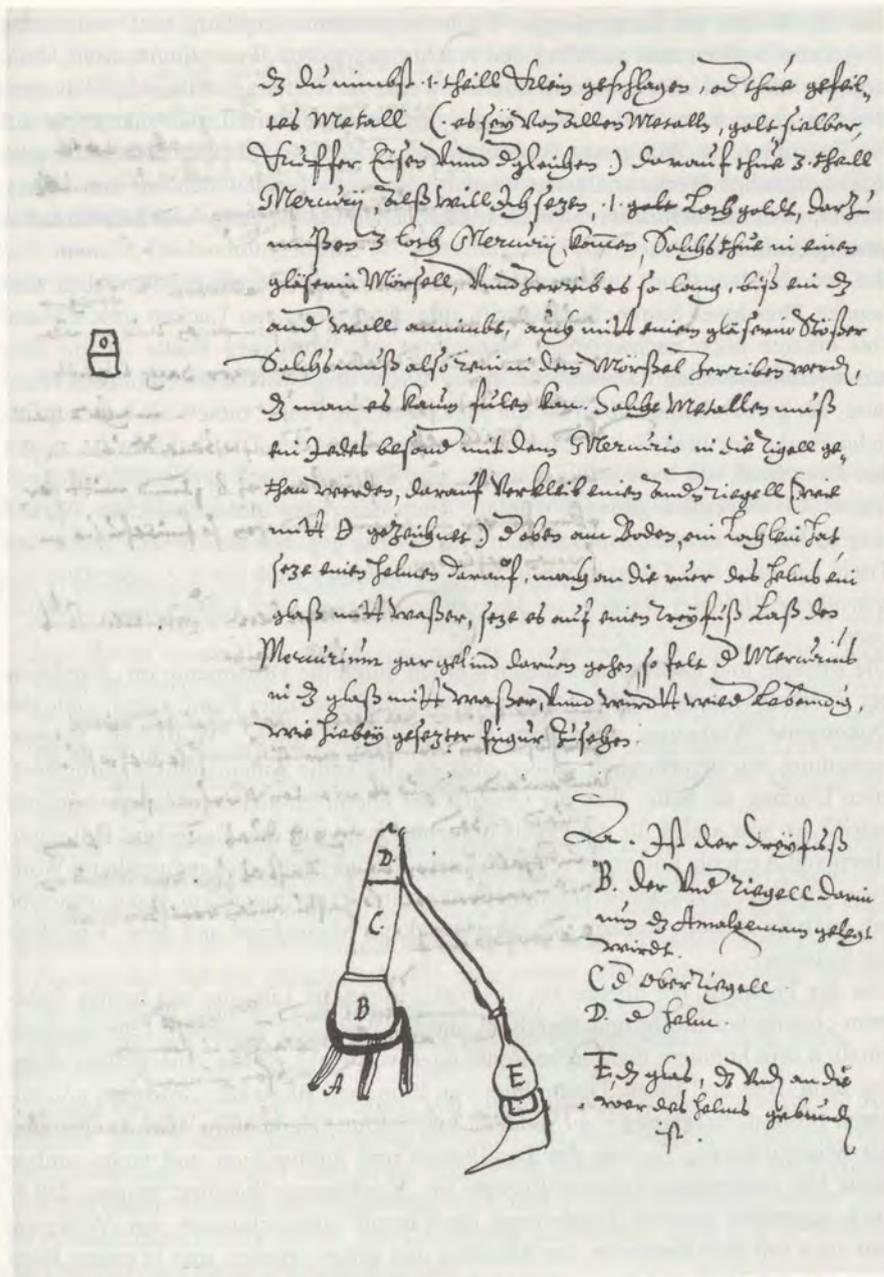


Abb. 15 Rezept für die Herstellung von Amalgamen mit Zeichnung einer Versuchsanordnung (HZAN).

daß die Bücher im Langenburger Bücherverzeichnis sorgfältig und vollständig aufgelistet wurden und auch bei den Nachträgen nichts Wesentliches fehlt, dann sind uns die Titel aller praxisorientierten Werke in Wolfgangs Bibliothek bekannt. Bei den gedruckten Werken besteht der unschätzbare Vorteil, daß man nicht auf die Exemplare in Wolfgangs Bibliothek angewiesen ist, so daß der Inhalt aller diesbezüglichen Werke analysiert werden konnte. Es handelt sich um drei Kunstbücher, zwei Probierebücher, zwei Destillierbücher und die Berg- und Hüttenbücher von Agricola und Ercker.

Bei den als Manuskript vorliegenden Werken wurde mit der als Kopiervorlage dienenden Dresdener Sammelhandschrift eine der wichtigsten Lücken geschlossen. Das einzige noch nachweisbare Manuskript aus Wolfgangs Besitz ist ein chemisch-chemiatrischer Sammelband in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, der jedoch keine Hilfen für die experimentelle Praxis bietet. Als handschriftliche Werke zur praktischen Chemie, von denen nur der Titel bekannt ist, waren das *Kunstbuch, wie man soll giessen, ...* und das *Handbuch uber allerley ausserlesene Alchimeystück* genannt worden. Auch unter den alchemistischen Werken mag es Bücher mit ausgesprochenem Praxisbezug gegeben haben, so z. B. bei den Titeln *Ein buch von Schmelzarbeit. Item ein Alchimey buch von S. S. oder Drey geschriebene Alchimey Bücher von Marxen von Buchen* oder *Liber salium et Boracium*.

Die Rezepte und Rezeptsammlungen werden durch die Dokumente im „Kirchberger Behälter“ repräsentiert – ein unerwarteter und wichtiger Fund, zumal viele der Dokumente Wolfgangs oder Seefridts Handschrift tragen. Wolfgangs Rezeptsammlung war ursprünglich größer, aber es gibt keine Anhaltspunkte dafür, welchen Umfang sie hatte. Was die Qualität der chemisch-alchemistischen Literatur betrifft, so war vieles für die Praxis brauchbar, und mit den Berg- und Hüttenbüchern von Agricola und von Ercker und dem Probierebuch von Lochner hatte Wolfgang sogar ausgezeichnete Anleitungen für seine Experimente zur Hand; dasselbe gilt auch für manche Rezepte aus dem Dresdener Manuskript und dem „Kirchberger Behälter“.

Von der Thematik her überdeckte die praxisorientierte Literatur ein breites Spektrum chemischer Stoffe und Verfahren, die für Wolfgang in seinem Laboratorium nützlich sein konnten: chemische Reaktionen von Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen, Darstellung von Zinnober, Bleiweiß, Grünspan und anderen Stoffen, Reinigung von Metallen und Salzen, Herstellung und Anwendung der Mineralsäuren, Technik der Destillation und Sublimation und vieles andere mehr. Die zahlreichen Antimon-Rezepte im „Kirchberger Behälter“ zeigen, daß er auch gegenüber neueren Ergebnissen der Chemie aufgeschlossen war. Wolfgang war auch mit dem Probieren von Metallen und Erzen vertraut, und in einem Brief wird er vom Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach als *ein gutter Probierer des Ertzes* bezeichnet. Durch Illustrationen in den Berg- und Hüttenbüchern von Ercker und Agricola und in dem Destillierbuch von Brunschwig kannte er das Aussehen und die Anwendung der chemischen Geräte. Neben der gedruck-

ten und handschriftlichen Literatur spielte für Wolfgang zweifellos auch die mündliche Übermittlung von Informationen eine wichtige Rolle, ebenso der Besuch anderer alchemistischer Laboratorien wie von Herzog Friedrich I. von Württemberg in Stuttgart. Daß Graf Wolfgang trotz alledem mit seinen Versuchen zur Umwandlung der unedlen Metalle in Silber oder Gold scheitern mußte, auch wenn gelegentlich ein Transmutationsrezept scheinbar klare Anleitungen gab, ist eine Erkenntnis späterer Jahrhunderte, denn damals sprachen alle Materietheorien und auch manche Beobachtungen aus der metallurgischen Praxis für die Möglichkeit einer Transmutation der Metalle.

Anhang: Quellentexte zur praxisorientierten chemisch-alechemistischen Literatur

Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie die Rezepte in den besprochenen Büchern und Manuskripten aussahen, sollen hier einige Quellentexte in Transkription wiedergegeben werden.

Text 1: Herstellung von Zinnober (*Wie man Zynober machen soll*):

So du wilt Zynober machen, nimb Schweffel einen Theyl, stoß ihn klein und lege ihn in einen Tigel auff Kolen, daß er wol zergehe. So nimm dann zwey Theyl Mercurii, schütt in in den Schweffel und rühre es durcheinander, biß der Mercurius verschwindet. So laß es erkalten und thue es in ein Glaß oder verglaßten Hafen, verstreiche den wol mit luto sapientiae unnd laß das Loch oben offen. Darnach setze es in furnum sublimationis oder auff einen Dreyfuß in Koln.

Mache zum ersten ein kleines Feuer darunder und lege ein Blech über das Loch und wart underweylen zum Blech. Und wann das Blech nimmer feucht ist, so vermache das Loch mit luto und mache ein groß Feuer darunder auff zwey Höhe, biß sich der Mercurius nit mehr wege im Glaß. So mache aber ein groß Feuer, biß daß der Rauch außgehet, zum ersten gelbs, darnach blau, zuletzt rot. Dann laß das Glaß erkalten und thu es auff, so hastu schönen Cynober.

(P. Kertzenmacher (Hrsg.): *Alchimia, Das ist Alle Farben, Wasser, Olea, Salia, ... 1574*⁶⁵)

In diesem Rezept wird die Umsetzung von Quecksilber (Hg) mit Schwefel (S) zu Zinnober oder rotem Quecksilbersulfid (HgS) beschrieben. Das Gemisch von Quecksilber und Schwefel wird in ein Glasgefäß gefüllt, das bis auf ein kleines Loch mit einem Speziallehm abgedichtet wird, und in einem Sublimationsofen zuerst gelinde, dann kräftig erhitzt. Die Umsetzung ist beendet, wenn sich im Kolben rote Dämpfe des Quecksilbersulfids zeigen.

65 *Alchimia, Das ist Alle Farben, Wasser, Olea, Salia unnd Alumina ...* Hrsg. von P. Kertzenmacher, Frankfurt am Main 1574, Buch I, Kap. 1.

Text 2: Fällung von Silber als Silberchlorid und Reduktion zu metallischem Silber (*Silber zu Pulver zu machen und wider zu Silber*):

Nimb das Silber und solvir das zu Wasser mit dem starcken Wasser Aqua fort. Wann das geschehen ist, so nimb das Silberwasser und geuß in ein schlecht Wasser, das warmm und gsaltzen ist, so setzt sich das Silberwasser alsbald an den Boden und wirt zu Pulver. Dann laß ein Weyl stehn, biß es sich wol gesetzt hat. Darnach geuß das Wasser darvon und trückne die feces, so wirt es zu Pulver als ein Asch.

Darnach mag man es wider zu Silber machen. So nimb das Pulver und setz auff ein Dest und nimb darzu des Pulvers von den feces, davon man das Aqua fort machet, und setz es darauff unnd setz im Bley zu, darnach, als des vil ist, und blaß im gleich zu, wann das Bley dieselben Materi in sich gefast hat, sonst bliesest du die Materi hinweg, und blaß im so lang zu, biß es blickt, so hast du wider so vil Silber als vor.

(Z. Lochner: Probier Büchlein auff alle Metall, 1565⁶⁶)

Silber wird in Aqua fort, das heißt Salpetersäure (HNO_3) zu Silbernitrat (AgNO_3) gelöst und die Lösung in Wasser eingegossen, das Kochsalz (NaCl) enthält; dabei fällt das Silber als schwerlösliches Silberchlorid (AgCl) aus. Der Niederschlag (*feces*) wird getrocknet und auf einem Testscherben, das heißt einem schüsselartigen, innen mit einer Ascheschicht ausgefütterten Keramiktiegel, mit Blei und Zuschlägen vor dem Blasebalg erhitzt. Dabei wird das Silberchlorid zu metallischem Silber reduziert; sobald das Silber aus der Masse heraussteht („Silberblick“), ist die Reaktion beendet.

Text 3: Darstellung von elementarem Antimon (Regulus Antimonii) aus Grauspießglanz (Antimonium) (*Proceß, wie der Regulus Antimonii zu machen*):

Recipe Eysen oder Nägel, so nicht dick und grob sein (Ich hab uff ein Zeit gut Stahelfeilach genommen) 8 Loth. Thu es in einen starcken zimlich großen Tigel, setz in einen starck treibenden Windoffen (Ich habs in ein Eß gesetzt und vor dem Blaßbalg geschmeltzt), laß so lang steen, biß du vermerckest, daß Eysen schier waich sey. Alsdan trag mit einem eysenen Loffel 16 Lot pulverisiereten Antimonii daruff hinein, wol verdeckt, daß die Kolen nicht darein fallen können, und gib ihme starck Flammenfeuer, biß daß Eysen im Antimonio lauter fließt. Volgendts wag mit gedachtem langen eysenen Loffel eine gute Handvol Salpeter daruff hinein. Laß miteinander im Tigel verbraßlen (Doch verhut, daß kein Kol darein falle), biß still wurt und alles fließt wie Waßer.

Alsdan geuß herauß in ein Gießbückel, so setzt sich ein König. Wan dan die Matery im Gießbückel gestanden, so thu es herauß, laß erkalten und schlag den König ab dem Schlacken. ... Jedoch laße ihn zum vierten Mahl widerumb mit 1 Loffel vol Salpeter fließen wie vor, und diß so offti, biß der Salpeterschlacken, wan er vom Regulo geschlagen ist, schon goldfarb worden, der König

66 Z. Lochner: Probir Büchlein auff alle Metall, so die Ertzt und Bergkwerck des hochloblichen Teutschen Landts geben, Augsburg 1565, Nr. 68.

schon weiß wie ein pur Silber und oben, da der Schlacken abgeschlagen ist, einen schonen Stern habe. Und so du recht gearbeitet hast, so wurt diser Regulus, wo ferner anderß der Antimonium gut gewesen, bey 8 Loten wägen. Disen behalt mit Vleiß.

(Chemiatrische Rezepte, hauptsächlich für Antimon-Präparate, Kirchberger Behälter⁶⁷)

Diese Darstellung des elementaren Antimons ist auf S. 211 beschrieben. Die ausgelassene Stelle im Text betrifft die Wiederholung des Prozesses. Der Regulus (wörtlich „kleiner König“) ist das reine Metall, das sich beim Erschmelzen unter der Schlacke bildet.

Text 4: Darstellung von „Mercurius Vitae“ (*Mercurium Vitae* zu *praeparieren*):

Recipe rohen Antimonium und Mercurium sublimatum, dern eines Thail als deß andern, klein untereinander gestoßen. Thut es in einen Retorten, treib es erstlich mit lindem, darnach zuleist mit starckem Feuer, so geet ein Oleum herüber, daß rectificieret zum dritten Mahl, je öffter je besser, im Sand per retortam. Dan gießet über diß rectificiret Oleum frisch, rein Waßer, laßets über Nacht steen, so schlecht sich ein weiß Pulver nider zu Boden. Daß Waßer gießet ab, sueßet daß Pulfer mit sauberem Waßer offt auß, dan laßet es drucken werden.

Nempt dises Pulvers 1 Theil und gleich vil Campfer, reibs untereinander, feuchets ahn mit Spiritu Vini, putrificirets 1 Monat lang. Dan ziehet im Balneo die Phlegma wider davon, so ist der Mercurius Vitae beraitet. Der wurt gebraucht wider die Waßersucht, Frantzoßen und andere wilde Kranckheiten. Sein Gewicht einzugeben ist funff oder 6 Gran, mehr oder weniger, nach Ahnsehen der Person, auch, nachdeme es vleißiger oder uhnvleißiger praepariret ist worden.

(Rezepte für Mercurius Vitae und Balsamus Rosarum, Kirchberger Behälter⁶⁸)

Die Darstellung des „Mercurius Vitae“ ist auf S. 214 beschrieben. „Rektifizieren“ bedeutet so viel wie Destillieren; unter „Putrefizieren“ stellte man sich einen chemischen Prozeß analog der Fäulnis vor. „Sand“ ist ein Sandbad, „Balneum“ ein Wasserbad für die Destillation. Die „Franzosenkrankheit“ ist die Syphilis.

Text 5: Herstellung einer silberfarbenen Kupferlegierung (*Folget nun, wie man solchs obgemeltes Weiskupfer geschmeidiger machen soll*):

Nim des metallischen Arsenici 1 Ⓞ, Saltz ¼, Weinstein ¼, Salpeter ana, gelschten Kalck, Zin calcionirt (was ist zu Aschen gebrandt) von seinem Knirschen oder Krachen, jedes ¼ Theils eines Pfundts. Solches alles woll untereinander gestoßen unnd getrieben und als mit dem Leinenoell angefeuchtet, daß es wirdt wie ein Muß. Solchs laß truckenen beim Feuer uf einem Reibstein hinder einem Offen oder an der Sonnen, daß man es wiederumb zum Pulver reiben kann.

67 Wie Anm. 25.

68 Wie Anm. 26. – Siehe auch Abb. 12.

Wann nun des Pulvers ist 2 ⊕ , so nimb 4 ⊕ Kupferplech unnd machs in einem Tiegell mit dem Pulver stratum super stratum, das ist soviell: erstlich das Pulver unden unnd das Plech darauf unnd also fortan, biß der Tigell bald voll ist, so muß das Pulver zum letzten das Plech bedecken. Demnach verluttire den Tiegell gar woll zu, laß mitten im Tigell ein Luftlöchlein, damit die Feuchtigkeit außbrauchen kann. Wann nun solches geschehen, laß das Feuer im Windtofen mächlich angehen und dann zwey Stund schmelzen. Laß hernacher erkalten, so findestu unden im Grund des Tiegels das recht Electrum Arsenici Paracelsi. Deßen nimbt man ein ⊕ auf zwey ⊕ Kupfer, darauf lest man machen, was man will, so zu einem ⊕ ein $\frac{1}{4}$ Theill gutt Sielber gethan wirdt.

(Metallurgische und andere Rezepte, überreicht von Wilhelm von Solms, Kirchnerberger Behälter⁶⁹)

Zweiter Teil eines umfangreicheren Rezepts, wobei im ersten Teil ein „Arsenicum metallicum“ mit Arsen und Zink als Hauptbestandteilen zum „Weißfärben“ von Kupfer hergestellt worden war. Dieses Arsenicum metallicum wird nun mit Zinnoxid und anderen Bestandteilen gemischt, mit Kupferblech Schicht auf Schicht (stratum super stratum) in einen Tiegel eingetragen und geschmolzen. Das Produkt, Electrum Arsenici Paracelsi genannt, kann dazu verwendet werden, um Kupfer unter Zusatz von Silber in eine geschmeidige silberglänzende Kupferlegierung umzuwandeln. „Ana“ bedeutet je, „Zin calcionirt“ Zinnoxid. Das „Knirschen“ des Zinns entsteht, wenn man Zinnblech biegt. Mit „Verluttieren“ (von lutum, Lehm) ist das Abdichten eines Gefäßes oder Tiegels gemeint.

69 Wie Anm. 61.

Geschichte und kulturhistorische Bedeutung von Steinriegellagen auf der Gemarkung von Weikersheim¹

VON LIANE STÖHR und WINFRIED SCHENK

1. Steinriegel als landschaftliche Archivalien

Steinriegel, auch „Stoarassel“, „Steinrüschen“ oder einfach „Rasseln“ genannt, prägen das Landschaftsbild besonders der mittleren Tauber und ihrer Nebenläufe. Ihr Alter wird auf bis zu achthundert Jahre geschätzt². Hüttl³ datiert ihre Entstehung für Niederstetten in die Jahrzehnte vor und nach 1600, als der Ort seine weinbauliche Blüte erlebte. Sie sind demnach oft älter als Kirchen und Schlösser und wurden mit ebensoviel Arbeitsaufwand errichtet. Deshalb verdienen sie besonders auch aus denkmalpflegerischer Sicht unsere heutige Aufmerksamkeit. Aus der Sicht des Naturschutzes geschieht das schon intensiv, denn die Steinriegel werden seit längerem als Steuerungselemente des Mikroklimas und wichtiger Bestandteil des Landschaftsbildes⁴ im Sinne des §24a des baden-württembergischen Naturschutzgesetzes gewürdigt und entsprechend geschützt. Ein Modellprojekt der

1 Dieser Aufsatz nimmt einige Formulierungen eines ungleich kürzeren und thematisch anders gewichteten Beitrags in einem an versteckter Stelle veröffentlichten Exkursionsführer auf [vgl. *W. Schenk* und *L. Stöhr*: Steinriegel um Weikersheim als Dokumente der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tauberfrankens, in: *K. Schliephake, W. Pinkwart* (Hrsg.): Geographische Exkursionen in Franken und benachbarten Regionen (Würzburger Geographische Manuskripte 50), Würzburg 1999, S. 297–308]. Die Autoren danken Herrn Martin Stroh für die gründliche Durchsicht des Manuskripts sowie inhaltliche Ergänzungen.

2 *E. Nickel*: Pflege der Trockenhänge im Taubertal, Ein Modell zur Landschaftspflege in Baden-Württemberg, in: *Naturschutz und Landschaftsplanung* 24, 1 (1992), S. 9–15.

3 *G. Hüttl*: Steinriegel in unserer Landschaft – eine historische und ökologische Betrachtung, in: *Stadt Niederstetten* (Hrsg.): 650 Jahre Niederstetten, Niederstetten 1991, S. 60–68.

4 Bei dieser Gelegenheit sei auf einige wissenschaftliche Abschlusarbeiten am Geographischen Institut der Universität Tübingen unter Leitung von Prof. Dr. K.-H. Pfeffer verwiesen, die das Taubertal und seine Umgebung aus landschaftsökologischer Perspektive untersuchten, nämlich: *R. Benez*: Ökologische Auswirkungen anthropogener Nutzung, Ein Beispiel aus der Muschelkalklandschaft Nordwürttembergs, Tübingen 1999 (unveröffentlicht); *T. Leiendecker*: Der Haigergrund: Eine Naturschutzregion im Main-Tauber-Kreis, Landschaftsökologische Standortanalysen und Prognosen, Tübingen 1992 (unveröffentlicht); *H. Jungkunst*: Die landschaftsökologische Bedeutung der Wälder im Raum Niederstetten/Nordwürttemberg, Tübingen 1999 (unveröffentlicht); *A. Stolle*: Sukzessionsstadien auf Weinbergbrachen, Ökologisches Wirkungsgefüge und landschaftspflegerische Möglichkeiten, Ein Beispiel aus Niederstetten/Nordwürttemberg, Tübingen 1999 (unveröffentlicht); *R. Stolle*: Angewandte landschaftsökologische Untersuchung des Regenbachtals bei Niederstetten/Nordwürttemberg, Tübingen 1999 (unveröffentlicht), *J. Wurst*: Geoökologische Einheiten des Reutals bei Oberstetten im Main-Tauber-Kreis, Tübingen 1996 (unveröffentlicht).

Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) Stuttgart zu Pflege und Erhalt der landschaftstypischen Muschelkalk-Trockenhänge des Taubertals und seiner Nebentäler zeigt vielfältige Erfolge⁵. Ein „Natur- und Kulturlehrpfad“ um Beckstein/Königshofen erschließt mittels eines Faltblattes der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart diese Zusammenhänge auch dem Laien⁶.

Hier sollen die Steinriegel auf der heutigen Gemarkung von Weikersheim aus der Sicht der Historischen Geographie betrachtet werden, das heißt, sie werden als Dokumente der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und hinsichtlich ihrer landschaftlichen Wirkung analysiert. Diese Ausführungen folgen damit dem „Sondergutachten zur Steinriegellandschaft auf Weikersheimer Gemarkung“⁷, welches das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im Rahmen seiner Stellungnahme zum Landschaftsplan der Stadt Weikersheim anfertigen ließ⁸. Ein Ziel war der Nachweis der Denkmaleigenschaft einzelner Lagen im Sinne des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg⁹.

2. Zu den naturräumlichen Grundlagen der Entstehung der Steinriegel im Taubertal

Im etwa 120 km langen Lauf der Tauber von ihrer Quelle bei Rothenburg bis zur Mündung in den Main bei Wertheim verändert sich der Charakter des Tales in Abhängigkeit von der geologischen Formation. Das hat schon Bronner¹⁰ beschrieben: „Hinter Mergentheim gegen Weikersheim und Röttingen verändert sich aber der Charakter, der von Werbach bis dahin erschien. Das Tauberthal verengt sich hier wieder stellenweise, und die Weinlagen ziehen sich in oft bedeutender Ausdehnung längs dem Flüßchen hin, so daß man weit mehr im Weingebiete wandert, als in dem unteren Theile des Taubergrundes. Auch sind hier die Höhen größtentheils mit Wald bepflanzt.“ Für unsere Frage ist die Beobachtung Bronners interessant, daß sich mit der geologischen Formation auch die Anlage der Weinberge änderte, „denn während bei dem Sandsteingebirge bei stärkeren Abdachungen die Wein-

5 Nickel (wie Anm. 2); H. Mattern: Die historische Kulturlandschaft in Naturschutz und Landschaftspflege an Beispielen aus dem nördlichen Baden-Württemberg, in: Kulturlandschaft 5, 1 (1995), S. 5–8.

6 Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart (Hrsg.): Natur- und Kulturlehrpfad Beckstein/Königshofen, Stuttgart o. J.

7 L. Stöhr: Die tauberfränkische Steinriegellandschaft als Kulturdenkmal, Eine historisch-geographische Bestandsanalyse als Beurteilungshilfe, Würzburg 1996.

8 D. Ast, V. Eidloth, A. Hanke, A. Schneider (Bearb.): Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege, Fachbeitrag des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zum Landschaftsplan Weikersheim, Stuttgart 1997.

9 V. Eidloth, M. Goer: Historische Kulturlandschaftselemente als Schutzgut, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 25, 2 (1996), S. 148–157.

10 J. P. Bronner: Der Weinbau des Main- und Taubergrundes und der Würzburger Gegend in seinen Einzelheiten dargestellt, Heidelberg 1839 (Reprint Tübingen), S. 109 ff.

berge in eine Menge Terrassen abgeteilt sind, trifft man in dem Kalkgebirge dieselben selten an, die Abdachungen sind durchgehends flacher, und wenn sie auch dem des Sandsteingebirges manchmal gleich kommen sollten, so werden doch selten Terrassen angelegt, da der Boden vermöge seiner steinigen Natur sich selbst besser trägt, als der Boden des Sandsteines.“

Um Weikersheim hat sich die Tauber tatsächlich tief in diese geologische Formation eingeschnitten und auf weiten Strecken auch Schichten des Mittleren und Unteren Muschelkalks freigelegt. Ein dreigeteiltes Muschelkalkprofil ist dort oft sehr deutlich zu erkennen: über der Felsterrasse im Unteren Muschelkalk folgt der flachere Anstieg des Mittleren Muschelkalks (Anhydrit- und Salzgebirge), darüber erhebt sich der Steilhang des Oberen Muschelkalks (Trochitenkalk). Nur zwischen Schäfersheim und Nassau und in den ostwärts streichenden Seitentälern des Vorbachtals taucht der Untere Muschelkalk ab¹¹. Im südöstlichen Bereich des Untersuchungsgebietes tritt als unterste Schicht des Keupers bei Bronn und Neubronn vereinzelt Unterer Lettenkeuper zu Tage, ohne jedoch landschaftsgestaltend zu wirken.

Die geologische Dreiteilung des Muschelkalks spiegelt sich deutlich in der Nutzungsabfolge von häufig anzutreffendem Weinbau in den oberen steilen Lagen – dadurch auch Hauptverbreitungsgebiet der Steinriegel – sowie Wiesen und Äckern in der abgeflachteren mittleren Stufe wider¹². Im Bereich des Unteren Muschelkalks fehlen die Steinriegel völlig. Hier wurde nie Wein angebaut, weil sich in diesem Talbereich oft Kaltluftseen bilden¹³. Die Hochflächen beiderseits der Talschultern sind sanft gewellt und inselhaft von Löß und Lößlehm bedeckt, sie sind daher bevorzugter Standort für Ackerbau. Auf den Gesteinen des Oberen Muschelkalks entwickelten sich dagegen geringmächtige, schwere Tonböden, deren Fruchtbarkeit gegenüber den Lößböden deutlich zurücktritt. Sie werden vor Ort als „hitzig“ beschrieben, und nur im Bereich des Oberen Muschelkalks finden sich in Tauberfranken hangsenkrecht verlaufende Lesesteinriegel, denn auf solchen Lagen mußten mehrmals jährlich beim Hacken und Umgraben der Weinberge die oft mehr als faustgroßen Steinbrocken ausgelesen werden.

3. Bodenbearbeitung und Steinelesen als Teile der jahreszeitlich anfallenden Weinbergsarbeiten in historischer Zeit

Steinriegel dokumentieren durch ihre Zahl und Mächtigkeit auf beeindruckende Art und Weise den Arbeits- und Kräfteaufwand früherer Arbeitsabläufe. Namentlich beim Rigolen (=Umgraben bei Neuanlage) der Weinberge mußten die flach-

11 O. F. Geyer, M. Gwinner: Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg, Stuttgart 1968, S. 32 ff.

12 H. Hagdorn, T. Simon: Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes (Forschungen aus Württembergisch-Franken 28), Sigmaringen 1988, S. 137.

13 Hüttl (wie Anm. 3), S. 60.

gründigen Böden für die tiefwurzelnden Reben zunächst 30 bis 40 cm, manchmal 80 cm tief mit Hilfe von Pickeln umgegraben und die Steine ausgelesen werden, ohne den geringen Humus- und Feinerdeanteil ebenfalls wegzutragen. Die Steine wurden mit speziellen Tragen und Körben (heute im Tauberländer Dorfmuseum in Weikersheim zu besichtigen) aus dem Weinberg geschafft – was oft Arbeit der Kinder war¹⁴ – und seitlich zu gewaltigen Riegeln aufgesetzt. Mit welcher Sorgfalt bisweilen vorgegangen wurde, um nur ja kein Land zu verlieren, zeigen die zu Mauern geschichteten Ränder, welche oft seit Jahrhunderten dem gewaltigen Innendruck standhalten. Durch die Hangneigung wurde die Erde bei den im Taubertal nicht seltenen Starkregen¹⁵ rasch abgespült und mußte durch Körbe wieder nach oben getragen werden; man spricht deshalb von „Trageböden“. Gleichzeitig galt es, weitere Steine gleichsam en passant zu entfernen, da sich die Feinerde zwischen ihnen zu verlieren drohte. Wie begehrt solche Erde war, zeigt der Wunsch von Taubertalern noch 1925, Steinriegel umschichten zu dürfen, um den in den Riegeln enthaltenen Erdkern nutzen zu können¹⁶.

Da die Steine meist an den Parzellengrenzen aufgeschichtet wurden, zeichnen die Riegel historische Besitzverhältnisse nach. Wegen der hier über Jahrhunderte hin praktizierten Sitte der Realerbteilung, sind viele Parzellen recht klein geschnitten. In dieser Erbsitte ist aber nicht die Ursache für die hangsenkrechte Anlage der Riegel zu sehen. Daß sich der skelettreiche Boden des Oberen Muschelkalk „selbst besser trägt“, wie Bronner¹⁷ annimmt, wirkt als Argument dafür recht schwach, ist doch der ständige Bodenabtrag auch heute noch relevantes Thema für die Weinbergsbesitzer, der Erosionsschutz wäre durch isohypsenparallele Bewirtschaftung der Steilhänge eher gewährleistet¹⁸. Das zentrale Motiv für die hangsenkrechte Fluraufteilung ist in der als gerecht empfundenen Verteilung des Besitzes über das ganze Hangprofil hin zu sehen, denn auf diese Weise kommt ein jeder in den Besitz der verschiedenen Bodenqualitäten und Expositionsbedingungen. Es mußten damit keine umständlichen Bewertungen der Bodengüte vorgenommen und Ungleichheiten gegeneinander ausgeglichen werden. Die Anlage hangsenkrechter Steinriegel ist damit vor allem landschaftlicher Ausdruck sozialen und ökonomischen Interessenausgleichs unter den schwierigen agrarsozialen Bedingungen im Taubertal in vorindustrieller Zeit.

14 *H. Neubert*: Häckerarbeit in Franken, Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Steigerwaldvorlandes, Würzburg 1990.

15 *H.-G. Wagner*: Die historische Entwicklung von Bodenabtrag und Kleinformenschatz im Gebiet des Taubertals, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft München 46, München 1961, S. 99–149.

16 *J. Wurst* (wie Anm. 4), S. 21f.

17 *Bronner* (wie Anm. 10).

18 *Wagner* (wie Anm. 15); *R. Hahn*: Anordnung und Verteilung der Lesesteinriegel der nördlichen Frankenalb, Am Beispiel der Großgemeinde Heiligenstadt in Oberfranken, in: Berichte der ANL 9 (1985), S. 93–98.

4. Die wirtschaftliche und soziale Situation der Weinbauern und Häcker in vorindustrieller Zeit

Wer in der Feudalzeit Weinbau betrieb, hatte keinen leichten Stand, und die „mittelalterlichen Verhältnisse“ reichten im Weinbau bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst nach der Revolution von 1847/48 wurden Fron- und Abgabeleistungen gegen Zahlung von Ablösesummen nach und nach aufgehoben¹⁹. Bis dahin war eine Vielzahl an Leistungen von den Weinbauern an die Feudalherren zu erbringen. Dazu gehörten die für die Herrschaften zu leistenden Fronarbeiten in deren Weinbergen. Die Gült, vergleichbar mit dem heutigen Pachtzins, wurde in Weinbaugebieten meist mittels festgelegter Mengen Weins pro Morgen Pachtland abgegolten. Der Weinezehnt mußte direkt vom Ertrag des Weinberges abgegeben werden. Der hierzu eingesetzte „Zehnder“ maß von jeder eingebrachten Fuhre den zehnten Teil ab. Für Markelsheim ist der Kelterzwang überliefert, der die Weinbauern verpflichtete, ihre Trauben in der herrschaftlichen Bannkelter gegen eine entsprechende Keltergebühr, die meist in Form von Kelterwein gegeben wurde, auszukelnern.

„Häcker“ oder „Heckersmann“ war die Bezeichnung für die soziale Schicht des landarmen Weingärtners²⁰. Er verfügte im Gegensatz zum Weinbauern nur selten über eigenen Besitz. Meist wurde ihm lediglich ein kleiner eigener Weinberg von der Herrschaft überlassen, wofür er die oben aufgeführten Leistungen zu erbringen hatte. Hauptsächlich arbeitete er jedoch als Tagelöhner. Entsprechend bescheiden stellen sich die sogenannten „Häckerhäuser“ in den Weinbaugemeinden dar. Meist giebelseitig zur Straße stehend und oft nur teilweise unterkellert, fehlt ihnen der abgeschlossene Innenhof. Wirtschaftsgebäude für den Betrieb einer eigenen Kellerei und große Tore zur Straßenseite hin gehören dagegen zu einem typischen Hof eines größeren Weinbauern.

Hohe Abgabenlasten und die natürlichen Risiken wie Spätfröste, Trocken- oder Nässeschäden, Wildfraß sowie Schädlingsbefall beschwerten die wirtschaftliche Lage aller im Weinbau Beschäftigten. Um die eigene Existenz gerade in schlechten Ertragsjahren abzusichern, betrieb man in der Hauptsache Landwirtschaft und Viehzucht. Oftmals kam noch eine Nebentätigkeit im handwerklichen Bereich oder Lohnarbeit hinzu.

Die Sozialstruktur der heutigen Orte auf Weikersheimer Markung am Ende des 19. Jahrhunderts zeigt eine Zusammenstellung nach der Oberamtsbeschreibung Mergentheim (Tab. 1)²¹. Danach können nur Haagen und Weikersheim als bedeutende Weinbaugemeinden bezeichnet werden. Für Nassau wird die Situation des Wein-

19 A. Thumm: Die bäuerlichen und dörflichen Rechtsverhältnisse des Fürstentums Hohenlohe im 17. und 18. Jahrhundert (Forschungen aus Württembergisch-Franken 6), Beningen 1971.

20 K. Hornich: Die bäuerliche Kulturlandschaft des Tauberlandes (Dissertation), Tübingen 1965, S.35f.

21 Königlich statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.): Beschreibung des Oberamtes Mergentheim, Stuttgart 1880.

baus als „mittelmäßig“ bezeichnet, in Neubronn/Oberndorf wurde Weinbau nur nebenher betrieben. Aus der Gegenüberstellung der Betriebsgrößen läßt sich die existentielle Bedeutung des Weinbaus vor allem für die mittlere und ärmere Schicht ablesen, denn der Weinbau im Taubergebiet wurde überwiegend von Kleinbauern getragen. Diese Schicht stellte 77 % aller Weinbaubetriebe. Die durchschnittliche Rebfläche je Betrieb lag 1964/66 unter 20 Ar²².

Hornich²³ gibt folgende Einteilung der vorherrschenden Betriebsstrukturen für das Untersuchungsgebiet vor, allerdings ohne weitere Flächenangaben:

- Parzellen- und Kleinstbetriebe: Laudenbach, Weikersheim
- Kleine mittelbäuerliche Betriebe: Elpersheim, Haagen, Honsbronn, Nassau, Queckbronn, Schäfersheim,
- Große mittelbäuerliche Betriebe: Neubronn

5. Die hauptsächlichen Phasen des Weinbaus in Tauberfranken als Hintergrund für die Entwicklung der Steinriegellagen

Die zeitlich differenzierte Entwicklung einzelner Steinriegellagen läßt sich aus Archivalien und mittels naturwissenschaftlicher Methoden bisher nicht rekonstruieren. Daher wird nachfolgend unterstellt, daß Steinriegel vor allem in Phasen der Expansion des Weinbaus entstanden oder während dieser Zeit an vorhandenen weitergearbeitet wurde; in Zeiten des Rückgangs dieser Kultur blieben sie einfach liegen, wurden von Bewuchs überzogen und verfielen teilweise. Mithin ist die Entstehung von Steinriegellagen eng an die spezifische Entwicklung der Weinbauwirtschaft in Tauberfranken geknüpft. Die nachfolgende Darstellung der Geschichte des Tauberfränkischen Weinbaus in Phasen²⁴ kann vor diesem Hintergrund als ein zeitliches Raster für die Anlage, die Stagnation und die Auflassung von Steinriegellagen gesehen werden, welches aber auf lokaler Ebene zu modifizieren ist (vgl. Kap. 7):

Die ersten Ansätze im Frühmittelalter bis zum Hochmittelalter: Den frühesten Hinweis auf Weinbau im Taubertal bietet eine Urkunde des 9. Jahrhunderts, in der u. a. Weinberge bei Frauental an das Kloster Fulda vermacht werden, und zwar

22 W. Frit: Strukturmerkmale des heutigen Weinbaus im Tauberland, in: H. Grees (Hrsg.): Die europäische Kulturlandschaft im Wandel, Kiel 1974, S. 129–139.

23 Hornich (wie Anm. 20), S. 113 f.

24 Vgl. H. Leicht: Geschichtlicher und geographischer Überblick über den Weinbau in Franken, in: Die Weinberge Frankens (Schriftenreihe Bayerisches Landesamt für Umweltschutz 62), München 1985, S. 7–15; G.F. Nüske: Landwirtschaftliche Sonderkulturen in Baden-Württemberg, in: Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.): Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte und Erläuterung XI/5, Stuttgart 1988; W. Schenk: 1200 Jahre Weinbau in Franken, in: Würzburger Geographische Arbeiten 89, Würzburg 1994, S. 179–201.

Tab. 1: Wirtschafts- und Sozialstruktur der untersuchten Gemeinden am Ende des 19. Jahrhunderts.

	Einwohner	größter Güterbesitzer	Mittelmann	ärmere Klasse	Vermögensverhältnisse	Haupterwerbsquellen	Gewerbestruktur
Elpersheim	825	50 Morgen Feld 12 Morgen Wald	22 Morgen Feld 5 Morgen Wald	10 Morgen Feld 2 Morgen Wald	günstigere	1. Feldbau 2. Weinbau 3. Viehzucht	3 Schild-, 1 Schenkwirtschaft, 1 Kauf-, 1 Kramladen, Weber, Schuhmacher, Schneider, Maurer, Ziegelei, 2 Mühlen
Haagen	149	„Die Vermögensverhältnisse der Einwohner zählen entschieden zu den besseren, denn außer dem Grundbesitz hat wenigstens die Hälfte derselben noch bedeutende Kapitalien, meist durch Ersparnis und Weinerlös.“				1. Weinbau 2. Feldbau 3. Viehzucht	
Honsbronn/ Bronn	261/68	170 Morgen gesamt davon 10 Morgen Wald davon 5 Morgen Weinbau	40–50 Morgen ges.	3–10 Morgen ges.	befriedigend	1. Feldbau 2. Viehzucht 3. Weinbau	
Laudenbach	997	75 Morgen Feld	30 Morgen Feld	2 Morgen Feld	befriedigend	1. Feldbau 2. Weinbau	3 Schild-, Gastwirtschaften, 1 Brauerei, 7 Kauf-, Kramläden, Schuhmacher, Schmied, Maurer, 3 Mühlen
Nassau	650	125 Morgen Feld 100 Morgen Wald	(Häckersbauer) 30 Morgen Feld	(Häcker) 4–8 Morgen Feld	gut	1. Feldbau 2. Viehzucht 3. mittelmäßig Weinbau	4 Wirtschaften mit 1 Brauerei, 2 Kramladen, alle Handwerker, 2 Ziegeleien
Neubronn/ Oberndorf	398	160 Morgen	70 Morgen	20–30 Morgen	sehr befriedigend	1. Feldbau 2. Viehzucht 3. „nebenher“ Weinbau	gewöhnliche Handwerker
Queckbronn	199	120 Morgen davon 16 Morgen Wald	40 Morgen Feld	3–10 Morgen Feld	befriedigend	1. Feldbau 2. Viehzucht 3. Weinbau	
Schäftersheim	571	86 Morgen Feld	20 Morgen Feld	10 Morgen Feld	mittel	1. Feldbau 2. Weinbau	4 Schildwirtschaften, 1 Brauerei, 1 Kunst-, 1 Säg-, 2 Kundenmühlen, 1 Ziegelei
Weikersheim (Gemeinde II. Kl.)	1730	50 Morgen	15 Morgen	1,5–3 Morgen	nicht sehr günstig	1. Weinbau 2. Feldbau 3. Viehzucht	20 Wirtschaften, 2 Brauereien, 7 Kauf-, Kramläden, Orgelbau, Reparaturwerkstatt, gewöhnliche Handwerker, 9 Bäcker, 3 Mühlen, 1 Sägemühle

(Quelle: Königliches Statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.): Beschreibung des Oberamts Mergentheim, Doppelband I/II, Stuttgart 1880).

805/10 um den Lohrhof auf Frauentaler Gemarkung²⁵. Die genaue Lage der Weinberge kennen wir nicht. Für das späte 8. und das ganze 9. Jahrhundert als wirtschaftliche Stagnationsphasen lassen sich keine weiteren Belege für Weinbau finden. Die Überlieferung setzt erst wieder zur Mitte des 11. Jahrhunderts ein, und die Belege beginnen sich danach zu häufen. Gräter²⁶ gibt als Jahre der ersten Erwähnung von Weinbau für das nähere und weitere Umfeld des Untersuchungsgebiets in Auswahl für Igersheim 1079, Markelsheim 1096, Wermutshausen 1103, Königheim 1149, Weikersheim 1219, Laudenschbach 1256, Schäftersheim 1279, Haag 1356, Neubronn 1364, Vorbachzimmern 1383, Nassau 1517, Elpersheim 1582 an. In dieser ersten Blütezeit des Taubertäler Weinbaus dürften die ersten Steinriegel entstanden sein, denn die Analyse von Örtlichkeitsnamen zeigt an, daß die Rebkulturen die Hänge hinaufgewandert sind.

Die Phase der größten Ausdehnung im 16. Jahrhundert: Obgleich eine tiefgreifende Periode der Bildung von Wüstungen im Taubertal zu fehlen scheint²⁷, dürften die Marktveränderungen infolge der Bevölkerungsverluste des späten Mittelalters die Entwicklung des arbeitsintensiven Weinbaus auch hier beeinträchtigt haben. Um so überraschender ist der Befund, daß zur Mitte des 16. Jahrhunderts der Weinbau auch im Taubertal seine größte Ausdehnung hatte; für ganz Franken nimmt man um 1560 etwa 40 000 ha Rebflächen an. Die arbeitsökonomische Basis dafür bildete die Erholung der Bevölkerungszahl bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts auf das Niveau der Zeit um etwa 1300. Die Ursachen für die weite Ausbreitung der Rebflächen sind aber in den damals vorherrschenden feudalen Besitz- und Marktstrukturen zu suchen. Die Feudalherrschaften, und hier besonders die Klöster, schienen damals den Wein als Spekulationsobjekt entdeckt zu haben. Sie versuchten, für Fernmärkte hochwertige Wein auf den guten Lagen zu produzieren. Dem stand die Erzeugung milderer Weine für die Direkt- und Nahvermarktung durch die bäuerlichen Kleinproduzenten gegenüber, welche nun wohl zunehmend auf schlechte Lagen auswich²⁸. Obgleich hierzu die Forschung noch viele offene Fragen vor allem zum raschen Abschwung des Weinbaubooms um etwa 1580 zu lösen hat²⁹ – war die Konjunktur überreizt oder wirkte sich hier schon die beginnende „Kleine Eiszeit“ aus? – ist zu vermuten, daß viele heute fossile Steinriegellagen auf Nordwest-, Nordost- und sogar reinen Nordhängen damals angelegt wurden.

25 W. Schenk: Vom Kloster zum Dorf: Kulturlandschaftswandel auf der Gemarkung des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Frauental, Exemplarisches und Besonderheiten zur Landschaftsgeschichte Frankens seit 1500, in: *Württembergisch-Franken* 74 (1990), S. 121–161.

26 C. Gräter: *Weinwanderungen an der Tauber, Tauberbischofsheim* ²1996.

27 Wagner (wie Anm. 15), S. 107.

28 Schenk (wie Anm. 24), S. 182 ff.

29 W. Schenk: Die mainfränkische Landschaft unter dem Einfluß von Gewerbe, Handel, Verkehr und Landwirtschaft (im konfessionellen Zeitalter), in: P. Kolb, E.-G. Krenig (Hrsgg.): *Unterfränkische Geschichte* 3, Würzburg 1995, S. 519–588.

Der etappenweise Rückgang der Rebflächen bis Ende des 19. Jahrhunderts: Bis 1800 zog sich der Weinbau auf etwa die Hälfte der Anbaufläche des 16. Jahrhunderts zurück. Vom Menschen ausgelöste und klimatische Veränderungen bildeten einen Ursachenkomplex, der sich durchaus auch wechselseitig bedingte. Im Dreißigjährigen Krieg starben viele Menschen, damit auch Verbraucher von Wein und Bearbeiter der Rebhänge; der Wein verlor im 18. Jahrhundert darüber hinaus seine zentrale Stellung an das Bier als Volksgetränk. Hinzu kam die klimatische Verschlechterung für den Weinbau seit dem Ende des 16. Jahrhunderts („Kleine Eiszeit“³⁰), welche die Vegetationszeiten insgesamt verkürzte; vor allem im Herbst konnten sich die Möste nicht mehr ausreichend entwickeln³¹. Als Reaktion hierauf versuchten einzelne Feudalherren durch verschiedene Maßnahmen wie Flächenkonzentrationen, Verbesserung und Optimierung der Anbautechniken und Zucht verbesserter Rebsorten, den Weinbau wieder zu beleben. Auch der produktive Geist der Aufklärung des 18. Jahrhunderts machte im Taubertal seinen Einfluß geltend. Meider³² verweist auf die Bedeutung des Prälaten B. Sprenger und seines Werkes „Praxis des Weinbaus“ für die Region. Die Intensität des Weinbaus im 17. Jahrhundert um Weikersheim herum teilt Hornich³³ in drei Klassen ein:

- stark: Elpersheim, Haagen, Laudenschlag, Schäftersheim, Weikersheim
- mäßig: Honsbronn, Nassau, Neubronn, Queckbronn
- schwach: keine Nennung

Diese Auflistung zeigt deutlich die untergeordnete Bedeutung des Weinbaus in den talfernen Lagen auf den Höhen oder in den Seitentälern. Obgleich Matthäus Merian das Taubergebiet im 17. Jahrhundert als „Land volkreicher Dörfer im Tal, von Weinbergen eingerahmt“³⁴ bezeichnete, war diese Zeit in der Summe durch einen sukzessiven Rückzug des Weins aus der Fläche gekennzeichnet. Dennoch waren um 1800 noch Hänge der fränkischen Flußtäler mit Reben bestockt. Das Taubertal war 1813 mit über 900 ha Rebfläche eines der bedeutenderen Weinanbaugebiete; Meider³⁵ berichtet von 12 765 ha Weinbergen im Tauberland und in Hohenlohe für die 1830er Jahre. Für Weikersheim allein werden noch über 200 ha Rebfläche für den Beginn des vorigen Jahrhunderts angegeben; Hahn³⁶ beschreibt die Situation des Weinbaus in Franken für die Zeit um 1800 noch als fast „völlig intakt“. 1837 wurden im württembergischen Taubergrund 2373 Hektar Rebfläche gezählt, 1823

30 R. Glaser: Klimageschichte – 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen, Darmstadt 2000.

31 W. Schenk: Ländliche Gesellschaft und Raumnutzung, in: P. Kolb, E.-G. Krenig (Hrsgg.): Unterfränkische Geschichte 4/1, Würzburg 1998, S. 275–334.

32 K. Meider: Vom Feldbau zur Landwirtschaft, Tauberländer Beiträge zur Arbeit auf dem Lande im 18. Jahrhundert, Weikersheim o. J., S. 14 ff.

33 Hornich (wie Anm. 20), S. 113 f.

34 Zitiert nach F. Metz: Das Taubertal (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ 37), Karlsruhe 1930, S. 24.

35 Meider (wie Anm. 32), S. 14.

36 H. Hahn: Die deutschen Weinbaugebiete (Bonner Geographische Abhandlungen 18), Bonn 1956, S. 45.

im badischen Tauberland 6772 Hektar. Rechnet man die auf bayerischer Seite liegenden Tauberhänge noch hinzu, so kommt man entlang der Tauber auf eine Ausdehnung der Weinberge von knapp 9500 Hektar. Für die besonderen Verhältnisse in den heute zu Weikersheim zählenden neun Ortschaften und zwei Weilern sei wiederum auf Tabelle 1 verwiesen.

Die existentielle Weinbaukrise vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis etwa 1960: Hahn³⁷ gibt für den Weinbaubezirk Main- und Taubergebiet einen Flächenrückgang von 81,8 % zwischen den Jahren 1908 und 1951 an. Vor allem vor und während des ersten Weltkrieges war die Rebfläche um mehr als 60 % zurückgegangen. Seinen Tiefpunkt erlebte der Weinbau Ende der 1950er Jahre, als gerade noch 570 ha, das sind 6 % der Fläche von 1823, bestockt gewesen waren³⁸. Als Gründe sind für diesen Rückgang neben einem grundsätzlichen Wandel der Arbeitswelt von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft mit entsprechenden Erwerbsalternativen der Übergang Hohenlohes an das neugeschaffene Königreich Württemberg zu nennen, was zu einer „Marktkrise“ führte. Der Taubergrund um Weikersheim wurde durch die Rheinbundakte von 1806 zu dessen äußerstem Grenzgebiet. Damit ging der bayerische Absatzmarkt verloren, da sich Bayern nun weitgehend zur Pfalz mit ihren Weinen hin orientierte. Zum zweiten kam es zu einer „physiologischen Krise“ des Weinbaus aufgrund der Überalterung der Stöcke, und Anfang des 20. Jahrhunderts machten den Weinbauern Reblaus und Peronospora (erstmalig 1889) schwer zu schaffen. Zwar wurden bereits 1890 die ersten Spritzversuche unternommen, dennoch wurden Rebflächen in Ackerland umgewandelt, mit Obstbäumen besetzt oder sie verbuschten mangels Nutzung. All das kann man als „unvermeidbare Anpassung an die veränderten Rentabilitätsverhältnisse“³⁹ interpretieren. Die schlechte Kapitallage der Klein- und Kleinstbauern, die Sitte der Realerbteilung und die wirtschaftliche Abhängigkeit von den stark schwankenden Erträgen des Weinbaus verschärfte die aufziehende Krisensituation zusätzlich.

Der Wiederaufbau der Weinbauwirtschaft nach 1960: Ende der 1950er Jahre stellte sich in den Tabergemeinden die Frage nach der völligen Aufgabe dieses traditionsreichen Wirtschaftsbereiches oder einem schwierigen Neuanfang. Die Entscheidungen fielen dabei recht unterschiedlich und eher zögerlich. Den Königsweg zeichnete die Gründung von Genossenschaften mit Verarbeitungs- und Vermarktungseinrichtungen vor (Weikersheim 1935, Niederstetten 1933, Markelsheim 1898). Ergänzend wurden Rebflurbereinigungen, Neubestockungen der Rebflächen mit marktgängigen und reblausresistenten Sorten und Qualitätsverbesserungen durch den Einsatz von Neuzüchtungen vorgenommen. Die Förderung des Absatzes gelang vor allem durch die gezielte Verknüpfung von Wein- und Tourismus-

37 Hahn (wie Anm. 36).

38 C. Gräter: Weikersheim an der Tauber, Donauwörth 1972, S. 54.

39 Friz (wie Anm. 22), S. 131.

marketing⁴⁰. Die heute wieder beinahe 1000 ha Rebfläche im Taubertal (1830: 950 ha, 1953: 550 ha, 1978: 894 ha, 1990: 954 ha (nur Main-Tauber-Kreis)) teilen sich auf die drei Weinanbaugebiete „Tauberfranken“ (bayerisch), „Württemberg“ und „Badisches Frankenland“ auf. Nur auf begünstigten Südlagen wurden neue Rebareale angelegt. Wo der Weinbau allerdings aufgegeben worden war, veränderte sich auch das Landschaftsbild grundlegend. Die Fläche wurde, wenn sie für die Bearbeitung nicht zu steil war, in Ackerland, vor allem aber in Dauergrünland umgewandelt. Auch zahlreiche Obstanlagen und einige Freizeitgrundstücke prägen heute die Hänge. In den 1970er Jahren förderte das Land Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Forstämtern die Aufforstung der brachliegenden Flächen mit Fichtenbeständen, was seitens der Parzellenbesitzer gerne aufgenommen wurde⁴¹. Viele ehemalige Weinbergsflächen verbuschten jedoch sukzessive.

6. Formale und genetische Typologie von Steinriegeln

Die aktuellen Steinriegel im Untersuchungsgebiet lassen sich *nach dem formalen Aufbau* nach drei Typen charakterisieren:

- regelloser oder ungeschichteter Aufbau
- waagrechte Schichtung der Seitenmauern
- schräge Schichtung der Seitenmauern

Regellos aufgeworfene Steinriegel sind dabei eher selten. Sie finden sich meist da, wo die Riegel nur geringmächtig ausgebildet sind und deshalb nicht viel Mühe auf eine sorgfältige Schichtung verwendet werden mußte. Wesentlich häufiger sind die waagrechte und schräge Schichtung der Seitenmauern, die die Stabilität des Steinriegels gewährleisten. In seltenen Fällen können auch doppelreihige Anlagen von Seitenmauern beobachtet werden⁴².

Ein Schema vermittelt die verschiedenen *Entwicklungsstadien* von Steinriegellagen nach Aufgabe des Weinbaus auf der Fläche. Danach lassen sich drei verschiedene Kategorien der Flächenentwicklung unterscheiden (Abb. 1). Bei Kategorie 1 und 3 bleiben die Steinriegel meist erhalten, bei Kategorie 2 kann es zu Ausräumungen kommen. Die Neuanlage von Rebflächen nach einem Rebflurbereinigerungsverfahren bleibt hier außerhalb der Betrachtung.

Nach dem *Vegetationsbestand* lassen sich folgende aktuelle Entwicklungstypen beschreiben, wobei auch Zwischen- und Mischformen möglich sind:

40 W. Schenk: Wirtschafts- und sozialräumliche Effekte der Politik der Gebietswinzergenossenschaft Franken, in: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 37, 3–4 (1993), S. 217–233; W. Schenk: The role of Regional Vinters' Cooperatives in the development of rural areas in Germany, in: Journal of Wine Research 5, 3 (1994), S. 187–203.

41 H. Jungkunst (wie Anm. 4).

42 Hüttl (wie Anm. 3), S. 64.

Der Flächenanteil der Steinriegel erreicht nach einer aktuellen Vermessung in einem Weikersheimer Weinberg mit 41,62 Ar Grundfläche immerhin 13,23 Ar, also fast ein Drittel der Fläche.

7. Geschichte und Zustand ausgewählter Steinriegellagen um Weikersheim

Von den 35 auf Weikersheimer Gemarkung aus der Landschaft oder mittels Karten ausweisbarer Steinriegelflächen sind nur noch 24 als rezente Lagen erhalten (Abb. 2). Davon werden einzelne näher vorgestellt, die aktuelle Entwicklungsstände repräsentieren.

7.1. Steinriegel als Zeugen lange aufgegebenen Weinbaus: die Lage „Mutzenhorn“ bei Elpersheim

Elpersheim war ehemals bedeutende Weinbaugemeinde, doch in den 1950er und 60er Jahren wurde nahezu der gesamte Weinbau auf der Gemeindemarkung aufgegeben. Heute liegen die Rebflächen der verbliebenen Weinbauern auf Markelsheimer Gemarkung. Einzelne bestockte Parzellen finden sich noch am Tauberberg, allerdings nur von „Hobbywinzern“ bewirtschaftet.

Die geschichtlichen Quellen zum Weinbau Elpersheims sind eher spärlich. Die erste archivalische Erwähnung datiert mit 1528 reichlich spät. Die Oberamtsbeschreibung⁴⁴ berichtet von einer großen Feuersbrunst in diesem Jahr, die 27 Häuser vernichtete; 35 Familien wurden obdachlos. Es verbrannten auch 28 Keltern und Kelterhäuser. Das fränkische Lexikon von Bundschuh (1801)⁴⁵ schreibt über Elpersheim: „Der Hauptnahrungszweig ist guter Weinbau“. Frühere Nennungen oder Hinweise auf Weinbau sind nicht bekannt. Dennoch darf wohl angenommen werden, daß auch Elpersheim an der allgemeinen zeittypischen Entwicklung des Weinbaus im Taubergrund teilnahm, hatte doch der in Bad Mergentheim ansässige Deutsche Orden Weinbergsbesitz in Elpersheim und unterhielt eine eigene Kellerei im ehemaligen „Gasthaus zum Hirschen“. Die erwähnte Oberamtsbeschreibung verzeichnet 1889⁴⁶ fast 480 Morgen Weinberge (ca. 154 ha) und charakterisiert den Elpersheimer Weinbau wie folgt: „Der Weinbau ist ausgedehnt und liefert in guten Jahrgängen ein vorzügliches Gewächs, das sich den besten übrigen Tauberweinen, wie dem Markelsheimer, Karlsberger u. s. w. würdig an die Seite stellt. Die geschätztesten Lagen sind die Steckenhalde und die mittleren Lagen des Tauberbergs. Man pflanzt 2200 Stöcke, meist Gutedel, Sylvaner und fränkisches Süßbroth auf den Morgen und bezieht als höchsten Ertrag daraus 4–5 Eimer. Der Eimer wird von 66 M. bis 180 M. bezahlt. Das sämtliche Weinerzeugnis wird nach au-

44 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 533.

45 *J. K. Bundschuh*: Geographisch-statistisches Lexikon von Franken, 6 Bde., Ulm 1799/1804.

46 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 528 f.

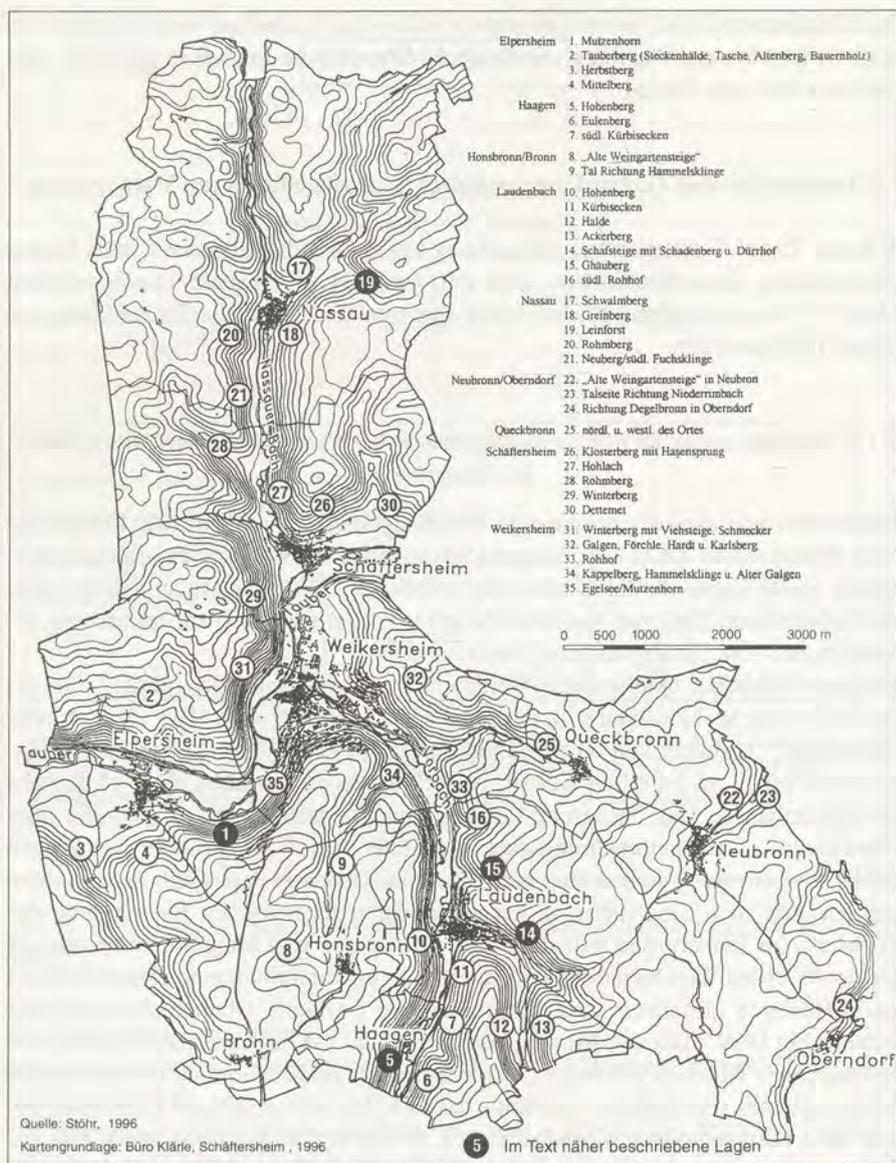


Abb. 2 Übersichtskarte über die lokalisierbaren und im Text beschriebenen Steinriegellagen auf Weikersheimer Gemarkung (Stand 1996).

ßen und zwar nach ganz Württemberg und in die Nachbarstaaten verkauft“. Ende des 19. Jahrhunderts scheint der Weinbau in Elpersheim demnach noch in voller Blüte gestanden zu haben. Doch gerade die Lage Mutzenhorn war vermutlich be-

reits Anfang des 19. Jahrhunderts als Rebfläche aufgegeben worden. Seitdem wird sie extensiv als Schafweide oder Wiesenfläche genutzt. Auf einer Fläche von 77,3 Hektar sind derzeit ca. 35 Steinriegel erhalten, zumeist unter mächtigen Hecken, was auf frühe Aufgabe der Rebkultur schließen läßt. Die Zwischenflächen sind heute überwiegend Wiesenflächen, vereinzelt finden sich Schafweiden, Obstwiesen und Freizeitgrundstücke. Bemerkenswert ist die gleichmäßige Verteilung der Riegel über die gesamte Hangfläche vom Hangfuß, fast schon im Bereich der Talau, bis zur Hangschulter reichend. Die großflächige Ausdehnung erstaunt vor allem in Anbetracht der nordexponierten Lage. Wohl deswegen spielte das Mutzenhorn im Vergleich mit den anderen Weikersheimer und Elpersheimer Weinlagen immer eine untergeordnete Rolle. Nicht zu unterschätzen ist allerdings der Sicht- und Lagezusammenhang der Fläche mit der Weikersheimer Schloßanlage und dem gesamten Stadtbild. Der zwischen Weikersheim und Elpersheim gelegene, nordexponierte Tauber-Prallhang wurde 1996 als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Das Landesdenkmalamt bestätigt der Lage die Eigenschaft eines Kulturdenkmals.

7.2. Steinriegellagen im aktuellen Nutzungsmosaik: die Lage „Hohenberg“ bei Haagen

Der südlichste Gemeindeteil von Weikersheim, Haagen im Vorbachtal, zeigt in besonders eindrücklicher Weise die kulturlandschaftliche Verbindung zwischen Weinbau und Steinriegellandschaft, denn in einzigartiger Lageverbindung mit Siedlung und Verkehrsachsen erhebt sich westlich des Ortes der Hohenberg mit seinen rezenten Weinbergen und Steinriegeln. Hier wurden Anfang der 1960er Jahre neue Weinberge angepflanzt, vereinzelt aber auch auf der gegenüberliegenden Talseite in den südlichen Kürbisecken. Die Weinbergsumlegung mit dem dazugehörigen Wirtschaftswegebau konnte 1964 abgeschlossen werden.

Die Haagener Weingärtner sind seit 1925 in der Laudbacher Genossenschaft organisiert und liefern ihre Ernte auch dorthin ab. Wie dort gab und gibt es keine größeren Weingüter in Haagen, dafür aber von alters her viele kleinere Betriebe, die den Weinbau als Zuerwerb zu Landbewirtschaftung und Viehhaltung sehen; zudem haben etliche Honsbronner ihre Weinberge auf Haagener Gemarkung.

Ein Blick in die Oberamtsbeschreibung⁴⁷ zeigt, daß 1356 erstmals der „Weinzehnten zu Hagen“ erwähnt wird. Darauf folgen einige Erwähnungen von Weinbergen und Zehntstreitigkeiten für das 15. und 16. Jahrhundert. Man kann annehmen, daß in Haagen zumindest in den bevorzugten Lagen nahezu durchgängig bis in unsere Zeit Weinbau betrieben wurde, auch wenn dies nicht schriftlich belegt werden kann. Für das 19. Jahrhundert berichtet die erwähnte Quelle: „Die Vermögensverhältnisse der Einwohner zählen entschieden zu den besseren, denn außer dem Grundbesitz hat wenigstens die Hälfte derselben noch bedeutende Kapitalien,

47 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 560.

meist durch Ersparnis und Weinerlös erworben ... der Weinbau dagegen wird hier sehr stark betrieben und ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner. Man pflanzt 3600 Stöcke (meist Süßrothe und Grobschwarze, dann Gutedel, Sylvaner, Trollinger, Elblinge und Muskateller) auf den Morgen, die den Winter über bezogen werden. Die beste Lage ist im Hohenberg. Der Wein ist gut, und der höchste Ertrag auf dem Morgen erreicht 8 Eimer; die Preise eines Eimers gehen von 18–120 Gulden“⁴⁸.

Der Haagener Hohenberg stellt eine der eindrucklichsten Steinriegellagen des Untersuchungsgebietes dar. Über 20 Riegel sind in meist mächtiger Ausprägung erhalten. Teilweise liegen sie offen, da die Flächen noch aktuell als Rebflächen genutzt werden, teilweise sind sie randlich verbuscht. Noch bis in die 1950er/60er Jahre war der gesamte Hang bis zur Laudenbacher Bergkirche mit Rebflächen bestockt. Erst in den 1960er und 70er Jahren lichteten sich die Parzellen deutlich. Die Lage gewinnt ihren besonderen Wert aus der guten Überlieferungsqualität und dem hohen Dokumentationswert, vor allem aber auch aus dem Zusammenhang mit der historischen Ortslage Haagens.

7.3. Steinriegel unter Wald: die Lage „Leinforst“ bei Nassau

Auf Nassauer Gemeindefläche erinnert auf den ersten Blick nichts mehr an den früher hier betriebenen Weinbau. Die Flächen sind ackerbaulich oder als Wiesen genutzt. Obstwiesen, Gärten und Waldungen runden das Bild des grünen Tauberseitentales ab. Tatsächlich stellt Nassau einen typischen Grenzertragsstandort für den tauberfränkischen Weinbau dar. In einem nördlichen Seitental der Tauber gelegen bot Nassau keine besonderen klimatischen Vorzüge für Weinbau. Dennoch wurde in Nassau bis ca. 1910 Weinbau betrieben. Auch die topographische Karte von 1957 zeigt noch ein entsprechendes Bild; der gesamte Greinberg stellte damals eine ausgeprägte Steinriegellandschaft dar.

Archivalische Hinweise auf Weinbau in Nassau sind nur spärlich vorhanden. Lediglich die Oberamtsbeschreibung⁴⁹ meldet 1517: „Graf Albrecht v. Hohenlohe kauft von Kloster Tüchelhausen den Wein- und Frucht-Zehnten in Nassau“. Im örtlichen Gerichtsbuch von 1584 heißt es: *Heckenwirt hat ein jeder Macht zu werden, wenn er will, mit dem Wein, den er selbst erbaut und gewinnt, ohne die vier Wochen, wenn den Wirten der Bohnwein eingelegt ist*⁵⁰. Ist der Weinbau hiermit für das 16. Jahrhundert zwar dokumentiert, bleiben seine Anfänge für Nassau jedoch unklar. Aus der Zeit der Truppendurchzüge während des Dreißigjährigen Krieges ist eine Abrechnung aus dem Jahre 1623 überliefert, die die immensen Quartierkosten für die Gemeinde belegt. Darin heißt es auch: *1 Eimer Wein nach*

48 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 559 f.

49 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 642.

50 *Geschichte von Nassau* (maschinenschriftliches Manuskript, unveröffentlicht).

*Herbsthausen geliefert 6 fl., der beste 8 fl.*⁵¹. Auch für die folgende Zeit gibt es keine konkreteren Hinweise auf die Ausdehnung des Weinbaus in Nassau. Erst die große Überschwemmung vom 23. 7. 1826 führte zur Erwähnung eines großen Schadens *in Feldern und Weingärten*. Die Oberamtsbeschreibung faßt zusammen: „Der Weinbau (Gutedel und Oestreicher) umfaßt nur 80 Morgen; der Wein ist mittelmäßig, ein Morgen, auf den 1300 bis 1400 Stöcke kommen, trägt 3 Eimer. Die Preise gehen von 35–70 Mark; die beste Lage ist auf der Westseite des Thals. Viele Weinberge sind eingegangen“. Als Dorfmitglieder werden „Häckersbauern“ und als „ärmere Klasse“ die Häcker benannt, die Haupterwerbsquellen seien allerdings Feldbau und Viehzucht gewesen⁵². Der Weinbau scheint Ende des 19. Jahrhunderts schon beträchtlich in den Hintergrund gerückt zu sein. Dennoch wurde die östliche Flurhälfte der Gemeinde um den Greinberg bereits 1937 bereinigt, die Hauptflurbereinigung wurde 1963 bis 1971 durchgeführt, als der Weinbau längst aufgegeben war. Am längsten hielten sich die Rebparzellen am Rohmberg. Im Zuge der Flurbereinigung wurden die Steinriegel abgetragen und mit einer Steinklopfmaschine zu Straßenschotter verarbeitet.

Der Leinforst ist heute ein geschlossenes Waldstück am Greinberg, das sich aus verschiedenen Privatwaldparzellen zusammensetzt. In der gesamten Lage sind 23, meist seitlich verbuschte Steinriegel erhalten geblieben. In dieser südexponierten Hanglage herrscht ein dem Weinbau günstiges Kleinklima, weshalb die größere Entfernung zum Ort in Kauf genommen wurde. Die Weinbergspartellen wurden in dieser Lage seit Anfang dieses Jahrhunderts, verstärkt aber erst in den 1950er/60er Jahren, sukzessive aufgegeben und größtenteils aufgeforstet.

7.4. Im Zuge von Rebflurumlegungen abgetragene Steinriegel: die Weinbergslagen „Schafsteige“ und „Ghäuberg“ bei Laudenbach

Die erste urkundliche Erwähnung von Weinbau in Laudenbach fällt auf das Jahr 1256: Laut Oberamtsbeschreibung heißt es für dieses Jahr: „Richza v. Hohenlohe und ihr Sohn Kraft geben der Frau Merburgis Erlaubnis, an das Johanniterhaus in Rothenburg einen Weinberg in Lutenbach zu stiften“⁵³. Dort finden sich auch weitere Hinweise auf Weinbau oder Weinrechte bis zur Übernahme des durch das Aussterben des Hauses v. Finsterlohr 1568 offen gewordenen Lehens durch Würzburg. 1641 bis 1794 wird Laudenbach Hatzfeldisches Lehen, darauf fällt es kurzzeitig in den Besitz Hohenlohe-Bartensteins, 1806 wird Laudenbach württembergisch. Bundschuh (1801)⁵⁴ berichtet von 83 Tagelöhnern und Winzern in Laudenbach und von 587 ¼ Morgen Weinbergen (entspricht ca. 188 ha). „Die meisten Be-

51 Geschichte von Nassau (wie Anm. 50).

52 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 638.

53 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 611.

54 *Bundschuh* (wie Anm. 45), S. 288.

wohner des Fleckens sind Weinbergsleute und nähren sich vom Weinbau⁵⁵. Und die Oberamtsbeschreibung gibt wiederum an: „Der Weinbau ist ausgedehnt und zweckmäßig betrieben; man pflanzt auf den Morgen 3300 Stöcke (vorherrschend Süßbroth) und bezieht sie; die besten Lagen sind die Sommerberge und der Knieberg. Der höchste Ertrag ist 5 Eimer vom Morgen; die Preise gehen von 20–50 Gulden“⁵⁶. Diese Skizze spiegelt das Bild einer regen Winzergemeinde wieder, gerade so, wie sich Laudenbach auch heute wieder präsentiert. Die Laudenbacher Weingärtnergenossenschaft, der heute die Ortschaften Ebertsbronn, Haagen, Vorbachzimmern und Honsbronn angehören, besteht seit 1925. Noch in den 1930er und 40er Jahren gab es überwiegend kleine Weinbauern, die auch ein wenig Ackerbau und Viehzucht betrieben. Größere Weingüter existierten in Laudenbach nicht. Besonderheiten sind der Laudenbacher „Schillerwein“ und der „Tauberschwarz“. In den 1950er Jahren mußte der Weinbau infolge einiger Frostjahre fast ganz aufgegeben werden. Anfang der 1960er Jahre ermöglichte die Rebflurbereinigung auf den südexponierten Lagen Schafsteige und Ghäuberg einen Neuanfang. Sie waren immer die bedeutendsten Weinlagen für Laudenbach gewesen. Die Topographische Karte 6525 von 1954 dokumentiert dort zahlreiche Steinriegel. In der Schafsteige wurden 1969 16 ha Rebfläche neu angepflanzt. Dabei wurden über 30 Steinriegel abgetragen. Steinriegelreste finden sich lediglich noch im Bereich Schadenberg, im unteren Hangbereich Richtung Dürrhof und im Gewann Dürrhof. Ende der 70er Jahre folgte die Neuanlage von rund 15 ha Rebfläche im „Ghäuberg“. Auch hier wurden von 1976 bis 1978 über 20 Steinriegel abgetragen. Nur in den östlichen und westlichen Randbereichen sind ca. zehn Steinriegel in Resten erhalten. Die abgetragenen Steine wurden teilweise zum Wegebau verwendet, ein Großteil aber auf der Hangkante zu einem mächtigen Steinwall aufgeschüttet. Obgleich die nur noch in Resten erhaltenen Steinriegel keine hohe Überlieferungsqualität haben, sollten sie dennoch erhalten bleiben, denn sie sind Zeugen des alten Weinbaus in Laudenbach.

8. Erhaltende Nutzung der Steinriegel als gemeinsames Ziel von Denkmalpflege und Naturschutz

Steinriegel sind eindruckliche Dokumente vergangener Arbeitswelten und haben durch die regionale Begrenztheit ihres Vorkommens einen großen Seltenheitswert⁵⁷. Das für eine Erhaltung solcher Strukturen wichtige Kriterium der „regionaltypischen Bedeutung“ trifft deshalb unbedingt auf sie zu. Kein anderes Relikt⁵⁸ doku-

55 *Bundschuh* (wie Anm. 45), S. 289.

56 *Königlich statistisch-topographisches Bureau* (wie Anm. 21), S. 609.

57 *H. Strunk*: Lesesteine in der europäischen Kulturlandschaft, in: *Regensburger Geographische Schriften* 19/20 (1985), S. 477–508.

58 Dazu im Überblick *T. Breuer*: Denkmale des Weinbaus in Bayern, in: *Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege* 37 (1983), S. 214–226.

mentiert so authentisch die historische Entwicklung und den aktuellen Zustand des tauberfränkischen Weinbaus. Steinriegellandschaften unterstreichen damit den Urkundencharakter der heutigen Kulturlandschaft. Doch sie sind gefährdet durch Flurbereinigung, freiwillige Parzellenzusammenlegungen, Neuanlagen, Wegebau, Nutzungswegfall oder -änderung, Ausdehnung der Siedlungs- und Gewerbeflächen und Aufforstungen. Diese Flächen sollten daher möglichst umgehend auch unter Denkmalschutz gestellt⁵⁹ und die schon angelaufenen Pflege- und Erhaltungsmaßnahmen im Sinne einer umfassenden Kulturlandschaftspflege⁶⁰ verstetigt und ausgeweitet werden⁶¹.



59 *Eidloth, Goer* (wie Anm. 9).

60 *W. Schenk, K. Fehn, D. Denecke* (Hrsgg.): Kulturlandschaftspflege, Berlin/Stuttgart 1997.

61 *M. Nebel*: Vegetationskundliche Untersuchungen in Hohenlohe (Dissertationes Botanicae 97), Stuttgart 1996; *Nickel* (wie Anm. 2); *Mattern* (wie Anm. 5).

Der Sonntag in Stationen am Beispiel Enslingen

von LISELOTTE KRATOCHVIL

Einführung in das Thema



Bild Cranach¹ ‚Du solt den Feyertag hayligen‘

Festlich gewandet im roten Kleid, mit einem weißen Kopf- und Schultertuch, verharrt die Frau in Andacht und Gebet. An einer Säule angelehnt, der Mann. Beide sind angekommen, dort, wohin der Engel sie geleitet hat. Auf der Anhöhe fällt

¹ Cranach, 1516 ‚Die 10 Gebote‘. Ein Regenbogen über diesen 10 Geboten stellt eine Beziehung zum Jüngsten Gericht dar, Thron des Weltenrichters. Er mündet links im Wappen des Kurfürstentums und rechts im Herzogtum Sachsen. Das Bild hängt im Lutherhaus, im früheren Speisesaal der Mönche, in Wittenberg.

Licht auf den Altar. Außerhalb der Schwellen und Säulen, draußen in Wald und Flur, durchziehen Pferd und Bauer mit dem Pflug Furche um Furche den Acker. Im Nacken des Bauern sitzt ein Teufel. Am unteren Bildrand die Worte: ‚Du sollst den Feiertag heiligen‘.

Schon stellt sich die Frage, wie das Sonn- und Feiertagsverständnis der nachfolgenden Generationen bis zum heutigen Tag dargestellt werden kann. Die Suche nach Ausdrucksformen des Für- und Wider führt zuerst zu Schlagwörtern und sprachlichen Allgemeinplätzen, mit denen ein grober Überblick möglich ist. Differenzierungen werden jedoch eher verhindert als gefördert. Erst beim Anhalten an Stationen, hier am lokalen Beispiel Enslingen im 18., 19. und 20. Jahrhundert, treten deutliche Konturen und konkrete Merkmale zutage, von denen aus wiederum Rückschlüsse auf zeittypische Prägungen und Aspekte gezogen werden können.

Bei der Recherche im 18. Jahrhundert fällt auf, daß die Gemeinde auf den Prüfstand hoher moralischer Ansprüche in Predigt, Zucht und Ordnung gehoben wird. Dort, wo das sittliche Verhalten nicht mithalten kann, bleiben harsche Kritik und Androhung von Strafe nicht aus.

Anders als zuvor drängt sich im 19. Jahrhundert die Frage nach den Arbeitsbedingungen und dem Konflikt zwischen der Sonntagsarbeit einerseits und den kirchlichen Sonntagsverpflichtungen andererseits in den Vordergrund.

Das Bild einer behaglichen, arglosen dörflichen Idylle zum Anfang des 20. Jahrhunderts wird jäh zerrissen mit dem Beginn des 1. Weltkrieges. Die Gemeinde gerät in die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Turbulenzen der Weimarer Republik und der Inflation, die danach einsetzende Entwicklung hin zum Dritten Reich, dem 2. Weltkrieg und Zusammenbruch ist im Blick auf die innergemeindliche Entwicklung kontinuierlich nachvollziehbar.

Priorität der 50er, 60er, 70er, 80er und 90er Jahre hat ein ungebrochener Fortschrittsglaube, der sich hier in seiner ganzen Konsequenz der Motorisierung, Technisierung, Mobilität und Flexibilität bemerkbar macht. Den beginnenden Ansätzen einer Event-, Fun- und Erlebniskultur entzieht sich der Ort nicht. Enslingen macht mit.

Die brisanten heutigen Fragen betreffen demnach nicht allein die anderen, die Gesellschaft dort draußen, sie stellen sich direkt aus der Mitte der Gemeinde. Daß die Kirche dabei nach wie vor im Mittelpunkt der Betrachtung steht, hat zu tun mit ihrer Bedeutung für die Erhaltung des Sonn- und Feiertags im Lauf der Jahrhunderte, und damit, daß sie mit ihrem neuesten Erkenntnisstand, der zugleich auch der älteste ist, hörbar bleibt in der Gesellschaft: „Kirche ist nichts Exotisches und auch kein Gebilde aus Zahlen und Daten – Kirche sind Menschen“².

2 Zitat ‚Kirche mehr als man glaubt‘, Broschüre 2000, Evang. Landeskirche in Württemberg – alle Quellen in diesem Aufsatz finden sich im Pfarramt-Archiv Enslingen.

18. Jahrhundert

Mit Pfarrer Johann Christoph Friedrich Seufferheld³ wirkt in der Zeit von 1730 bis 1746 ein rundum aufmerksamer Beobachter und ein in Wort und Schrift geübter, ausdrucksstarker Theologe in der Enslinger Gemeinde. Seine Niederschriften geben ein beredtes Zeugnis ab von allen die Gemeinde betreffenden Vorkommnissen⁴, worin er sich von seinem Vorgänger unterscheidet, bei dem solche Hinweise und Vermerke während der gesamten Dauer seiner 30jährigen Amtszeit kaum auffindbar sind.

In Pfarrer Seufferhelds Zeit hinein fallen ganz praktische Entscheidungen, wie zum Beispiel die Erweiterung der St. Briccius-Kirche und der Anbau der Sakristei. Er hält akribisch Ereignisse fest, denen die Gemeindeglieder schutzlos ausgesetzt sind, etwa als eine Viehseuche in den Jahren 1732 und 1735 nach Enslingen kam, oder z. B., wie am 29. September 1732 *an Michaelis ein so große Ergießung des Wassers kam, daß es einer halben Sintflut ähnlich war.* Am 18. Mai 1733 beobachtet er: *nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr war die Sonne mit einem blutroten Kreis zu sehen, worauf ein starkes Erdbeben erfolgte, so, daß an manchen Orten die Balken in den Häusern krachten.* Zu diesen Katastrophen kommen noch weitere hinzu, als sich nämlich am 14. März 1734, Sonntag Invokavit *morgens frühe gegen 9 Uhr ein grausamer Sturmwind erhob* und großen Schaden im Ort anrichtete, Häuser abgedeckt wurden und Scheunen *eingeborsten* sind.

Auch im Jahr 1740 wurde die Gemeinde nicht verschont: *Anno 1740 war ein so schrecklich kalter Winter, daß an vielen Orten viel Menschen und Viehe erfroren. Der Winter begann gleich nach der Weinlese Anno 1739 und in einem fortgewährt bis Monat April 1740. Es kamen auch von weit entlegenen Ländern wilde große Vögel, welche man Trappen nannte, wovon etliche geschossen und an manchen Orten als Rarität aufbehalten wurden... Auch der Mai blieb ungestüm und frostig, so daß viel Vieh crepierte.*

Neben der witterungsbedingten Unbill sind es politische Ereignisse, die in das Gebiet hereinwirken. Pfarrer Seufferheld berichtet sehr eindringlich, wie die Umgehung 1743 in den österreichischen Erbfolgekrieg hineingezogen wurde: *... so geschah es, daß die ungarischen Husaren jenen überall nachsetzten und sie nicht nur bey Vellberg gewaltig beritten sondern auch bey Übrigshausen und Kupfer die Armee Franzosen Dom. 1o. Trin. und samstags vorher morgens gegen 5 Uhr unvermutet überfielen.*

Zum Stachel im Fleisch der Gemeinde wird Pfarrer Seufferheld durch seine Strenge und Unnachgiebigkeit in der Verurteilung sittlicher Verfehlungen. Hier muß er sich sogar vom Haller *Decanus* daran erinnern lassen, daß anders als die

3 Alte Akten 15.

4 Ebda., im folgenden zitiert aus Alte Akten 15, 19, 37.

von ihm gewünschte Bestrafung *die Buß des Sünders die beste Aussöhnung sei mit der Gemeinde*⁵.

Pfarrer Seufferheld gibt dem Hören auf Gottes Wort Vorrang vor allen täglichen Verrichtungen. *Gottes Wort läßt im gehörigen Ganzen schon zu, daß man zuweilen herrlich und in Freuden lebe, daß man am guten Tag guter Dinge sei, daß man sich freue mit dem nötigen, daß der Wein erfreue des Menschen sein Herze und seine Gestalt schön werde vom Oele*⁶.

Mit diesen Worten vermittelt Pfarrer Seufferheld ein Bild gelingenden Lebens. Wer sich dagegen in täglicher harter Arbeit, in Aufgaben und Pflichten, oft unter erschwerten körperlichen Bedingungen erschöpft, dem muß der Satz *daß man sich freue mit dem nötigen* wirklichkeitsfremd in den Ohren klingen. Er fühlt sich in seiner Sorge nicht ernst genommen, ja unverstanden.

„Mit dem nötigen“ aufs engste verbunden jedoch ist das Erwerben von Kenntnissen und Fertigkeiten; in dem Moment, wo diese in routinierte Handgriffe übergehen, kann das den einen befreien zu neuen geistigen und sinnlichen Wahrnehmungen, während ein anderer daran gebunden bleibt, oft weit über den eigentlichen Ablauf hinaus; die routinierte, „leicht von der Hand gehende“ Tätigkeit stumpft ab zu bloßer Mechanik und starrer Monotonie.

Vor dem Hintergrund von Seuchen, sintflutartigen Regenfällen, Erdbeben, Sturm und Frost bleibt die Aussicht darauf, *daß der Wein erfreue des Menschen sein Herze und seine Gestalt schön werde vom Oele* eher blaß und schemenhaft; steht doch an erster Stelle die Sorge um eine gute, ausreichende Ernte.

Erwartet wird die Rede von den Mühen der Pflanzung, vom Hacken und Jäten des Bodens, Stutzen und Schneiden der Früchte. Wer gedenkt des zusätzlichen Risikos, das von der Gesundheit und dem Leistungsvermögen der Arbeitskräfte ausgeht? Wen interessiert es, daß die Geduld nach erfolgter Lese und der Fruchtpresse erneut auf eine harte Probe gestellt wird, ehe endlich nach langer Gärungs- und Lagerzeit in dunklen und abgeschiedenen Gefäßen das messbare Ergebnis ans Licht kommt. Jetzt erst können Menge und Qualität bestimmt werden, nun erst rücken Preis, Markt- und Absatzchancen in greifbare Nähe.

Existenzsicherung, Einverständnis und Zufriedenheit lassen sich daraus beziehen. *Aber Freude des Herzens? Eine schöne Gestalt?*

Aussagen über die Auswirkungen solcher Predigten bei den Zuhörern lassen sich kaum machen. Dokumentiert ist nur, wer seinen Kirchenstuhl nicht eingenommen hat. Das Fernbleiben vom Gottesdienst kommt der Übertretung des Gebotes zur Sonntagsheiligung gleich, gegen diesen Mißstand wird mittels obrigkeitlicher *Decrete* aufgerufen, unter Androhung von Strafen soll diszipliniert werden, wer sich auf andere Art und Weise ablenkt und unterhält.

Viele von den Untertanen auf dem Land fahren noch immerzu fort, die heiligen Sonntage und Feiertage mit allerhand weltlichen Geschäften hochsträflich zu ent-

5 Alte Akten 19, Decanus Seyboth, Hall.

6 Alte Akten 37, Schreiben an Amt Kocheneck >nicht abgeschickt<, 1733.

*heiligen und anstatt daß sie ihre Kinder und Gesind zu Besuchung der Predigten und Kinderlehre schicken und anhalten, lassen sie dieselben mit dem Vieh ausfahren und hindern sie dadurch unverantwortlich an dem Gottesdienst und verkürzen sie in ihrem Christentum*⁷.

*Und sonderlich die Vieh-Austreibend sollen an Fest-, Sonn- und Feiertagen an denen Orten, in welchen man das Läutten in der Kirchen hören kann unter währendem Gottesdienst kein Vieh mehr auf dem Feld gelassen, sondern sogleich bei dem ersten Zeichen eingetrieben, an denen weiter entlegenen aber, da man das Läutten nicht hören kann, nur durch etliche wenige Hirten umwechßels weiß die Herden zusammengetrieben, und biß nach vollendeter Prediglich und verrichtetem Gottesdienst es also gehalten*⁸.

Pfarrer Seyfferheld sieht die Wurzel allen Übels in der bösen Plage begründet, wenn Gott einem, dem er Reichtum, Güter und Ehre gibt, daß ihm an nichts mangelt, was sein Herz begehrt, ihm die Macht nicht gibt, dasselbe zu genießen⁹.

Die Begriffe von ‚Reichtum, Güter und Ehre‘ lösen zuerst die Rückfrage nach dem eigenen Stand, nach öffentlicher Anerkennung und Bestätigung aus. Defizite kommen in den Blick, fehlt es doch an allen Ecken und Enden. Muß nicht noch viel geschehen, ehe das Ziel erreicht ist, ehe es also ‚an nichts mangelt, was das Herz begehrt‘, bevor sich das genießen endlich einstellen kann?

Pfarrer Seufferheld beklagt die *Zeit von der ganz im argen liegenden Welt*, er verweist auf den *tollen Pöbel*, welcher der *Sabbatfeier* flieht, er empört sich über *verschiedene Pfarrkinder*, die *am Kirchweihfest Spielleute, Geiger, Pfeifer und Leyrer* in ihre Häuser holen und *allerhand schändliche Tänze aufspielen* ließen und sich auch nicht *entblödeten*, durch das *angestellte Tanzen und Springen* den Tag des Herrn auf das *Ärgste* zu verunehren. Sie haben sich durch *unerlaubtes Tanzen gewaltig versündigt*. In seiner Sorge um Gottes Ehre, Wohlfahrt des Landes und der Glückseligkeit seiner Zuhörer fragt er an, *wofern diesen einreißenden epidemischen und mehr als heydnischen Wandel nicht durch ein scharpfes Edict und convenable Bestrafung nachdrücklich gesteuert wird, es dörrfte Gott bey denen schon geschickten vielerley und leyder noch unerkannten Straffen endlich gar des rein abemachen*¹⁰.

Dort allerdings, wo sich Schuldgefühle, Reue und Gewissensbisse zeigen, reagiert Pfarrer Seufferheld mit gutem Zureden.

Johann Jakob Kern, Hallischer Wirt zu Gailenkirchen und Jörg Michel Mayer, comburgischer Untertan allhier ... haben sich nicht entblödet, an dem gestrigen Sonntag in dem Wirtshaus zu Geislingen dergestalt bis in die späte Zeit mit Karten zu spielen, so daß jener diesem nicht nur sein Geld, sondern auch sogar den Hut und Camisol abgewonnen und ihm sogleich ausgezogen hat. Nachdem endlich

7 Alte Akten 37, Obrigkeitliches Decret an die Untertanen auf dem Land zur Sonntagsheiligung, Enslingen. Vorgelegt 1730, 1735, 1738, 1740.

8 Ebda.

9 Ebda.

10 Ebda. Pfarrer Seyfferheld, 1733 an Amt Kocheneck.

Mayer den Hut wieder bekommen, so nahm der Johann Jakob Kern den Camisol und ging damit nach Haus. Mayer verfiel sogleich in verkehrten Sinn und Verzweiflung. Seine Mutter kam heut frühe zu mir und erzählte mir diesen erbarlungswürdigen Zustand mit der Bitte, ich möchte zu dem desperaten Mann kommen. Ich verfügte mich sogleich zu ihm. Zuerst gab er mir nicht die geringste Antwort... Dann sagte er: „Ich bin schon verdammt. Es ist kein Gott im Himmel. Darauf richtete er sich auf, in der Intention, sich alsbald die Gurgel mit dem Messer abzuschneiden, welches ihm von den Umstehenden verwehrt wurde. Endlich geschah es durch viel Zureden, daß sich der Mayer recolligierte¹¹.

Die in den obrigkeitlichen Dekreten angemahnten ‚weltlichen Geschäfte an Sonn- und Feiertagen‘ bleiben bei Pfarrer Seufferheld unerwähnt.

Gibt es derlei Übertretungen in seiner Gemeinde gar nicht?

Oder gehörten Sonntagsarbeiten wie etwa das *Vieh-Austreiben* so selbstverständlich zu den örtlichen Gepflogenheiten und Gebräuchen, daß eine Ermahnung von seiten des Pfarrers Unverständnis, ja Auflehnung hervorrufen würde?

19. Jahrhundert

Im Enslinger Pfarrhaus werden die Rundbriefe ‚Evangelium & Kirche‘ aufbewahrt. In einem dieser Hefte¹² findet sich ein Artikel von Johann Christoph Blumhardt mit dem Titel: ‚Urteil über Sonntagsarbeiten‘. Ein kleiner Exkurs in diesen Aufsatz lenkt die Aufmerksamkeit auf die damalige Calwer Gemeinde im 19. Jahrhundert und weckt zugleich die Neugierde auf die gleichzeitigen Erfahrungen in Enslingen.

Wenn von Sonntagsarbeiten, die irgendwo im Schwange gehen, die Rede ist und geurteilt werden soll, ob sie zu den verbotenen gehören oder nicht, so macht bei mir das viel aus, ob sie zu einer Landessitte gehören oder nicht, und ob sie unbeschadet des Sonntagsgefühls für die, die sie tun und für die, die sie sehen, stattfinden können. Was einmal üblich ist und doch eigentlich dem Sonntag und der Sonntagsandacht nicht im Wege steht, lasse ich gern ungerügt, auch wenn es mir nicht recht gefällt¹³.

Bei Pfarrer Blumhardt bleibt *gern* ungerügt, ‚was einmal üblich ist‘, und was zur ‚Landessitte‘ gehört. Im Vertrautwerden mit der Gemeinde kommt er den Prägungen, Sachzwängen, aber auch Vorlieben auf die Spur, die sich im Laufe der Zeit zu Tradition und Sitte verfestigt haben.

Nicht daß ihm alles daran gefallen würde, doch versteht er sich als Außenstehender, der sich seines Urteils zu enthalten hat. *Es kommt mir anmaßend vor, wider et-*

11 Ebd. Seyfferheld, 1733 an Amt Kocheneck, Schlußformel und Unterschrift fehlt, – nicht abgeschickt?

12 Evangelium & Kirche, Rundbrief 1/99, Stimmen der Väter, ‚Urteil über Sonntagsarbeiten‘ Johann Christoph Blumhardt, zit. aus Blättern Bad Boll 1875, Nr. 42.

13 Ebd.

was zu Feld zu ziehen, was allgemein angenommen ist, ohne sonst sündlich zu sein. Er nimmt das *allgemein angenommene* in Schutz gegenüber der *schroffen Gesetzlichkeit*, die der *Engherzigkeit* entspringt, welche *etliche Christen genannte Tage begingen*, indem sie von *vielen unberechtigt* sagen, daß es wider das Gewissen laufe im eifernden: „das und das darfst du nicht tun, oder du sündigst wider das göttliche Gebot vom Halten des Sabbaths“. Es entspricht seiner Bildung und seiner Erfahrung, wenn er sagt: *Schroffe Gesetzlichkeit ist ohnehin nicht gut und stimmt auch nicht zu der evangelischen Freiheit, die wir haben*¹⁴.

Pfarrer Blumhardt wirbt darum, mild und nachsichtig zu sein gegenüber dem *Seufzen*, eben auch *bezüglich des Sonntags*¹⁵, er strebt nach Übereinstimmung und Harmonie. Für die *Seufzenden* bedeutet das, ihren Kummer still zu ertragen, die *Murrenden* sind darin angehalten, ihren Unmut für sich zu behalten. Die Ursache des *Seufzens* bleibt so ungenannt, sie bekommt keine Stimme, eine Auseinandersetzung bleibt aus.

Es ist ein Dienstmädchen¹⁶, das über das *Seufzen* hinausgeht, das ihr *Schweigen* bricht und ihn (Pfarrer Blumhardt) *schmerzlich erregt fragt*, ... *ob sie nicht um des Herrn willen einen Dienst aufkündigen müßte, der ihr die Entheiligung des Karfreitags, wie aller Sonntage, in solcher Weise gebiete*. Dem auch *sonst erwachten Mädchen* ist es nicht *gleichgültig*, an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten. Es kommt ihr dabei nicht in den Sinn, daß sie durch ihre Kündigung völlig unversorgt zurückbliebe. Zudem ist ihr Dienst ein unverzichtbares, tragendes Glied zwischen allen Beteiligten: der *Herrschaft, die leben muß von ihrer Bäckerei*, und der *Kundschaft, denn die Calwer wollen eben frisches Backwerk, und am allermeisten an Sonn- und Festtagen*.

Wie aber kommt das Mädchen mit seinem *unruhigen Gewissen*, mit seiner Vorstellung von *Sünde* ins Reine? Pfarrer Blumhardt vermag sie zu beruhigen: *Zur Kirche aber kommst du ja doch noch; und wenn je und je nicht, mußst du dir's auch gefallen lassen, und im Stillen, im Geiste, Sonntag halten*.

Er hebt die *Starre* des an Tag, Uhrzeit und Ort gebundenen kirchlichen Gottesdienstes auf und rückt ihr eigentliches Anliegen in ihre ganz unmittelbare Nähe: *Wenn du mit deinem Backwerk auf dem Kopf den schönen Talweg von Kentheim bis Calw gehst, so bist du ja in der Freiheit; und wie kannst du so gemütlich an den Heiland denken, der für dich gekreuzigt ist, also an Seinem Todestage nicht bloß Backwerk auf dem Kopfe zu tragen hatte, sondern auch die Dornenkrone und*

14 Ebda. Im Pauluswort (Kol. 2, 16) sieht Pfarrer Blumhardt die Parallele dazu: „So lasset euch nun niemand Gewissen machen über Speise und Trank oder über bestimmte Feiertage oder Neumonden oder Sabbather“.

15 Ebda. *Im menschlichen Leben geht's überhaupt seltsam zu; und des Seufzens gibt's viel, eben auch bezüglich des Sonntags, was uns nur mild und nachsichtig machen kann*.

16 Ebda. Sie diente bei einem Bäcker, der alle Morgen, namentlich an Sonntagen, frisches Backwerk nach Calw zum Verkauf schickte. Obiges Dienstmädchen mußte es auf dem Kopfe hintragen. Nun mußte sie das einmal auch am Karfreitag tun; und darüber wurde sie im Gewissen unruhig. Es wurde ihr zur Sünde, daß sie am Todestage des Heilandes so ein werktätliches Geschäft treiben mußte.

Sein Kreuz. Mach's so, dann ist dein Heiland bei dir, und du wirst sicher einen reichen Karfreitagssegen haben.

Wird der Sonntag wirklich gestört durch solch ein Geschäft?

Wird er entheiligt? Für Pfarrer Blumhardt kann sich das *Sonntagsgefühl* immer dann einstellen, wenn vom momentanen Tun abgesehen werden kann im Vertrauen auf eine weitere, geistige Dimension. *Wer als Gebundener seine Augen zum Herrn emporrichtet, kann immer schöne Sonntage haben.* Die Herrschaft ermahnt er: *Du aber, der du frei bist, knechte nicht über Gebühr deine Untergebenen. Deren Seufzen bringt kein Gutes.* Partei ergreift er für keinen von beiden: *Aber um alles, – nur nicht richten und nach Härte rasonieren!*¹⁷

Der Refrain einer Ballade bringt zum Ausdruck, wie sehr die arbeitende Bevölkerung des 19. Jahrhunderts einen freien Tag, einen pflichtenfreien Sonntag begehrt, um der Werktagsrealität wenigstens einmal zu entkommen.

Sonntags ist der Wochen Hafen, Menschenkind, da kannst du schlafen...

... wofür ist er denn, der Sonntag morgen, daß der Mensch sich in seinem Bette drückt und vergißt die ganzen Alltagsorgen.

Rin in die Kissen, unter die Decke, heute will ich's wissen, ich penn noch, 'ne Ecke. Wochentags rennst, Sonntags, Mensch! pennst bis mittags um zwei.

*Sonntag, des kennst, was? Sonntag ist frei ...*¹⁸

Im ‚Sonntag ist frei‘ verlagert sich das Gewicht von Pflichten, strikter Zeiteinteilung und permanentem Leistungsdruck ganz auf die andere Seite.

Auch im landwirtschaftlich geprägten Enslingen reicht der Arbeits- und Leistungsrhythmus für viele oft weit in den Sonntag hinein. Bestrebungen, sich den zusätzlichen, kirchlich auferlegten Pflichten zu entziehen, führen zum Konflikt.

*Viele sind..weggeblieben, welche sich nicht entschuldigt haben*¹⁹.

Das Wegbleiben von der sonntäglichen Christen- und Kirchenlehre wird den Jugendlichen als *theilweise unfleißiges Betragen*²⁰ ausgelegt, sie werden vom Ortsgeistlichen ins Amtszimmer vorgeladen und zur Rechenschaft gezogen. Je nach Begründung ihres Wegbleibens fällt die Art und Höhe der Bestrafung aus. Vorgebrachte Gründe: *Häusliche Geschäfte*²¹, *Arbeit austragen*²², *Kleider holen, Kleider wegbringen*²³, ein zu erwartender Besuch²⁴, oder das eigene Sich-Aufmachen, um die Eltern zu besuchen²⁵. Die Bestrafung reicht von der *ernstlichen* Ermahnung²⁶ bis hin zum Strafgeld von 1, 2 oder 3 Mark, oder der Androhung von Arrest.

17 Ebda.

18 Aus einem Essay „Ein bißchen Arbeit braucht der Mensch zum Leben – Anmerkungen zu des Menschen Fluch und Segen“ SWR 2, 1. Halbjahr 2000 – private Aufzeichnung.

19 Kirchen-Convents-Protokolle Enslingen, 1865–1891.

20 Ebda., 08/1869.

21 Ebda., S. 88, 3.

22 Ebda., S. 100, 1+2.

23 Ebda., S. 102, 1+2.

24 Ebda., S. 104, 2.

25 Ebda., S. 92, 2.

26 Ebda., S. 112, 1, stellvertretend für viele andere.

In der Sonntagsschule wird Leistung nach Benotung abverlangt, eine Prüfung kann zu dem Ergebnis führen: *Kenntnisstand befriedigend, Zucht zur Genüge*²⁷. In einem Nebensatz wird erwähnt, daß sich die Kinder dem Unterricht entziehen, weil sie *den Tag über sehr ermüdende Arbeit*²⁸ hinter sich haben.

Erziehungs- und Disziplinierungsmaßnahmen folgen prompt auf das Verhalten der Jugendlichen, die *in der Predigt wiederholt mit lachen, schwätzen und allerlei Unfug die Ruhe und Ordnung stören*²⁹, für einen Buben gerät so ein Vorfall zu einer Glosse, als er *im Arbeitsanzug* zur Vorladung im Amtszimmer erscheint. Ihm wird sofort bedeutet, *daß er so nicht vors Amt kommen dürfe...* Dieser aber *entfernt sich und kommt garnicht mehr. Der Polizeidiener wurde angewiesen, ihn zu holen, ... dem aber widersetzt sich der Vater ... der Bube kommt aber wieder im Arbeitsanzug, weshalb er zum 2. Mal aufgefordert wurde, sich anständiger zu kleiden* ...³⁰

Auch außerhalb des Gottesdienstes werden Störungen der Sonntagsruhe streng geahndet. Sie werden zum Gegenstand der *Beratung über Herbeiführung besserer Ruhe an den Sonntagabenden*³¹.

*Es hat der Mißstand um sich gegriffen, daß die ... Sonntagsschul- und Kirchlehrpflichtige Jugend noch bei angebrochener Nacht ... besonders Sonntags auf der Straße lärmt*³², man bedient sich der Eltern, die mittels Verkündigung von der Kanzel ersucht werden, *auf die ihrigen Kinder ein wachsames Auge zu haben*³³.

Beschwerden ganz anderer Art lassen sich nur durch verschärfte Maßnahmen aus dem Weg räumen. *Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß die Kirchgänger auf dem Weg zur Kirche von den die Straße belagernden Gänsen belästigt wurden, und daß während des Kirchengeläutes Vieh getränkt wurde. Es erfolgt deshalb der Beschluß, es sei zu verkünden, daß am Sonntag kein Geflügel mehr ledig gelassen werde vor dem Morgengottesdienst, ebenso wenig während des Gangs zur Kirche oder aus der Kirche Vieh zur Tränke geführt werde*³⁴.

Diesem Aufruf wird keine Folge geleistet, er muß *aufs Neue* wiederholt werden³⁵, schärfere Maßnahmen werden notwendig: *Es will der Unfug des Umherlaufenlassens der Gänse am Sonntag wieder einreißen. Mit der Verkündigung von der Kanzel wird dieser Unfug verboten und die Kirchenwache aufgefordert, die Eigentümer zur Anzeige zu bringen*³⁶.

Alles, was nach ausschweifenden Vergnügungen aussieht, wird mit Mißfallen registriert, dem soll Einhalt geboten werden, darauf einigen sich Oberamt, Kirchen-

27 Ebda., S. 266.

28 Ebda., S. 254.

29 Ebda., S. 104, 2.

30 Ebda., S. 104, 2.

31 Ebda., S. 10.

32 Ebda., S. 22.

33 Ebda.

34 Ebda., S. 30.

35 Ebda., S. 34.

36 Ebda., S. 45.

konvent und Gemeinderat in ihrem Beschluß und Verordnung zur *Milderung der Tanzbelustigung* an Kirchweih-Sonntagen³⁷.

Den säumigen Gottesdienstbesuchern, die sich trotz aller Aufforderungen nicht zum Kirchgang bewegen lassen, will man mittels Vorbildfunktion der Kirchenbehörde beikommen. Die Räte sind nun aufgefordert, der Gemeinde beim *sonntäglichen Vor- und Nachmittagsgottesdienst mit gutem Vorbild* voranzugehen³⁸.

Beginn des 20. Jahrhunderts und 1914–1945

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts läßt es sich der Beschreibung nach in der Gemeinde Enslingen gut und gemütlich leben. Um das Jahr 1911³⁹ werden Reparaturarbeiten in der 350–400 Sitzplätze umfassenden St.-Briccius-Kirche fällig, eine Heizung wird eingebaut, Orgel und Glocken müssen gewartet und instandgehalten werden.

Der damalige Pfarrer sagt von sich, daß er seine Predigten aufschreibt, um sie dann aus dem Gedächtnis zu halten. Neben seiner seelsorgerlichen Gemeindegarbeit widmet er sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Vorträgen.

Der Gottesdienstbesuch wird als gut beschrieben, für *die meisten Gemeindegengenossen ist es nicht blos feste Gewohnheit, sondern auch inneres Bedürfnis, allsonntäglich den Gottesdienst zu besuchen*. „Wenn ich nicht in die Kirche gehe, dann habe ich keinen Sonntag. Die ganze Woche fehlt mir etwas“, wird dem Pfarrer zugegetragen.

Gelobt wird, daß am Sonntag *niemand arbeitet in der Werkstatt oder auf dem Feld, außer dem Schreiner, der von auswärts eingewandert ist*. Insgesamt wird das Verhalten untereinander in der Gemeinde als freundlich beschrieben, man helfe sich gegenseitig aus, *geselliges Leben ist nicht ausgebildet, man bleibt gern für sich*.

Der Landwirt ist finanziell gut gestellt, sein Verhältnis zum Gesinde wird als großzügig und gut beschrieben. Besonders die *einheimischen Dienstboten sind fast durchweg beliebt, weil bescheiden und fleißig*. Auch sonst gibt es keine Klagen, *lärmende Vergnügungen finden nicht statt. Der Wirtshausbesuch ist ganz mäßig und geordnet. Politische Unruhen kommen nicht vor*.

In diese ganz normale, harmlos anmutende dörfliche Idylle bricht der 1. Weltkrieg plötzlich und unvorhergesehen ein.

Als bald machen sich empfindliche Einschnitte bemerkbar. Es beginnt bereits damit, daß *die bei der letzten Kirchenbauschau festgestellten Defekte an der Kirche wegen dem durch den Krieg verursachten Mangel an Arbeitskräften nicht erledigt worden sind*⁴⁰, die eingebaute Heizung kann nicht genützt werden, *wir haben seit*

37 Ebd., S. 34.

38 Ebd., S. 26.

39 Neue Akten 52, 1911, auch für alle nachfolgenden Zitate des betr. Jahres.

40 Protokoll I, 1916.

1918 keine Kohlen mehr bekommen⁴¹, die Orgel wird auf kriegsverwertbares Material hin inspiziert, die Prospekt Pfeifen aus Zinn mussten im Juni 1917 an der Sammelstelle abgegeben werden⁴². Dem Abbau der kleinen Glocke zu kriegsdienlichen Zwecken muß zugestimmt werden. Man tröstet sich: *dieser Vorschlag ist für uns sehr günstig, da wir so die beiden großen Glocken vorerst behalten dürfen*⁴³.

Analog zu den äußerlich erkennbaren Einschnitten verändern sich manche persönlichen Angewohnheiten. Der Pfarrer resümiert: *Die Predigt wird seit dem Krieg nicht mehr wörtlich geschrieben. Sie wird aus dem Gedächtnis und aus der Situation heraus abgelegt*⁴⁴, an anderer Stelle merkt er an, daß seine *wissenschaftliche Tätigkeit durch die Kriegsarbeit stark eingeschränkt* ist⁴⁵.

Die Statistik der Gottesdienstbesucher weist nach einer kurzen steilen Tendenz nach oben bald wieder eine Abwärtskurve auf: *Der Kriegsbeginn brachte für Monate eine Steigerung. Der Eifer ließ nach etwa mit Neujahr 1915*⁴⁶.

Wie erlebten sich die Gemeindeglieder während der Dauer des I. Weltkrieges? Eine eindeutige und bestimmte Antwort kann hier nicht gegeben werden, hängt doch alles davon ab, wie direkt die einzelnen Gemeindeglieder vom persönlichem Verlust betroffen sind⁴⁷ und wie weit man bereit war, sich auf die Problematik der politischen Zusammenhänge einzulassen.

Kriegsbedingtes Engagement geht vor allem vom Pfarrer selbst aus, seine *besondere Fürsorge* gilt der *heranwachsenden Jugend*, er wird dabei mit einer *zunehmenden Verwilderung der männlichen Jugend* konfrontiert⁴⁸.

Aktiv betätigt sich der Frauen- und Jungfrauenverein im Herbst/Winter 1914–1915 mit dem *Stricken von wollenen Socken, Mützen, Binden und Handschuhen*⁴⁹.

In der Gemeinde hält man sich zurück in der finanziellen Unterstützung des Krieges, das zeigt sich an ihrem Verhalten gegenüber der Aufforderung zur Beteiligung an Kriegsanzuleihen; trotz wiederholter, eindringlicher Ermahnungen gehen Zeichnungen nur sehr zögerlich ein. In Sachen Kirchensteuererhöhung stellen sich die Steuerpflichtigen quer, sie wehren ab, die Erhöhung sei *nicht zumutbar*, wird die ausbleibende oder säumige Zahlweise begründet⁵⁰.

Zum Ende des Krieges müssen Formfragen bezüglich der Gefallenen-Ehrung geklärt werden, es geht um die Investition einer Ehrentafel, um einen bestimmten Platz zum Gedenken und um die Festsetzung der staatlich/kirchlichen Gedenkfeier, heute bekannt als Volkstrauertag.

41 Neue Akten 52, 1920.

42 Ebda., 1920.

43 Protokoll I, 1918.

44 Neue Akten 52, 1920.

45 Neue Akten 52, 1916.

46 Neue Akten 52, 1916.

47 Neue Akten 52, Besondere Betätigung der Kirche aus Anlaß des Krieges, 1917 *Wiederholt war es seine (Pfr.) Aufgabe, die Trauernachrichten aus dem Felde den Betroffenen zu überbringen ...*

48 Ebda., 27.6.1917.

49 Ebda., 27.6.1917.

50 Ebda., 1915.

Eine Mischung aus Trotz, Resignation und wilder Entschlossenheit, die Wunden des Krieges zu vergessen, bringt ein unausgeglichenes Stimmungsbild der Gemeinde zum Vorschein. Der Gottesdienstbesuch hat *nach dem Krieg nachgelassen*. ... *Der Grund ist der, daß man durch die furchtbaren Enttäuschungen des Krieges und durch die geistigen und sittlichen Verwirrungen ... religiös gleichgültiger, matter geworden ist*⁵¹.

Nach der Kriegs- und Revolutionserfahrung werfen die zurückgekehrten jungen Männer frühere Respektbezeugungen über Bord, sehr zum Leidwesen der Älteren und der Amtspersonen; die erlittenen Frustrationen entladen sich *wie überall so auch hier öffentlich in unbändiger Tanzwut*⁵².

Besorgt registriert man im gesamten Kirchenbezirk Hall, wie die *Heilighaltung der großen christlichen Feste und Sonntage* betroffen sind durch *Veranstaltung öffentlicher Lustbarkeiten und sportlicher Unternehmungen*. Hier, im örtlichen Gremium, wird jede Maßnahme gutgeheißen, *die imstande ist, den gesetzlichen Schutz der Festtage und Sonntage zu gewährleisten*⁵³.

Schon ziehen wieder neue dunkle Wolken am Horizont auf und wirken sich hemmend auf eine Normalisierung des Gemeindelebens aus. Die Inflation treibt die Aneinanderreihung von Ziffern in gigantische, angstauslösende Größenverhältnisse, die Kostenexplosion zwingt zu Angleichungen und Besoldungserhöhungen, schließlich weisen die Gehälter Summen in Höhe von 50 000 000 Mark im Monat⁵⁴ auf.

*Der Geldvorrat der Kirchenpflege ist aufgezehrt*⁵⁵, so beginnt die dramatisch sich steigernde Entwicklung, in deren Verlauf zu beklagen ist, *die Kirchenpflege ist andauernd ohne Geld. Sie kann die notwendigsten Auslagen nicht bestreiten*⁵⁶, und an deren Schluß Bilanz gezogen wird: *das Ortskirchenvermögen zerfiel in der Inflation*⁵⁷.

Für die Kirchenbehörde wird die ausbleibende Kirchensteuer immer mehr zum Anlaß, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um den säumigen Gemeindegliedern die Steuerschuld abzurufen. Diese äußerst gespannte finanzielle Lage der Ortskirche wirft zugleich ein Licht auf die Sorgen und Nöte der Gemeindeglieder.

Alle Orientierung innerhalb der landwirtschaftlich geprägten Bevölkerung ist auf die Geldknappheit gerichtet. Allein die Tatsache, daß kein bares Geld zur Verfügung steht, verdrängt die Gewißheit um die bis dahin unangetastete materielle Sicherheit, um das nach wie vor ungeschmälerte Umsatz- und Leistungsvermögen, wie auch um die immer noch mögliche Befriedigung persönlicher Wünsche und *Vergnügungen*.

51 Neue Akten 52, 1920.

52 Ebda., 1920.

53 Protokolle II, 1922.

54 Ebda., 1923.

55 Protokoll II, 1923.

56 Ebda., 1927.

57 Neue Akten 52, 1928.

Zu einem ernsten Problem, *zum dunklen Punkt im bäuerlichen Leben* wird die Abwanderung des Gesindes. *Die jungen Mädchen drängen nach den Dienststellen in der Stadt, womöglich Großstadt, ... die jungen Männer suchen den größeren baren Verdienst in den Fabriken und auf den Baustellen*⁵⁸. Nun bleibt nichts anderes übrig, als auf weniger qualifizierte Aushilfen für die anfallenden Arbeiten zurückzugreifen, ehe sich das Blatt schon wieder wendet durch die rasch einsetzende, weitflächige Arbeitslosigkeit.

Jetzt könnte man wieder wählen unter einer großen Anzahl von Bewerbern, hätten sich nicht die Erwerbsverhältnisse der Bauern inzwischen verschlechtert, *die Unrentabilität bringt es mit sich, daß die Bauern, wenn irgend möglich, kein Gesinde mehr halten, weil sie keinen Lohn zahlen können*⁵⁹.

Immer offenkundiger zeigt sich die *Verarmung der kleinen Leute* in ihrem ständigen Geldmangel. Bei allem aber *wird in der Gemeinde viel und großzügig gebaut und die Lebenshaltung ist unvermindert gut. Eigentlicher Mangel am Lebensnotwendigen besteht nirgends*⁶⁰.

Die gesamtwirtschaftlichen- und politischen Kapriolen sorgen in den 20er Jahren für Meinungsverschiedenheiten unter den Bürgern, die letztlich ganz konkret im Wahllokal ausgetragen werden. So wählte die *rein landwirtschaftliche Gemeinde* zu $\frac{1}{3}$ sozialdemokratisch, zu $\frac{1}{3}$ demokratisch und zu $\frac{1}{3}$ bauernbündlerisch⁶¹.

Wenige Jahre später *erfolgte politisch eine energische Abkehr von der Sozialdemokratie in Richtung auf die Reformparteien*⁶². Zu einem Zeitpunkt, da *die fortschreitende Politisierung der Gemeinden auch hier etwas wie ein geistiges Erwachen wenigstens für die männliche Jugend gebracht hat, – insbesondere wirkt die nationalsozialistische Bewegung* – glaubt man zu erkennen, daß sich diese Bewegung günstig auswirkt auf *die Schätzung von Religion und Kirche bei der Jugend*⁶³.

Die realen Zahlen indessen widersprechen dieser Hoffnung: *Der Gottesdienstbesuch hat im Lauf des Jahres nachgelassen. Als Ursache wird die schwere Arbeit dieses Jahres angegeben*⁶⁴. Im zurückgehenden Kirchenbesuch von den Höfen außerhalb des Mutterortes wird *ein Zeichen nachlassender Kirchenfreudigkeit* ersichtlich, ganz modern wird formuliert, daß es sich hier um *eine Folgeerscheinung des neuzeitlichen Verkehrswesens* handelt. *Zu Fuß gehen ist ungewohnte Anstrengung und Belästigung*⁶⁵.

Mit der Machtübernahme Hitlers 1933 und der neuen Identität im Dritten Reich wird im kirchlichen Gemeindeleben ein Ende des wankelmütigen Auf und Ab er-

58 Ebda., 1928.

59 Neue Akten 52, 1932.

60 Ebda., 1932.

61 Ebda., 1920.

62 Ebda., 1924.

63 Ebda., 1932.

64 Protokolle II, 1932.

65 Neue Akten 52, 1932.

wartet, es wird jetzt mehr auf Einmütigkeit gesetzt. *Möge im erneuerten Vaterland unter der mit der Kirche eng verbundenen Regierung auch in unserer Gemeinde neues Leben erwachen*⁶⁶. *Der mangelhafte Besuch der Gottesdienste*⁶⁷ entlarvt diesen Wunsch als trügerisch.

Die Staatsmacht im Dritten Reich treibt mit ihren restriktiven Maßnahmen einen Keil zwischen kirchlich bedingte Notwendigkeiten und das nationalsozialistische Bestreben um die Vormachtsstellung im Ort. *Die Schulräume werden nicht mehr für kirchliche Zwecke der Kirchengemeinde überlassen*⁶⁸, kirchliche Feiertage werden gestrichen, u. a. mit der Verlegung des Erscheinungsfestes auf einen Sonntag, resigniert sieht man *auch diesen Feiertag und damit wieder ein liebes Stück kirchlicher Sitte schwinden, ... er ist nun ein bürgerlicher Arbeits- und Schultag*⁶⁹. In immer kürzeren Abständen müssen die Stunden des Religionsunterrichtes, die sonntägliche Christenlehrzeit, Konfirmandenunterricht und Freizeiten neu ausgehandelt und behauptet werden.

Gegenüber den nationalsozialistisch wirksamen Kräften stehen Pfarrer und Kirchengemeinderat *in dieser kritischen Zeit der Gemeinde* beinahe alleine da: *wenn niemand mehr in die Kirche geht, dann sind wir 7 Männer vom Kirchengemeinderat die Gemeinde*⁷⁰.

Erst die Leiderfahrungen durch den Verlust der Gefallenen und die akute Bedrohung durch Luftangriffe gegen Ende des Krieges, leiten entscheidende Veränderungen innerhalb der Bevölkerung ein. *Seit der katastrophalen Wendung des Krieges scheinen auch manche Gemeindegossen von der religiösen Verirrung und Verwirrung durch den Nationalsozialismus wieder zur Besinnung und zur Umkehr zu kommen und sich ihrer bewiesenen Charakterlosigkeit und Treulosigkeit im Verhalten gegen Religion und Kirche zu schämen*⁷¹.

Enslingen macht mit

Bedingt durch die hinzugekommenen Vertriebenen ist die Bevölkerungsanzahl bis 1946 deutlich angestiegen. Das Gesamtbild kann jetzt nicht mehr als einheitlich, als weitestgehend homogen beschrieben werden. Die evangelische Mehrheit splittet sich um eine weitere Konfession auf, neben der seit etwa zwei Generationen gegründeten neapostolischen Sekte wird eine größere Anzahl Katholiken registriert.

Die vormals hauptsächlich ländliche Bevölkerung ist neu gemischt durch die pendelnden Arbeiter aus der Reihe der Vertriebenen, alles zusammen hat Folgen für

66 Protokolle II, 1933.

67 Ebda., 1935.

68 Ebda., 1941.

69 Ebda., 1941.

70 Ebda., 1942.

71 Ebda., 1945.

die politische Kultur. Die Stimmen verteilen sich auf die CDU, FDP und auf die SPD, dieses Wahlergebnis ist ein *Spiegelbild der so gearteten sozialen Struktur*⁷². In dieser Zusammensetzung im Ort gibt es einerseits das Bestreben nach der Aufrechterhaltung des dörflichen Gepräges, andererseits breitet sich die *Angleichung* an den *allgemeinen Zug der Zeit* aus, die Jugendlichen zieht es immer mehr zu Sportveranstaltungen der Umgebung, Motorräder *begünstigen die Dorfflucht*, dem Angebot an Vergnügungen außerhalb des Ortes kann dank des Besitzes von *Autos und Motorrädern* ausgiebig nachgegangen werden. Es gibt genug *willkommene Anlässe, dem Drang nach Zerstreung zu befriedigen* durch das Angebot *zahlreicher Vereinsfeste, Fahnenweihen und dergleichen innerhalb des Kreisgebietes*⁷³.

Der Gottesdienstbesuch setzt sich vorwiegend aus der bäuerlichen Bevölkerung zusammen, jeweils differenziert nach den örtlichen Gepflogenheiten von Gaisdorf, Schönenberg und Enslingen. Arbeiter werden weniger im Gottesdienst gesehen.

In der Gemeinde verschreibt man sich ganz den Aufgaben des Wiederaufbaus. Die damit verbundenen tiefgreifenden strukturellen Veränderungen zeigen sich in der *wachsenden Umstellung vom bäuerlichen Kleinbetrieb auf das Arbeiter- oft Pendlerdasein mit bäuerlicher Feierabendbeschäftigung*⁷⁴, *die Bauern gehen ins „Geschäft“*. *Die Landwirtschaft wird beibehalten und von der Frau und sonst nach Feierabend und am Samstag besorgt*.

Die meisten Vertriebenen entscheiden sich für den Wegzug von Enslingen, sie lassen sich in der Nähe ihrer Arbeitsplätze nieder, sie ersparen sich damit das Pendlerdasein, gleichzeitig können sie ihre Wohnverhältnisse verbessern.

Jetzt werden die Enslinger Bürger mehr und mehr zu pendelnden Berufstätigen. *250 Beschäftigte finden in Schwäbisch Hall in den verschiedensten Betrieben und Versorgungsbetrieben eine Anstellung, 25 sind hier in Enslingen tätig, 25 Gewerbetreibende sind hier, die Spezialisierung der Landwirtschaft auf der Höhe ist fortschrittlich, stark mechanisiert*⁷⁵. Die Bevölkerung wird in diesem Bericht als *fleißig* beschrieben.

Rasch sind sämtliche Bereiche von der Motorisierung und Technisierung erfaßt. Aufgeführt werden zuerst Ausfahrten, die dem Vergnügen gewidmet sind. Die Jugendlichen sind damit gemeint, die *sonntags nach Hall ins Kino*⁷⁶, *fahren, ein ansehnliches Wochenendprogramm ... auswärts ... pflegen* als Anhänger und *Mitglieder des Nachbar-Sportvereins*⁷⁷.

Aber auch ganz allgemein werden gerne und ausgiebig Feste besucht und gefeiert. *Der geringe Gottesdienstbesuch ist nach dem Jahresfest des Gesangvereins und*

72 Neue Akten 52, 1953.

73 Ebda.

74 Pfarrbericht, 1959, die Angaben betreffen den Zeitraum 1953–1958.

75 Pfarrbericht, 1977.

76 Protokollbuch 1952–1965, Jahr 1959.

77 Ebda.

zur Zeit des Jakobimarktes zu bemerken, selbst das Crailsheimer Volksfest spürt man am Gottesdienstbesuch⁷⁸.

Nicht jede Fortbewegung wird aus freien Stücken vollzogen. Umbrüche durch die Flurbereinigung⁷⁹ und durch die Eingemeindung zum Nachbarort Untermünkeheim⁸⁰ hinterlassen ihre Spuren. Entfernungen müssen stark motorisiert überwunden werden, Fahrten zur Schule, Kindergarten, Rathaus, Turn- und Festhalle stehen an, bei gleichzeitig drohendem Verlust an kultureller Selbständigkeit⁸¹. Mit dem Einsteigen ins Auto, und dem Zuklappen der Türe wird auch der seitherigen Kommunikation ein Riegel vorgeschoben: *Bei laufenden Motoren kann nicht mehr viel geredet, schon gar nicht mehr gesungen werden*⁸².

Das Zeitvolumen, insgesamt gesehen, wird durch die Geschwindigkeit und Mobilität nicht angetastet. Innerhalb dieses Kontingents jedoch fallen kräftige Verschiebungen von Arbeitszeit- und Freizeitverhalten ins Gewicht.

Vorerst scheint der sonntägliche Gottesdienst kaum davon betroffen: *Die Sonntagsheiligung wird aufs Ganze beachtet*⁸³, *die Beteiligung am Gottesdienst bleibt unberührt*⁸⁴.

Dem allmählich spürbaren Wegbleiben zugunsten der flexiblen Freizeitgestaltung wird entgegengehalten: *Die Kirche jedoch „bleibt im Dorf“, das Kirchgebäude lässt sich nicht transportieren, sein Turm ist der städtebauliche Akzent in der Dorflandschaft*⁸⁵, bevor nun nicht mehr übersehen werden kann: *Der durchschnittliche Gottesdienstbesuch zeigt einen deutlichen Rückgang seit 1959... Hier wirkt sich jetzt die Säkularisierungswelle aus, die vor 6 Jahren schon die Stadt erreicht hatte*⁸⁶.

Die Anzahl der Gottesdienstbesucher sinkt stetig bis herunter auf 50–60 Personen, das schlechteste: 32 Personen. *Es gibt einen breiten Kreis, besonders beim Mittelalter, den man kaum je in der Kirche sieht*⁸⁷.

Als Resonanz auf diese auseinanderstrebende Entwicklung bahnen sich neue gestalterische Arbeitsweisen in der Jugendarbeit an. Es sind die gleichen Pfarrer, die straffe Zügel anlegen, im weiteren dann aber doch darüber hinausführen: *Die Buben und Mädchen der Christenlehre haben ... im Gottesdienst während der Pre-*

78 Pfarrbericht, 1977.

79 Pfarrbericht, 1963.

80 Pfarrbericht, 1972.

81 Ebda.

82 Pfarrbericht, 1963

83 Protokoll, 1959 ... „Man“ fühlt sich als Christ. Das bedeutet aber nicht, daß alle „kirchlich“ sind.

84 Pfarrbericht, 1963.

85 Pfarrbericht, 1. September 1972.

86 Ebda. III. zit. Horst Kail in fAuB 1972,1, S. 15, im folgenden *Es ist z. Zi. in Enslingen nicht so, daß „man“ zur Kirche geht. Und das ist in unserem kleinen Dorf bedeutsam, denn es ist schwer, hier etwas anderes zu tun als das, was „die Leute“ tun. Besonders für Jüngere gehört schon ein bisschen Mut zum Kirchgang. Daß dabei bei nachlassender Volkskirchlichkeit das persönliche Wollen einzelner wächst, ist die (weniger auffallende) Kehrseite der sichtbaren „Entkirchlichung“.*

87 Pfarrbericht, 1977.

*digst sich so störend verhalten, daß der Pfarrer die Predigt demonstrativ abgebrochen hat und nach kurzer Pause mit der Schlußliturgie fortfuhr ... Das beste wäre, wenn die Christenlehrlinge bei den Eltern säßen, doch sind vor allem die Väter nur sehr selten anwesend. Hier dürfte der Grund der Schwierigkeiten liegen*⁸⁸, dem folgt das *tüchtige Donnerwetter wegen Rauchens bei Nacht*⁸⁹ und das *unerlaubte, weil unbeaufsichtigte Spielen und Rauchen im Pfarrhaus*⁹⁰.

Zeitgleich werden *Jugendgottesdienste* unter großem Einsatz der Jugendlichen bei *Planung, Einübung und Gestaltung* im Gottesdienst⁹¹ gehalten. Später weicht man auf verschiedene Gottesdienstformen aus: *Familiengottesdienste, Gottesdienste im Freien*, letztere *erfreuen sich von Jahr zu Jahr größerer Beliebtheit, anschließend gibt es Spiele und Frühschoppen der Erwachsenen*. Es ist das Ineinanderwirken von vertrautem Gottesdienstritual und der darin integrierten Jugend, die *häufig an der Gestaltung der Gottesdienste beteiligt* wird im *Singen, Spielen und Sprechen*⁹². Hier setzen sich auch die neuen Medien durch, von den Schallplatten, über Kassetten und Kassettenrecorder bis zu Fernsehgerät und Video.

Mit der Einbeziehung von *Amnesty International* gelingt es, die Fragen der Menschenrechte aus ihrer praktischen Anwendung heraus zu diskutieren, auch die Vorträge und Diskussionen für die Erwachsenen rücken dichter an die gesellschaftlichen Brennpunkte heran. Es geht u. a. um die Situation der Landwirtschaft und der Kindererziehung, Themen aus der Akademie Bad Boll kommen auf den Tisch neben missionarischen Referaten.

Fragen nach öffentlichen, brisant und kontrovers diskutierten Themen werden laut, wie z. B.: die *Rauschgiftaufklärung*⁹³ oder „*Sind Wehrdienstverweigerer Feiglinge*“?⁹⁴ als auch die Frage nach der *Situation der Studenten in Tübingen, insbesondere der Vorgänge in der Studentengemeinde*⁹⁵.

Diese Angebote innerhalb der Gemeinde bilden ein Gegengewicht zur Anziehung auswärtiger Ziele. Unterdessen differenzieren sich in immer rascherem Tempo neue Reize und Ausflugsziele heraus, die sich gegenseitig an Unterhaltungswert überbieten und kontraproduktiv zurück wirken auf das kirchliche und kulturelle Gemeindeleben.

Zuhause, in den örtlichen, traditionellen Vereinen vermißt man die Jugendlichen⁹⁶, bemerkt wird, daß *inzwischen viele Kinder eine stark organisierte Freizeit haben. Es werden Kurse für Tennis, Schwimmen, Musik, Ballett usw. besucht – für manche*

88 Protokoll, 1971.

89 Pfarrbericht, 1977.

90 Protokoll, 1984.

91 Protokoll, 1967. Die Erwachsenen stehen dem *ablehnend oder gleichgültig* gegenüber, darin sieht der Pfarrer die Ursache für das *schwindende Interesse der Jugendlichen an den traditionell-hergebrachten Gottesdienstformen der Erwachsenen und der Kirche überhaupt*.

92 Pfarrbericht, 1972.

93 Protokoll, 1971.

94 Ebda. Vortrag am 8. 12. 1972 *schlecht besucht...* S. Vermerk ebda., S. 59.

95 Ebda., S. 107, 8.

96 Bericht Hauptvisitation 1994 XII.

*Kinder gleich mehrere dieser Aktivitäten*⁹⁷. Jetzt will man sich auch *der Altersgruppe der 35–60 Jahren*⁹⁸ verstärkt annehmen, man weiß, daß *die Mobilität bei ihnen eine große Rolle spielt, und daß ihre Freizeitbeschäftigung nicht auf Enslingen beschränkt ist*. Die *Gottesdienste im Grünen* werden jetzt auf verschiedene Plätze ausgedehnt, Vereine beginnen ihre Veranstaltung mit einem Gottesdienst.⁹⁹ Davon unberührt geht die Ortsentwicklung kontinuierlich weiter, der innere Ort wird modernisiert, ältere Häuser und Anwesen werden umgebaut, neu gestaltet, gepflegt, verschönert. Die Hangbebauung nimmt zu, neue Siedlungen entstehen, zum größten Teil werden diese von den nächsten Generationen der Alteingesessenen bezogen.

In den von Landwirtschaft geprägten Weilern verstärkt sich der Trend weiter zur Spezialisierung, während sich die Nebenerwerbslandwirte im Tal der drückenden wirtschaftlichen Realität beugen und sich zur Aufgabe ihres Hofes durchringen. Insgesamt sind es die treibenden Kräfte wie Fleiß und Ausdauer¹⁰⁰, die zu hoher Wertschätzung gelangen, während man sich gegenüber dem notorischen *Sonntagschaffer* und der einstmaligen sonntäglichen *Autowäsche* eher ablehnend verhält¹⁰¹.

In diese rationale Alltagsbewältigung hinein klingt der Ansatz, *den Menschen Gott lieb zu machen*¹⁰² sachte und kaum vernehmbar. Auch im Anliegen, daß in Predigt und persönlichem Gespräch *Brot ausgeteilt werden möge und nicht Steine*¹⁰³ zeigt sich die Furcht, im Getriebe unterzugehen.

Der Sonntag aktuell

In die Aktualität der heutigen Zeit hinein spricht das Kirchenwort von *Unserer Verantwortung für den Sonntag*¹⁰⁴. Damit wird bekundet, daß die anliegende Aufgabe nicht mehr nur als Forderung der Kirche an die Gemeinde herangetragen wird. Dem Einzelnen wird bedeutet, daß es sich hier fortan um ein gemeinsames Anliegen handelt.

„*Den Sonntag feiern*“ – *für viele ist das eine Freude, für andere eine Last, für manche ein Problem. Was einmal selbstverständlich war, hat weithin seine Selbstverständlichkeit verloren.*¹⁰⁵

So selbstverständlich, wie es hier beschrieben wird, war die Sonntagsfeier nie, das zeigt allein schon der Blick auf die vergangenen Epochen. ‚Den Sonntag feiern‘,

97 Ebda.

98 Bericht Hauptvisitation 1994 XII.

99 Protokoll, 1988.

100 Ebda., S. 3b.

101 Pfarrbericht, 1959.

102 Bericht Hauptvisitation, 1986.

103 Ebda.

104 EKD Texte 22, Herausgeber EKD, Hannover, Dtsch. Bischofskonferenz und Kirchenamt EKD.

105 Ebda.

das bedarf von Anfang an der Erinnerung. Auf ihre je eigene Weise geben das Crnach-Gemälde, die oberamtlichen Dekrete, Predigten, Protokolle, wie auch das Verhalten der Menschen vor Ort Zeugnis davon. Es haben sich lediglich immer neue Möglichkeiten herausgebildet, die dem Einzelnen das Gefühl vermitteln, seiner eigenen, ganz individuellen Vorstellung vom Sonntag näher zu kommen.

Viele von uns erfahren den Sonntag nicht als einen besonderen Tag. Er ist eingebettet in das Wochenende, das am Freitagnachmittag beginnt. Ein früher nie gekanntes Maß an Freizeit bringt die Aufgabe mit sich, die freie Zeit zu nutzen. Eine ganze Industrie bietet ihre Dienste an. Tätigkeiten, die einmal die freie Zeit ausfüllen, gewinnen Arbeitscharakter. An die Stelle von Entspannung und Ruhe treten deshalb schon wieder Hektik und Unruhe ... Ganze Berufsbranche im Dienstleistungsbereich sind am Wochenende besonders angespannt ..., der Unrast der Arbeit entspricht die Unrast des Konsums¹⁰⁶.

Für die Kirche bedeutet das, noch einmal von ihrer eingenommenen Position abzurücken. Längst abgelegt sind Zucht und Ordnung, Maßnahmen und Bestimmungen greifen nicht mehr, auch das Gegenüber in Angebot und Einladung hat sich weitgehend erschöpft.

Mit einem bedeutsamen Schritt begibt sich die Kirche jetzt in das Innere der Gesellschaft, um so aus ihrer Mitte heraus zu agieren, und *eine Reihe praktischer Möglichkeiten der Zusammenarbeit aufzuzeigen¹⁰⁷*. Intensive Kontakte zum Sport werden umgesetzt in *sportlichen Veranstaltungen in Gemeindehäusern, Gottesdiensten bei Festen der Sportvereine, im Informationsdienst Kirche und Sport¹⁰⁸*.

Auch im wirtschaftlichen Bereich, in der Ausdehnung der Arbeitszeit mittels *neuer Ausnahmeregelungen* weit in die Sonn- und Feiertage hinein, ergreift die Kirche deutlich Partei, sie stellt sich auf die Seite der Arbeitnehmer, sie begibt sich in den öffentlichen Diskurs zur Durchsetzung des *Verbotes der Sonn- und Feiertagsarbeit¹⁰⁹*.

Von der *Last des Alltags* ist die Rede, von der *Langeweile in einer technisch perfekt funktionierenden Welt, vom Abgeschnittensein eigener Vergangenheit, von seelischen und geistigen Krankheiten, die ihre Ursachen in der Verdrängung haben¹¹⁰*.

Die Kirche artikuliert ihr Verständnis dafür, daß es aus *solchem Lebensgefühl heraus nicht gelingen will, Gottesdienst zu feiern*, sie folgert: *Dank und Feier gehören eng zusammen. Die Feier des Sonntags ist die Antwort der Christen auf das, was Gott getan hat.¹¹¹*

106 Ebda.

107 Evang. Oberkirchenrat, 3. 8. 1981, AZ 50.04-2 Nr. 26/14.

108 Ebda., Beilage, Zur Verwirklichung der Gemeinsamen Erklärung der Kirchen und des DSB vom 8. 1. 1980 auf Ortsebene.

109 Gemeinsames Wort der EKD und der Dtsch. Bischofskonf.: „Der Sonntag muß geschützt bleiben“, AZ 50.00/1985.

110 EKD Texte 22, S. 12, 13.

111 Ebda. S. 12.

Jedoch, indem sie die „Feier des Sonntags“ unmittelbar mit der „Feier des Gottesdienstes“ gleichsetzt, reagiert ablehnend, wer sich nicht in dieser ausschließlichen Symbiose wiedererkennen kann. Diese Abwehr geschieht aus der Befürchtung heraus, vereinnahmt zu werden, andererseits gibt es einen breiten Konsens mit den von der Kirche präzise formulierten Überlegungen und Erkenntnissen.

Übergreifende wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen haben Auswirkungen auf den Sonntag. Der Wandel von der Industriegesellschaft zur Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft verändert die Gestalt und die Organisationsform der Arbeit ... hiermit unmittelbar verbunden ist eine Veränderung im Nachfrageverhalten, ... der Lebensstile, des Freizeitverhaltens, ... Beschleunigung des Lebens, ... Auflösung der Zeitstrukturen, ... der Weg in Richtung auf die Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft mit dem Prinzip „alles zu jeder Zeit“¹¹², das hebt die tradierte Regel, einen Tag als Ruhetag herauszuheben¹¹³ aus den Angeln.

In dem Moment, da sich der Sonntag allein darstellt, wo er sichtbar wird als eine kulturelle Errungenschaft, die Risiken und Chancen zugleich in sich birgt, ist das freiwillige Hinhören und die unverstellte Reflexion möglich, von diesem Moment der Übereinstimmung aus ist der Weg frei zu Offenheit und Dialog.

Auch dieser Ansatz ist im Wort der Kirche zu finden: ... *Der verantwortliche Umgang mit diesen Entwicklungen wird nur dann gewährleistet, wenn die Frage gestellt und beantwortet wird, wo die Grenzen liegen und welche Freiräume bewahrt werden sollen ... der Sonntag ist nicht ein Überbleibsel einer vergangenen Epoche, sondern eine Chance für eine Gesellschaft im Wandel*¹¹⁴.

112 EKD Texte und Erklärungen, 29. 9. 99.

113 Ebda.

114 Ebda. „Ohne Sonntag gibt's nur noch Werktage“.

Die Haller Lesegesellschaft „Harmonie“ in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts – eine Untersuchung auf der Basis ihrer Vereinsprotokolle

VON CAROLINA DAMM

Bis heute herrscht hinsichtlich der Lesegesellschaften des 19. Jahrhunderts eine Lücke innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Forschung. Nur einige wenige Spezialuntersuchungen haben sich bisher mit diesen geselligen Vereinen beschäftigt. Eine Ursache für diese Forschungssituation ist die schlechte Quellenlage, denn schriftliche Zeugnisse der Lesegesellschaften haben sich über die Zeiten hinweg kaum überliefert¹. Daher ist es als ein historischer Glücksfall zu werten, dass sich im Stadtarchiv Schwäbisch Hall bis heute die vollständigen Vereinsprotokolle einer Lesegesellschaft namens „Harmonie“ aus dem Zeitraum 1841 bis 1849 erhalten haben². Dieser Beitrag setzt sich nun zum Ziel, hauptsächlich auf Basis dieser Vereinsprotokolle und mit Hilfe der ebenfalls überlieferten Vereinsstatuten aus dem Jahr 1836 die Zielsetzung, die Organisations- und Mitgliederstruktur, die Lektüre und die geselligen Veranstaltungen der Haller Lesegesellschaft sowie ihre Aktivitäten während der Revolution von 1848/49 zu untersuchen³. Im Gegensatz zum Quellenmaterial zu manch anderem Verein finden sich zudem interessante Hinweise auf das alltägliche Vereinsleben in den Protokollen wieder, etwa auf Verhaltensverstöße einzelner Mitglieder oder den Ablauf von Ausschusswahlen.

Vor der Untersuchung der Haller Lesegesellschaft „Harmonie“ soll erst eine kurz gehaltene Darstellung der Entstehung und Eigenart der Lesegesellschaften des 19. Jahrhunderts erfolgen: Die Entwicklung der Lesegesellschaften nahm ihren Beginn in den bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen Ende des 18. Jahrhunderts. Über den „Bildungsbesitz“ erhofften sich die Mitglieder der Ober- und Mittelschichten, in Konkurrenz zum herrschenden Adel treten zu können und ihren Anspruch auf eine führende Rolle im staatlichen Gefüge zu unterstreichen. Anfangs herrschte innerhalb dieser Bildungsbewegung die Form der Lesezirkel vor, in welchen Zeitschriften und Bücher unter den Mitgliedern weitergegeben wurden. Erst

1 Nach K. Hochstuhl: Zelle der revolutionären Bewegung im Murgtal? Die Gernsbacher Lesegesellschaft von 1847, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 140 (1992), S. 304–305.

2 StadtA Schwäb. Hall HV HS 41: Protokolle der Harmonie-Gesellschaft, Bd. 2 (1841–1849).

3 Dieser Artikel fußt auf einigen Ergebnissen meiner Untersuchung: „Das Vereinswesen in der württembergischen Oberamtsstadt Hall während des Vormärz und der Revolution von 1848/49“, die im Februar 2000 als Wissenschaftliche Arbeit für die Zulassung zur Wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an Gymnasien eingereicht wurde.

später entstanden so genannte „Leseinstitute“, „Lesevereine“ oder „Lesekabinette“ mit eigenen Räumlichkeiten und zum Teil großen Bibliotheken, deren Grundstock aus periodischer Literatur und Zeitschriften bestand⁴. Der Inhalt der Bücher war dabei meist allgemein bildender, politischer oder moralischer Natur. Neben der Lektüre pflegten die Lesegesellschaften das gesellige Leben etwa durch die Abhaltung von Leseabenden oder musikalischen Unterhaltungen⁵.

1. Die Anfangsjahre der Lesegesellschaft „Harmonie“ (1831–1836)

Die Haller Lesegesellschaft „Harmonie“ wurde von städtischen Honoratioren ins Leben gerufen. Im Oktober des Jahres 1831 findet sich eine Anzeige ihrer „Gründungsväter“ Major von Gaupp, Pfarrer Hallberger, Kommissär Schlosstein und Advokat Schübler im *Haller Wochenblatt*, die auf die Gründung eines Lesezirkels aufmerksam machte⁶. Zunächst wurden im Rahmen jenes Lesezirkels lediglich Schriften angeschafft und in Umlauf gebracht. An den Sonntagabenden trafen sich dann die Mitglieder im Gasthof „Zum Pflug“, um die interessantesten Artikel zu diskutieren⁷. Erst allmählich entwickelte sich aus dem losen Lesezirkel eine organisierte Lesegesellschaft mit eigenen Räumlichkeiten. Der erste Beleg für die Existenz einer Vereinsbibliothek ist ein Stadtratsprotokoll aus dem Jahr 1835, in dem die „Harmonie“ den Stadtrat darum bittet, die Versicherung ihrer Bibliothek gegen Brandschaden bei der württembergischen Privatfeuerversicherung mit 500 Gulden zu bewilligen⁸. Diese recht ansehnliche Summe lässt auf größere Bücher- und Zeitschriftenbestände im Besitz der Lesegesellschaft schließen. Ein Jahr später, 1836, gab die Gesellschaft ihre Statuten in Druck, in denen sie das gesamte Vereinsleben organisierte⁹.

2. Literarische und gesellige Unterhaltung als Zielsetzung der Harmonie-Gesellschaft

Nach den Statuten der Harmonie-Gesellschaft war ihr Zweck die *literarische und gesellige Unterhaltung*¹⁰. Konkret bedeutete dies die Anschaffung von Zeitschriften, Büchern und Periodika, welche den Mitgliedern in Leseräumen im Gasthof

4 Für diese Vereinsform existierten in der damaligen Zeit verschiedene Termini.

5 Nach O. Damm: Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation, in: E. François (Hrsg.): *Sociabilité et société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse 1750–1850*, Paris 1986, S. 71–83.

6 *Haller Wochenblatt* (HW), 26. 10. 1831.

7 Nach P. Alexandre: Schwäbisch Hall im Vormärz 1830–1848. Gesehen durch seine Zeitungen. Studien über die soziologische Bedeutung der Lokalpresse vor der Märzrevolution 1848, Schwäbisch Hall 1993, S. 72.

8 StadtA Schwäb. Hall 19/338: Stadtratsprotokoll 1835, Nr. 447.

9 StadtA Schwäb. Hall So 3844: Statuten der Harmonie-Gesellschaft zu Hall, Schwäbisch Hall 1836.

10 Statuten (wie Anm. 9), § 1.

„Lamm“ unter Aufsicht eines „Harmoniedieners“ täglich zur Verfügung gestellt wurden. Dazu zählte das Ausrichten von Bällen und regelmäßigen Tanzunterhaltungen, den so genannten „Sommer-“ und „Winterharmonien“. Aufgrund der vielfältigen Aktivitäten der Harmonie-Gesellschaft stellt sich die Frage, welcher ihrer Zielsetzungen sie sich besonders verschrieben hatte. Die Auswertung der Etangaben in den Vereinsprotokollen der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts bietet den Beweis, dass der Schwerpunkt der Tätigkeit der Lesegesellschaft eindeutig auf der Lektüre lag. Im Allgemeinen waren im Etat 30 bis 120 Gulden mehr für Zeitschriften und Bücher als für die Organisation von Bällen und „Harmonien“ vorgesehen¹¹.

3. Die Organisationsstruktur der Lesegesellschaft „Harmonie“

Die Lesegesellschaft war demokratisch aufgebaut. Als zentrales Entscheidungsorgan waren die jeweils jährlich, meist im November, stattfindenden Generalversammlungen gedacht¹², auf denen die Statuten, Ankäufe von Gegenständen über 30 Gulden und Verträge – etwa mit dem Gastwirt des Vereinslokals – beraten wurden. Die zwei wichtigsten Aufgaben dieser Versammlung aller Mitglieder waren aber die Wahl des Vereinsausschusses sowie die Kassen- und Rechnungsprüfung¹³. Dadurch war eine jährliche Kontrolle des Vereins und seiner Aktivitäten von Seiten seiner Mitglieder garantiert.

Der verhältnismäßig große Vereinsausschuss bestand aus 15 Mitgliedern, jeweils elf aus der Gruppe der verheirateten Harmonie-Teilnehmer und vier aus der Zahl der Ledigen, welche jedoch das 21. Lebensjahr erreicht haben mussten. Den Statuten gemäß trat jedes Jahr die „ältere“ Hälfte des Ausschusses aus, die für das folgende Jahr nicht wählbar war¹⁴. Nach welchem Modus fand nun eine Ausschusswahl statt? Ein Beispiel soll dies veranschaulichen. Bei der Wahl des Vereinsausschusses in der Plenarversammlung vom 25. 10. 1844 waren von 116 Mitgliedern nur 29 anwesend. Diese Vereinsmitglieder gaben den aufgestellten Kandidaten (über die Art und Weise der Kandidatennominierung geben die Quellen keine Auskunft) Stimmen auf dafür vorgesehenen Stimmzetteln. Diese wurden dann in derselben Plenarsitzung öffentlich ausgezählt. Allein auf die in den Ausschuss gewählten sieben Kandidaten (und ihre zwei Ersatzmänner) entfielen 172 der abgegebenen Stimmen¹⁵. Ob die Wahlbeteiligung bei Ausschusswahlen generell nied-

11 Siehe Anhang, Tabelle 3: Etat für Lektüre und gesellige Unterhaltung der Lesegesellschaft „Harmonie“ in Gulden (1841–1849).

12 Bis auf die Plenarversammlungen vom 5. 12. 1843 und vom 25. 10. 1844 wurden alle anderen Plenarversammlungen im Monat November durchgeführt.

13 Statuten (wie Anm. 9), § 14.

14 Ebd., § 15.

15 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 25. 10. 1844.

rig war – bei dieser Wahl waren lediglich ein Viertel der Mitglieder der Gesellschaft anwesend – lässt sich aus den Protokollen nicht erschließen.

Jeweils direkt nach der Plenarversammlung, also in der folgenden Ausschusssitzung, fand die Wahl des Führungsgremiums des Vereins statt. Der Ausschuss wählte aus seiner Mitte einen Herren als Vorstand, dessen Aufgabe die Durchführung der Plenar- und Ausschusssitzungen war, einen Sekretär, der als Schriftführer innerhalb dieser Versammlungen wirkte, einen Bibliothekar, welcher für die Organisation der Ausleihe und die Haltung der Bibliothek zuständig war, und einen Kassierer, der die Beiträge der Mitglieder einsammelte und das Vermögen der Gesellschaft verwaltete¹⁶. Neben der Wahl eines Führungsgremiums oblag dem Ausschuss die Einberufung der Plenarversammlungen, der Vollzug ihrer Beschlüsse, die Rechnungs- und Etatprüfung, die Aufnahme neuer Mitglieder, der Abschluss von Verträgen mit dem Gastwirt des Harmonie-Lokals und den Musikanten für die „Harmonien“ sowie die Anschaffung von Büchern und Zeitschriften¹⁷. Durch das Recht, die Lektüre der Lesegesellschaft zu bestimmen, konnte der Ausschuss maßgeblichen Einfluss auf die thematische Ausrichtung des Lesematerials nehmen. Spürbar wird sein Einfluss beispielsweise bei der gewünschten Anschaffung einer Literaturzeitung im Jahr 1846. In einer Sitzung beschlossen die Ausschussmitglieder, die Literaturzeitung *wegen mangelnder Mittel* nicht anzuschaffen¹⁸. In dem *Desiderienbuch* der Harmonie-Gesellschaft, in welchem jedes Mitglied seine besonderen Wünsche oder etwaige Kritik an dem Vereinsleben niederschreiben konnte¹⁹, plädierten daraufhin 15 Gesellschaftsmitglieder erneut für die Anschaffung. Der Ausschuss setzte sich jedoch über diesen eindeutigen Wunsch aus den Reihen der Gesellschaft hinweg. Bei der Abstimmung in der Ausschusssitzung vom 7. 12. 1846 sprachen sich *über die Hälfte des Ausschusses* gegen die Anschaffung der Literaturzeitschrift aus²⁰.

4. Die Lesegesellschaft „Harmonie“ als „Honoratioren-Club“ der Oberamtsstadt Hall

Die Untersuchung einer bürgerlichen Gesellschaft wie der „Harmonie“ wirft die Frage nach den genaueren persönlichen Verhältnissen der Mitglieder auf. Lassen sich Aussagen über ihre soziale Herkunft aus dem vorhandenen Quellenmaterial treffen? Die Vereinsprotokolle führen zwar die Namen der Eingetretenen sowie ihre berufliche Tätigkeit auf, jedoch erschwert die Schrift deren Entzifferung. Mehr Aufschluss geben daher die von der Harmonie-Gesellschaft geforderten Mitgliedsbeiträge. Zwar bezahlten die Beitrittswilligen kein Eintrittsgeld, dies war in

16 Statuten (wie Anm. 9), § 17.

17 Ebd., § 16.

18 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 7. 12. 1846.

19 Statuten (wie Anm. 9), § 12.

20 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 7. 12. 1846.

anderen Vereinen (etwa bei den Turnern) gängige Regel, aber sie mussten jährlich ein für die damalige Zeit hohes Beitragsgeld von vier bis acht Gulden (240 bis 480 Kreuzer) je nach Klassenzuteilung entrichten. Diesen Beitrag gaben die Mitglieder jedes Quartal *pränumerando*, d. h. im Voraus, an den Harmoniediener²¹. Die Klasseneinteilung der Harmonie-Gesellschaft erfolgte nach folgenden Kriterien: In der ersten Klasse waren die verheirateten oder verwitweten Mitglieder, die in Hall oder in der näheren Umgebung der Oberamtsstadt wohnten und in *selbständigen Verhältnissen* lebten²². Diese zahlten acht Gulden im Jahr. Diejenigen Selbständigen, welche noch nicht verheiratet waren, mussten einen Beitrag von sechs Gulden zahlen und bildeten die zweite Klasse der Harmonie-Gesellschaft. Witwen, Nichtselbständige sowie weiter weg lebende Mitglieder entrichteten jährlich einen Beitrag von vier Gulden²³. Die nicht selbständigen Söhne von Mitgliedern, die ab dem 20. Lebensjahr zur Beitragszahlung aufgefordert waren, gehörten ebenfalls in diese dritte Klasse²⁴. Im Paragraph neun der Statuten der Harmonie-Gesellschaft waren Ausnahmeregelungen notiert, aufgrund derer bestimmten Beitrittswilligen der Mitgliedsbeitrag erlassen werden konnte. Anwendung fand dieser Paragraph 9 *bei Personen, die selbständig, aber in einer wirtschaftlich nicht rentablen Position* [standen], *bei Personen, die sich dem Verein durch großes Engagement sehr* [verpflichtet hatten und] *bei Personen, die sich den Vereinsbeitritt nicht leisten* [konnten], *aber eine Bereicherung für den Verein* [bildeten]²⁵. In den Vereinsprotokollen, in welchen jede Aufnahme registriert wurde, sind jedoch keine Hinweise auf solche Fälle zu entnehmen. Aufgrund der hohen Mitgliedsbeiträge lässt sich daher die These formulieren, dass die unteren Bevölkerungsschichten der Oberamtsstadt aus der Lesegesellschaft „Harmonie“ ausgeschlossen waren. Inwieweit nämlich die Beitragshöhe Auswirkungen auf die soziale Zusammensetzung eines Vereins haben konnte, lässt sich am Haller Volksverein aufzeigen. Dieser politische Verein gründete sich während der Revolution von 1848/49 und war seinem Namen entsprechend für alle Bevölkerungsgruppen der Oberamtsstadt offen. Ein Mitglied des Haller Volksvereins zahlte im Jahr lediglich 36 Kreuzer Mitgliedsbeitrag²⁶. Diesen Mitgliedsbeitrag konnten sich auch Handwerker und Gewerbetreibende leisten, welche zwei Drittel des Vereins stellten²⁷.

21 Statuten (wie Anm. 9), § 9.

22 Ebd., § 8.

23 Die Harmonie-Gesellschaft hatte als einzige von den in meiner Zulassungsarbeit „Das Vereinswesen in der württembergischen Oberamtsstadt Hall während des Vormärz und der Revolution von 1848/49“ untersuchten Vereinigungen Frauen als Mitglieder in ihren Reihen. Welche Rolle jenen im Vereinsleben zukam, läßt sich jedoch aus dem vorhandenen Quellenmaterial nicht erschließen.

24 Statuten (wie Anm. 9), § 8.

25 Ebd., § 9.

26 Haller Tagblatt (HT), 24. 11. 1848.

27 Siehe Tabelle 1: Mitgliederstruktur des Volksvereins, in: C. Damm: Das politische Vereinswesen in der Oberamtsstadt Hall während der Revolution von 1848/49, in: S.-M. Bauer, S. Lorenz, A. Maisch, P. Schiffer (Hrsgg.): Die Revolution von 1848/49 in Hall und Hohenlohe (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall 11), Schwäbisch Hall 1999, S. 66.

Der Eindruck der sozialen Exklusivität der Lesegesellschaft wird auch durch folgenden Quellenfund bestätigt. Während der revolutionären Ereignisse im Jahr 1848 wandte sich der republikanisch gesinnte Lehrer und Turner Rümelin, ebenfalls Ausschussmitglied der „Harmonie“, gegen die aus seiner Sicht „aristokratische“ Haller Lesegesellschaft. In einem Leserbrief im *Haller Tagblatt* vom 21. 3. 1848, in welchem er provozierend als Anrede das egalitäre „Turner-Du“ benutzte, forderte Rümelin von seinen Haller Mitbürgern:

Aber wie im Staatsleben, so muß auch im gesellschaftlichen Leben die Aristokratie aufhören. Aber giebt es denn eine solche? Ja, es giebt eine solche in verschiedenen Formen. Der Gegensatz von Beamten und Bürgern, oder wie man auch hört, von Herren und Bürgern, der Gegensatz von Militär und Civilisten, ja auch der Gegensatz von Geistlichen und Laien, was besagen alle diese Gegensätze, als das Vorhandensein einer Aristokratie [...] In einem rechten Staat, und das soll auch der unsrige sein, giebt es keine Herren im Gegensatz von Bürgern, es giebt nur Bürger mit total gleichen Pflichten und Rechten – also liegt es nur am Einzelnen, seine Würde zu bewahren. Aber freilich da sollten auch manche Einrichtungen fallen, die noch jenen Gegensatz zur Voraussetzung haben. Ich will nur das Schlagendste hier nennen: es sollte nicht eine Harmonie als Gesellschaft der Beamten und Herren einem Bürger-Verein gegenüberstehen. Ein Bürgerverein sollte Alle umfassen. Ein Interesse der Bildung haben wir Alle, Eintracht im vollsten Sinne thut uns Noth – also wollen wir die neue Zeit damit auch in unsrer Gesellschaft bezeichnen, daß Ein Bürger-Museum entsteht. Die Lesebedürfnisse sind die nemlichen, müssen und sollen die nemlichen sein; die gesellschaftlichen Zusammenkünfte aber können und sollen ebenfalls Alle umfassen, wie sie bereits schon oft Alle umfasst haben bei gemeinsamen Bällen und dgl. Nun es möge hiermit die Sache zur weiteren Besprechung angeregt sein! Kann ich mit meinem Vorschlag nicht durchdringen, stellen sich mir allerlei Sympathien und Antipathien entgegen, so weiß ich mich damit zu trösten, das Gute gewollt zu haben²⁸.

Ob mit dem von Rümelin erwähnten „Bürger-Verein“ eine bereits in Hall bestehende bürgerliche Lesegemeinschaft gemeint war, lässt sich aus dem bisher gesichteten Quellenmaterial nicht beantworten. Rümelins Anliegen, die Errichtung eines Haller Bürger-Museums, stieß in der Bevölkerung der Oberamtsstadt auf keine größere Resonanz, denn von der Existenz einer solchen Vereinigung ist aus den Quellen nichts zu entnehmen. Auch in den Protokollen der Harmonie-Gesellschaft finden sich keine Anzeichen für eine Diskussion von Rümelins Vorschlag. Die Mitglieder sahen sich wahrscheinlich ihrem Selbstverständnis entsprechend eher in der Tradition der sozial exklusiven „großbürgerlichen Salons und Literaturzirkel“²⁹ der Jahrhundertwende. So blieben die Mitgliedsbeiträge der „Harmonie“

28 HT, 21. 3. 1848.

29 *Hochstuhl* (wie Anm. 1), S. 307. Hochstuhl stellt fest, dass auch die Gernsbacher Lesegesellschaft durch die Aufnahme-prozedur und das hohe Eintrittsgeld die unteren Bevölkerungsschichten von vornherein ausschloß.

unverändert hoch, und damit war eine Mitgliedschaft in der Haller Lesegesellschaft für die unteren Bevölkerungsschichten nach wie vor unerschwinglich.

Interessant ist die Frage, ob die „Harmonie“ wirklich, wie der Lehrer Rümelin schrieb, eine *Gesellschaft der Beamten* war, oder ob sich in ihr noch andere städtische Honoratioren zur Lektüre und geselligen Veranstaltungen einfanden. Eventuell kann hier eine Analyse der sozialen Herkunft der Harmonie-Ausschussmitglieder, obwohl jene nur einen Teil der Lesegesellschaft bildeten, weiterhelfen. Diese Analyse bestätigt die Aussage Rümelins allerdings nur teilweise. Unter den insgesamt 52 Ausschussmitgliedern der Jahre 1841–1849 waren hauptsächlich Männer aus folgenden Berufsgruppen: sechs Ärzte, fünf Kaufleute, vier Advokaten, vier Vikare, drei Apotheker, drei Baumeister, drei Lehrer, drei Oberamtsaktuarien, drei Oberamtswärter, drei Pfarrer, ein Stadtschultheiß und ein Stadtrat³⁰. Das sind eindeutig Mitglieder aus der städtischen gebildeten Honoratiorenschicht, welche aus der lokalen Verwaltungsspitze des württembergischen Staates, aber auch aus der gelehrten und ökonomischen Elite der Oberamtsstadt bestand. Männer aus dem die städtische Wirtschaft Halls maßgeblich stützenden Handwerk waren im Ausschuss der Lesegesellschaft „Harmonie“ allerdings kaum vertreten. Diese trafen sich vermutlich im Haller Gewerbeverein, welcher gerade die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Oberamtsstadt im Visier hatte und dessen Vereinsbibliothek schwerpunktmäßig aus wirtschaftlich ausgerichtetem Schriftgut bestand³¹.

Zwischen den Jahren 1840 und 1849 wuchs die Lesegesellschaft „Harmonie“ beständig an. Hatten sich am Beginn der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts fast 70 Mitglieder in der „Harmonie“ organisiert, waren es am Ende dieses Jahrzehnts um die 210³². Am Vorabend der Revolution von 1848/49, im Jahr 1847, konnte die Lesegesellschaft „Harmonie“ einen Mitgliederstand von 185 Personen aufweisen und war damit zu diesem Zeitpunkt nach dem Haller Gewerbeverein die zweitgrößte Vereinigung in der Oberamtsstadt Hall³³. Einer der Gründe für den Mitgliederzuwachs könnte das steigende Interesse der Haller Honoratioren an Bildung gewesen sein, denn die Lesegesellschaft „Harmonie“ bot ihren Mitgliedern ein breites Lektüreangebot. Des Weiteren ist die Bedeutung der Harmonie-Gesellschaft als Treffpunkt der lokalen Entscheidungsträger und städtischen Honoratioren nicht zu unterschätzen. Bei den geselligen Treffen in den Räumen des Gasthauses „Lamm“ pflegten die Mitglieder ihre sozialen Kontakte und tauschten Neuigkeiten aus. Angesichts der hohen Mitgliederzahl und der sozialen Exklusivität der Lesegesell-

30 Siehe Anhang, Tabelle 2: Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft „Harmonie“ (1841–1849) und ihre ermittelbaren Doppelmitgliedschaften in anderen Haller Vereinen.

31 StadtA Schwäb. Hall 3/337–341: Protokolle des Gewerbevereins (1836–1849).

32 Siehe Anhang, Tabelle 1: Mitgliederzahlen der Lesegesellschaft „Harmonie“ (1840–1849).

33 Der Haller Musikverein hatte 1847 100 Mitglieder, der Haller Gewerbeverein in dieser Zeit ungefähr 200. Siehe Moser: Beschreibung des Oberamts Hall, hrsg. vom Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart/Tübingen 1847, S. 142 sowie das Mitgliederbuch des Haller Gewerbevereins (StadtA Schwäb. Hall 3/352).

schaft entsteht fast der Eindruck, dass jeder Haller Bürger, der die Ambition hatte, ein Angehöriger der gebildeten „High Society“ der Oberamtsstadt zu sein, eine Mitgliedschaft in der Harmonie-Gesellschaft anstrebte. Diese zugespitzte These lässt sich jedoch anhand des bisher gesichteten Quellenmaterials nicht belegen.

5. Die Aktivitäten der Lesegesellschaft „Harmonie“

Gemäß ihrer Statuten hatte sich die Haller Lesegesellschaft „Harmonie“ der Lektüre und dem Abhalten von geselligen Veranstaltungen verschrieben. Da es sich bei ihr um die zweitgrößte Organisation in der Haller Gesellschaft des Vormärz und um das „Sammelbecken“ der städtischen Honoratiorenschicht handelte, könnte es von Bedeutung sein, welche Art von Veranstaltungen die Lesegesellschaft organisierte, und besonders, was für Lektüreangebote sie ihren Mitgliedern bot. Lässt sich etwa anhand der Anschaffungen bei Büchern und Zeitschriften eine Politisierung der Lesegesellschaft (und damit auch von Teilen der Haller Führungsschicht) im Laufe der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts beobachten? Nahm die „Harmonie“ vielleicht eine eigene politische Haltung während der revolutionären Jahre 1848/49 ein? Hatte der „neue Zeitgeist“ möglicherweise Einfluss auf ihren Bestand als Honoratiorengesellschaft? Dies sind nur einige der Fragen, die im Laufe dieses Kapitels wenigstens ansatzweise beantwortet werden sollen. Dank der guten Überlieferungslage können zudem einige Beispiele aus dem alltäglichen Vereinsleben der „Harmonie“ gegeben werden.

5.1. Lektürealltag der Lesegesellschaft

5.1.1. Ordnung und Strafen im Alltag der Lesegesellschaft

Mit dem Eintritt in die Lesegesellschaft „Harmonie“ erwarb jedes Mitglied das Recht, Bücher und Zeitschriften entweder in den Räumlichkeiten der Gesellschaft zu lesen oder auszuleihen. Selbst die engeren Familienangehörigen durften diese Möglichkeiten der „Harmonie“ in Anspruch nehmen³⁴. Im Gasthaus „Lamm“ hatte die Gesellschaft drei Zimmer im ersten Stock gemietet, wobei nur eines davon das Lesezimmer mit der Bibliothek war. Das größere der drei Zimmer wurde indessen als Gesellschaftszimmer genutzt, in welchem sich das gesellige Leben des Vereins abspielte. Hier trafen sich die Mitglieder zu Diskussionsabenden oder der Ausschuss zu seinen Sitzungen. Auf das dritte Zimmer, das so genannte gelbe Zimmer, wurde nur in Ausnahmefällen zurückgegriffen, nämlich an den besucherreichen Markttagen, wenn der Gastwirt die anderen, sonst der Harmonie zur Ver-

34 Statuten (wie Anm. 9), § 11.

fügung stehenden Zimmer als zusätzlichen Bewirtungsraum nutzte³⁵. Gelesen werden durfte nur im Lesezimmer der „Harmonie“. Da in jenem aber Ruhe zu herrschen hatte, war es den Mitgliedern erlaubt, Zeitschriften, die aufgrund ihrer Aktualität unter den Harmonie-Mitgliedern anscheinend besonders begehrt waren, für kurze Zeit, allerdings nur zum Vorlesen einiger Artikel, ins Gesellschaftszimmer hinüberzunehmen³⁶.

Alle Bücher und Zeitschriften konnten von den Harmonie-Mitgliedern aber auch ausgeliehen werden. Es herrschte hierbei nur eine Einschränkung. Die aktuellen Zeitschriften sollten nach ihrem Erscheinen erst acht Tage lang auf einem Lesetisch im Lesezimmer ausliegen, damit jedes Mitglied die Möglichkeit hatte, sie zu lesen³⁷. Das Ausleihsystem der Harmonie-Gesellschaft war in ihren Statuten genau geregelt. Nur der Bibliothekar und der Harmoniedienstler waren befugt, die Ausleihe zu tätigen. Täglich zwischen 13 und 15 Uhr sowie zwischen 18 und 19 Uhr saß einer von ihnen im Lesezimmer, notierte die Entleiher und die Entleihdauer der Bücher und Zeitschriften und nahm Entliehenes entgegen³⁸. War das Buch oder die jeweilige Zeitschrift nicht vorgemerkt, konnte sie der bisherige Entleiher erneut mit nach Hause nehmen. Bei einer Vormerkung holte der Vereinsdiener, um unnötigen Zeitverzug zu vermeiden, die jeweiligen Bücher und Zeitschriften direkt von dem Haus des bisherigen Entleihers ab.

Bei der umfassenden Quellenlage lässt sich der Frage nach dem konkreten Vereinsalltag der Lesegesellschaft „Harmonie“ gut nachgehen. Hielten sich die Mitglieder beispielsweise an die Verhaltensregeln, oder kam es vielleicht gerade bei der Ausleihe von Büchern und Zeitschriften zu Verhaltensverstößen? In der Tat geben die Vereinsprotokolle Auskunft über einige solcher Verstöße. So klagte der Ausschuss der Lesegesellschaft, dass einzelne Mitglieder mehrere Bücher zum Lesen mit nach Hause nehmen würden und diese zum Teil in die Häuser von Nichtmitgliedern wanderten³⁹. Der Harmoniedienstler Elser, der eigentlich kraft der Statuten das Recht hatte, säumige Mitglieder an die Rückgabe der Bücher zu erinnern und für diesen Gang Geld einzufordern, beschwerte sich in einer Ausschusssitzung über die Dreistigkeit mancher Mitglieder: *Er sei nicht in der Lage [...], den Ordnungswidrigkeiten solcher Mitglieder zu begegnen, da schon bei Fällen, wo der Diener solche habe erfüllen müssen, Mitglieder gegen ihn seyen und ihn abgerügt hätten*⁴⁰. Des Weiteren wurden Bücher verschmutzt wiedergebracht oder gingen ganz verloren, so dass der Ausschuss gezwungen war, für ihr Wiederfinden Belohnungen auszuschreiben⁴¹. Gelegentlich kam es vor, dass Artikel aus Büchern und

35 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 18. 11. 1841 (Vertrag zwischen Harmonie-Gesellschaft und Lammgastwirt Leicht).

36 Statuten (wie Anm. 9), § 11.

37 Ebd.

38 Ebd., § 19.

39 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 12. 1843.

40 Ebd.

41 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 2. 1. 1845.

Zeitschriften herausgeschnitten wurden⁴². Das Verhalten des Harmonie-Mitglieds Braumeister Stock übertraf jedoch die üblichen Vorkommnisse. Wiederholt waren bereits Beschwerden gegen ihn von Seiten anderer Mitglieder erhoben worden, als die Angelegenheit schließlich in einer Ausschusssitzung besprochen wurde. Das Protokoll vom 12. 12. 1843 berichtet, *daß sich das Mitglied Braumeister Stock grober Missachtung der Einrichtungen der Gesellschaft schuldig mache, indem er nicht nur die im Lesezimmer liegenden Zeitschriften aus demselben mit fortnehme, sondern selbst Bücher, welche auf Pulten aufgeschraubt seyen, mittels widerrechtlichen Öffnens entferne*⁴³. Der Ausschuss beschloss daraufhin, einen Ordnungsanspruch über den Braumeister Stock zu verhängen. Über die Art der Ordnungsstrafe, ob das Verhalten etwa zu einem Ausschluss des Braumeisters aus der Gesellschaft führte, oder ob jener nur eine Geldstrafe zu entrichten hatte, lässt das Protokoll nichts verlauten⁴⁴.

5.1.2. Analyse des Lektüreangebots der Lesegesellschaft „Harmonie“

Aus den Etatberechnungen der Lesegesellschaft „Harmonie“ im Zeitraum der Jahre 1841–1849 geht hervor, dass der Schwerpunkt der Lektüre auf den Zeitschriften lag. Jährlich wurden ungefähr 150 bis 170 Gulden für die Anschaffung von Zeitschriften und zwischen 110 und 140 Gulden für die von Büchern veranschlagt⁴⁵. An dieser Stelle muss nach Art und Inhalt der angeschafften Zeitschriften und Bücher gefragt werden. Lassen sich Schwerpunkte oder Veränderungen des literarischen Geschmacks der Mitglieder im Laufe der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts feststellen? Antworten auf diese Frage können im Rahmen dieses Artikels nur im beschränkten Maße gegeben werden. In den Protokollen finden sich zwar detaillierte Auflistungen der jeweils für ein halbes Jahr abonnierten Zeitschriften der Gesellschaft sowie die Aufzeichnung ihrer Bücheranschaffungen, Probleme ergeben sich jedoch bei deren Auswertung. Da die Titel der Zeitschriften oft nur fragmentarisch angegeben wurden, lässt sich die Herkunft einzelner Zeitschriften schwer nachvollziehen. Zudem bestehen selbst in der heutigen Forschung noch große Lücken hinsichtlich der Zeitschriften aus dem 19. Jahrhundert, denn von vielen ist nicht mehr als der Titel bekannt⁴⁶. Bei den Buchanschaffungen

42 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 12. 1843.

43 Ebd.

44 In den polizeilichen Bestimmungen der Gesellschaft, die sich in den Statuten finden lassen, ist dieser ‚außergewöhnliche Fall‘ nicht aufgeführt, vgl. Statuten (wie Anm. 9), Abschnitt 4.

45 Siehe Anhang, Tabelle 3.

46 Als Nachschlagewerke für die Analyse der Zeitschriftenlektüre der Lesegesellschaft „Harmonie“ wurden folgende ‚Klassiker‘ der Zeitschriftenforschung benutzt: A. Estermann: Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815–1850. Bibliographien – Programme – Autoren, München/London/New York/Paris 1991; J. Kirchner (Hrsg.): Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes von den Anfängen bis 1900, Bd. 2: 1831–1870, Stuttgart 1977; L. Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, Bd. 3: Zeitungswesen seit 1814, Aalen 1973 (ND der Ausgabe Oldenburg 1906).

wurde nur eine Tendenz im literarischen Geschmack der Harmonie-Mitglieder ausgemacht. Der Schwerpunkt der Analyse lag daher auf der Frage, ob sich politische Zeitschriften und im beschränkten Maße auch politische Bücher unter dem Lektüreangebot der Lesegesellschaft „Harmonie“ befanden, und wenn ja, inwieweit sich Aussagen über eine mögliche Politisierung des Lesestoffes während des Vormärz und der Revolution von 1848/49 treffen lassen.

In der Bibliothek der Lesegesellschaft „Harmonie“ standen Bücher jeder thematischen Ausrichtung. Die Vereinsmitglieder lasen belletristische Bücher von deutschen und auch ausländischen Schriftstellern: zum Beispiel Berthold Auerbachs *Schwäbische Dorfgeschichten*⁴⁷, *Die Idylle vom Bodensee*⁴⁸ von Eduard Mörike, Heinrich Heines *Buch der Lieder*⁴⁹, Friedrich Schillers *Sämtliche Werke*⁵⁰ oder die *Lebensbilder aus dem Französischen*⁵¹ von Honoré de Balzac. Reisebeschreibungen erfreuten sich anscheinend besonderer Beliebtheit wie etwa die Reiseberichte von Alexander von Humboldt⁵². Bereits bei der Auswahl der Bücher wird ein generelles Interesse der Lesegesellschaft an der internationalen und deutschen Politik sichtbar. Man informierte sich etwa über die politische Entwicklung des Nachbarlandes Frankreich (*Geschichte der französischen Revolution*⁵³, *Grundriß der französischen Julirevolution*⁵⁴), setzte sich mit den politischen Ereignissen in Polen auseinander (*Polen nach der Revolution*⁵⁵) und erkundigte sich über die politische Lage in Preußen (*Preußen und seine Verfassung*⁵⁶). Ein Titel wie *Besuch am Krankenbett des Vaterlands*⁵⁷ zeugt von der nationalen Einstellung der Harmonie-Mitglieder. Die Anschaffung einer Kenntafel der württembergischen Fürstenthümer, einer geographischen Karte Württembergs sowie des Hof- und Staatshandbuchs für das Königreich Württemberg aus dem Jahr 1847 weisen zudem auf ein Interesse am württembergischen Staat hin⁵⁸. An der Anschaffung der – im Vergleich zu Büchern auch aktuelleren – Zeitschriften lassen sich die Aussagen über das politische Interesse der Gesellschaftsmitglieder noch erhärten.

Bei der Analyse der vormärzlichen Zeitschriftenliteratur der Lesegesellschaft „Harmonie“ unter dem Gesichtspunkt der Politisierung ist zu beachten, dass die Zeitschriftenherausgeber zu dieser Zeit mit einem großen Problem zu kämpfen hatten: der allgegenwärtigen Zensur. Von dieser waren nicht nur die rein politischen Zeitschriften betroffen, welche, da sie schnell verboten wurden, kaum von

47 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 12. 1843.

48 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 16. 1. 1846.

49 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 20. 6. 1843.

50 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 12. 1843.

51 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 1. 1843.

52 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 19. 4. 1849.

53 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 20. 10. 1848.

54 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 7. 12. 1841.

55 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 1. 1843.

56 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 30. 5. 1842.

57 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 12. 1. 1843.

58 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 30. 5. 1842, 20. 12. 1842 und 6. 4. 1847.

größerer Bedeutung in der Zeitschriftenlandschaft waren, sondern überhaupt jede Zeitschrift⁵⁹. Einen Einblick in die herrschende Zensurpraxis der Regierenden gibt ein Zitat von Otto Elben. Dieser war ab dem Jahr 1847 Herausgeber der führenden Zeitung im Königreich Württemberg, des *Schwäbischen Merkurs: Die Zensur, von ängstlichen Beamten gehandhabt, mischte sich in alles [...] Nicht bloß politische Urteile wurden beschnitten, sondern geradezu alles, was für zu schonende Ohren misslieblich sein konnte, wurde einfach gestrichen: unangenehme Ereignisse, dann volkswirtschaftliche, literarische, historische, künstlerische Urteile. Ja, selbst die amtlichen Anzeigen der Kriminalbehörde verfielen dem Rotstift des Zensors*⁶⁰.

Im Vormärz gab es daher kaum wirklich politische Zeitschriften. Journalisten anderer Zeitschriften drückten nur vorsichtig, oft auf subtile Weise, ihre politische Gesinnung aus, etwa bei der Kommentierung von Ereignissen im Ausland.

Im Schnitt bot die Lesegesellschaft „Harmonie“ ihren Mitgliedern 15 Zeitschriften pro Halbjahr an⁶¹. Neben den politischen Zeitschriften konnten die Harmonie-Mitglieder im Vormärz auf ein umfangreiches Angebot an unterhaltend-belehrender Literatur zurückgreifen, welches ein breites thematisches Spektrum abdeckte. Das *Zollvereinsblatt* beschäftigte sich mit wirtschaftlichen Belangen, die täglich erscheinenden *Blätter für literarische Unterhaltung* sowie die *Jenaer Literaturzeitung* informierten über die neuesten literarischen Entwicklungen⁶². Modeinteressierten stand die *Leipziger Modenzeitung*⁶³ zur Verfügung. Einige der meist reich illustrierten Zeitschriften waren rein unterhaltender Natur. Ihr Inhalt präsentierte das gängige „populärwissenschaftliche“ Wissen ihrer Zeit in den Bereichen Geographie, Geschichte, Kultur und Völkerkunde. Zum Beispiel abonnierte die Lesegesellschaft die monatlich erscheinende *Allgemeine Weltchronik unserer Zeit*⁶⁴, das wöchentlich erscheinende *Carlsruher Unterhaltungsblatt, ein für alle Stände, Jung und Alt, interessantes und belehrendes Bilderwerk*⁶⁵, das *Ausland*⁶⁶, ein auf Geographie und Geschichte spezialisiertes Bildungsmagazin, sowie die *Erheiterungen*⁶⁷, welche Novellen und Erzählungen, Tagesneuigkeiten und Berichte aus der Länder- und Völkerkunde brachten.

Bereits Anfang der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts hatte die Lesegesellschaft fünf eindeutig politische Zeitschriften in ihrem Programm⁶⁸: den *Beobachter*⁶⁹, eine Zeitung, welche von württembergischen Demokraten seit dem Jahre 1830 heraus-

59 Nach Salomon (wie Anm. 46), S. 473–475.

60 O. Elben: Geschichte des „Schwäbischen Merkurs“. Zitiert aus: Salomon (wie Anm. 46), S. 432.

61 Siehe Anhang, Tabelle 4: Abonnierte Zeitschriften der Lesegesellschaft „Harmonie“ im Zeitraum 1832–1849.

62 Nach Kirchner (wie Anm. 46), Nr. 1.42 und Nr. 2.151.

63 Nach Estermann (wie Anm. 46), Nr. 1.29.

64 Ebd., Nr. 5.107.

65 Ebd., Nr. 4.149.

66 Nach Hochstuhl (wie Anm. 1), S. 311.

67 Ebd., Nr. 4.186.

68 Siehe Anhang, Tabelle 4, 7.12.1841.

69 Nach Salomon (wie Anm. 46), S. 436–438.

gegeben wurde und immer wieder mit großen Zensurschwierigkeiten zu kämpfen hatte, den täglich erscheinenden *Schwäbischen Merkur*⁷⁰, die Hauptzeitung des Landes, die zwar kaum über die politischen Ereignisse im württembergischen Königreich, aber dafür viel über die Politik des Nachbarlandes Frankreich informierte, die vierteljährlich erscheinende liberale *Deutsche Vierteljahresschrift*, die fortschrittliche *Oberdeutsche Zeitung* und die *Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*. Die letzteren, die *Hallischen Jahrbücher*, gehörten zu den bedeutendsten Blättern innerhalb Deutschlands. Sie wurden stark von ihrem Hauptredakteur und Gründer, dem Philosophieprofessor Arnold Ruge, geprägt, der auf der Seite der Junghegelianer stand. Aufgrund ihrer philosophisch-politischen Artikel mit liberaler Tendenz wurden die *Hallischen Jahrbücher* im Jahr 1843 verboten⁷¹. Vor dem Jahr 1847 lässt sich kein beträchtliches Anwachsen der politischen Zeitschriften bei der „Harmonie“ feststellen. Kurz vor Ausbruch der revolutionären Ereignisse in Deutschland machte sich in der Anschaffungspolitik der „Harmonie“ aber ein gewisser Trend zu politischen Zeitschriften bemerkbar. Im Jahr 1847 bestellten die Ausschussmitglieder gleich drei neue politische Zeitschriften, nämlich die gemäßigte *Deutsche Zeitung*, das *Stuttgarter Tagblatt* sowie die *Süddeutsche Politische Zeitung*. Die *Deutsche Zeitung*⁷² war von der liberalen Partei im Jahr 1846 in Baden gegründet worden. Ihr Hauptredakteur, der berühmte Historiker Gervinus, bot in ihr namhaften Gelehrten wie zum Beispiel den Brüdern Grimm ein Publikationsforum. Aus diesem Grund wurde sie von den Demokraten auch als so genannte „Professorenzeitung“ geschmäht.

Gleich zu Beginn der Unruhen des Jahres 1848 war auch in Württemberg, wie in den anderen deutschen Staaten, die Pressefreiheit gewährt worden. Von da an informierten die politischen Zeitschriften unzensuriert über politische Ereignisse auf lokaler und gesamtdeutscher Ebene, über politische Vorgänge im Ausland sowie besonders über die Verhandlungen in der Paulskirche und in den nationalen Landtagen. Parallel zu den Ereignissen von 1848 kam es bei der Haller Lesegesellschaft zu einem immensen Anstieg der politischen Zeitschriften. Von siebzehn der im Dezember 1848 abonnierten Zeitschriften waren elf politischer Natur, der Anteil der unterhaltend-belehrenden Schriften war hingegen drastisch zurückgegangen⁷³. Interessant ist, dass sich die Mitglieder der „Harmonie“ nicht auf ein bestimmtes politisches Spektrum festlegten, vielmehr waren sie um ein breites politisches Informationsangebot bemüht. Neben eindeutig republikanisch ausgerichteten Zeitungen befanden sich auch liberale und unparteiische Zeitschriften im Lesezimmer der Harmonie-Gesellschaft. Radikal republikanische Blätter waren etwa die von Robert Blum herausgegebene *Reichtagszeitung* und *Die Sonne* von Gottlieb Rau⁷⁴.

70 Ebd., S. 435.

71 Ebd., S. 489–494.

72 Ebd., S. 426–430.

73 Siehe Anhang, Tabelle 4, 8.12.1848.

74 Nach Salomon (wie Anm. 46), S. 613–618.

Die einst humoristischen *Fliegenden Blätter*⁷⁵ hatten sich im Verlauf des Frühsommers 1848 ebenfalls zu einem der demokratischen Bewegung nahestehenden politischen Satireblatt entwickelt. Der *Beobachter* sowie der *Schwäbische Merkur* blieben in ihrer demokratischen Berichterstattung zurückhaltend⁷⁶. Liberal ausgerichtet war dagegen die *Deutsche Zeitung*. Das Interesse an der Landespolitik führte in der Lesegesellschaft außerdem zum Abonnement der *Stuttgarter Landtagsverhandlungen* sowie des *Stuttgarter Tagblatts*. Relativ unparteiische und fundierte Informationen gaben die Zeitungen aus Frankfurt, das *Frankfurter Journal* und die *Oberpostamtszeitung*, die bereits im Vormärz und erst recht während der Revolution von 1848/49 die aktuellsten Nachrichten in Süddeutschland lieferten⁷⁷. Da die deutsche Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche tagte, waren sie direkt am Ort des politischen Geschehens; außerdem erhielten sie Nachrichten aus dem Ausland, etwa aus Frankreich oder Spanien, aufgrund der günstigen geographischen Lage früher als andere Zeitungen. Die *Berichte der Frankfurter Nationalversammlung* boten den Mitgliedern der „Harmonie“ zusätzlich die Möglichkeit, direkte Informationen über die konkrete Arbeit des ersten deutschen Parlaments zu erhalten. Nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 sank das Angebot an politischen Zeitschriften. Im Mai 1849 finden sich nur mehr vier auf der Lektüreliste der Lesegesellschaft⁷⁸. Dies hängt aber auch damit zusammen, dass viele politische Zeitschriften wie *Die Sonne* eingegangen waren.

Eine Erklärung für das breite Angebot an Zeitschriften unterschiedlicher politischer Ausrichtung während des Vormärz und besonders während der Revolutionstage bietet möglicherweise die politische Gesinnung der Ausschussmitglieder, die – wie oben dargestellt wurde – über die Zeitschriften- und Bücheranschaffungen in der „Harmonie“ entschieden⁷⁹. Zumindest richtungsweisende Aussagen zur politischen Gesinnung der Ausschussmitglieder lassen sich treffen, wenn man auf die Mitgliederlisten der politischen Vereine zurückgreift. Beim Vergleich der 52 Ausschussmitglieder der „Harmonie“ der Jahre 1841–1849 mit den Mitgliedern der beiden politischen Vereine Halls, des Volksvereins und des Bürgervereins, fällt Folgendes auf: Nur acht der Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft waren im konstitutionellen Bürgerverein und vier im republikanischen Volksverein organisiert⁸⁰. Der Rest enthielt sich des Engagements in einem der zwei politischen Vereine Halls und damit zugleich einer deutlichen politischen Stellungnahme. Dieser Be-

75 Nach *Hochstuhl* (wie Anm. 1), S. 309.

76 Nach *Salomon* (wie Anm. 46), S. 613–618.

77 Ebd., S. 407–409.

78 Siehe Anhang, Tabelle 4, 30. 5. 1849.

79 Interessanterweise ist der republikanische Vorstand des Haller Volksvereins, Lehrer Rümelin, gerade in den Jahren 1847/48 Ausschussmitglied der Lesegesellschaft „Harmonie“. Inwieweit er die ‚Anschaffungspolitik‘ der Lesegesellschaft hinsichtlich der politischen Zeitschriften prägte, lässt sich aus dem Quellenmaterial allerdings nicht erschließen.

80 Siehe Anhang, Tabelle 2.

fund könnte als Erklärung für das breite Spektrum an politischen Zeitschriften herangezogen werden.

5.2. *Unterhaltungsveranstaltungen der Lesegesellschaft: Bälle und „Harmonien“*

Die geselligen Unterhaltungen spielten im Vereinsleben der „Harmonie“ eine große Rolle. Dies äußerte sich im Etat der Lesegesellschaft. Für die Abhaltung von Bällen und „Harmonien“ genannten musikalischen Tanzveranstaltungen veranschlagte die Lesegesellschaft im Schnitt ungefähr 200 Gulden, das sind im Schnitt nur 75 Gulden weniger als für die Anschaffung ihrer Zeitschriften und Bücher⁸¹. Im Laufe des Jahres fanden zahlreiche Veranstaltungen statt. Besonderheiten waren die zwei Bälle im Winterhalbjahr, zu denen die „Harmonie“ die Haller Bevölkerung einlud, etwa der große Maskenball im Februar⁸². Der Eintritt zu den Tanzveranstaltungen, den so genannten „Harmonien“, blieb Nichtmitgliedern verwehrt. Nur *ledige Frauenzimmer* durfte man als Vereinsfremde einführen, denn die Gesellschaftsmitglieder wollten unter sich bleiben⁸³. Die „Harmonien“ wurden im Winterhalbjahr zweimal in der Woche im Gesellschaftslokal „Lamm“ abgehalten, in den Sommermonaten Mai bis September alle 14 Tage im „Beyhlschen Garten“, dem Gesellschaftsgarten der „Harmonie“⁸⁴. Ordnungskommissäre, die jeden Monat aus den Reihen des Harmonie-Ausschusses bestimmt wurden, sorgten für *Ruhe und Ordnung* auf diesen Tanzveranstaltungen⁸⁵. Zudem organisierte die Lesegesellschaft Picknicks und Feste im Freien⁸⁶.

Ein gewisses soziales Engagement der „Harmonie“ lässt sich durch das Abhalten einer Armenlotterie während der Hungerkrise des Jahres 1847 erkennen. Die Frauen der Harmonie-Mitglieder versteigerten hier ihre selbst gemachten Arbeiten, der Erlös kam den städtischen Armen zugute⁸⁷. Diese Aktion bildete aber eher eine Ausnahme im Tätigkeitsbereich des Vereins.

6. Die Lesegesellschaft „Harmonie“ während der Revolution von 1848/49

Obwohl die Mitglieder der Lesegesellschaft scheinbar reges Interesse an den politischen Geschehnissen der Jahre 1848/49 hatten und sich anhand vieler politischer Zeitschriften über die aktuellen Entwicklungen informierten, lassen sich keine konkreten Aktivitäten der „Harmonie“, etwa in Form von politischen Abenden im

81 Siehe Anhang, Tabelle 3.

82 Statuten (wie Anm. 9), § 12.

83 Ebd., § 10.

84 Ebd., § 12.

85 Ebd., § 18.

86 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 7. 10. 1844 und 28. 9. 1846.

87 Nach *Alexandre* (wie Anm. 7), S. 67; Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 17. 5. 1847.

Gesellschaftszimmer, im revolutionären Alltag der Oberamtsstadt finden. Da die Erstellung einer Mitgliederliste der „Harmonie“ sehr schwierig gewesen wäre, konnte kein Vergleich mit den Mitgliederlisten der beiden politischen Vereine, des republikanischen Haller Volksvereins und des konstitutionellen Haller Bürgervereins, vorgenommen werden. Dieser Vergleich hätte möglicherweise Aufschluss über die politischen Positionen der Harmonie-Mitglieder geben und eventuell die „politische Neutralität“ der Lesegesellschaft während der Revolution von 1848/49 erklären können – entweder nämlich waren die Mitglieder der „Harmonie“ zwar generell politisch interessiert, dieses Interesse führte aber nicht zu konkretem politischen Engagement, oder es trafen in der Lesegesellschaft Männer mit den unterschiedlichsten politischen Überzeugungen aufeinander. Die Einnahme einer politisch eindeutigen Position des Vereins hätte die „Harmonie“ innerhalb der Gesellschaft bedroht und zu internen Spannungen führen können. Allein die „politische Abstinenz“ der Lesegesellschaft innerhalb der politischen Bewegung Halls verhinderte dies. Aufgrund der Quellenlage bleibt diese Aussage jedoch Spekulation. Auffälligerweise stammen alle Gründer von politischen Vereinen während der Revolution von 1848/49 aus den Reihen der „Harmonie“. Pfarrer Helfferich rief den ersten politischen Verein der Oberamtsstadt, den vaterländischen Verein, ins Leben. Das „Harmonie“-Ausschussmitglied Lehrer Rümelin gründete mit dem republikanischen Verein die größte politische Vereinigung Halls, die auf ihrem Höhepunkt fast 450 Mitglieder zählte⁸⁸. Auch die Gründung des konstitutionellen Bürgervereins beruhte auf der Initiative eines Harmonie-Mitglieds, des Advokaten Bausch. Inwieweit die langjährige Mitgliedschaft dieser Männer in der Haller Lesegesellschaft eine Rolle für ihre politische Aktivität spielte, ist aus dem Quellenmaterial nicht ersichtlich. Vermutlich regte sie aber die Lektüre der politischen Zeitschriften der Lesegesellschaft sowie die Diskussionen der Mitglieder im Gesellschaftszimmer der „Harmonie“ zur politischen Reflexion an und beeinflusste möglicherweise ihre politische Haltung in den Revolutionstagen.

6.1. Die „Fusion“ der Lesegesellschaft „Harmonie“ mit dem Haller Musikverein im Bereich geselliger Unterhaltungen

Der „revolutionäre Zeitgeist“ machte sich nicht nur in dem Anstieg der politischen Zeitschriftenliteratur der Lesegesellschaft bemerkbar, sondern fand auch seinen Ausdruck in der Ende des Jahres 1848 vollzogenen Fusion mit dem Haller Musikverein im Bereich der geselligen Veranstaltungen. Bereits im Vormärz hatten sich die beiden Gesellschaften gegenseitig zu manchen Veranstaltungen eingeladen und des öfteren sogar größere gesellige Unterhaltungen gemeinsam getragen⁸⁹. Auf der Plenarversammlung am 2. 11. 1848 unterbreitete der Advokat Gräter den Mitgliedern der „Harmonie“ daher den Vorschlag, sich mit dem Musikverein hinsichtlich

88 Nach Damm (wie Anm. 27), S. 63.

89 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 4. 10. 1842, 1. 4. 1844, 11. 2. 1847 und 18. 2. 1848.

der Abhaltung geselliger Veranstaltungen endgültig zu vereinigen, denn, wie Gräter redengewandt ausführte, es sei nicht *gerechtfertigt, daß zwei Gesellschaften deren Mitglieder größtentheils aus denselben Personen bestehen, ferner noch abgesehen für sich gesellige Unterhaltungen geben, und somit für den gleichen Zweck doppelt Geld ausgeben [sollen]*⁹⁰. Außerdem gab er zu bedenken, *habe [dieser Umstand] häufig die Folge, daß der Besuch der einen geselligen Unterhaltung unter der anderen leide, und so vergeblich viel Geld hinausgeworfen werde*⁹¹. In Wirklichkeit waren aber nicht sämtliche Musikvereinsmitglieder auch Mitglieder der Lesegesellschaft. In seiner weiteren Argumentation ging Advokat Gräter deshalb auf die soziale Exklusivität der „Harmonie“ ein: *Man werde ihm, wie er sich wohl denken könne, einwenden, die Mitglieder der einen Gesellschaft seyen doch mehrfach vom Kern der anderen nach Rang und Stand, Bildung und Sitte zu verschieden, als daß eine Vereinigung wünschenswerth seye, er aber sage, wo die Mehrzahl der Mitglieder beider Gesellschaften angehöre, müsse dieser Einwand verstummen, auch müsse er daran erinnern, daß die neue Zeit solche Standesunterscheidungen gebührend gerichtet habe. Soweit überhaupt seine Wahrnehmungen gehen, habe er noch nie gefunden, daß sich die betreffenden Mitglieder der Harmonie in den geselligen Unterhaltungen des Musikvereins weniger amüsiert hätten als in ihren eigenen, ferner gehören auch die übrigen Mitglieder des Musikvereins ehrbaren bürgerlichen Familien an, mit denen die Mitglieder der Harmonie in Berührung zu kommen nicht zu scheuen brauchen*⁹².

Über die unmittelbaren Reaktionen der Harmonie-Mitglieder auf Gräters Vorschlag lässt das Sitzungsprotokoll nichts verlauten. Der weitere November war von Fusionsverhandlungen geprägt. Kurz nach der Plenarversammlung vom 2. 11. 1848 kam es bereits zu einem Treffen der beiden Vereinsausschüsse, auf welchem entschieden wurde, die Veranstaltung geselliger Unterhaltungen dem Haller Musikverein zu überlassen⁹³. Vor der Plenarversammlung der „Harmonie“ am 20. 11. 1848, auf der die Mitglieder über den Fusionsplan abstimmen sollten, trafen sich die Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft nochmals, um die konkreten Auswirkungen der Abspaltung des geselligen Parts auf das Vereinsleben zu diskutieren. Das Ergebnis war der Beschluss des Harmonie-Ausschusses, nur noch zwei Zimmer im Gasthof „Lamm“ anzumieten, ein Lese- und ein Gesellschaftszimmer, und eine Kürzung der Mitgliedsbeiträge vorzunehmen⁹⁴. Auf der nicht sehr gut besuchten Plenarversammlung am 20. 11. 1848 wurde eifrig über die weitere Zukunft des Vereins diskutiert: Einige Mitglieder wollten nämlich eine vollständige Fusion mit dem Haller Musikverein, wieder andere sprachen sich für die Schaffung zweier „Harmonien“, einer literarischen und einer geselligen, aus. Beide Ansichten konnten sich jedoch nicht durchsetzen, denn der Vorschlag des Harmonie-Aus-

90 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 2. 11. 1848.

91 Ebd.

92 Ebd.

93 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 16. 11. 1848.

94 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 19. 11. 1848.

schusses wurde letztlich mit 37 gegen drei Stimmen angenommen⁹⁵. Ende November des Jahres 1848 trafen sich schließlich die Mitglieder beider Vereine in einer gemeinsamen Plenarversammlung und diskutierten nochmals die Möglichkeit eines generellen Zusammenkommens beider Gesellschaften. Dies wurde aber von der Mehrzahl der Anwesenden abgelehnt⁹⁶. Die völlige Aufgabe der Zielsetzung, gesellige Unterhaltungen zu veranstalten, hatte für die Harmonie-Gesellschaft Folgen bezüglich des Etats und der Organisationsstruktur. Aufgrund der geringeren Mitgliedsbeiträge sanken die Einnahmen, zudem musste die Anzahl der Ausschussmitglieder dem eingengerteren Aufgabenbereich der Lesegesellschaft angepasst werden. Ab dem Jahr 1849 bestand der Ausschuss nur noch aus neun Mitgliedern⁹⁷. Mit dem Zugeständnis der Harmonie-Mitglieder, auf eigene Veranstaltungen zu verzichten und den geselligen Abenden des Haller Musikvereins beizuwohnen, zeigte sich der Beginn eines Gesinnungswandels in den Reihen der „Harmonie“. Die elitäre, sozial geschlossene Honoratioren-Gesellschaft begann, sich nach unten hin zu öffnen. Im Musikverein waren aber neben Harmonie-Mitgliedern nur Mitglieder aus *ehrbaren bürgerlichen Familien*⁹⁸ organisiert. Für die unteren Bevölkerungsschichten, etwa für kleine Handwerker der Oberamtsstadt, blieb die Lesegesellschaft weiterhin sozial geschlossen. Inwieweit sich daher wirklich der „Geist der revolutionären Zeit“, der alle Standesunterschiede aufheben sollte, bei dieser Fusion niederschlug, bleibt dahingestellt.

7. Zusammenfassung

Innerhalb von fünf Jahren entwickelte sich der im Jahr 1831 von Haller Honoratioren gegründete lose Lesezirkel „Harmonie“ zu einer Lesegesellschaft, die sich mit den Statuten von 1836 eine feste demokratische Organisationsstruktur verlieh und ihre eigenen Räumlichkeiten im Gasthof „Lamm“ besaß. Im täglich geöffneten Lesezimmer der Harmonie-Gesellschaft stand den Mitgliedern eine breite Palette an verschiedenen Zeitschriften zur Verfügung. Diese reichte von zum Teil politischen Tageszeitungen über Literatur- und Modezeitschriften bis hin zu Blättern allgemein unterhaltender und belehrender Art. Auch bei den zahlenmäßig geringeren Buchbeständen zeigte sich der Vereinsausschuss, welcher über die Anschaffungen des Lesematerials der Lesegesellschaft entschied, bemüht, den Vereinsmitgliedern eine gewisse thematische Vielfalt – von deutscher und ausländischer Belletristik bis hin zu Werken über Geschichte und Politik – zu bieten. Generell ließ sich bei der Lektüre der Lesegesellschaft beobachten, dass sich die Vereinsmitglieder bereits im Vormärz für die damaligen politischen Entwicklungen innerhalb Deutschlands und der Nachbarländer interessierten.

95 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 20. 11. 1848.

96 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 28. 11. 1848.

97 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 19. 11. 1849.

98 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2), 2. 11. 1848.

Die Vereinsprotokolle geben einen relativ guten Einblick in den Lektürealltag der Lesegesellschaft: Im Gesellschaftszimmer der „Harmonie“ diskutierten die Vereinsmitglieder die neuesten Zeitschriftenartikel oder tauschten die lokalen Neuigkeiten aus. Öfters vermerkte der Vereinssekretär, dass das Ausleihsystem der Lesegesellschaft nicht immer reibungslos funktionierte. Wiederholt wurden Bücher und Zeitschriften zu spät, verschmutzt oder überhaupt nicht zurückgebracht.

Neben der literarischen Zielsetzung war die Veranstaltung geselliger Unterhaltungen, so genannter „Harmonien“, in den Statuten der Lesegesellschaft verankert. Während bei den großen Winterbällen der „Harmonie“ die gesamte Haller Bevölkerung teilnehmen konnte, blieb die Teilnahme bei den „Harmonien“ nur auf Vereinsmitglieder beschränkt.

Die hohen Mitgliedsbeiträge von vier bis acht Gulden im Jahr schlossen den Großteil der Haller Bevölkerung vom Vereinsleben der Lesegesellschaft aus. Anhand der Analyse der sozialen Herkunft der Harmonie-Ausschussmitglieder konnte gezeigt werden, dass sich gerade die Haller Honoratioren, württembergische Verwaltungsbeamte sowie die gebildete und ökonomische Führungsschicht der Oberamtsstadt, in der Lesegesellschaft einfanden. Das städtische Handwerk fehlte in den Reihen des Harmonie-Ausschusses. Die Handwerksmeister organisierten sich wahrscheinlich im mitgliederstarken Gewerbeverein, der sich für die wirtschaftlichen Belange der Oberamtsstadt einsetzte.

Im Jahr 1847, kurz vor Ausbruch der revolutionären Geschehnisse, war die Lesegesellschaft „Harmonie“ die zweitgrößte Vereinigung in Hall. Gründe für die wachsenden Mitgliederzahlen in den 40er Jahren ließen sich auf Basis des bisher gesichteten Quellenmaterials nicht ermitteln, eventuell könnten hier weitere Forschungen zur Klärung beitragen. Inwieweit etwa der gesellschaftliche Druck eine Rolle spielte – wer zur Honoratiorenschicht Halls zählen wollte, wurde Mitglied in der „Harmonie“, der Gesellschaft der städtischen Elite – wäre beispielsweise eine interessante Frage.

Während der Revolution von 1848/49 organisierte die „Harmonie“ als Gesellschaft keine politischen Aktionen, sie nahm auch an keinen anderen teil. Auch hier lässt sich über die Gründe, die zu dieser „politischen Abstinenz“ der Lesegesellschaft führten, nur spekulieren. Einige Mitglieder der „Harmonie“ aber beeinflussten die politische Entwicklung in der Oberamtsstadt während der Revolutionstage entscheidend, denn alle politischen Vereinsgründungen wurden von Harmonie-Mitgliedern initiiert. Die politische Zurückhaltung der Gesellschaft als Ganze zeugte aber nicht von einem mangelnden Interesse an den politischen Ereignissen. Dies belegen die Zeitschriftenanschaffungen der „Harmonie“ im Jahr 1848. Während der Revolutionsmonate stieg der Anteil der politischen Zeitschriften an und verdrängte die unterhaltend-belehrende Zeitschriftenliteratur der Lesegesellschaft. Bemerkenswerterweise abonnierte die „Harmonie“ jedoch nicht Zeitungen einer politischen Richtung, sondern bot ihren Mitgliedern sowohl republikanische, liberale als auch relativ neutrale politische Schriften zur Lektüre an. Auch die Ideen der 1848er Revolution gingen an der Lesegesellschaft nicht spurlos vorüber. Im

April 1848 musste die Haller Lesegesellschaft Vorwürfe von Seiten des Ausschussmitglieds Rümelin bezüglich ihrer „aristokratischen“ Mitgliederstruktur hinnehmen. Eine soziale Öffnung fand aber erst Ende desselben Jahres durch die vermutlich zum Großteil finanziell bedingte Fusion mit dem Haller Musikverein im Bereich der geselligen Unterhaltungen statt. Da dieser aber ebenfalls ein bürgerlicher Verein war, blieb den städtischen Unterschichten weiterhin der Eintritt in die Lesegesellschaft verwehrt, und die „Harmonie“ war nach wie vor ein Verein der städtischen Honoratioren.

8. Tabellarischer Anhang

Alle Auswertungen basieren auf den Vereinsprotokollen der Lesegesellschaft „Harmonie“ aus den Jahren 1841–1849⁹⁹.

Im „Harmonie“-Protokoll vom 25. 10. 1844 lässt sich die Mitgliederzahl von 116 finden. Da die Protokolle der Lesegesellschaft die Ein- und Austritte aufführen, können die Mitgliederzahlen wenigstens annähernd bestimmt werden.

Tab. 1: Mitgliederzahlen der Lesegesellschaft „Harmonie“ (1840–1849).

Jahr	Mitglieder am Jahresende	Eintritte	Austritte
1840	70		
1841	88	20	2
1842	95	12	5
1843	103	10	2
1844	116	14	1
1845	149	33	
1846	165	16	
1847	185	23	3
1848	199	22	8
1849	211	13	1

99 Harmonie-Protokoll (wie Anm. 2).

Im Bürgerverein waren acht Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft. Im Volksverein waren vier Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft. Im Gewerbeverein waren zwölf Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft.

Tab. 2: Ausschussmitglieder der Lesegesellschaft „Harmonie“ (1841–1849) und ihre ermittelbaren Doppelmitgliedschaften in anderen Haller Vereinen¹⁰⁰.

Name	Beruf
Abé	Bijoutier
<i>Aukenwirth</i>	<i>Kameralverwalter</i>
Bausch	Advokat
Beyer	Verwaltungsaktuar
<i>Bilfinger</i>	<i>Arzt</i>
Bilfinger	Oberamtman
Chur F.	Kaufmann
<i>Daniel</i>	<i>Oberamtman</i>
DEEG	APOTHEKER
DICENTA	ARZT
Dürr	Arzt (Oberamts-)
Eytel	Vikar
Firnhaber	Professor
Frick	Advokat
Gaupp	Major
<i>Gräter</i>	<i>Advokat</i>
Grund	Baumeister (Amts-)
Hacker	Notariatsassistent
<i>Helfferich</i>	<i>Pfarrer</i>
<i>Herdle</i>	<i>Zeichenlehrer</i>
Honold	Arzt
<i>Huber</i>	<i>Oberamtsgerichtsaktuar</i>

¹⁰⁰ Diese Tabelle fußt neben den Protokollen der Lesegesellschaft „Harmonie“ auf den Protokollen des Gewerbevereins von 1836 bis 1849 (StadtA Schwáb. Hall 3/337–341) und der Mitgliederliste des Bürgervereins (HT, 31. 7. 1849).

Tab. 2: Fortsetzung.

Name	Beruf
Klett	Kaufmann
König	Freiherr von
Kurz	Oberamtsgerichtsaktuar
Leiberich	Umgeldskommissar
Ludwig	Arzt
Majer	Arzt
Majer	Kameralverwalter
Majer	Vikar
Malblanc	Oberamtsrichter
Metzger	Vikar
Mevi	Kaufmann
Reinhart	Lehrer
Rimanocy	Stadtrat
RÜMELIN	LEHRER
<i>SANDEL D.</i>	<i>APOTHEKER</i>
<i>Schemmel</i>	<i>Oberamtsaktuar</i>
Schliedholz	Bauinspektor
Schließmann	Apotheker
Schmidt	Kaufmann
<i>Schübler</i>	<i>Advokat</i>
Stähler	Vikar
Stapf	Buchhändler
Stock	Baumeister
Stockmaier	Pfarrer
Von der Osten	Salineverwalter
<i>Walther</i>	<i>Oberamtmann</i>
<i>Weber</i>	<i>Kaufmann</i>
Wibel	Stadtschultheiß
Wullen	Pfarrer

Fett: Bürgerverein; **VERSAL:** VOLKSVEREIN; *Kursiv:* Gewerbeverein.

Tab. 3: Etat für Lektüre und gesellige Unterhaltung der Lesegesellschaft „Harmonie“ in Gulden (1841–1849).

Jahr	Ausgaben für Zeitschriften	Ausgaben für Bücher	Ausgaben für Zeitschriften und Bücher (insgesamt)	Ausgaben für „Harmonien“ und Bälle
1841	150	111	261	215
1842 ¹⁰¹			219	195
1843	170	137	307	185
1844	170	110	280	206
1845	170	110	280	200
1846 ¹⁰²			280	180
1847	174	126	300	200
1848 ¹⁰³				
1849				

101 Die Ausgaben für Zeitschriften und Bücher sind im Protokoll nicht getrennt aufgeführt.

102 Die Ausgaben für Zeitschriften und Bücher sind im Protokoll nicht getrennt aufgeführt.

103 Für die Jahre 1848 und 1849 finden sich keine Etatangaben in den Protokollen der Lesegesellschaft „Harmonie“.

Der Ausschuss der Lesegesellschaft „Harmonie“ bestimmte für das in zwei Semester aufgeteilte Jahr die Anschaffung der Zeitschriften. Das Datum bezieht sich auf das jeweilige Vereinsprotokoll der Harmonie-Gesellschaft.

Tab. 4: Abonnierte Zeitschriften der Lesegesellschaft „Harmonie“ im Zeitraum 1832–1849.

Datum	Zeitschriften
12. 1. 1843 (Beruht auf der Liste von Zeitschriften, die im Jahr 1843 verkauft werden sollten)	Abendzeitung, Jg. 1832–1835 Allgemeine Weltchronik, Jg. 1834–1835 Bazard von Saphir, Jg. 1833 Blätter aus der Gegenwart, Jg. 1832–1838 Carlsruher Unterhaltungsblatt, Jg. 1832–1838 Jenaer Literaturzeitung, Jg. 1833–1837 Meyers Universum, Jg. 1838 Weltgemäldegalerie, Jg. ? Wundermappe, Jg. 1832–1834 Zeitgenossen, Jg. 1833–1834
7. 12. 1841	2 Haller Lokalblätter Allgemeine Zeitung Ausland Beobachter Courier Deutsche Vierteljahresschrift Erheiterungen Haller Jahrbücher Leipziger Wochenzeitung Morgenblatt Oberdeutsche Zeitung Pfennig-Magazin Schwäbischer Merkur
30. 5. 1842	Wie oben bis auf die Oberdeutsche Zeitung
6. 12. 1842	Wie oben bis auf 2 Zeitungen (nicht entzifferbar) Neu: Blätter für literarische Unterhaltung
12. 1. 1843	Neu: Zollvereinsblatt (auf ein Vierteljahr zur Probe)
20. 6. 1843	Wie oben Neu: Blätter für literarische Unterhaltung Jahrbücher der Gegenwart Zollvereinsblatt
12. 12. 1843	2 Haller Lokalblätter Allgemeine Zeitung Ausland Beobachter Deutsche Vierteljahresschrift Erheiterungen

Tab. 4: Fortsetzung.

Datum	Zeitschriften
	Grenzbote Illustrierte Zeitung Leipziger Modenzeitung Morgenblatt Pfennig-Magazin Schwäbischer Merkur Schwarzwälder Bote Zollvereinsblatt
31. 10. 1844	Wie oben bis auf den Grenzboten
2. 1. 1845	Neu: Monatsblätter als Ergänzung der allgemeinen Zeitung
18. 5. 1846	Wie oben
16. 11. 1846	2 Haller Lokalblätter Allgemeine Zeitung Ausland Beobachter Deutsche Vierteljahresschrift Erheiterungen Fliegende Blätter Illustrierte Zeitung Jahrbücher der Gegenwart Leipziger Modenzeitung Schwäbischer Merkur Zollvereinsblatt Neu: Ergänzungsblätter der Allgemeinen Zeitung Stuttgarter Tagblatt (auf ein ½ Jahr) Ulmer Schnellpost Weserzeitung (auf ein ½ Jahr)
18. 1. 1847	Neu: Gespräche von der Gegenwart über Staat und Kirche: Deutsches Wochenblatt für das gesamte Volksleben (nur auf ½ Jahr)
6. 4. 1847	Neu: Morgenblatt mit dem Literatur- und Kunstblatt (nachträglich für 1 Jahr)
28. 6. 1847	Neu: Deutsche Zeitung (für ½ Jahr)
21. 11. 1847	2 Haller Lokalblätter Allgemeine Zeitung Ausland

Tab. 4: Fortsetzung.

Datum	Zeitschriften
	Beobachter Deutsche Vierteljahresschrift Deutsche Zeitung Fliegende Blätter Illustrierte Zeitung Jahrbücher der Gegenwart Leipziger Modenzeitung Monatsblätter der allgemeinen Zeitung Morgenblatt mit Literatur und Kunstblatt Schwäbischer Merkur Stuttgarter Tagblatt Süddeutsche Politische Zeitung Weser Zeitung
18. 2. 1848	Neu: Erheiterungen
18. 5. 1848	Abgeschafft: Illustrierte Zeitung Neu: eine französische Zeitung, um die sich Lehrer Rümelin kümmern wollte
6. 7. 1848	Anschaffung eines zweiten Exemplars des Schwäbischen Merkurs
6. 9. 1848	Neu: Reichstagszeitung (von R. Blum auf ¼ Jahr) Landständische Verhandlungen in Stuttgart
8. 12. 1848	2 Haller Lokalblätter Allgemeine Zeitung Ausland Beobachter Berichte der Frankfurter Nationalversammlung Deutsche Zeitung Fliegende Blätter Frankfurter Journal Leipziger Modenzeitung Morgenblatt mit Literatur und Kunstblatt Oberpostamtszeitung Schwäbischer Merkur Sonne Stuttgarter Landtagsverhandlungen Stuttgarter Tagblatt Süddeutsche Politische Zeitung
13. 12. 1848	Neu: Illustriertes Wochenblatt Laterne

Tab. 4: Fortsetzung.

Datum	Zeitschriften
30. 5. 1849	2 Haller Lokalblätter Allgemeine Zeitung Beobachter Deutsche Zeitung Erheiterungen Leipziger Modenzeitung Morgenblatt mit Literatur- und Kunstblatt Oberpostamtszeitung Schwäbischer Merkur Württembergische Zeitung Abgeschafft: Frankfurter Journal Laterne Sonne (hört von selber auf) Stuttgarter Tagblatt

Von vielen dieser Zeitschriften ist nichts außer ihrem Titel bekannt.

Tab. 5: Liste aller von der Lesegesellschaft „Harmonie“ im Zeitraum der Jahre 1832–1849 irgendwann einmal abonnierten Zeitschriften (in alphabetischer Ordnung).

„Abendzeitung“
„Allgemeine Weltchronik“
„Allgemeine Zeitung“
„Ausland“
„Badische Landeszeitung“
„Bazard von Saphir“
„Beobachter“
„Blätter der Gegenwart“
„Blätter für literarische Unterhaltung“
„Carlsruher Unterhaltungsblatt“
„Courier“
„Deutsche Vierteljahresschrift“
„Erheiterungen“
„Fliegende Blätter“

Tab. 5: Fortsetzung.

„Frankfurter Journal“
„Gespräche von der Gegenwart über Staat und Kirche: deutsches Wochenblatt für das gesamte Volksleben“
„Grenzboten“
„Haller Jahrbücher“
„Illustrierte Zeitung“
„Jahrbücher der Gegenwart“
„Jenaer Literaturzeitung“
„Laterne“
„Leipziger Modenzeitung“
„Leipziger Nachrichten“
„Meyers Universum“
„Morgenblatt“
„Neues Tagblatt“ von Stuttgart
„Oberdeutsche Zeitung“
„Oberpostamtszeitung“
„Pfennig-Magazin“
„Reichtagszeitung“ von Robert Blum
„Schwäbischer Merkur“
„Schwarzwälder Bote“
„Sonne“
„Süddeutsche politische Zeitung“
„Ulmer Schnellpost“
„Weltgemäldegalerie“
„Weserzeitung“
„Württembergische Zeitung“
„Wundermappe“
„Zeitgenossen“
„Zollvereinsblatt“

Der Streit um das Kirchenbauwesen zwischen der evangelischen Kirchengemeinde Mainhardt und den Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein

VON HORST CLAUSS

Einen ersten Hinweis auf eine Kirche in Mainhardt erhalten wir durch eine Urkunde, die im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein aufbewahrt wird. Sie wurde am Sonntag nach St. Burkhardstag (14. Oktober) in Jahre 1382 ausgestellt. Die Äbtissin Jutta von Münchingen vom Benediktinerinnenkloster Lichtenstern und ihr Konvent verkauften verschiedene Zehnte und Rechte an den *Heiligen des Gottzhaus zu Meinhart Und Iren pflegern an dem bauwe*. Es handelte sich um alle die Einnahmen aus Hütten (*zu den Hütten*), dem Württemberger Hof (*dem Hoffe*) und Hohenegarten (*zu den Hanegarten*), die den Benediktinerinnen zustanden. Außerdem verkauften sie ein Drittel aller ihrer Zehnten aus der Pfarrei Mainhardt, ausgenommen die Zehnten aus Ziegelbronn (*Ziegelbrun*), Ammertweiler (*Amelhatzweyler*) und Rutzenweiler (*Ruzenweyler*). Der Kaufpreis, den die Kirchengemeinde Mainhardt zu bezahlen hatte, betrug 36 Gulden. Sicherlich war diese Kirche dem Hl. Veit geweiht. Bei der Kirchensynode von 1556 bemängelten die Prüfer, daß in Mainhardt *noch dem Veit der Hafen vor die Tür gesetzt werde*. Dies zeigt aber auch, daß es selbst nach der Reformation in Mainhardt noch Leute gab, die dem katholischen Glauben weiterhin zugetan waren.

Über den Zustand und die bauliche Beschaffenheit dieser Kirche ist nur wenig bekannt. Sie war etwa 23,5 m lang, 7,8 m breit und bis zum Dachfirst 14 m hoch. Sie dürfte etwa 200 Sitzplätze gehabt haben. In den Jahren 1709/10 wurde dieses Kirchlein durch einen Querbau erweitert und faßte einschließlich der Emporen rund 700 Besucher. 1793 wurde auf der Westseite der Kirche ein Turm gebaut, der in seinem unteren Teil heute noch steht.

Erste Klagen über die schlechte Beschaffenheit der Kirche, vor allem der Fenster und Türen, wurden schon in den Jahren 1798 und 1801 geführt.

Ein Protokollauszug des Königlichen Synodus vom 5. März 1815 beschreibt die Kirche so: *Kirche, Glocke, Uhr, Kirchengefäße und Kirchhof sind in einem mittelmäßigen Zustand – den äußeren Bau der Kirche hat das Fürstliche Haus Bartenstein, den Innbau aber das Pium Corpa (Kirchengemeinde) zu erhalten. Die Kirche sollte notwendig vergrößert und neu repariert werden.*

Am 9. Mai 1815 wurde das zuständige Dekanat Weinsberg vom Königlichen Syndikus beauftragt, die Sache näher zu untersuchen. Wenn wirklich nötige Repara-

turen vorzunehmen wären, sollten diese dem Oberamt Weinsberg mitgeteilt werden, damit dieses die Patronatsherrschaft Hohenlohe-Bartenstein zur Abhilfe der Beanstandungen veranlassen könne.

Offensichtlich wurde nichts unternommen, denn am 19. August 1817 beauftragte das Dekanat das Oberamt Öhringen, von der Patronatsherrschaft eine Erklärung zu verlangen, warum diese sich weigerte, die Kosten für die notwendigen Reparaturen an Kirche, Pfarrhaus und an der Schule zu übernehmen.

Die geforderten Reparaturen wurden nicht durchgeführt. Aus einem Bericht vom 13. August 1824: Die Kirche zu Mainhardt ist baufällig, ihr droht von Tag zu Tag größere Gefahr. Da die Kosten für eine Reparatur von der Kirchengemeinde und den zu ihr gehörenden Orten nicht allein getragen werden könnten, beschlossen die Vorsteher der Parochie, sich an den Fürsten von Bartenstein zu wenden. Da dieser als Patronatsherr früher die notwendigen Reparaturkosten aus eigenen Mitteln bestritten habe, so baten die Vorsteher um die Bewilligung der erforderlichen Baukosten. Bei einer Abweisung dieser Forderung wollten sie auf dem Rechtswege Klage erheben. Sie verpflichteten sich außerdem, alle anfallenden Gerichts- und eventuelle Folgekosten gerecht und entsprechend der Einwohnerzahl der einzelnen Kirchspielorte aufzuteilen und dafür zu haften.

Am 1. Dezember 1824 schrieb das zuständige Fürstliche Rentamt Pfedelbach an das Schultheißenamt Mainhardt: Seine Hochfürstliche Durchlaucht hatte es abgelehnt, jegliche Verpflichtung an der Kirche zu Mainhardt anzuerkennen. Dennoch sollten die Reparaturen unter möglichster Kostenersparnis sofort, vor allem am Dach, von den Handwerkern durchgeführt werden. Wiederum geschah nichts! Am 16. August 1825 wandte sich Pfarrer Friedrich Hirschmann (in Mainhardt 1825 bis 1838) an den Dekan und bat ihn, er möge sich an Seine Durchlaucht den Fürsten von Bartenstein wenden, damit mit den Reparaturen spätestens im nächsten Frühjahr begonnen werden könne. Sollte dies erneut verzögert werden, so wolle man sich andere Wege überlegen.

Drei Tage später, am 19. August 1825, bestätigte das fürstliche Rentamt Pfedelbach, daß die Einleitung zum Bau eines neuen Daches bereits getroffen worden war. Die Kosten dieser Baumaßnahme wurden mit der enormen Summe von 1162 Gulden veranschlagt. Das Rentamt gab aber auch zu bedenken, daß aus älteren Akten hervorgehe, daß das Kirchenbauwesen nicht Sache der gnädigsten Herrschaft, sondern der Kirchengemeinde sei. Aus der Tatsache, daß man aus landesväterlicher Milde Zuschüsse und Beiträge gegeben habe, sei kein Rechtsanspruch auf weitere Unterstützung abzuleiten. Dennoch sollte das Bauholz und die benötigten Bretter aus den fürstlichen Wäldern abgegeben werden. Dies aber sei eine besondere Gnade und werde nur gewährt, da die Pfarrgemeinde durch besondere Zeitereignisse gelitten habe (Sicherlich sind damit die Nachwirkungen der Mißernten und Hungerjahre gemeint).

Das Rentamt meinte weiterhin, daß nicht alle Lasten dem Fürsten aufgebürdet werden sollten und daß sich die Gemeinde aus guter Gesinnung heraus mit einem erheblichen Beitrag beteiligen sollte. Der Pfarrer solle dies am nächsten Sonntag

nach der Predigt bekanntgeben. Die einzelnen Ortsvorsteher der Kirchspielorte sollten dazu gehört werden – dies könnte entweder im Pfarrhause selbst oder in der Rentamtsstube im Schlößle geschehen.

Nicht nur über die Kosten wurde man sich nicht einig, sondern auch über die Art des Bauvorhabens selbst. In einem Brief an das Oberamt Weinsberg beschrieben der Pfarrer und die Schultheißen von Mainhardt, Hütten, Ammertweiler und Ziegelbronn den Zustand der Kirche: *Sie ist in furchtbarer Finsternis, eng und baufällig.* Sie forderten schleunigst eine Inspektion durch einen Fachmann, damit man dem Fürsten klarmachen könne, daß die Kirche erweitert und erhöht werden müsse.

Dies sei notwendig, da die Einwohnerzahl des Kirchspiels inzwischen auf 3256 Seelen angewachsen sei. Das Oberamt antwortete, daß es mit dieser Angelegenheit nichts zu tun habe. Dies sei Sache des fürstlichen Rentamtes Pfedelbach.

Dieses forderte am 10. Februar 1826 den Pfarrer Hirschmann auf, den Kirchenkonvent auf den 17. Februar einzuladen, um die Fronleistungen und Beiträge der Gemeinde zu besprechen. Bei dieser Besprechung scheint nichts herausgekommen zu sein, denn wenig später, am 5. März, schrieb wiederum das Rentamt an den Pfarrer und beklagte die Weigerung der Mainhardter Untertanen, sich mit Geld- und Fronleistungen an dem Bauvorhaben zu beteiligen.

Alle Versuche, die Angelegenheit gütlich zu regeln, seien vergebens gewesen und ohne höhere Verfügung und Zwangsmaßnahmen würden die Mainhardter keine Hand und keinen Fuß rühren. Bei dieser Widerspenstigkeit bleibe nichts anderes übrig, als den gerichtlichen Weg einzuschlagen und die Kreisregierung in Ludwigsburg zu informieren. Sie sollte befehlen, daß die Mainhardter Pfarrgemeinde bei der Bauerneuerung mit Geld- und Fuhrleistungen beizutragen habe. Auch befürchtete das Rentamt, daß der Zimmermann Hampele – ihm waren die Ausbesserungsarbeiten schon zugesagt worden – bei einer weiteren Verzögerung eine Entschädigung verlangen könnte. Auch könnte das schon gefällte Holz gestohlen werden und bei eintretender milder Witterung könne man mit dem Holz nicht mehr über Wiesen und Äcker fahren. Es bestand die Absicht, am 5. März die Abfuhr des Holzes in der Form einer öffentlichen Versteigerung in die Wege zu leiten.

Noch im März beklagte sich der Kirchengemeinderat darüber, daß der Fürst von Hohenlohe-Bartenstein, der ja als Patronatsherr für die Kirche zu Mainhardt verantwortlich sei, nur ein neues Dach auf das alte Gemäuer setzen wolle. Er sei nicht gewillt, die Kirche zu erweitern, obwohl die Gemeinde inzwischen auf 3400 Seelen angewachsen sei. Man bat, durch eine königliche Verfügung den Erweiterungsbau sofort beginnen zu lassen, vor allem, da das Holz für das Dach schon geschlagen sei und eine weitere Verzögerung diesem schaden würde.

Am 28. Mai beschloß der Kirchenkonvent, eine Delegation an die Kreisregierung zu entsenden. Sie sollte dort zum einen ausführlich die Verbindlichkeiten des Fürsten Carl von Hohenlohe-Bartenstein und zum anderen die Notwendigkeit einer Erweiterung und Erhöhung der Kirche darlegen.

Der Kreisbaurat des Neckarkreises, der von der Kirchengemeinde dazu aufgefordert worden war, lehnte es ab, das Kirchenbauwesen in Mainhardt zu untersuchen.

Aus Kostengründen schlug er vor, daß dies durch den Königlichen Bauinspektor Nellmann aus Heilbronn geschehen solle. Dieser legte ein Gutachten vor, in dem er die Notwendigkeit einer Erhöhung und Erweiterung der Kirche befürwortete. Aus einer Rechnung vom 16. Juni 1826 geht hervor, daß er sich nach Mainhardt begeben hatte, um dort die Pfarrkirche technisch aufzunehmen und ihre bauliche Beschaffenheit festzustellen. Die Kosten für seine Arbeit und die Hin- und Rückreise berechnete er mit 13 Gulden 39 Kreuzer. In seiner ausführlichen Baubeschreibung gab Nellmann die Beschaffenheit und die Maße der Kirche an. Besonders betonte er ihre Mängel: Sie sei zu nieder, finster, ungeräumig und wenn sie überfüllt wäre, sei das *Predigen für die Brust sehr beschwerlich*. Die Kirche fasse etwa 1000 Personen und, wenn nur die Hälfte der Gläubigen zum Gottesdienst kommen würde, so würden immer noch 6–700 Personen keinen Platz finden. Er schlug deshalb vor, die bestehende Kirche sowohl nach Osten als auch nach Westen zu verlängern. Die Außenmauern sollten erhöht werden, so daß man eine Empore einbauen könne. Der Fußboden müßte aufgefüllt und ebenfalls erhöht werden und so dem Niveau außerhalb der Kirche angepaßt werden. Die Kanzel sollte nach akustischen Gesichtspunkten versetzt werden. Die Empore und der untere Kirchenraum sollten durch eine bessere Anordnung der Fenster mehr Licht bekommen. Wenn nun der Patronatsherr die Baumaßnahmen gegen alle Erwartung weiterhin verzögere, so sollte wenigstens die dachlose Kirche mit einem Bretterdach versehen werden, so daß Gottesdienste stattfinden könnten. Inzwischen hatte Zimmermeister Hampele mit seinen 8 Gesellen das baufällige Dach schon abgenommen. Als der Weiterbau gestoppt wurde, meldete Hampele Regreßansprüche an und forderte Schadensersatz für seine entgangene Arbeit.

Kreisbaumeister Nellmann schlug als unparteiischen Sachverständigen den Werkmeister Huber aus Weinsberg vor. Am Ende seines Gutachtens betonte er, daß der Patronatsherr zur Vergrößerung der Kirche verpflichtet sei, da er ja bei der steigenden Bevölkerungszahl auch höhere Steuereinnahmen hätte.

Der Zimmermann Schleicher aus Mainhardt überbrachte dem Fürsten ein Schreiben des Pfarrers Hirschmann, in dem dieser nochmals die absolute Notwendigkeit der Baumaßnahmen betonte und an den guten Willen des Fürsten appellierte. Hirschmann verlangte kategorisch entweder eine zustimmende oder eine ablehnende Antwort des Fürsten und setzte eine Frist von 8 Tagen, nach der man sich an die Kreisregierung wenden müsse.

Daraufhin teilte das Rentamt am 10. Juli 1826 der Gemeinde mit, daß der Fürst einer Erweiterung der Kirche nicht zustimme. Die Handwerker sollten jedoch wie geplant am Dach weiterarbeiten. Im Falle von Hindernissen seitens der Gemeinde wolle das Rentamt vor Gericht gehen und jeglicher Gewalttätigkeit standhalten. Erneut wies der Stiftungsrat am 14. Juli auf den schlechten Zustand der Kirche hin und betonte nochmals die Notwendigkeit einer Erweiterung, da für die angewachsene Zahl der Gemeindeangehörigen die Kirche viel zu klein sei.

Der Stiftungsrat und die Ortsvorsteher berieten folgende Punkte:

1) Sollte die Kirche erweitert werden oder nicht?

- 2) Sollte trotz des Streits mit dem Patronatsherren mit den Arbeiten begonnen werden?
- 3) Sollte man sich vor dem Bau auf einen Rechtsstreit vor Gericht einlassen?

Über die Notwendigkeit einer Erweiterung war man sich einig, auch sollte das Bauvorhaben ausgeschrieben und alsbald begonnen werden.

Den Ausgang eines Rechtsstreites über die Verpflichtungen des Patronatsherren wollte man abwarten. Man war sich auch einig darüber, daß jetzt der günstigste Moment zu einer Erweiterung gekommen sei und daß ein Weiterbauen nach des Fürsten Vorstellung bei einer späteren Erweiterung sehr viel teurer werden würde. Man diskutierte kontrovers und beschloß anschließend, daß ein Rechtsstreit vor einem königlichen Gericht eingeleitet werden solle. Auch wollte man den Patronatsherren auf seine Verantwortung hinweisen und die Kreisregierung um Genehmigung dieses Beschlusses bitten. Das Protokoll dieser Beratung wurde von allen Ortsvorstehern, den Stiftungsrats- und Kirchenratsmitgliedern unterzeichnet.

Die Kirchengemeinde bat am 10. August 1826 die Kreisregierung, sich beim Fürsten für die gewünschte Erweiterung der Kirche einzusetzen. Die Kreisregierung sah dafür aber keinen Grund, da sich der Fürst inzwischen verpflichtet hatte, die Kosten der Reparaturen an der alten Kirche zu übernehmen. Außerdem riet sie, nicht den Rechtsweg zu beschreiten, sondern den Versuch zu machen, sich mit dem Patronatsherren gütlich zu einigen.

Auch über die Ausbesserung der Kirchenfenster entstand ein heftiger Streit. Die Gemeinde warf der fürstlichen Verwaltung vor, sie verweigere diese Ausbesserung, auch habe das Rentamt einer Weiterarbeit nur zugestimmt, wenn die Gemeinde keine Regreßansprüche stellen würde. Anscheinend wurden auch diese Arbeiten eingestellt, denn etwa ein Jahr später, am 16. Juni 1827, erging von der Kreisregierung in Ludwigsburg die Aufforderung an den Fürsten Carl August von Hohenlohe-Bartenstein, die Fenster unverzüglich binnen 14 Tagen herstellen zu lassen. Für Ausbesserungsarbeiten an der Kirche verlangte das Rentamt die üblichen Fronarbeiten von der Gemeinde. Diese aber verweigerte nach *altem Herkommen* jegliche Hand- und Spanndienste. Das Rentamt stellte deshalb Tagelöhner ein, damit die Arbeiten weitergehen konnten. Die Gemeinde weigerte sich auch hier, die Kosten dafür zu übernehmen.

Das fürstliche Rentamt war außerdem sehr beleidigt, da die Gemeinde Mainhardt und auch der königlich württembergische Pfarrer in ihren Schreiben an das Rentamt den nötigen Respekt fehlen ließen. Man warf ihnen vor, in den Anschriften bewußt die Bezeichnung „fürstlich“ weggelassen zu haben.

Schon im Herbst des Jahres 1826 hatte sich Pfarrer Hirschmann bitterlich darüber beklagt, daß es unmöglich sei, in dieser offenen Kirche mit ihrer schädlichen Zugluft zu predigen und Gottesdienste zu halten. Das Rentamt entgegnete, daß der Pfarrer die widerspenstige Gemeinde dazu anhalten solle, die bereits ausgelegten Frongelder in Höhe von 336 Gulden 18 Kreuzer zu bezahlen, damit die Kirchenfenster repariert werden könnten. Die Gemeinde hingegen versicherte erneut, daß

sie weder Frondienste noch Frongelder schuldig sei. Auch ein weiterer Brief an den Mainhardter Schultheißen Oelhaff nützte nichts; die Gemeinde weigerte sich standhaft, irgendwelche Zahlungen zu leisten.

Im Oktober 1826 hatte Pfarrer Hirschmann den Gemeinderat Geiger zu einem Rechtsberater geschickt. Dieser wurde gebeten, ein höfliches Schreiben an Seine Durchlaucht Fürst Carl August aufzusetzen. Der Fürst sollte auf seine Verpflichtungen beim Bau von Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern eindringlich hingewiesen werden. Die Kirchnerweiterung sei absolut notwendig, da vor allem durch ständigen Zuzug die Einwohnerzahl der Gemeinde steige. Auch sollte in diesem Schreiben besonders betont werden, daß das fürstliche Rentamt ja von jedem zugezogenen Neubürger 3 Gulden Bürgergeld verlange und daß den Zehnten und die Kirchensteuer nicht die Gemeinde, sondern das Rentamt beziehe. Sollte der Fürst die Erweiterung der Kirche unterlassen, so drohte man mit dem Gang vor Gericht, und man wolle erreichen, daß durch eine königliche Verfügung der Fürst zum Einlenken gezwungen werde. Außerdem sollte nochmals versichert werden, daß weder die bürgerliche noch die kirchliche Gemeinde zu Fronen verpflichtet sei. Man könne sich noch gut an den Innenausbau von 1792 erinnern, der ganz von der Standesherrschaft finanziert worden war.

Am 22. Januar 1827 berichteten Schultheiß Oelhaff und Pfarrer Friedrich Hirschmann, daß während des Gottesdienstes in der Kirche mit Schneebällen geworfen wurde und *daß er nicht mehr im Stande sei, in dieser offenen, durchnässten, luftigen und ungesunden Kirche Vorträge, Abendmahl, Catechisationen, Betstunden, Taufen, Hochzeiten und Leichen zu halten*. Der Pfarrer stehe auf der Kanzel mit den Füßen im Schnee und hätte dieselben bereits erfroren. Alle kirchlichen Aktivitäten müßten deshalb in der Schulstube gehalten werden.

Die Kirche war in einem erbärmlichen Zustand: Von allen Seiten drang Regen, Schnee, Luft und Kälte hinein. Die Einbauten hatten schon dermaßen gelitten, daß die Empore und die Bänke schon anfangen zu *faulen, zu sinken, herab- und zusammenstürzen, so daß die Menschen in Lebensgefahr schwebten*.

Ein weiteres Ärgernis war, daß viele der evangelischen Pfarrkinder in die katholische Kapelle gingen und dort ihr Opfer gaben, das eigentlich der Gemeindekasse zustand und jetzt dort fehlte. Fürst Carl August hatte am 3. Februar 1827 Einwände in Bezug auf seine Baulast bei der Kreisregierung vorgebracht. Diese stahl sich aus der Verantwortung: Sie entgegnete, daß sie nur bei Verbindlichkeiten des öffentlichen Rechts das Verfügungsrecht habe. Bei privatrechtlichen Verhältnissen – das sei in Mainhardt der Fall – müsse ein ordentliches Gericht entscheiden. Die Kreisregierung könne nur eine polizeiliche Verordnung treffen, wenn Gefahr im Verzuge sei. In diesem Sinne hatte sie im Januar den Fürsten beauftragt, die Kirchenfenster, die im Sommer 1826 während einiger Reparaturmaßnahmen entfernt und wegen der Fronverweigerung nicht wieder eingesetzt worden waren, unverzüglich wieder anzubringen. Es sei gesundheitsschädlich, *wenn Leute, die von entfernten Höfen und Weilern wegen des weiten Weges erhitzt zum Gottesdienst kämen, der rauhen Zugluft ausgesetzt würden*.

Das Rentamt hatte inzwischen vorgetragen, daß der Fürst als Patron und Zehntherr seine Verbindlichkeit zur Erhaltung der Kirche und vor allem zur Wiederherstellung des Daches anerkannt habe. Einer Erweiterung der Kirche aber habe er widersprochen und sich nicht für zuständig erklärt.

Die Gemeinde beschloß nun, ihren Anspruch auf eine Kirchenerweiterung vor Gericht zu verfolgen und die Kreisregierung wurde ersucht, zu entscheiden, daß Erweiterung und Dachreparatur entweder auf Kosten des Fürsten sofort ausgeführt oder das gesamte Bauwesen bis zu einer gerichtlichen Entscheidung eingestellt werde. Die Kreisregierung sah keine Möglichkeit, hier zu entscheiden, da das Patronatsverhältnis eine privatrechtliche Sache war. Die Gemeinde wurde angewiesen, dem Patronatsherren die Dringlichkeit einer Erweiterung und die Kostenübernahme *in Bescheidenheit* nahezulegen. Dem Fürsten wurde von der Kreisregierung vorgeschlagen, wenigstens die Fenster reparieren zu lassen, wobei es ihm vorbehalten bleibe, diesbezügliche Ansprüche an die Gemeinde zu stellen. Dem Rentamt in Pfedelbach wurde empfohlen, eine Geldentschädigung für die von der Gemeinde verweigerten Fronen beim Amtsgerichts einzuklagen.

Auch der Fürst war nicht untätig geblieben. In einem Schreiben vom 27. Januar 1827 an König Wilhelm I. von Württemberg schilderte er die Wohltaten, die seine gräflichen Vorfahren der Kirche zu Mainhardt hatten zukommen lassen. Er bezog sich auf die Zehntverleihung vom Jahre 1486, mit der die Pfarrstelle in Mainhardt bedacht worden war. Auch erwähnte er die Unterstützung der Kirche bei den Bauvorhaben im Jahre 1709/10. Er war aber der Meinung, daß hieraus für ihn keine Verbindlichkeiten abgeleitet werden könnten und daß das Kirchenbauwesen allein Sache der Kirchengemeinde sei. Dennoch war er zur Kostenübernahme der Dachausbesserung bereit, die nach dem Kostenvoranschlag 1063 Gulden 24 Kreuzer betrug. Aus besonderer Gnade habe er der Gemeinde 100 Gulden als Geschenk und für Baumaterialien weitere 578 Gulden bewilligt. Sein Rentamt habe dies der Gemeinde mitgeteilt, aber diese verweigere zu seinem Erstaunen sowohl eine Geldzahlung als auch Fron- und Handdienste. Der Fürst sprach weiterhin von Widerspenstigkeit der Pfarrkinder, auch seien aus Mutwillen und Bosheit die aufbewahrten Fenster *ruiniert* worden. Er bat den König um eine Entscheidung, ob er allein die Baukosten zu tragen habe und ob die Kirchengemeinde nicht auch einen Beitrag zu leisten habe.

Im Oktober 1827 hatte sich das Rentamt von der Notwendigkeit verschiedener Reparaturen an der Kirche überzeugt und diese in die Wege geleitet. Der Wunsch des Stiftungsrates jedoch war, jetzt die Kirche mit den wenigsten Kosten erweitern zu lassen. Man stellte diesbezüglich einen Antrag an das Rentamt, dem aber nicht entsprochen wurde. Der Königliche Kreisbauinspektor Nellmann aus Heilbronn wurde gebeten, die technische Seite der gewünschten Baumaßnahmen aufzuzeigen. Auch bat der Stiftungsrat um die Einstellung der Reparaturarbeiten, bis geklärt sei, wer die Kosten einer Vergrößerung der Kirche zu tragen habe. Der Fürst lehnte ab und ordnete an, daß weiter repariert werden solle. Das Schultheißenamt Mainhardt sollte außerdem *Hindernisse bzw. Gewaltmaßnahmen* seitens der Kirchen-

gemeinde verhindern. Der Stiftungsrat wunderte sich, daß der Fürst Gewalttätigkeiten für möglich hielt.

Bei einer Beratung des Kirchengemeinderates war man sich über das weitere Vorgehen nicht einig. Einige wollten das Ergebnis einer gerichtlichen Entscheidung abwarten. Andere waren der Meinung, man solle erweitern zusammen mit der Herstellung des Daches, da dies kostengünstiger sei als eine spätere Erweiterung. Letztendlich wollte man die Reparaturarbeiten nicht behindern und war überzeugt, daß bei einer späteren Erweiterung der Fürst die erhöhten Kosten übernehmen müsse.

Einigkeit aber herrschte darüber, daß man, bevor man vor Gericht ging, den Patron *in aller Bescheidenheit* überzeugen sollte, daß eine Kirchnerweiterung absolut notwendig sei. Dies war auch die Meinung der Königlichen Kreisregierung, die der Gemeinde allerdings auch Hoffnung auf einen Erfolg bei Gericht machte.

Der Kirchengemeinderat betonte nochmals die Gründe für eine Erweiterung und für die Kostenübernahme durch den fürstlichen Patronatsherren:

1) Die Kirche sei zu eng und finster. Bis 1808 sei die Zahl der Gemeindeangehörigen auf ungefähr 2600 gestiegen, inzwischen sei sie auf 3400 angewachsen, was man dem Staatshandbuch leicht entnehmen könne. Selbst wenn nur ein Drittel der Gläubigen zum Gottesdienst gehe, würden etwa 600 Personen keinen Platz finden. Viele würden dann in die Wirts- und Schankhäuser gehen, dort ihr Geld verschwenden und sogar der Polizei *Ärgernisse* bereiten. Viele würden aber auch benachbarte Kirchen besuchen, wodurch *eine gewisse Unruhe* entstände. Auch sei die bei jedem Gottesdienst stattfindende Überfüllung der Kirche nachteilig für die Gesundheit des Pfarrers und seiner Zuhörer.

2) Obwohl das Rentamt anderer Ansicht war, war der Stiftungsrat der Meinung, daß der *äußere Bau* der Kirche auf herrschaftliche Kosten durchzuführen sei. Man begründete dies damit, daß schon vor etwa 30 Jahren der baufällige Turm auf Kosten der Patronatsherrschaft repariert worden war und jetzt das gleiche mit dem Dach geschehen würde. Man führte an, daß auch das Tridentinische Konzil dem Patronatsherren die Baulast übertrage, wenn die Einkünfte der Kirchengemeinde dazu nicht ausreichten. Auch der Zehntübertragungsvertrag der Grafen Albrecht und Kraft von Hohenlohe aus dem Jahr 1486 bestimme, daß die Herrschaft die Kosten zu übernehmen habe.

Es ist nicht klar, ob dem Kirchengemeinderat ein Vertrag aus dem Jahre 1720 bekannt war. Es hieß dort: *In dem übrigen wird das ganze äußerliche Gebäu an der Kirchen von hoher gnädiger Herrschaft vermöge der Amtsrechnungen erhalten und bezahlt.* Außerdem: *Wiewohlen auch bei großen Reparationen der Kirchen und Schulen die ganze Pfarrgemeinde nach den Haushaltungen zu contribuiren pflegt.* Dies hätte wohl bedeutet, daß bei Reparaturen auch die Kirchengemeinde zu den Kosten herangezogen werden könnte.

Des weiteren führte der Stiftungsrat an, daß durch die größere Bevölkerungszahl auch der Zehntbetrag der herrschaftlichen Einkünfte gestiegen sei.

Der Stiftungsrat richtete ein untertänigstes Gesuch an Seine Fürstliche Durchlaucht, die Notwendigkeit der Kirchenerweiterung anzuerkennen.

Als Reaktion darauf teilte die fürstliche Domänenkanzlei Bartenstein dem Mainhardter Kirchenkonvent mit, *der Fürst habe geruht*, daß das Gesuch der Pfarrgemeinde *ein für allemal* abzuweisen sei. Die Empörung in Mainhardt war groß und so beschloß der Stiftungsrat am 31. März 1828, die Sache jetzt endlich vor das Königliche Gericht in Ellwangen zu bringen. Der Rechtsanwalt Prof. Hetzel aus Schwäbisch Hall wurde beauftragt, eine Klageschrift zu erstellen und dem Gericht vorzulegen. Für diese und eine weitere Klage verlangte Hetzel 23 Gulden 22 Kreuzer.

Obwohl der Mainhardter Pfarrer im Dezember 1828 in einem Brief an die Kreisregierung den *sittlichen und religiösen Verfall seiner Pfarrkinder* bitterlich beklagte und dringend um Abhilfe bat, zog sich die ganze Angelegenheit hin.

Im Januar 1829 schaltete sich das Evangelische Konsistorium in die Auseinandersetzung ein. Der Oberkirchenrat beklagte den „traurigen Zustand der Kirche“ und bedauerte, daß der *fortschreitende sittlich-religiöse Verfall der Sitten* eine polizeiliche Abhilfe dringend erforderlich mache. Man bat die Kreisregierung, auf administrativen Wege eine Verfügung gegen den Fürsten zu treffen. Im Visitationsbericht des Konsistoriums wurde ebenfalls hervorgehoben, daß eine Kirchenerweiterung notwendig sei. Auch war die Orgel ausgebaut worden, um sie vor Schnee und Regen zu schützen, und lagerte seitdem in der Fruchtkammer der Pfarrscheuer. Gottesdienst würde in der Schule, die kaum 100 Personen fasse, gehalten. Eine religiöse Belehrung der Schüler sei ebenfalls äußerst notwendig, da in der Schule durch schlechte Lehrer und häufige Schulversäumnisse nur wenig gelernt würde und deshalb *großes Unwissen und Bosheit* herrsche. Abhilfe dafür versprach man sich durch den Pfarrer und die Kirchenerweiterung.

Aus einem Bericht vom 1. Januar 1829 geht hervor, daß die Kreisregierung die Reparatur der Kirchenfenster befohlen hatte. Diese und auch die Ausbesserung des Daches war geschehen. Allerdings war so schlecht gearbeitet worden, daß zur Regenzeit ganze Wandteile herabfielen und die Kirchenbesucher gefährdeten. Die Orgel, die ja seit drei Jahren in der Fruchtkammer des Geistlichen lagerte, konnte deshalb nicht wieder aufgestellt werden.

Der Stiftungsrat war der Meinung, daß die Verantwortlichkeit für den Kirchenbau auch aus den Sal- bzw. Lagerbüchern zu ersehen sei. Er hoffte, die Erweiterung durchsetzen zu können, weil sowohl die Kreisregierung als auch das Evangelische Konsistorium für eine derartige Maßnahme waren.

Darauf betonte der fürstliche Rentamtmann Högg in seiner Stellungnahme vom 21. Januar 1829, daß das Dach der Kirche mit hohen Kosten ausgebessert worden sei und daß bis jetzt keine Klagen darüber vorgebracht worden seien. Bitterlich beklagte er sich darüber, daß die *Mainhardter keinen Ziegel umsonst angerührt* hätten, wie es doch gebräuchlich wäre und daß weder Fron- noch Handdienste geleistet worden wären. Er hätte alles in barer Münze bezahlen müssen, er hätte sich jedoch Regreßansprüche an die Gemeinde vorbehalten. Högg beklagte außerdem das Ansinnen des Stiftungsrates, die mit hohen Kosten wiederhergestellte Kirche zu erweitern, ja sogar abzubauen und neu zu bauen. – Hier taucht zum ersten

Male der Gedanke eines Neubaus auf. – Dies sei ein unverschämtes Verlangen und könne nur auf dem Rechtswege entschieden werden.

Wieder lehnte der Rentamtmann die Zuständigkeit der Standesherrschaft für eine Erweiterung oder gar für einen Neubau ab.

Eindeutige Worte fand er für die Bevölkerung des Mainhardter Waldes: Die Gemeinderäte würden alles Gesindel in Mainhardt aufnehmen und es würden mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren. Das sei der Grund für die Bevölkerungszunahme, aber noch lange nicht dafür, daß man die Kirche abreißen und neu erbauen solle. Auf Grund der mangelnden Religiosität der Waldbewohner sei es nicht angebracht, eine größere Kirche zu bauen. Wörtlich schrieb der Rentamtmann: *Gar oft ist in der Mainhardter Kirche viel übriger Raum; die Leute laufen zwar an Sonn- und Feiertagen häufig nach Mainhardt, aber nicht alle der Andacht wegen oder um in die Kirche zu kommen; Wucher und Handel treibt sie an diesen Tagen in großer Menge dorthin. Wie oft steht rings um die Kirche während des Gottesdienstes alles voll mit Leuten, die handeln und wuchern, wo oft noch Platz zu ihrer Aufnahme in der Kirche vorhanden ist!* Dem Pfarrer Hirschmann warf der Rentamtmann vor, recht eigensinnig zu sein und den Stiftungsrat aufzuhetzen. Er fügte hinzu, daß früher die Herrschaft die Kirche renoviert hätte, einmal weil sie auf dem Dachboden ihren Fruchtspeicher gehabt hätte, zum anderen, weil sie als souveräne Herrschaft geglaubt habe, etwas für die Leute tun zu müssen. Seit man aber württembergisch geworden sei, hätte sich das geändert und wenn Pfarrer Hirschmann eine neue Kirche bauen wolle, so solle er dies gefälligst auf Kosten der Kirchengemeinde tun.

Diese Äußerungen des Rentamtmanne hatten den Mainhardter Stiftungsrat *tief betrübt*. In einer Gegendarstellung vom 29. Mai 1829 erwartete Pfarrer Hirschmann von einem Rentamtmann *mehr feine Bildung, Artigkeit, Bescheidenheit und Behutsamkeit* und keine *plumpen Schritte, wie man sie nur von einem Menschen von der niedrigsten Stufe und von rohestem Charakter erwarten kann*. Die Ansicht des Rentamtmanne wurde mit deutlichen Worten als *lügenhaft, gemein und strafbar* bezeichnet. Hirschmann sprach ihm die Fähigkeit ab, den *sittlichen und religiösen Zustand* der Kirchengemeinde überhaupt beurteilen zu können. Das könne nur der Geistliche der Gemeinde, nicht aber ein Mann *ohne Religiosität und Bildung*. Nach diesem Seitenhieb betonte der Pfarrer, daß sich die Mainhardter Gemeindemitglieder zahlreich in der Kirche einfinden würden, um *mit Aufmerksamkeit, tiefer Stille und heiliger Begierde* die Predigten zu hören. Natürlich würden sie vor und nach dem Gottesdienst über *manches Landwirtschaftliche* plaudern. Das könne ihnen der Rentamtmann, der an Sonn- und Feiertagen *aus der Kasse schöpft und Geld zählt*, schließlich nicht verwehren.

Pfarrer Hirschmann war der Ansicht, daß eine Erweiterung bzw. ein Neubau der Kirche nicht aus dem Vermögen der Kirchengemeinde oder aus *den Beuteln des Kirchspiels* bezahlt werden könnte. Solche *Beutel hätten die Waldbewohner nicht!* Der Innenausbau der Kirche und die Reparatur der Orgel müßten zwar von der Kirchengemeinde bestritten werden, der Hochbau aber sei Sache der Patronats-herrschaft, die ja den Zehnten und die Bürgergelder einziehe.

Diese Entgegnung des Mainhardter Geistlichen war sehr mutig und zeugt von einem rechten Selbstbewußtsein gegenüber der früheren Landesherrschaft der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein.

Eine weitere ausführliche Beschwerde gegen Rentamtman Högg wurde am 15. Juni 1829 vom Stiftungsrat selbst verfaßt und direkt an Seine Königliche Majestät gerichtet. Punkt für Punkt wurden die Äußerungen des Rentamtmannes, die man *als kränkend, unwahr und unschicklich* bezeichnete, zurückgewiesen. Auch bat man darum, den Rentamtman zu ermahnen und zu bestrafen. Es ist allerdings ungewiß, ob der württembergische König diese Beschwerde selbst zu lesen bekam. Gleichzeitig beschloß der Stiftungsrat, den Rechtsstreit vor Gericht mit Nachdruck zu verfolgen.

Auch der Regierung des Neckarkreises in Ludwigsburg wurde am 2. Juli 1829 eine ähnliche Beschwerde zugeleitet. Der Stiftungsrat bezeichnete die Beschuldigungen des Rentamtmannes als *ungerecht, beschimpfend und unanständig* und war der Meinung, daß dieser Mann die Religiosität der *Mainhardter Wäldler* mit seiner *ingeschränkten kleinen Seele gar nicht beurteilen könne*. Man bat, den fürstlichen Rentamtman *in die Schranken der Ordnung zurückzuweisen*.

Am 10. Juli wurde dem Königlichen Gerichtshof in Ellwangen mitgeteilt, daß herabfallende Deckenteile in der Kirche die Gottesdienstbesucher gefährden würden und man bat um eine Entscheidung, auf wessen Kosten diesem Übel abgeholfen werden könne. Unter diesen Umständen könnte an ein Aufstellen der Orgel nicht gedacht werden. Noch im gleichen Monat wurde der Färbermeister Geiger von der Kirchengemeinde beauftragt, zusammen mit dem Rechtsanwalt Hetzel den Rechtsstreit vor dem Zivil-Senat des Königlichen Gerichtshofes in Ellwangen mit *Kraft und Eifer* vorzubringen. Dieser Beschluß wurde auch dem Rentamt in Pfedelbach mitgeteilt.

Ursprünglich hatte Professor Hetzel vorgeschlagen, die Kosten der Kirchenerweiterung zu teilen, und zwar so, daß jeweils die Hälfte von der Kirchengemeinde und der Patronatsherrschaft aufzubringen sei. Damit war der Stiftungsrat nicht einverstanden. Er bestand darauf, die Notwendigkeit einer Erweiterung und die Übernahme der Hochbaukosten durch die Patronatsherrschaft beim Gerichtshof in Ellwangen durchzusetzen.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß etwas Entscheidendes geschah. Die Kreisregierung war der Meinung, daß das Urteil des Gerichtshofes abgewartet werden sollte. Auch könne sich die Gemeinde nicht jeglicher Hand- und Frondienste beim Kirchenbauwesen entziehen, was der Stiftungsrat jedoch weiterhin energisch ablehnte.

Am 5. Mai 1830 wurde Fürst Carl August vom Gerichtshof aufgefordert, zu der Klage der Kirchengemeinde Mainhardt binnen 30 Tagen Stellung zu nehmen. Bei einer Fristüberschreitung wurde ihm eine Strafe von 5 Gulden angedroht.

Der Königliche Gerichtshof hatte sich mehrmals bemüht, einen Vergleich zwischen den beiden Kontrahenten herzustellen. Der Stiftungsrat lehnte jedoch jedesmal ab und wollte den Ausgang des Rechtsstreites abwarten. Weitere Reparaturen

an der Kirche zur *Verhütung jeder Gefahr und Störung des Gottesdienstes* wurden angemahnt. Sie wurden von einem Flaschner aus Schwäbisch Hall ausgeführt, so daß man jetzt ruhiger den Ausgang des Rechtsstreites abwarten könne.

Beim Fest zur Erinnerung an die Augsburger Konfession zeigte sich, daß die Kirche kaum die Hälfte der anwesenden Bürger fassen konnte. Pfarrer Hirschmann erinnerte deshalb den Rechtsanwalt Hetzel, wegen der notwendigen Kirchenerweiterung erneut beim Gerichtshof vorstellig zu werden.

Der Stiftungsrat der Kirchengemeinde stellte an den Hohen Zivil-Senat des Königlichen Gerichtshofes nochmals den Antrag, den Fürsten als Patronatsherren zur Kirchenerweiterung und zur Übernahme der Bau- und Gerichtskosten zu verurteilen. In einer recht umfangreichen, 48seitigen Schrift wurden die Gründe für das Geforderte dargelegt. Leider ist dieses Schreiben, das dem Archiv wohl nur als Abschrift vorliegt, nicht datiert und auch nicht unterschrieben. Es trägt aber eindeutig die Handschrift des Pfarrers Hirschmann und ist wahrscheinlich im Juni oder Juli des Jahres 1830 entstanden.

In einer Gegendarstellung vom 17. Juni 1830 versuchte die bartensteinische Seite die Argumente des Mainhardter Stiftungsrates zu widerlegen. In einem 40seitigen Schreiben wurde ausführlich auf die Punkte der klagenden Partei eingegangen und der Hohe Gerichtshof gebeten, die Klage abzuweisen.

Der Stiftungsrat, dem die Einlassungen der fürstlichen Seite vorgelesen worden waren, bestand in einer Sitzung vom 24. August 1830 darauf, daß der Hochbau dem Fürsten obliege und beauftragte den Rechtsanwalt Professor Hetzel, die dazu notwendigen Schritte beim Gerichtshof in Ellwangen zu unternehmen.

Pfarrer Hirschmann gab in seinen Bemerkungen vom 25. August 1830 an, daß der Fürst bisher den Hochbau der Kirche ohne Widerrede besorgt und bestritten habe. In diesem Zusammenhang erwähnte er die Erneuerung des Kirchturms im Jahre 1793. Auch habe der Fürst inzwischen das Dach und die Fenster ausbessern lassen. Daraus ersehe man, daß eine Erweiterung oder gar ein Neubau der Kirche allein Sache des Patronatsherren sei. Würde aber der große Zehnte, der dem Fürsten seit langer Zeit zustand, für immer der Pfarrgemeinde zugeteilt, so würde diese selbst eine Erweiterung oder einen Neubau und die Unterhaltung des Gebäudes übernehmen können.

Im September 1830 nahm der Stiftungsrat Stellung zu den Einwendungen, die von der Gegenseite gemacht worden waren. In einem noch umfangreicheren, 62seitigen Schreiben wurden alle diese Einwendungen kommentiert und nach Ansicht des Stiftungsrates eindrücklich widerlegt. Der bartensteinische Prokurator Becker widersprach am 24. November. Sehr ausführlich stellte er die schon bekannte Meinung der bartensteinischen Seite dar in der Hoffnung, vor Gericht Recht zu bekommen.

Der Zivil-Senat des Gerichtshofes setzte einen erneuten Sühneversuch an. Am 26. April 1831 sollte in Ellwangen verhandelt werden. Als Abgeordnete wählte der Stiftungsrat den Bürgermeister Birk von Hütten und den Färbermeister Geiger aus Mainhardt. Der Sühneversuch scheiterte, da jede Seite auf ihren Argumenten beharrte.

Endlich kam Bewegung in die völlig verfahrenene Angelegenheit. Der Gerichtshof verlangte am 15. Mai 1831 von dem Ober-Justiz-Prokurator Zimmerle, der inzwischen die Kirchengemeinde vertrat, Beweise für die schon erwähnten Behauptungen der Gemeinde.

- 1) Ob eine Erweiterung notwendig wäre oder ob durch Einbauten das Fassungsvermögen der alten Kirche vergrößert werden könne.
- 2) Ob in der Vergangenheit das fürstliche Haus für die Baumaßnahmen (Erweiterung 1709/10, Turmbau 1793, Dach 1825) von jeher selbst verantwortlich war und die Kosten getragen habe oder ob es nur auf dem Gnadenwege Zuschüsse gewährt habe.

Die Antworten genügten dem Gericht offenbar nicht, denn schon im darauffolgenden Monat wollte es insbesondere wissen:

- 1) Ob eine Erweiterung nötig sei.
Dies sei unumgänglich, meinte der Stiftungsrat, da sich die Zahl der Gemeindeglieder auf 3905 erhöht habe. Die Seitenmauern der Kirche seien schon schadhafte, so daß Inneneinbauten nicht möglich wären.
- 2) Ob das Kirchenvermögen für eine Erweiterung zureichend sei. Dies wurde verneint. Das Vermögen betrug gerade mal 262 Gulden, jährlich kämen etwa 70 Gulden an Opfer dazu. Davon aber sei der Innenausbau zu bestreiten.
- 3) Das Gericht wollte wissen, ob die in der Urkunde von 1486 gewährten Zehnten zum Hochbau zu verwenden waren oder ob sie dem jeweiligen Pfarrer zustanden. Der Pfarrer bezog keine dieser Zehnten; diese hatte das fürstliche Haus inzwischen „incammeriert“, d. h. für sich beansprucht.

Das Einkommen des Mainhardter Pfarrers wurde dargestellt:

Festes Einkommen:

Geld vom Rentamt	61 Gulden
Dinkel: 19 Scheffel, 4 Simri	87 Gulden 45 Kreuzer
Korn: 8 Scheffel, 4 Simri	64 Gulden
Haber: 5 Scheffel, 2 Simri	21 Gulden
Kocher-Wein: 4 Ögmes, 11 Imi, 9 Maß	103 Gulden
Holz: 13,5 Klafter	67 Gulden 30 Kreuzer
Von Hütten und vom Württemberger Hof weiches Scheiterholz: 4 Klafter	22 Gulden

Nicht festes Einkommen:

2 Morgen Wiesen	30 Gulden
2 Gärtchen am Haus	5 Gulden
1 Pfarr-Acker	6 Gulden
Accidenzen	200 Gulden

	insgesamt	682 Gulden 15 Kreuzer
Davon gehen ab für Früchte		-172 Gulden 30 Kreuzer
	verbleiben	509 Gulden 30 Kreuzer

Nach dieser Aufstellung bezog der Pfarrer nicht einmal den 10. Teil der 1486 gewährten Zehnten.

- 4) Weiterhin wollte das Gericht wissen, ob der Herr Fürst und seine Vorfahren die Kosten der Baulichkeiten von jeher getragen habe. Der Stiftungsrat entgegnete, daß man nichts anderes wüßte, vor allem, da keine Akten mehr vorhanden seien.
- 5) Ob beim Turmbau 1793 die von der Gemeinde geleisteten Fuhren vom Fürsten bezahlt worden waren?
Diese Fuhren waren von ihm bezahlt worden; außerdem hatte er selbst ein Gespann gestellt.
- 6) Ob er 1825 das Dach und die Fenster bezahlt habe, ohne die Kirchenkasse dazu aufgefordert zu haben?
Der Fürst hatte alles selbst bezahlt. Auch die dazu notwendigen Fuhren hatte er übernommen.
- 7) Bei der Erweiterung von 1709/10 hatte der damalige Fürst eine sogenannte Besteuer an Wein, Früchten, Brot und Baumaterialien geleistet. Auch hatte er 100 Gulden bewilligt, die er aber zurückforderte.
- 8) Ob der Fürst jemals Eigentumsrechte an der Kirche geltend gemacht habe?
Dies wurde bejaht; z. B. hatte das fürstliche Haus auf dem Dachboden der Kirche Zehntfrucht aufbewahren lassen.

Alle diese Anfragen und Antworten waren dem Gerichtshof sehr wichtig, da er darauf sein Urteil aufbauen wollte.

Der Stiftungsrat legte dem Gerichtshof eine ausführliche Beweismittelanzeige vor und versuchte damit, die Verantwortlichkeit des Fürsten zu beweisen:

- 1) Man berechnete den eigentlich der Kirche zu Mainhardt zustehenden Zehnten seit dem Vertrag von 1486 auf 118 000 Gulden. Diese Summe, die sich in 345 Jahren angesammelt hätte, habe das fürstliche Haus einbehalten.
- 2) Der sehr alte Zimmermann Christian Hampele könne eidlich bezeugen, daß die Fürsten seit Menschengedenken die Kirchenbaukosten übernommen haben. Auch sein Vater hatte dies erzählt.
- 3) Berechnungen für die Fuhrleistungen müßten in den fürstlichen Akten zu finden sein. Daraus könne man ersehen, daß der Fürst diese Leistungen bezahlt habe.
- 4) Daß der Fürst 1825 ein neues Kirchendach erbauen ließ, zeige, daß er die Verbindlichkeiten für das Kirchenbauwesen anerkannte.
- 5) Auch beim Turmbau von 1793 habe er die Kosten übernommen.
- 6) Im Jahre 1817 hätte er schon einmal die Fenster ausbessern lassen.
- 7) Das Bauholz für das Dach sei in den fürstlichen Wäldern geschlagen und kostenlos zur Verfügung gestellt worden.
- 8) Auch die Hohlkehlen auf dem Dach wären 1830 auf seine Kosten angebracht worden.

Als Zeugen dafür wurden angegeben: Pfarrer Friedrich Hirschmann, Friedrich Weber, Christian Hampele und Jakob Fischer aus Ammertsweiler. Ihre Glaubwür-

digkeit wurde besonders hervorgehoben. Auch Rechtsanwalt Hetzel nahm Stellung und beurteilte die Angaben ganz im Sinne der Gemeinde.

Viele Einwände und Meinungsverschiedenheiten verzögerten eine gerichtliche Entscheidung.

Der Anwalt des Fürsten, Ober-Justiz-Prokurator Becker, versuchte, die Beweisanzeige des Stiftungsrates zu entkräften, indem er die Zeugen für befangen erklärte, da sie ja in Mainhardt wohnten. Auch der Anwalt Hetzel aus Hall verzögerte die Angelegenheit und mußte mehrmals bei Strafandrohung von 5 Gulden aufgefordert werden, weitere Beweismittel der Gemeinde dem Gericht vorzulegen. Dabei ging es hauptsächlich um die Urkunde von 1486, die der Fürst angeblich nicht mehr besaß. Pfarrer Hirschmann bat wiederholt den säumigen Anwalt, ihm den Stand der Rechtssache mitzuteilen, da er dem Königlichen Dekanat berichten sollte.

Der Kreisbaurat Fischer aus Ellwangen sollte als weiterer Sachverständiger vom Gericht gehört werden.

Der Stiftungsrat jedoch schlug an seiner Stelle den Bauinspektor Stock aus Hall vor. Weitere Zeugen wurden vernommen: Johann Georg Müller aus Rutzenweiler wurde über seine Holzfuhrn beim Bau des Turmes befragt und der Verwaltungsaktuar Stähle aus Mainhardt bemühte sich, das Holzbeifuhrbüchlein des Müller aufzutreiben, der 1791–1793 einige Stein- und Holzfuhrn für den Turmbau geleistet hatte. Der fürstliche Anwalt Becker aber meinte, daß daraus nicht ersichtbar wäre, daß die Herrschaft den Turmbau auf ihre Kosten besorgt habe.

Im April 1834 wollten Pfarrer Hirschmann und Schultheiß Oelhaff wissen, wann das Haus Hohenlohe die zum Kirchenbau gehörenden Zehnten beschlagnahmt (incammeriert) hätte und um wieviel diese Zehnten den Gehalt des Pfarrers überstiegen. In Mainhardt gab es diesbezüglich keine Akten, und auch die Heiligenpflerechnungen waren nicht vorhanden. Becker erklärte, dieses Ansinnen sei unstatthaft und wollte auch die Rechnungen von 1709–1713 nicht herausgeben. Der Stiftungspfleger Geiger wurde von der Kirchengemeinde gebeten, diese Rechnungen im Rentamt einzusehen. Er ging nach Pfedelbach, aber die Unterlagen waren nach Bartenstein gebracht worden. Man erklärte ihm, die betreffenden Zehnten seien seit *undenklicher Zeit incammeriert* worden. Noch im Januar 1835 gab Becker an, daß man von den Heiligenrechnungen nichts wüßte und sie auch nicht besitze.

Der Königliche Gerichtshof wurde ungeduldig und ermahnte die Beteiligten, die geforderten Unterlagen dem Gericht unverzüglich vorzulegen. Die Richter wollten nach all den Verzögerungen endlich zu einem Urteil kommen: Wegen einem Fristversäumnis wurde z. B. der Stiftungsrat mit einer Geldstrafe von 5 Gulden belegt. Die Mainhardter machten dafür ihren Anwalt Hetzel verantwortlich und trennten sich von ihm. Am 4. April 1835 schrieb der Stiftungsrat an das Gericht und teilte mit, daß künftig der Rechtsanwalt Bausch den Schriftverkehr führen würde.

Dieser richtete am 8. Mai 1835 ein ausführliches Schreiben an den Gerichtshof:

Die Kirche fasse höchstens 848 Gottesdienstbesucher. Durch Einbauten im Inneren könnten nur 80 weitere Plätze geschaffen werden. Die Seelenzahl sei bis zum

Jahre 1830 auf 3084, inzwischen aber schon auf 3959 angestiegen. Bausch nahm an, daß es 2300 regelmäßige Kirchgänger gäbe, die natürlich bei weitem nicht alle in der Kirche Platz hätten. Auch sei zu bedauern, daß 1826 ein neuer Dachstuhl aufgesetzt worden war; das sei verlorenes Geld, da bei einer Erweiterung das Material nicht weiter zu verwenden wäre.

Bausch meinte außerdem, daß die Abschrift der Urkunde von 1486 ebenso beweiskräftig sei wie das Original selbst. Er wies nach, daß der darin angeführte Zehnte zur Bausache der Kirche gehöre, unabhängig, wieviel davon den Pfarrern zur Besoldung gegeben worden war. Er führte ein Umlage- und Einzugsregister aus dem Jahr 1833 an. Daraus könne man ersehen, wer zehntpflichtig war und wieviel jeder an Korn, Gerste, Dinkel, Haber, Stroh und Geld dem Fürsten schuldig war.

Noch einmal trat Pfarrer Hirschmann als Zeuge auf. Er sagte aus, daß die Reparaturen an Dach und Fenstern 1825/26 und auch die Fuhrleistungen vom Fürsten bezahlt worden waren. Weitere Zeugenvernehmungen ergaben die Richtigkeit dieser Angaben.

Das ganze zeitraubende Hin und Her, vor allem aber die Verzögerungstaktiken der fürstlichen Seite, hielt das Gericht nicht ab, zu einer Entscheidung zu kommen.

Am 5. August 1835 fällte der Hohe Zivil-Senat des Königlichen Gerichtshofes für den Jagstkreis in Ellwangen im Namen des Königs das Urteil:

Die fürstliche Debitmasse muß die Kosten für eine Erweiterung tragen, soweit diese das Kirchenvermögen überschreiten, und zwar so, wie die Erweiterung von der Administrationsbehörde festgelegt wird. Auch die Gerichtskosten hat der Fürst zu tragen.

Das Urteil war klar: es setzte die Verantwortlichkeit des Fürsten fest. Unklar aber war die Festlegung der Administrationsbehörde – Erweiterung oder Neubau!

Der Königliche Gerichtshof begründete diese Entscheidung:

- 1) Die Kirche ist zu klein.
- 2) Durch Einbauten läßt sich der Platzmangel nicht beheben.
- 3) Eine Erweiterung ist unumgänglich notwendig.
- 4) Wenn das Kirchenvermögen nicht ausreicht, wird die fürstliche Debitmasse in Anspruch genommen.
- 5) Es ist nachgewiesen, daß alle früheren Reparaturen an der Kirche auf Kosten der Debitmasse ausgeführt worden waren. Auch daraus erklärt sich die Verpflichtung des Fürsten.
- 6) Der Zehnte von 1486 war dem Kirchenbauwesen zugeteilt gewesen. Daran änderte sich nichts, auch wenn die Fürsten diesen Zehnten zu unbekanntem Zeitpunkt incammerierten und davon den Pfarrern eine Natural- und Geldbesoldung zugewiesen hatten.

Am 21. August wurde der Stiftungsrat von Oberjustiz-Prokurator Zimmerle aus Ellwangen benachrichtigt, daß der Prozeß ganz im Sinne der Kirchengemeinde entschieden worden war.

Natürlich war die Freude in Mainhardt groß!

Schultheiß Riek aus Hütten wurde vom Stiftungsrat nach Hall geschickt, um mit den Rechtsanwälten Hetzel und Bausch über ihre Anwaltskosten zu verhandeln. Man wollte nach dem Urteil den Fall abschließen. Doch Hetzel, der über seine Absetzung verärgert war, machte noch lange Schwierigkeiten, da er seine Kostenzettel nicht herausgeben wollte. Auch hier mußte gerichtliche Hilfe in Anspruch genommen werden.

Obwohl das Urteil gesprochen war, wurden keinerlei Baumaßnahmen angefangen und noch im November 1836 wurde bemerkt, daß die Kirche eher einem Gefängnis als einem Gotteshaus gleiche und eine neue Gestaltung unumgänglich sei.

Der Königliche Bauinspektor Stock aus Schwäbisch Hall, der die Kirche in Mainhardt *beaugscheinigt* hatte, berichtete am 4. Oktober 1838 in seinem Schreiben an die Kirchengemeinde, daß weder durch eine Erweiterung noch durch eine Erhöhung genügend Platz für die inzwischen auf 4030 *evangelische Seelen* angewachsene Gemeinde geschaffen werden könnte. Er schlug eine neue Kirche vor, die etwa 3300 Plätze haben sollte. Dabei war ein Zuwachs für die nächsten 80–100 Jahre miteingerechnet.

In den Jahren 1838–1840 wurde die bartensteinische Domänenkanzlei mehrfach von der Kreisregierung in Ludwigsburg, vom Oberamt in Weinsberg, vom Stiftungsrat Mainhardt und vom Evangelischen Konsistorium in Stuttgart aufgefordert, einen Plan für die Baumaßnahmen erstellen zu lassen und mit den Arbeiten zu beginnen. Ohne Erfolg: die fürstliche Verwaltung verzögerte die Baumaßnahmen, ohne dies näher zu begründen.

Die bartensteinische Verwaltung legte am 1. September 1840 endlich dem Stiftungsrat einen Plan für eine neue Kirche vor. Dieser bat den Bauinspektor Stock um ein Gutachten.

Stock wollte zuerst wissen, wieviele *Personen männlichen und weiblichen Geschlechts* und wieviele Kinder die Kirche fassen sollte. Auch die Zahl der Dienstboten wollte er miteinbeziehen. Der bartensteinische Plan sah *auf ebener Erde* in der Kirche 730 *Weiberstühle*, 12 *Männersitze* und 60 Plätze für Kinder vor. Auf einer Empore sollten 632 Plätze für Männer eingerichtet werden. Die Gesamtzahl von 1434 Plätzen genügte der fürstlichen Verwaltung.

Dieser Plan, der von dem Werkmeister Reinhart aus Öhringen gefertigt worden war, wurde von Stock in seinem Gutachten buchstäblich zerrissen: *Die Zeichnungen sind ungenau, oberflächlich und unbestimmt. Nach solchen Plänen kann nicht gearbeitet werden und die Handwerker können nicht für vorkommende Fehler verantwortlich gemacht werden. Türen und Fenster sind ohne Proportionen und das Kirchenschiff wirkt geschmacklos. Das Dach allein ist höher als die Außenmauern und der ganze Bau wirkt wie ein Bienenkorb. Für den Innenausbau geben die Zeichnungen keine genauen Vorschriften. Altar, Kanzel und die Säulen sind unter aller Kritik.* Nach diesem vernichtenden Urteil schrieb die Regierung des Neckarkreises am 8. Januar 1841 an das Oberamt Weinsberg: *Der Plan der fürstlichen Domänenkanzlei ist in jeder Beziehung unbrauchbar.* Binnen 6 Wochen sollte ein

neuer Plan vorgelegt werden. Auch müßten Vorbereitungen zur Beifuhr von Steinen und Holz getroffen werden.

Die Kreisregierung drohte der Domänenkanzlei: man wolle bei weiterer Verzögerung erneut den Königlichen Gerichtshof in Ellwangen um Hilfe angehen.

Daraufhin beauftragte die Domänenkanzlei den Bauinspektor Stock, einen neuen Plan zu erstellen. Der am 3. März dem Konsistorium vorgelegte Plan wurde von diesem befürwortet und anschließend stimmte das Oberamt und auch der Stiftungsrat – dieser allerdings unter Vorbehalt – dem neuen Plan zu.

Am 11. Februar 1842 schrieb die Kreisregierung an das Oberamt in Weinsberg: *Der Stiftungsrat drängt auf das Bauvorhaben. Die fürstliche Domänenkanzlei schiebt durch unbegründete Einwände den Bau hinaus.* Die Frage war, ob man zwei Emporen einbauen und ob die Kirchengemeinde sich an deren Kosten beteiligen sollte. Der Stiftungsrat, Kreisbaurat Abel und die Oberkirchenbehörde hatten gegen zwei Emporen keine Einwände. Da die Emporen einen wesentlichen Bestandteil der Kirche bildeten, mußte die Patronats Herrschaft die Kosten dafür übernehmen, da sie *dem Raumbedürfnis* folgen mußte.

Der Domänenkanzlei wurde zur Auflage gemacht, ohne Aufschub nach den vorhandenen Plänen zu beginnen und die Arbeiten innerhalb von 6 Wochen auszu-schreiben. Man drohte im Weigerungsfall mit einer empfindlichen Strafe durch den Gerichtshof. Der Antrag des Stiftungsrates, die standesherrlichen Zehnten und andere Gefälle bis nach der Ausführung des Kirchenbaues auszusetzen, wurde von der Kreisregierung zurückgewiesen.

Es ist keine Aussicht, daß heuer noch mit dem Bau begonnen wird! So schrieb das Oberamt am 6. Mai 1842. Darauf setzte die Kreisregierung am 22. Juli der Domänenkanzlei eine *letzte Frist von drei Wochen unter Androhung einer Geldstrafe von 50 Gulden.* Auch diese Drohung erbrachte keine Fortschritte und blieb wirkungslos.

Im Frühjahr 1843 meinte die Domänenkanzlei, daß der Kostenvoranschlag, den Stock erarbeitet hatte, die Kräfte der fürstlichen Standesherrschaft überschreiten würde. Die Kreisregierung beauftragte deshalb den Baurat Abel mit einer Überprüfung des Kostenvoranschlags. Abel mußte mehrfach an den ihm erteilten Auftrag erinnert werden.

Sein Kostenvoranschlag für eine neue Kirche betrug 32 866 Gulden. Die Domänenkanzlei meinte dazu, daß auch dieser Betrag in keinem Verhältnis stehe zu den Zehntgefällen, welche die Standesherrschaft aus den zur Kirchengemeinde Mainhardt gehörenden Orten bezog.

Am 28. März 1844 machte die Domänenkanzlei einen neuen Vorschlag. Sie wünschte, daß in den nach Mainhardt eingepfarrten, aber nicht zur Standesherrschaft Hohenlohe-Bartensten gehörenden Orten Hütten, Bäumlisfeld, Döbelhütte, Württemberger Hof, Hankertsmühle, Altmönchsberg, Mönchsberg, Neuwirtshaus, Nüßlenhof, Waspenhof und Hohenegarten eine eigene Pfarrei mit einer Kirche eingerichtet werde. Dies wäre auch zweckmäßig, da der Mainhardter Pfarrer, selbst wenn ihm ein Vikar beigegeben würde, die gesamte Pfarrei mit ihren sieben

Schulen nicht nach den gesetzlichen Vorschriften versehen könne. Würden die etwa 1 000 Seelen dieser Teilorte *ausgepfarrt* werden, so bräuchte man in Mainhardt keinen Neubau und eine Erweiterung der bestehenden Kirche würde genügen. Das *Königliche Hochpreißliche Evangelische Consistorium wurde ehrerbietigst gebeten, diese Umstände gnädigst in Erwägung zu ziehen*. Sollte diesem Wunsch jedoch nicht entsprochen werden, so wünschte die Domänenkanzlei einen entsprechenden staatlichen Zuschuß für den Neubau.

Das Oberamt Weinsberg erkannte am 30. März 1844 in dieser Bitte *nichts anderes als einen neuen Versuch, die längst gerichtlich entschiedene Sache abermals auf die lange Bank zu schieben*. Das Oberamt lehnte ab und begründete dies damit, daß die genannten Orte einst zum Amt Böhringsweiler und den Herren von Weinsberg gehörten, von diesen an Hohenlohe übergingen und erst in napoleonischer Zeit dem Königreich Württemberg zugefallen waren ohne daß sich deshalb die Patronatsherrschaft geändert habe. Das Oberamt beauftragte den Oberamtswerkmeister Bürk, über den baulichen Zustand der Mainhardter Kirche zu berichten, da die Gefahr eines Deckeneinsturzes bestand.

Auf Anordnung der Kreisregierung sollte das Oberamt im November die Gemeinde auffordern, erneut beim Königlichen Gerichtshof zu klagen, da die Ständesherrschaft den Bau seit Jahren aufgeschoben und das Urteil von 1835 nicht beachtet habe. Auch sollte das Oberamt mitteilen, ob die *drohende Gefahr* behoben sei. Wenn nicht, so solle es dies auf Rechnung der Ständesherrschaft veranlassen.

Die bartensteinische Domänenkanzlei lehnte es ab, eine Kirche auch für die altwürttembergischen Orte zu bauen und verlangte erneut, diese auszufarren, oder, wenn dem nicht stattgegeben werde, die Zuteilung eines Staatsbeitrags zum Bau und zur Unterhaltung der Kirche.

Der Stiftungsrat folgte der Empfehlung der Kreisregierung und reichte eine Klage ein. Er bat den Gerichtshof, auf dem Wege der Zwangsvollstreckung den Fürsten zum Bau einer neuen Kirche zu verurteilen, da die alte in ihren Grundmauern nicht mehr fest genug sei.

Am 15. März 1845 entschied der Zivil-Senat des Königlichen Gerichtshofes erneut, daß die Verpflichtung zum Bau einer Kirche in Mainhardt bei der fürstlichen Ständesherrschaft liege. Diese wurde am 2. Mai aufgefordert, den Nachweis zu erbringen, *daß die erforderliche Vorbereitung im Laufe des Jahres getroffen worden sei* und es wurde ihr am 18. April per Regierungsbefehl wiederum eine Frist von 30 Tagen gesetzt, nach deren Ablauf die *Execution*, d. h., die gerichtliche Vollstreckung des Urteils drohe.

Das Oberamt Weinsberg und die Gemeindevertreter ersuchten das Königliche Ministerium des Innern am 4. Juli 1845, die Vollstreckung des Urteils, d. h., den Bau der Kirche durchzusetzen. Sie wiesen darauf hin, daß die fürstliche Seite die ihr zustehenden Gefälle bisher immer mit aller Strenge eingezogen hätte und forderten, daß die gerichtlich festgesetzte Verpflichtung des Fürsten zum Bau der Kirche jetzt mit gleicher Strenge durchgesetzt werden müsse.

Nachdem die bartensteinische Seite keinerlei Anstalten machte, den Regierungsbefehl zu befolgen, übertrug der Gerichtshof am 16. August 1845 dem Oberamt die Vollstreckung des Urteils.

Am 29. Oktober 1845 bestätigte die Kreisregierung, daß der Gerichtsbeschluß von 1835 ausdrücklich einen Neubau einschließe. Daraufhin reichte die Kirchengemeinde eine weitere Klage beim Gerichtshof ein und forderte energisch einen Neubau.

Alle diese Maßnahmen nützten nichts! Der Rechtsanwalt Fraas, der inzwischen die Interessen der Gemeinde vertrat, bestätigte am 13. März 1846, daß die Standesherrschaft dem Prinzip der Verschleppung treu blieb.

Inzwischen hatte nach Sigmund Lorenz Neudoerfer und Eduard Johann Friedrich Fraas Pfarrer Gustav Trebler sein Amt angetreten. Er teilte am 27. November 1846 dem Stiftungsrat mit, *auf Veranlassung höherer Behörden* sei der Fürst angegangen worden, in Geißelhardt ein Bethaus zu errichten, das für alle Gemeindeangehörige *über der Brettach im Oberamt Öhringen und Hall* gedacht sei. Der Stiftungsrat befürchtete nun, daß, wenn dieses Bethaus gebaut würde, ein Kirchenneubau in Mainhardt nicht mehr zustande käme. Er protestierte sofort beim Oberamt. Dieses sagte, es sei ihm davon nichts bekannt.

Dem Gutachten des Bauinspektors Stock war zu entnehmen, daß eine Erweiterung der Kirche nicht in Frage käme, sondern daß sie neu gebaut werden müsse. Der Fürst aber erklärte, er sei nur zu einer Erweiterung verurteilt worden. Auch der neue Pfarrer sprach sich im November 1846 eindeutig für einen Neubau aus. Da der Stiftungsrat ebenfalls darauf bestand, reichte die Gemeinde abermals eine Klage beim Gerichtshof ein.

Ein ganzes Jahr lang wartete man in Mainhardt vergeblich auf ein Einlenken der fürstlichen Seite und auf Zwangsmaßnahmen der Königlichen Regierung.

Pfarrer Trebler lud am 8. März 1848 die Ortsvorsteher der Kirchengemeinde ein. Man wollte eine Bittschrift an die Fürsten von Hohenlohe-Langenburg und Niederstetten erstellen. Die Fürsten sollten ihren Einfluß geltend machen, um dadurch eine Beschleunigung der Bausache zu erreichen. Da der Fürst eindeutig zum Bau der Kirche verurteilt worden war, lehnten die Ortsvorsteher es ab, die über das Kirchenvermögen hinausgehenden Baukosten auf die Gemeindemitglieder umzulegen. Um jedoch dem Streit ein Ende zu machen, erklärte sich der Stiftungsrat freiwillig bereit, die Kosten für die Reparatur der Kanzel, des Altars und der Fenster zu übernehmen. Der Neubau selbst sei aber Sache der Standesherrschaft.

Am 13. März 1848 richteten die Bürger der Gemeinde Mainhardt ein von 57 Männern unterzeichnetes Schreiben an Seine Königliche Majestät in Stuttgart.

Zuerst versicherten sie trotz *der verhängnisvollen Ereignisse der jüngsten Zeit* – es war die Zeit der 48er Revolution – Seiner Majestät ihre treueste Ergebenheit. Sie glaubten im Sinne ihrer Mitbürger zu handeln, wenn sie *der Weisheit Seiner Majestät* ihre Wünsche vorlegten. Sie betonten, daß das *Localinteresse* aller Bewohner der Kirchengemeinde der Kirchenbau sei. Sie beklagten außerdem, daß die Standesherrschaft sich immer noch weigere, die Kirche, in die 41 Orte und

Höfe mit 4 700 Seelen eingepfarrt sind, in Stand zu setzen. Die Kirche gleiche mehr einem Stall als einem Gotteshaus. Nach 10jähriger Prozeßdauer sei man glücklich gewesen, daß die fürstliche Standesherrschaft 1835 verurteilt worden war, die Kirche nach den Bedürfnissen und dem Erkenntnis der Regierungsbehörde zu erweitern und in Stand zu halten. Jahrelang aber schob die fürstliche Domänenkanzlei den Vollzug dieses Urteils hinaus. Endlich, durch Strafen bedroht, ließ sie die Kirche von Technikern untersuchen. Diese seien zu der Erkenntnis gekommen, daß die alte Kirche nicht mehr erweiterungsfähig sei und daß neu gebaut werden müsse. Die fürstliche Verwaltung schien damit einverstanden zu sein und ließ einen Bauplan samt Kostenvoranschlag erstellen. Beides sei vom Evangelischen Konsistorium genehmigt worden. Obwohl inzwischen über 10 Jahre vergangen waren, seien Alt und Jung erfreut gewesen, daß endlich eine neue Kirche gebaut werden sollte. Doch 1845 protestierte die Standesherrschaft erneut, bestritt jegliche Verpflichtung und berief sich auf das Urteil von 1835, wonach sie nur zu einer Erweiterung verpflichtet worden sei: Dies wäre von der Kirchengemeinde *mit großer Verwunderung zur Kenntnis genommen worden* und man hätte im November 1845 abermals beim Königlichen Gerichtshof in Ellwangen geklagt. Die fürstliche Standesherrschaft sei daraufhin am 11. August 1847 zu einem Neubau und auch zur Innenausstattung der Kirche verurteilt worden.

Auch die Gerichtskosten hätte sie übernehmen müssen. Sie aber hätte Einspruch beim Königlichen Appellationsgericht erhoben. Die Absender des Schreibens betonten, daß sie zwar ein für sie positives Urteil hätten – aber immer noch die vom Verfall bedrohte alte Kirche. Es sei kaum glaublich, daß *unter der erlauchten Regierung Ihrer Majestät den Mitbürgern ihr gutes Recht vorenthalten würde*.

Man rechnete nun vor, welche Abgaben an die Standesherrschaft zu entrichten seien: Der Großzehnt von jeder Fruchtart und der Kleinzehnt an Geld seien das Doppelte dessen, was die benachbarten schon immer württembergischen Gemeinden abzugeben hatten. Auch wären weitere Geld- und Naturalgülden zu bezahlen. Bei jedem Veränderungsfall müßten 5 % und bei jedem Sterbefall nochmals 5 % des Nachlasses zu bezahlen sein. Weitere 30 Gulden würde für jeden Bürger der Ablösungsanteil für die seitherigen Fronarbeiten betragen. Allein von der Gemeinde Mainhardt hätte der Fürst 15 280 Gulden erhalten und vom ganzen Kirchspiel würde die Summe wohl das Dreifache ausmachen. Diese ungeheuren Opfer könnten zusammen mit den normalen Steuern nicht mehr geleistet werden und die Gemeinde setze ihre ganze Hoffnung auf die Verwirklichung der Fronablösungsgesetze, die endlich eine rechtliche und wirtschaftliche Gleichstellung mit den übrigen Württembergern erbringen würde. Zum Schluß bat man um eine baldige gnädige Verfügung Seiner Königlichen Majestät, damit der Kirchenbau durchgeführt werden könne.

Ob der König dieses Schreiben persönlich gelesen hat, wissen wir nicht. Es wurde am 13. März 1848 dem Königlichen Justizministerium vorgelegt.

Nun endlich kam – wohl unter dem Einfluß der Revolution in Deutschland – etwas Bewegung in die ganze verfahrenene Angelegenheit. Am 14. März 1848 teilte

Fürst Ernst von Hohenlohe-Langenburg als Kurator des Fürsten Ludwig von Hohenlohe-Bartenstein dem Königlichen Oberamt Weinsberg mit, daß er die Verpflichtung zum Bau bzw. Erweiterung der Kirche der Domänenkanzlei in Bartenstein hatte zukommen lassen. Er war überzeugt, daß das Oberamt die *in jetziger Zeit aufgeregten Gemüter zur Ordnung und Ruhe* ermahnen würde. Damit waren sicherlich die Drohungen der Mainhardter gemeint, die Kirche, das Pfarrhaus, alle öffentlichen Gebäude zu verbrennen und sogar, dem Beispiel von Niederstetten folgend, das Schloß in Pfedelbach zu erstürmen. Das Oberamt schrieb am 17. März nach Mainhardt und gab bekannt, daß *aufgeschoben nicht aufgehoben* sei und daß man den *Weg der Gesetze nicht verlassen solle*.

Mit Sicherheit fürchteten um diese Zeit auch die Hohenloher Fürsten das Gedankengut der Revolution und dieses bewirkte, daß sie jetzt eher zum Einlenken bereit waren.

Am 16. März 1848 schrieb der fürstliche Domänenrat Bronguiart an den Mainhardter Schultheißen.

Er war nun überzeugt, wie wichtig der Kirchenbau und wie wünschenswert eine Beseitigung der gegenseitigen Zerwürfnisse sei. Er war von den Fürsten von Langenburg und von Niederstetten als den Kuratoren des Fürsten Ludwig von Bartenstein beauftragt worden, die Differenzen zu beseitigen und das sei *seine größte Beruhigung und sein größtes Vergnügen*. Die fürstliche Seite wollte nun, ohne den Schiedsspruch des Obertribunals abzuwarten, jetzt den Bedürfnissen der Pfarreiangehörigen nachkommen. Dazu sei aber auch ein Entgegenkommen der Gemeinde nötig, was die Fuhr- und Handfronen anbetreffe.

Bronguiart bat den Schultheißen, ihm mitzuteilen, wie die Leute dazu stehen würden. Die genannten Arbeiten seien üblich bei Pfarrhaus- und Kirchenbauten und bei einer großen Gemeinde wie Mainhardt seien die Fronen doch nicht lästig.

Fürst Ludwig von Bartenstein gab am 2. April der Gemeinde bekannt, daß er alles tun werde, was mit seinen Pflichten übereinstimme. Ganz bestimmte Zusicherungen aber wollte er noch nicht machen. Auch einem Gesuch vom 1. April über die Befreiung von allen Fronen wollte er nicht stattgeben.

Der Schultheiß von Mainhardt berichtete, daß Eingaben an die beiden Fürsten und an den König abgeschickt worden waren. Vom König erhoffte man *höchste Hilfe*, damit *der Gemeinde Recht werde*. Dem Schultheißen war es kaum möglich gewesen, die aufgebrachten Gemüter zu beruhigen. Er meinte, die Grundholden seien bis jetzt ruhig gewesen, aber ein Zünder genüge, um *eine Flamme zu entfachen*. Die Leute wollten von Fuhr- und Handfronen nichts wissen, aber wenn die Herrschaft auf die Fortsetzung des Prozesses verzichten würde, so würde sicherlich manches freiwillig getan. Es wurden in der Gemeinde schon Stimmen laut, man solle es den Neuhüttern nachmachen (In Neuhütten kam es in der Nacht vom 12. auf 13. März zu den wohl größten bäuerlichen Gewaltausbrüchen während der Märzrevolution in Württemberg. Etwa 4–500 Bauern aus Neuhütten und dem Burgfrieden zogen mit Beilen und Prügeln bewaffnet zum Forstamt Kreuzle, zum Schloß Weiler und zur Burg Maienfels. Sie verbrannten dort Akten,

in der Hoffnung, sich auf diese Weise von ihren verhaßten Abgabepflichten zu befreien). Die in Mainhardt aufgestellte Bürgerwehr aber hätte die fürstlichen Gebäude, das Schul- und Pfarrhaus und das Schloßle, vor den aufgebracht Leuten geschützt. Doch wenn die Standesherrschaft den Prozeß weiterführe, so könnte die Menge zu *Handlungen* verleitet werden, die nur die Herrschaft durch ihr Einlenken in der Kirchenbausache verhüten könne. Wenn er als Schultheiß die Bevölkerung zur Ruhe ermahnen würde, so würde es bald heißen, er halte es mit den Fürsten.

Am 8 April 1848 gab die bartensteinische Domänenkanzlei dem Stiftungsrat bekannt, daß man *nächstens* die Ausschreibungen für den Kirchenneubau abschließen würde. Man hatte schon den Revierförster in Mainhardt angewiesen, einen Steinbruch in den fürstlichen Waldungen ausfindig zu machen. Ein weiteres Schreiben der Kanzlei vom 19. April an die bürgerlichen Kollegien in Mainhardt gab bekannt, daß jetzt unter Vorbehalt der gerichtlichen Entscheidung schon Vorbereitungen für den Kirchenbau getroffen werden. Ein Techniker solle einen Plan und einen Kostenvoranschlag erstellen, damit noch im Mai mit den Arbeiten begonnen werden könne. Der Domänenrat Bronguiart hoffte, daß in Mainhardt keine weiteren Drohungen gegen die fürstliche Seite entstehen und kündigte seinen Besuch an.

In einem Schreiben an das Oberamt Weinsberg beklagte die Pfarrgemeinde, daß der Bau durch die fürstliche Seite seit 25 Jahren verzögert worden war. Besonders dem bartensteinischen Hofrat von Geßler wurde vorgeworfen, daß er die Gemeinde durch leere Versprechungen verhöhnt habe. Er wurde heftig angegriffen: Er habe sich über die Gemeinde öffentlich lustig gemacht! Auch habe er in finanziellen Dingen versagt und der Gemeinde zugemutet, in einer Kirche, die mehr einem Stall glich, die Gottesdienste zu besuchen. Gottlosigkeit und Entsittlichung habe er verbreitet und das Band der Liebe zwischen den Grundholden und ihrem Fürsten zerrissen, so daß das Volk alles verabscheue, was fürstlich heißt. Er sei verantwortlich dafür, daß die Gemeinde ihr gutes Recht vor Gericht erkämpfen müsse. Mit einem Manne, dem man so viele Ungerechtigkeiten vorwarf, wolle man nichts mehr zu tun haben. Durch die Ankündigung des Pfarrers am 8. April, der Fürst wolle den Prozeß aufgeben und eine neue Kirche bauen, hätte das Volk das Vertrauen zu ihm zurückgewonnen. Deshalb sei man auch bereit, unentgeltlich Hand- und Fuhrfronen zu leisten. Doch Hofrat von Geßler habe das alles vereitelt und das Volk sei wieder in großer Aufregung. Außerdem habe der Prokurator Fürst von Langenburg erklärt, daß alle Vorbereitungen zum Kirchenbau nur provisorisch seien und man das Urteil des Königlichen Obertribunals abwarten müsse. Auch ihm liege nichts an einem friedlichen Verhältnis und den Pfarrer in Mainhardt habe er als Lügner bezeichnet.

Am 3. Juni 1848 erging das endgültige Urteil des Königlichen Obertribunals: Die bartensteinische Standesherrschaft wurde für schuldig befunden, die Kosten für den erforderlichen Neubau zu übernehmen.

Nun ging alles erstaunlich schnell. Bauinspektor Pflüger fertigte neue Baupläne und erstellte einen Kostenvoranschlag. Beides wurde im Juni der Oberkirchenbe-

hörde vorgelegt und im Juli dort genehmigt. Der Kostenvoranschlag betrug 36 740 Gulden. Am 17. August 1848 wurden von der Domänenkanzlei die Bauarbeiten ausgeschrieben. Dabei wurde erklärt, daß die alte Kirche wegen der für die Fundamentierung benötigten Steine abgebrochen werden müsse. In einem Schreiben an das Königliche Dekanatamt meinte Pfarrer Treßler am 26. August, daß es wünschenswert sei, die alte Kirche stehen zu lassen um darin Gottesdienst halten zu können. Dafür verlangte die Standesherrschaft von der Gemeinde 12 000 Gulden. Diese konnte diese Summe nicht aufbringen, so daß mit den Abbrucharbeiten am 28. August begonnen wurde.

Die Kirchengemeinde forderte nun eine Interimskirche, die natürlich von der Standesherrschaft abgelehnt wurde.

Deshalb wurden während der Bauzeit die Gottesdienste abwechselnd in den Schulen der Gemeinden gehalten. Der Pfarrer stellte genaue Pläne auf, wer wann und wohin zum Gottesdienst zu gehen hatte. Für Taufen, Hochzeiten, Leichenfeiern und für das Abendmahl konnte die katholische Kapelle im Schlößle benützt werden. Für die Reisen in die einzelnen Teilorte verlangte der Pfarrer für seinen Vikar eine Entschädigung von 25 Gulden und für sich selbst eine entsprechende höhere Summe. Auch mußten bei schlechtem Wetter die Teilgemeinden einen Wagen zur Verfügung stellen.

Schon im Frühjahr 1849 gab es neuen Ärger. Der Stiftungsrat beklagte sich am 11. Mai in einem Brief an das Oberamt darüber, daß die fürstliche Domänenkanzlei den Innenausbau der Kirche weiterhin verzögere, obwohl auch dieser der Herrschaft durch ein Urteil vom 11. August 1848 als Verbindlichkeit auferlegt worden war. Man bat das Oberamt, daß der Innenausbau endlich ausgeschrieben werde und zwar auf dem Executionswege, d. h., zwangsweise. Die Handlungsweise, die die Domänenkanzlei an *den Tag legte, würde auch das ruhigste Volk zum Äußersten treiben und es sei kein Wunder, wenn es dazu kommen würde.* Was mit dieser Drohung gemeint war, wurde aber nicht näher erläutert. Das Oberamt teilte am 25. Mai mit, daß gegen den Fürsten ein Zwangsverfahren wegen des Innenausbaus der Kirche eingeleitet worden sei.

Der Neubau der Kirche machte rasche Fortschritte. Für viele Männer bedeutete dieser Bau seit Jahren die erste Arbeits- und Verdienstmöglichkeit.

Während der Bauzeit gab es einige Schwierigkeiten:

Der örtliche Bauführer Classen mußte im Dezember 1848 die Bauarbeiten wegen der schlechten Witterung einstellen. Fundament und Sockel der Kirche waren zu dieser Zeit schon fertiggestellt. Im März 1849 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und insgesamt an der Kirche und im Steinbruch 50 Männer beschäftigt, so daß die *allgemeine Not* gelindert werden konnte.

Während des Winters war ein Teil des Bauholzes gestohlen worden und es dauerte, bis es neu beschafft werden konnte.

Die Domänenkanzlei hatte bei dem Stuttgarter Bankier Sigmund Benedikt Kredite aufgenommen. Dieser wollte im September 1849 keine weiteren gewähren, so daß

die Gefahr der Einstellung der Bauarbeiten wegen mangelnder Liquidität des fürstlichen Hauses bestand. Diese Schwierigkeiten konnten überwunden werden.

Die Handwerker hatten um ein Richtfest gebeten. Die fürstliche Verwaltung lehnte ab und war der Meinung, daß das württembergische Königreich, dessen Gerichte ja den Kirchenbau erzwungen hatten, die Kosten für das Richtfest übernehmen sollte. Schließlich genehmigte der Prokurator Fürst Ernst von Langenburg für jeden Mann zwei Maß Wein und zwei Brote, und so konnte das Richtfest noch im September 1849 gefeiert werden.

Uneinig war man sich auch darüber, ob der Kirchturm erhöht und wie sein Dach gedeckt werden sollte, ob mit Ziegeln, Schiefer oder Blech. Der Bauinspektor Pflüger war für eine Schiefereindeckung und wollte auch die Mehrkosten von 206 Gulden übernehmen. Im Januar 1850 starb Bauinspektor Stock, der als Techniker mitverantwortlich für den Neubau war und seinen Nachfolgern mit gutem Rat zur Seite gestanden war.

Am 22. August 1850 starb Fürst Albrecht Ludwig im Alter von 48 Jahren. Er hatte nach dem Tod seines Veters Karl August nur vier Jahre lang regiert und stand, wie auch sein Nachfolger Fürst Karl von Hohenlohe-Bartenstein, unter der *sanften Vormundschaft* des Fürsten Ernst zu Langenburg.

Endlich, am 3. November 1850 konnte die neue Kirche feierlich eingeweiht werden. Sie war mit etwa 30 Fichtenstämmchen geschmückt, die von der fürstlichen Forstverwaltung kostenlos zur Verfügung gestellt wurden. Pfarrer Mosapp (1849–1867 in Mainhardt) organisierte einen Festzug, der vom alten Schulhaus (an Stelle der heutigen Metzgerei Assenheimer) zum Rathaus und zur Kirche führte.

Auch nach der Einweihung der Kirche waren die Auseinandersetzungen der Kirchengemeinde Mainhardt mit der Standesherrschaft Hohenlohe-Bartenstein noch lange nicht zu Ende.

Zuerst ging der Streit um die Prozeßkosten in Höhe von 210 Gulden. In Mainhardt überlegte man, ob nicht eine gütliche, außergerichtliche Einigung versucht werden sollte. Da man der fürstlichen Seite den Willen dazu absprach, klagte man beim Gerichtshof.

Da die Kirchenbaukosten von der Domänenverwaltung bezahlt worden waren, sollte sie auch die Prozeßkosten übernehmen, vor allem, da ja die früheren Mainhardter Kirchengüter eingezogen worden waren. Das Gericht entschied zu Gunsten der Gemeinde.

Ein weiterer Streitpunkt waren die Kosten für die Anschaffung einer neuen Orgel und deren Aufstellung. Die Kirchengemeinde war der Ansicht, daß diese Kosten ebenfalls von der bartensteinischen Seite aufgebracht werden müßten: 1. Die Standesherrschaft sei im Besitz des früheren Kirchenvermögens, besonders des Zehnten. 2. Sie sei zum Innenausbau der Kirche rechtskräftig verurteilt worden und die Orgel gehöre dazu. 3. Kraft alten *Herkommens* sei sie verpflichtet, die Orgel anzuschaffen.

Am 11. Juli 1854 entschied der Zivil-Senat des Königlichen Gerichtshofes für den Jagstkreis – zuständig war das Oberamtsgericht in Langenburg – daß die Kosten

für eine neue Orgel nicht zu den Verpflichtungen der Standesherrschaft gehöre. Die Ablehnungsgründe waren: 1. In Folge des Ablösungsgesetzes beziehe die Standesherrschaft keine Einkünfte mehr aus Mainhardt. 2. Die Verpflichtung zum Innenausbau beziehe sich nicht auch noch zur Anschaffung einer neuen Orgel. Eine Orgel sei für eine Kirche nicht unbedingt nötig, sie diene nur zur *Erhöhung des Kultus*, d. h. zur Bereicherung des Gottesdienstes. 3. Der Abbruch der alten Orgel auf Kosten der Standesherrschaft konnte nur durch einen Zeugen belegt werden. Außerdem sei der Abbruch und das Verlagern zuerst in die Pfarrscheuer und dann in das Schulhaus durch die Bauarbeiten bedingt gewesen.

Die Gemeinde stellte einen sog. Editionsantrag. Sie wollte Einsicht nehmen in die alten Amtsrechnungen des 17. und 18. Jahrhunderts und hoffte, darin den Beweis für die bartensteinischen Verbindlichkeiten zur Anschaffung der Orgel zu finden. Die Gemeinde selbst war nicht in der Lage, die Anschaffungszeit der Orgel anzugeben und ob die Standesherrschaft dazu beigetragen habe. Die Standesherrschaft versicherte unter Eid, daß ihr weder aus den Akten noch sonstwie etwas über die Anschaffung der alten Orgel bekannt sei, noch daß sie von ihr angeschafft und aufgestellt worden sei. Das Gericht war der Ansicht, daß nach den Grundsätzen der Editionsspflicht eine Einsichtnahme in die Akten nicht möglich sei.

Die Gemeinde gab nicht auf. Der Ellwanger Rechtsanwalt Härten meinte, daß eine Einsichtnahme in die Akten keine Mühe mache und deshalb auch gewährt werden müsse. Er erwägte nachzusehen, ob in anderen Orten, in denen Bartenstein ebenfalls die Baulast trage, die Orgeln von der Herrschaft angeschafft worden seien. Könnte dies als allgemeiner Brauch nachgewiesen werden, so hätte man den Beweis, daß man im *Bartensteinischen die Orgeln als einen notwendigen Teil der Kirche herkömmlich betrachtet habe*. Der Zivil-Senat in Ellwangen entschied, das Urteil des Langenburger Oberamtsgerichtes vom 11. Juli 1854 zu bestätigen und die Klage der Mainhardter Kirchengemeinde abzuweisen. Die Kosten in Höhe von 52 Gulden mußte die Gemeinde tragen.

Am 30. Juli beschloß der Stiftungsrat gegen diesen Entscheid Appellation (Einspruch) einzulegen. Es nützte nichts. Der Zivil-Senat des Königlichen Obertribunals in Stuttgart bestätigte am 14. Oktober 1856 das Urteil des Königlichen Gerichtshofes vom 11. Juli 1854.

Damit endete der Streit um das Kirchenbauwesen mit der fürstlichen Standesherrschaft.

Nachdem die Fronablösungsgesetze im Königreich Württemberg in Kraft gesetzt worden waren, mußten auch die Mainhardter für ihre ehemaligen Standesherrn keine Fronen mehr leisten. Die Folge aber war, daß die Kirchengemeinde seitdem die Kosten für die Unterhaltung der Kirche und für weitere Reparaturen selbst aufbringen mußte.

Glossar

Ablösungsgesetz	Gesetz zur Ablösung der Fronen, mit der Zahlung des 16-fachen Betrags der Fronen wurden die Abgabepflichtigen für immer von den Fronen befreit.
Bürgergeld	Aufnahmegebühr beim Zuzug nach Mainhardt
Debitmasse	Vermögen der fürstlichen Verwaltung
Domänenkanzlei	Zentrale bartensteinische Verwaltung
Ev. Konsistorium	Oberkirchenrat
Execution	Zwangsvollstreckung
Editionsantrag	Antrag auf Aktenvorlage
Fronen	Arbeitsleistungen für den Grundherren, oft in Geldzahlungen umgewandelt
Gülten	Ertragsunabhängige feste Abgaben
Grundholden	Abgabepflichtige
Interimskirche	Ausweichkirche während der Bauzeit
Kirchenconvent	Bestand aus dem Ortsgeistlichen, vier Schultheißen, vier Gemeinderäten und dem Stiftungspfleger
Kirchspiel	Alle zur Kirchengemeinde gehörenden Orte
Oberamt	Untere württembergische Verwaltungsbehörde (Landratsamt)
Kgl. Obertribunal	Letzte gerichtliche Instanz im Königreich Württemberg
Kreisregierung	Mittlere württembergische Verwaltungsbehörde (Regierungsbezirk)
Maße	
Getreidemaße	Scheffel, etwa 185 Liter Imi, etwa 24,5 Liter Simri, etwa 21 Liter
Flüssigkeitsmaß	Maß, etwa 2 Liter
Parochie	Kirchengemeinde, in Mainhardt aus dem Mutterort und 41 Teilgemeinden, Weilern und Höfen bestehend, etwa die heutige Gemeinde ohne Bubenorbis
Patronatsherrschaft	Der Patron besitzt die Kirchenhoheit, trägt die Baulast an Kirche, Pfarrhaus und Schule, setzt Pfarrer ein
Rentamt	Untere Verwaltungsbehörde der Standesherrschaft zum Einzug von Einkünften aller Art
Standesherrschaft	Ehemalige Landesherren in den hohenlohischen Territorien
Stiftungsrat	Er besteht 1847 aus dem Ortsgeistlichen, den vier Schultheißen (Mainhardt: Braun, Ammertsweiler: Bay, Hütten: Föll, Lachweiler: Bräuninger), vier Gemeinderäten, den Ortsvorstehern der Teilgemeinden und dem Stiftungspfleger
Synodus	Kirchensynode
Zehnt	Abgaben, die einem Grundherren oder an deren Berechtigten zu geben sind
Zehntherr	Empfänger des Zehnten
Zivil-Senat	Zuständig für zivilrechtliche Streitsachen

Quellennachweis

Ausgewertet wurden

- 1) Akten des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart: Der Prozeß der Kirchengemeinde Mainhardt gegen die Fürsten von Hohenlohe-Bartensten;
- 2) Akten des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein, Archiv Bartenstein 275/1: Die Baulast der fürstlichen Standesherrschaft Hohenlohe-Bartenstein an der evangelischen Kirche zu Mainhardt und
- 3) Akten des Gemeindearchivs Mainhardt, A 311: Auseinandersetzungen um verweigerte Frondienste beim Kirchenbauwesen 1827–1832 und A 310: Rechtsstreitigkeiten um die Erweiterung und Neubau der Mainhardter evangelischen Kirche 1824–1856.

Dank

Herzlichen Dank sagen möchte ich Herrn Wilfried Beutter vom Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein für seine sachkundigen Hinweise und Auskünfte, Herrn Erich Schoch aus Mainhardt, der die Akten des Landeskirchlichen Archivs zu Verfügung gestellt hatte und vor allem Herrn Harry Massini, Mainhardt, der mit mir in Neuenstein die oft schwer lesbaren Akten entziffert und ausgewertet hat.

„Die mehresten Frauen pflegen auf einem Stuhl zu gebären ...“: Neue Erkenntnisse zu einem gepolsterten Gebärstuhl des 19. Jahrhunderts

VON ELMAR HAHN

Innerhalb der mit großem Erfolg und beachtlicher Resonanz gezeigten Sonderausstellung vom Jahre 1999 „Hebammenkunst gestern und heute – Zur Kulturgeschichte des Gebärens durch drei Jahrhunderte“ war in den Ausstellungsorten Itzehoe, Hilden und Erlangen (1999) sowie in Jena, Aachen und Chemnitz (2000) ein wertvoller, zusammenklappbarer Gebärstuhl aus den magazinierten Sammlungen des Hohenloher Freilandmuseums Wackershofen zu sehen. Unter Gebärstühlen verstehen wir die meistens mit Leder bezogenen, gepolsterten Stühle, auf welchen die Frauen im Sitzen gebären. In den Archivalien und im Sprachgebrauch unserer Großeltern werden sie häufig als Hebammenstühle bezeichnet, so in einer Rechnung des Jahres 1803/04 für die Reparaturleistung des Untermünkheimer Schreinermeisters Rößler. Aufgrund seiner äußeren Gestalt in Form eines Ohrenbackensessels und seines praktischen Konstruktionsmechanismus bedingt durch die erforderliche Transportabilität, in Kenntnis von Herkunft und Alter, stellte der Gebärstuhl des Hohenloher Freilandmuseums in der vom Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Philipps-Universität Marburg konzipierten Ausstellung einen eindrucksvollen und viel bewunderten Gegenstand dar. Durch das sehr späte Leihersuchen und der unmittelbar vor Ausstellungsbeginn erfolgten Kontaktaufnahme zwischen der universitären Institution und dem regionalen Freilandmuseum konnte der Gebärstuhl weder in einem wissenschaftlichen Beitrag noch in einer Abbildung innerhalb des in einem Seminar zur Medikalkulturforschung entstandenen Begleitbuches berücksichtigt werden¹. Das kleine dreizeilige Exponatschild in der Ausstellung war auf wenige Aussagen beschränkt.

Angeregt durch das starke Besucherinteresse an diesem „Hebammenstuhl“ soll er erstmalig umfassend erläutert und bewertet werden. Durch die Auswertung von Druckschriften und handschriftlichen Zeugnissen, von Ergebnissen bei restauratorischer Materialanalyse und schreinermäßiger Bauart, durch Aufmaß und Vergleiche mit anderen Gebärstühlen ergibt sich ein vielschichtiges Bild über dieses eine vertikale Gebärhaltung bedingende, mobile, geburtshilfliche Instrument.

¹ M. Metz-Becker (Hrsg.): Hebammenkunst gestern und heute. Zur Kultur des Gebärens durch drei Jahrhunderte, Marburg 1999.



Abb. 1 Der von Dorfhandwerkern um 1860/70 gefertigte Gebärstuhl im Bestand des Hohenloher Freilandmuseums Wackershofen (Bildarchiv Freilandmuseum, Foto: Kern-Atelier, Schwäbisch Hall).

Ursprung der Gebärstühle

In der Zeitepoche der Renaissance scheint der Gebärstuhl mit anderen Möbeltypen seinen Weg von Italien aus nach Deutschland gefunden zu haben. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst enorm beschleunigt, finden sich in vielen geburtshilflichen Schriften Aussagen und Beschreibungen zu Gebärstühlen. Erstmals ist in dem in deutscher Sprache geschriebenen, 1513 gedruckten Hebammenbuch von Eucharius Roesslin eine Abbildung eines Gebärstuhles zu finden². In viele Sprachen übersetzt und weit in das 17. Jahrhundert hinein immer wieder neu aufgelegt, war damit für eine Verbreitung des bildlich dargestellten Gebärstuhles gesorgt. Die Geburt ohne Gebärstuhl galt in jener Zeit als regelwidrig. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Gebärstuhl durch neue Erkenntnisse in der Medizin und praktische Erfahrungen der Geburtshelfer ständig verändert und umgestaltet. In der Anwendung existierte aber nicht nur ein Typus des Hebammenstuhles allein, dutzende Stühle unterschiedlicher Bauart und Konstruktion, einfachen Typus oder komplizierter Mechanismen fanden nebeneinander und gleichzeitig Verwendung. Neben gepolsterten, farbig gefassten oder holzsichtigen Stühlen wurden unterschiedliche Bezugstoffe aus tierischen und pflanzlichen Materialien eingesetzt. Aus einer um 1810 publizierten Schrift erhalten wir Kenntnis von circa 60 verschiedenen Gebärstühlen, häufig in Verbindung mit den namensgebenden Erfindern, überwiegend männlichen Geburtshelfern, Chirurgen und Ärzten³. Je komfortabler und aufwendiger in Konstruktion, Größe und Polsterung die Stühle waren, desto schwerer und schlechter transportabler waren sie.

Seit Jahrhunderten wusste man, dass eine Geburt im Sitzen richtiger, komplikationsfreier und schmerzloser ist als etwa die liegende Position, zumal die Geburt als solche die natürlichste Sache in der menschlichen Fortentwicklung darstellt.

Es gab dennoch scharfe Kritiker gegen die Verwendung eines solchen Gebärstuhles, wie den Doktor der Chirurgie Joachim Friedrich Henckel, der ein künstlich gemachtes Bett vorzog: *Indessen haben alle diese Arten von Hebammen-Stühlen mehrere Fehler als das Bett, weil in jenen die Gebärende währenden Zwischenraums der Wehen nicht so bequem ruhen, noch die Füße so wohl legen kann, als im Bett. Hinzu kommt, daß die Gebärende, wenn die Geburt auf dem Stuhl geschehen, bald ins Bett gebracht werden muß. Sollte die Stütze für den Rücken fehlen oder daß sie unbeweglich ist: sollten die Stützen für die Füße, Hände und Kopf nicht daran seyn, der Stuhl wäre zu niedrig, die Oefnung der Baucke wäre zu klein, so sind der Fehler mehr*⁴. Über die Häufigkeit, die Bauweise und die Be-

2 E. Roesslin: Der Swangern frauen und hebammen rosrgarten, Straßburg 1513.

3 B. Schreger: Übersicht über die geburtshilflichen Werkzeuge und Apparate, o. O. 1810.

4 J. F. Henckel: Abhandlung von der Geburtshülfe, Berlin 1761, S. 144 (StadtA Schwäb. Hall, Sign.: BGD I 194).



Abb. 2 Häusliche Geburtsszene mittels Gebärstuhl dargestellt in einem Holzschnitt vom Anfang des 16. Jahrhunderts (aus: E. Roesslin: *Der Swangern frawen und hebammen rosgarten*, 1513).

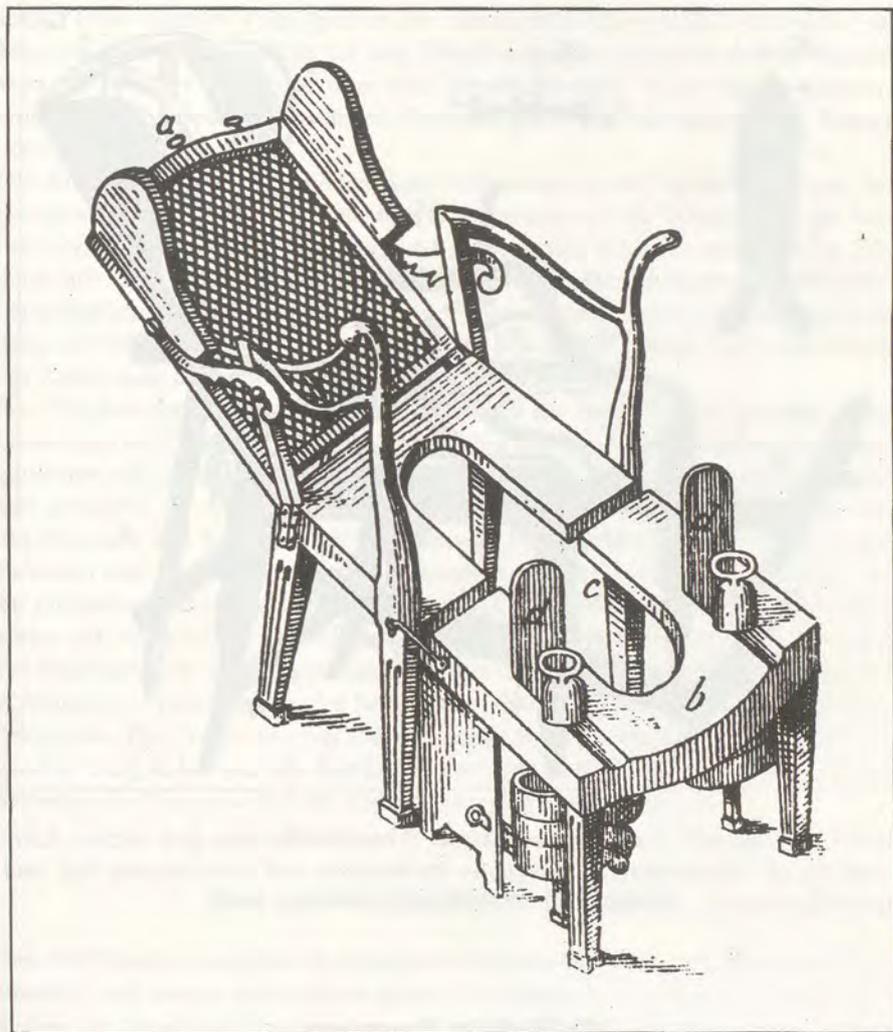


Abb. 3 Verstellbarer Gebärstuhl vom Jahre 1772, konstruiert vom Marburger Professor für Geburtshilfe Georg Wilhelm Stein (aus: L. Kuntner: Die Gebärhaltung der Frau, 1991).

quemlichkeit führte der preussische Mediziner weiter aus: Die mehresten Frauen in Deutschland pflegen auf einem Stuhl zu gebären, davon die meisten so gemacht sind, daß sie der Gebährenden sehr viel Ungemach verursachen.

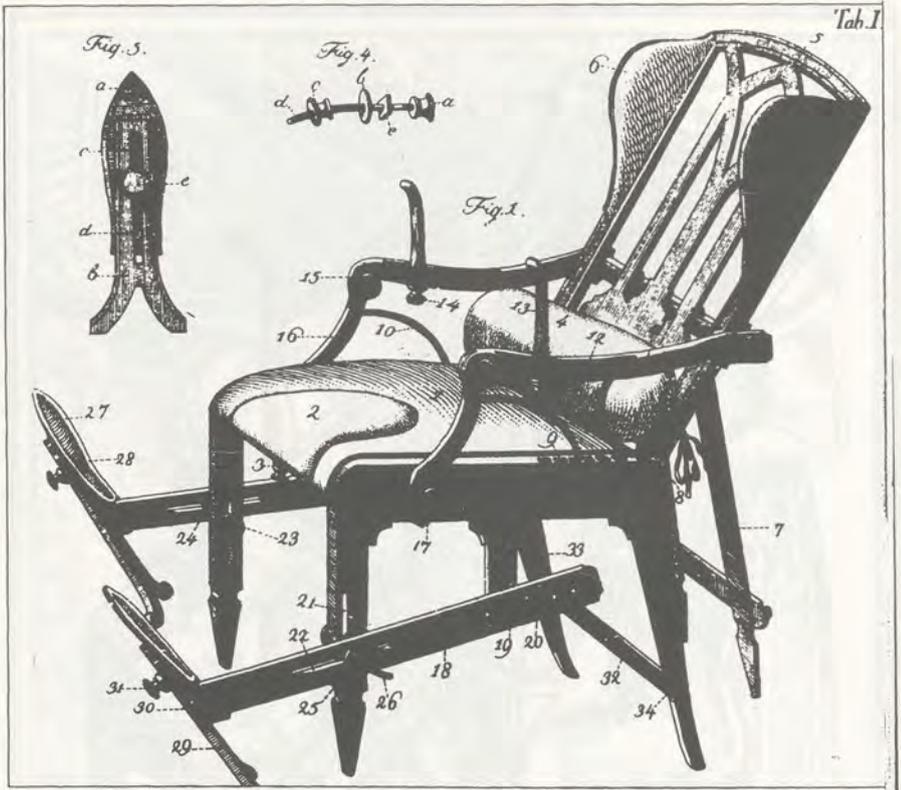


Abb. 4 Gebärstuhl des Professors Anton Schmidmüller aus dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mit neigbarer Rückenlehne und arretierbaren Fuß- und Armstützen (aus: L. Kuntner: *Die Gebärhaltung der Frau*, 1991).

Die ländliche Hausgeburt

Die Niederkunft auf dem Lande war Frauensache. In der Regel erfolgte die Geburt im Haus der Schwangeren. Entbindungen auf dem Felde oder unterwegs bildeten die Ausnahme. Ort der Geburt war die Schlafkammer, im Winter über die beheizte Stube. Die Hebamme des Dorfes unterstützt durch Helferinnen mit den besten Kenntnissen in der Geburtshilfe, die sich aus weiblichen Familienmitgliedern oder Nachbarinnen rekrutierten, leitete und überwachte die Geburt und das anschließende Kindbett. Begründet in einem gegenseitigen absoluten Vertrauensverhältnis aus Tradition, Notgemeinschaft und dörflicher Nächstenliebe, verband diese Gruppe eine Art Hilfsgemeinschaft. Männer waren, wie die Altvorderen immer wieder betonen, ausgegrenzt und nur in absoluten Notfällen bei der Geburt anwe-

send⁵. Eine wichtige Rolle spielten die männlichen Hausbewohner trotzdem: sie brachten zu zweit oder allein auf dem Handwagen oder Fuhrwerk den Gebärstuhl vom Wohnort der Hebamme oder vom Schultheißenamt, wo er häufig verwahrt wurde, zur Kreißenden. Ansonsten übernahmen sie Hilfstätigkeiten wie Wasser oder Brennholz holen.

Die durch den Stuhl gegebene vertikale Körperhaltung und damit festgelegte Geburtsposition erleichterte der Erst- oder Mehrgebärenden die Verarbeitung der Wehen, sorgte für eine bessere Atmung und gleichzeitige Schmerzverminderung. Zögerte sich der Geburtsvorgang hinaus, konnte die werdende Mutter jederzeit wieder aufstehen, hin- und herlaufen und sich erneut wieder setzen. Mit der Verwendung des Gebärstuhles war ihre persönliche Bewegungsfreiheit zum Unterschied des Bettes nicht eingeschränkt.

Die Tätigkeit der Dorfhebamme umfasste neben der Sorge um die bestmögliche Geburt und dem Schutz des Lebens von Mutter und Kind, das Neugeborene zu begutachten, den Säugling zu baden und zur Taufe vorzubereiten. Ihre Aufmerksamkeit galt nicht nur dem Wohlbefinden der Wöchnerin, oft führte sie den Haushalt mit Waschen und Kochen über Tage hinweg fort. Bei unglücklich verlaufenden Geburten und Todesfällen wusch und kleidete die Hebamme die Verstorbene an. Ihr offizieller Status innerhalb der dörflichen Gemeinschaft verpflichtete die Hebamme zur steten Hilfe vor, während und nach der Geburt, ihre Aufgabe war eine Art Nächstenliebe und Ehrentätigkeit. Schon die Wahl aus der Gemeinschaft der verheirateten Frauen des Dorfes heraus, das einzige öffentliche Recht der Frauen, belegt dies. Ihre Arbeit war ein entscheidender Beitrag zum Erhalt der Ortsbevölkerung. Umgekehrt war die Landhebamme ausschließlich auf die Hilfe und das Vertrauen der Gemeinschaft der verheirateten Dorffrauen angewiesen.

Die Gemeinden bestellen die Hebammen

Den dörflichen Gemeinden im Königreich Württemberg oblag es, Hebammen anzustellen und ebenso ausbilden zu lassen. *Für diesen Zweck sind nöthigenfalls auf Kosten der Gemeinde Frauenspersonen in der Geburtshilfe unterrichten zu lassen, und Wartgelder für obrigkeitlich bestellte Hebammen aus den örtlichen Casen abzureichen*⁶. Zwei Hebammenschulen existierten im 19. Jahrhundert, im Klinikum zu Tübingen und im Katharinenhospital zu Stuttgart. *Der Unterricht einer Hebamme auf Kosten der Gemeinde darf nur in einer öffentlichen (mit einem Ge-*

5 Bis heute findet eine lebhaftige Diskussion darüber statt, ob die Väter bei der Geburt dabei sein sollten oder nicht. In der Frauenzeitschrift FÜR SIE, Heft 23/2000, S. 155 ff. wurde unter der Überschrift: „Kreißsaal oder Kneipe? Geburten sind auch für Männer schwer“ ausführlich von Befürwortern und Gegnern Argumentationspunkte erörtert.

6 Gesetz, betreffend die Verbindlichkeit der Gemeinden hinsichtlich der Geburtshilfe, in: Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg 1836, S. 312 (KreisA Schwäb. Hall).

Regierungs = Blatt

für das

Königreich Württemberg

vom Jahr 1836.



Abb. 5 Im Regierungsblatt des Jahres 1836 ist das Gesetz „betreffend die Verbindlichkeit der Gemeinden hinsichtlich der Geburtshülfe“ veröffentlicht.

bärhaus in Verbindung gesetzten) Hebammenschule stattfinden⁷. Das Hospital in der Landeshauptstadt war in drei Institute gegliedert, neben einer Heilanstalt und der Gebäranstalt für zumeist ledige Frauen war die Schule der angehenden Hebammen eine äußerst wichtige Einrichtung.

In der Hebammenschule findet jede Württembergerin Aufnahme, die entweder auf eigene Kosten die Hebammenkunst erlernen will, oder auf Kosten einer Gemeinde in die Anstalt geschickt wird⁸. Zwei Lehrkurse fanden jährlich statt, wobei der Unterricht sich über 10 Wochen erstreckte und mehr als zwanzig Schülerinnen je Kurs in der Regel nicht zugelassen wurden. Für Kost und Logis während der Ausbildung hatte jede Hebammenschülerin selbst zu sorgen. Bei dem Austritte aus der Anstalt wird die Schülerin auf Verlangen mit den zu Ausübung der Hebammenkunst erforderlichen Gerätschaften versehen⁹. Sollten diese in der Gemeinde feh-

7 Handbuch der in dem Königreiche Württemberg geltenden Gesetze und Verordnungen in Betreff der Medizinal-Polizei nach dem Stande am Schlusse des Jahres 1846, Stuttgart 1847, S. 81 (StadtA Schwäb. Hall, Sign.: BGD I 180-2).

8 W. C. Christlieb: Die württembergische Medicinal-Verfassung, Ulm 1834, S. 119 (StadtA Schwäb. Hall, Sign.: BGD I 530).

9 Handbuch Medizinal-Polizei (wie Anm. 7), S. 86.

Handbuch

der in dem Königreiche Württemberg geltenden
Gesetze und Verordnungen

in Betreff

der

Medizinal-Polizei

nach dem Stande am Schlusse des Jahrs 1846.

Mit einem Anhange, enthaltend die Normal-Instruktion für
Leichenschauer, und einem Sachregister.

Zweite vermehrte Ausgabe.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Nebler'schen Buchhandlung.

1847.

Abb. 6 Das vierte Kapitel im Handbuch der Medizinalpolizei aus dem Jahre 1847 ist allein der Rolle und den Aufgaben der Geburtshelfer und der Hebammen gewidmet.

len – dazu gehörte neben dem Hebammenbuch vor allem der Geburtsstuhl – wurden sie von der Schule häufig angeschafft, mussten aber von der jeweiligen Dorfgemeinde käuflich erworben werden.

Obrigkeitliche Aufsicht über die Hebammen

Die Hebammen auf dem Lande wie auch die in den Städten praktizierenden Geburtshelfer hatten die Verpflichtung, schriftlich über die einzelnen Geburten und ihren Verlauf zu berichten: *...sind schuldig, über die von ihnen besorgten Geburten fortlaufende Tagebücher, welche je die Dauer eines Jahres umfassen, zu führen*¹⁰. Sollte die Hebamme schreibunkundig sein, musste der Schulmeister jedes Mal diese Tätigkeit übernehmen. Die Tagebücher in Form einer Tabelle mit den Angaben zu Jahr, Monat und Tag, zum Ort der Entbindung, dem Alter der Gebärenden, der genauen Zahl ihrer vorherigen Geburten sowie der Art der Entbindung, mussten durch den Ortsgeistlichen beglaubigt und dem jeweiligen Oberamtsarzt vorgelegt werden. Die Ärzte der württembergischen Regierungsbezirke waren dafür verantwortlich, dass die Hebammen ausschließlich sich der Tagebücher bedienten und alle vorgeschriebenen Rubriken bis zur Nennung des Geschlechts, der Reife und Lebens des Kindes sowie der Folgen für die Mutter, genau und vollständig ausfüllten. In den Oberämtern wurden sie genauestens geprüft und abgelegt. Bei einer unglücklichen Entbindung musste die Hebamme gegenüber dem Ortsvorsteher der Gemeinde sofort darüber Mitteilung machen. Heimliche Schwangerschaften und Geburten, von denen sie Kenntnis erhielt, mussten schleunigst angezeigt werden¹¹.

Gebärstühle einzelner Gemeinden

Nicht viele Hebammenstühle sind der Nachwelt erhalten geblieben, einige Exemplare befinden sich in Museumsbesitz. Im Stadtmuseum im Spital der Stadt Crailsheim befindet sich der Gebärstuhl der Gemeinde Ingersheim in der Art eines Ohrenbackensessels, datiert in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit Schweineborsten unter einer groben Leinwand und dem Lederbezug gepolstert, weist dieser Stuhl nach außen schwenkbare Seitenteile mit den horizontal daraufsitzenden Armstützen auf. In der reichhaltigen Sammlung des Heimatmuseums Langenau ist neben bemalten bäuerlichen und bürgerlichen Möbeln auch ein vollständig erhaltener Gebärstuhl ausgestellt. Gepolstert, mit hochklappbarem Sitz mit Aussparung, Ohrenbacken, Handgriffen und Fußstützen ausgestattet, ähnelt er sehr dem Ingersheimer Stuhl¹².

10 Ebd., S. 161.

11 Eides-Formular für eine Hebamme, in: Gemeindearchiv Gailenkirchen, A 723.

12 Museen im Alb-Donau-Kreis. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis, Ulm 1982, o. S.



Abb. 7 Der Gebärstuhl der Gemeinde Ingersheim in Ohrenbackensesselform nach erfolgter Restaurierung (Bildarchiv Stadtmuseum Crailsheim).



Abb. 8 Rückansicht der Lehne mit Gurtbespannung und übergroßen Ohrenbacken des Gebärstuhles der Gemeinde Holzhausen bei Kehl (Bildarchiv Badisches Landesmuseum, Foto: Hans Rink, Karlsruhe).

Um 1800 ist der als Weiberstuhl bezeichnete Gebärstuhl des Grafschaftsmuseums Wertheim datiert. Er ist jedoch in der Art eines Lehnstuhles ohne Arm- und Fußstützen konstruiert¹³. Im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg ist ein mit ornamentiertem Stoff bezogener Gebärstuhl vermutlich vom Anfang des 19. Jahrhunderts verwahrt. Das Badische Landesmuseum Karlsruhe verfügt in seiner magazinierten volkskundlichen Sammlung ebenfalls über einen Gebärstuhl, der sogar mit verstellbaren Fuß- und Handstützen ausgerüstet ist und zusätzlich noch Schenkelstützen aufweist. Die verstellbare Rückenlehne in Form eines hohen Ohrenbakkensessels ist mit einer lederbezogenen Polsterung versehen¹⁴. Der Gebärstuhl des Rosgartenmuseums in Konstanz, auf das Ende des 18. Jahrhunderts datiert, ist mehrfach in Publikationen abgebildet worden.

Der Gebärstuhl im Bestand des Hohenloher Freilandmuseums

Im September 1987 erhielt das Freilandmuseum über den Ortsvorsteher von Gailenkirchen einen alten Gebärstuhl in schlechtem Erhaltungszustand als Schenkung. Die Spenderin wollte damals nicht genannt werden und so gelangte lediglich die Bemerkung: *Ein Gebärstuhl, Holz und Leder, Spende* in das Eingangsbuch. Bei der anschließenden Inventarisierung durch einen anderen Museumsmitarbeiter Jahre später erfolgte dann die Übernahme der unrichtigen Angabe zum Gebrauchsort Gailenkirchen – fortan galt dieser Geburtsstuhl der Gesamtgemeinde Gailenkirchen zugehörig und wurde so in Publikationen und Ausstellungen verwandt¹⁵. Dessen ungeachtet erkannten die Verantwortlichen des jungen Freilandmuseums sehr frühzeitig die hohe Wertigkeit dieses ausschließlich für Sitzgeburten bestimmten Möbels. Von ländlichen Handwerkern gebaut, musste der *Gebärstuhl Gailenkirchen* nach ersten Meinungen um 1880/90 gefertigt worden sein. Für seine Erhaltung und Langzeitbewahrung waren dringend konservatorische und restauratorische Maßnahmen erforderlich. Die Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg gewährte nach eingehender Prüfung einen finanziellen Zuschuss zur Erhaltung dieses wichtigen Exponates¹⁶.

13 Lebensstationen – Familienleben in der ehemaligen Grafschaft Wertheim (Wertheimer Museumschriften 11), Wertheim 1988, S. 7.

14 Bis 1845 soll er in Gebrauch gewesen und ehemals im Rathaus der badischen Gemeinde Holzhausen bei Kehl verwahrt worden sein.

15 E. Hahn: Magazin und Sammlungen des Hohenloher Freilandmuseums, in: Hohenloher Freilandmuseum Mitteilungen 10 (1989), S. 94 ff; E. Schraut u. a. (Hrsgg.): Hall im 19. Jahrhundert. Eine württembergische Oberamtsstadt zwischen Vormärz und Jahrhundertwende (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums 5), Sigmaringen 1991, S. 333 f: „Gebärstuhl Gailenkirchen, um 1880/90; Eichen- und Fichtenholz, Ziegenleder, Wildhaarpolsterung, Eisen, Fußstützen fehlen, zusammenklappbar; 115 × 59 × 80 cm“.

16 Antrag vom September 1989 des Vereins Hohenloher Freilandmuseum an die Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen zur Förderung einer Restaurierungsmaßnahme durch das Land Baden-Württemberg.

Zu Provenienz und Datierung des Gebärstuhles

Nach aufwendigen Recherchen ist zweifelsfrei geklärt, dass dieses geburtshilfliche Instrument der einstige Gebärstuhl der kleinen Gemeinde Bächlingen unterhalb des hohenlohischen Residenzortes Langenburg war und zuletzt in der Mosesmühle verwahrt wurde.

Die Gemeinde Bächlingen, im Königreich Württemberg dem Oberamt Gerabronn zugehörig, war ein rein bäuerliches Dorf mit einigen wenigen ansässigen Handwerkern. Die Urkirche Maria und beide Johannes aus dem 13. Jahrhundert, das evangelische Pfarrhaus, das Rathaus und die unterschlächtig angetriebene Säge-



Abb. 9 *Detailaufnahme der stumpf angesetzten, gepolsterten Ohren des Bächlinger Stuhles (Foto: Bernd Kunz, Langenburg).*

mühle waren die dominierenden Gebäude innerhalb der Ortschaft. Auf der Bühne des Bächlinger Rathauses, dem Schultheißenamt, war jahrzehntelang der Gebärstuhl verwahrt gewesen. Im Laufe der Zeit wurde er regelrecht vergessen und nach fast 50 Jahren durch Zufall Mitte der 1980er Jahre wieder entdeckt. Der damalige Bürgermeister übergab ihn der Besitzerin der Mosesmühle, Frau Lissi Ziegler, zur Aufnahme in ihre kleine Sammlung bäuerlicher und volkskundlicher Objekte. Aufgrund einer Meinungsverschiedenheit zu Besitz und Präsentation des Gebärstuhles mit einem Kommunalpolitiker der Stadt Langenburg – Bächlingen war am 1. Januar 1972 eingemeindet worden – spendete Frau Ziegler den Stuhl im September 1987 dem in einer raschen Aufbauphase befindlichen Freilandmuseum in Wackerhofen. Zu dieser Entscheidung führte auch der außerordentlich schlechte Erhaltungszustand des Lederpolsters in Verbindung mit einem akuten Anobienbefall im Holzträger des Gebärstuhles.

Wann der Stuhl das letzte Mal benutzt wurde, ist unbekannt und vermutlich nicht mehr feststellbar. Die Mutter der Spenderin, Frau Martha Ziegler (1888–1972), geb. Pfisterer, gebar ihr erstes Kind 1921 zu Hause in der Mosesmühle. Aber sie entband nicht auf dem Stuhl, sondern im Bett unter Aufsicht und Hilfe des Doktors von Langenburg¹⁷. Immer wieder erzählte sie, dass der Gebärstuhl einst auf dem Rathaus gestanden hätte und von dort durch die Männer des Dorfes geholt und zurückgebracht wurde. Wann man den Stuhl letztmalig nutzte, war auch ihr nicht bekannt. Selbst ihre Mutter Pfisterer und auch die Großmutter hätten nie von der Benutzung eines Gebärstuhles berichtet, wohl von den Hebammen, die es immer in Bächlingen gab und ihren verantwortungsvollen Dienst über Jahrzehnte versahen. Zeitzeugen des vorletzten Jahrhunderts leben nicht mehr. Befragungen von ältesten Einwohnern des Dorfes können Anhaltspunkte und weiterreichende Informationen bieten. Nehmen wir die Aussagen der beiden Frauen, Mutter und Großmutter Pfisterer als wahr an, dann würde eine Entstehungszeit des Stuhles um 1860/70 in Frage kommen. Das hieße, der Stuhl wäre rund 20 Jahre älter als bisher angenommen¹⁸.

Dorfhandwerker sind die Hersteller

Dörfliche Handwerker stellten im 19. Jahrhundert den als Ehrenplatz und Alterssitz bevorzugten Lederlehnstuhl selbst her. Die Verwendung von heimischen Höl-

17 Frau Lissi Ziegler, Altmüllerin auf der Mosesmühle zu Bächlingen, bin ich für ihre wertvollen Informationen zu großem Dank verpflichtet. Bei der nochmaligen Befragung zu Herkunft und Geschichte des Gebärstuhles im Oktober 2000 wurden einzelne Gesichtspunkte neu gewertet und präzisiert.

18 Aufgrund der sehr wenigen überkommenen Gebärstühle, der oft zweifelhaften oder nur in Jahrhunderten groben Datierung, des großen Defizits an archivalischen Quellen ist eine nachträgliche Einordnung in kunstgeschichtliche Stilperioden äußerst schwer. Oft kann selbst die vergleichende Typologie, die museale Restaurierung sowie die naturwissenschaftliche Untersuchung zu verwendetem Holzmaterial, Polsterstoff und Füllmaterial nicht ausreichend helfen.

zern (Eiche, Buche und Fichte), das Prägen und Verzieren von tierischem Leder (Fohlenhaut, Kalbs- und Ziegenleder) gehörte zu ihren Arbeitserfahrungen. Auch in einer ländlichen Gemeinde besaß der Handwerksmeister Musterbücher und Risszeichnungen. Nicht nur bei den malenden Schreinermeistern auf dem Lande waren städtische Stileinflüsse und bürgerliches Gedankengut bekannt, Dorf und Stadt als Produzent und Auftraggeber miteinander verwoben, Hersteller und Benutzer in vielfältigsten Beziehungen untereinander verbunden. Die uns heute überkommenen, in Württembergisch Franken gefertigten und über Familiengenerationen hinweg benutzten lederbezogenen Lehnstühle weisen oftmals eine Datierung, eine Monogrammierung oder geschnitztes Beiwerk auf. Das Hohenloher Freilandmuseum besitzt zwei sehr schöne Exemplare mit Ziernagelbeschlag und Porzellanköpfen, in der volkskundlichen Abteilung des Hällisch-Fränkischen Museums ist ein Ohrenbackensessel mit ledergeprägter Rückenlehne und Messingnägeln ausgestellt. Lehnstühle, Ohrenbackensessel und gepolsterte Sitzmöbel waren auf dem Lande im 19. Jahrhundert weit verbreitet und in den dörflichen Haushalten von Großbauern und Gastwirten, von Müllern und Schmieden vertreten. Sehr viele Inventare und Nachlassverzeichnisse sowie detailliert geschriebene Rechnungen weisen diese Möbel aus. Im Gegensatz dazu sind äußerst selten schriftliche Zeugnisse über Gebärstühle vorhanden. Das soll nicht heißen, dass es sie nicht gibt. Zumindest zwei handschriftliche Rechnungen von Handwerksmeistern über Reparaturarbeiten bzw. von Neuanfertigung sind in heimischen Archiven bewahrt und publiziert worden¹⁹.

Dorfhandwerker haben in gemeinsamer Tätigkeit diesen Gebärstuhl nach Vorlageblättern und Risszeichnungen gefertigt. Unbestreitbar hatte der Schreiner mit seiner aus massiven Hölzern bestehenden Stuhlkonstruktion unter Verwendung von gedrechselten Teilen sowie der Sattler mit seiner aufwendigen Polsterung und dem Ziernagelbeschlag den höchsten Arbeitsaufwand. Welcher Bächlinger Schreiner den Gebärstuhl fertigte, ist noch umstritten, die schmiedeeisernen Kleinteile entsprechen genau den heute noch vorhandenen Erzeugnissen der ehemaligen Hof- und Hufschmiedefamilie Löchner in Langenburg. Ein untersuchtes Schlafmöbel für die weiblichen Dienstmädchen der Langenburger Schmiedefamilie ist mit den selben eisernen Haken ausgestattet, wie sie am Gebärstuhl zu finden sind²⁰. Im Auftrag der bürgerlichen Gemeinde Bächlingen hergestellt, solide in Qualität und Auswahl der benutzten Materialien gestaltet, war er für den Anspruch der häufigen Benutzung und der enormen Belastung vor allem bei den zu allen Witterungsgegebenheiten notwendigen Transporten zwischen Verwahrort (dem Bächlinger Schult- heißenamt) und Verwendungsort (dem Haus der Gebärenden) bestens beschaffen.

19 H. Mehl u. a. (Hrsgg.): *Bemalte Möbel aus Hohenlohe. Die Schreinerfamilie Rößler und ihr Umkreis*, Stuttgart 1985, S. 74 und *Schraut* (wie Anm. 15), S. 334.

20 E. Hahn: *Das Bett der Mägde zu Langenburg*. Anmerkungen zu einem Schlafmöbel für Dienstmädchen aus einem württembergischen Handwerkerhaushalt, in: *Bettgeschichte(n). Zur Kulturgeschichte des Bettes und des Schlafens*, Schleswig 1997, S. 269 ff.

Konstruktion und Oberflächengestalt des Gebärstuhles

Aus der Schrift des preussischen Mediziners Henckel, eines vehementen Gegners der Hebammenstühle, erfahren wir detaillierte Angaben über das Aussehen und die Konstruktion der hölzernen Gebärstühle: *Er muß fest und beweglich seyn. Der vornehmste Theil daran ist die durchlöcherete Baucke [der klappbare Sitz mit halbkreisförmiger Aussparung, E. H.], worauf die Frau sitzt und nach oben und unten beweglich seyn muß. Am hinteren Theil müssen von beyden Seiten oberwärts zwey Brettchen mit Küssen bedeckt, angemacht werden, an welchen der Kopf sich anlegen und ruhen kann. Sollte die Stütze für den Rücken fehlen oder daß sie unbeweglich ist: sollten die Stützen für die Füße, Hände und Kopf nicht daran seyn, der Stuhl wäre zu niedrig, die Oefnung der Baucke wäre zu klein, so sind der Fehler mehr*²¹. Neben dem Klappsitz, der verstellbaren Rückenlehne, den meistens feststehenden Hand- und Fußstützen sowie der Auflage für den Kopf häufig in Form der Ohrenbacken eines Sessels, sollte der Stuhl stabil und gleichzeitig beweglich im Sinne des Tragens und Bewegens sein. Das Vorbild der Gebärstühle im 19. Jahrhundert in Form und Konstruktion war der bequeme Armlehnstuhl bzw. der Ohrenbackensessel schlechthin. Dieser Typus fand selbst bei Zwangsstühlen in Hospitälern oder Verwahranstalten Eingang²².

Der Bächlinger Gebärstuhl steht nicht auf ausgestellten Füßen oder nach unten sich verzweigenden Beinen und ist auch nicht in der typischen Pfostenbauweise konstruiert. Die beiden Seitenteile in Form von geschlossenen, verleimten Brettstollen aus Fichte, unten und oben durch harthölzerne Stege verbunden, tragen die Last. Darauf liegen die gerade geführten Armlehnen, lederbezogen und in eine Art Rollenknäuf endend. Auf ihnen sind die gedrechselten, aus Obstbaumholz bestehenden, festen Handgriffe eingezapft.

Die leicht geneigte Rückenlehne des Gebärstuhles ist in Rahmenbauweise mit Schlitz und Zapfen gefertigt. Der obere Lehnenfries ist ungeschwungen, glatt gearbeitet. Die seitlich angeordneten Ohrenbacken sind stumpf angesetzt, auf den Rahmen geleimt und zweifach verschraubt. Die beiden seitlichen, stufenweise einrastenden Eisenbänder dienen der Arretierung der verstellbaren Rückenlehne. Die Sitzfläche ist über eine Holzachse aufstellbar, die Seitenteile können zur Mitte eingeklappt und übereinander gelegt werden. Damit ist ein flaches, gut zu transportierendes Möbelstück entstanden, was schnell und leicht zu bewegen ist und im Notfall von einer starken erwachsenen Person über eine kurze Distanz auch allein getragen werden kann. Die gepolsterten Teile sind einheitlich mit dunklem Leder bezogen. Es stammt von der Ziege her, denn Ziegenleder ist am weichsten und

21 Henckel (wie Anm. 4), S. 143 f.

22 Im Psychiatriemuseum in Haina in Hessen ist ein Zwangsstuhl vom Anfang des 19. Jahrhunderts des ehemaligen Landeshospitals mit dicker Lederpolsterung und übergroßen Ohrenbacken zu besichtigen.

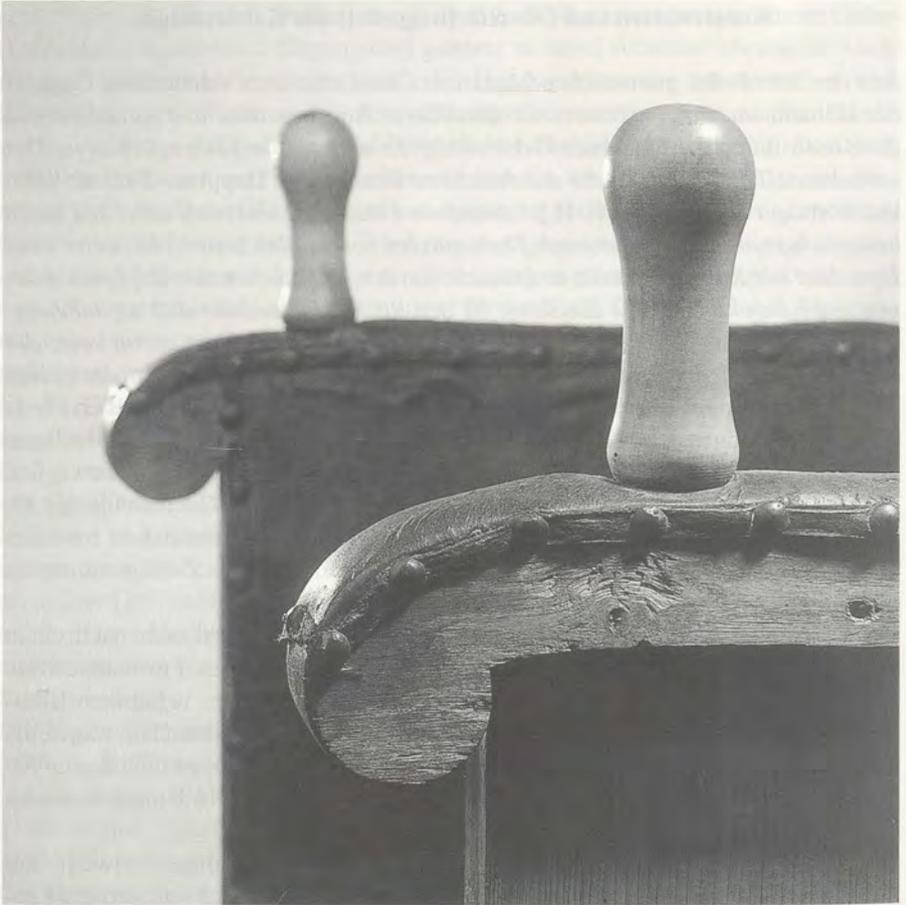


Abb. 10 Die aus Obstbaumholz gedrechselten Handknäufe auf den gerade geführten Armlehnen des Gebärstuhls (Foto: Bernd Kunz, Langenburg).

wärmsten²³. Der Bezug aus Haustierleder weist keinerlei Prägung oder schmückendes Dekor auf. An den Ecken, Kanten und Endstücken ist zusätzlich ein gestanztes Lederband in Form einer umlaufenden Borte mittels sichtbarer Messingnägeln angebracht. Das Lederband wie der Ziernagelbeschlag haben neben der Schmuckform vor allem eine stabilisierende und schützende Funktion für die Polsterung. Sie besteht im Bereich der Rückenlehne, des hochklappbaren Sitzes sowie der Armlehnen nicht wie angenommen aus kurz geschnittenem Rosshaar, sondern

23 Dies bestätigte auch die Kammerstätter (Gde. Bühlerzell) Altbäuerin Agnes Rupp bei einer Befragung zu Art und Weise der ländlichen Hausgeburten im August 2000.

aus Wildhaaren. In dem dicht gepressten Polstermaterial finden sich ausschließlich Reh- und Hirschhaare²⁴.

Restaurierung und Bewahrung

Der aus Eichen- und Fichtenholz konstruierte Stuhl war auf den ersten Eindruck vom Holzträger her in einem guten Zustand. Lediglich am unteren letzten Rückenbrett sowie an der Aussenseite der rechten Seitenwand war Holzbockbefall eingetreten. Die ehemals vorhandenen Fußstützen fehlten beide. Mit Tierhaaren gefüllt und ausgestopft, befand sich der lederne Bezug in einem sehr schlechten Zustand. Das Polsterleder war total ausgetrocknet und sehr brüchig. An vielen Stellen war es aus der Benagelung herausgerissen, die beiden Armlehnen mit zahlreichen Rissen und Löchern versehen. In manchen Bereichen fehlte gänzlich das Leder, andere Flächen am Rückenbezug und der Sitzfläche waren mit Abschabungen und Mürbebefall gekennzeichnet. Um den Gebärstuhl zu erhalten, mussten umgehende geld- und arbeitsaufwendige Maßnahmen ergriffen werden, ansonsten wäre er in seiner Substanz mehr als gefährdet und dem Untergang geweiht. Kontakt wurde



Abb. 11 Zustand des Ziegenleders vor der Restaurierung im Deutschen Ledermuseum (Foto: Werner Schmitzer, Offenbach).

24 Ergebnis der Untersuchung im Deutschen Ledermuseum zu Offenbach a. M. vom Dezember 1989.

zum Deutschen Ledermuseum in Offenbach am Main hergestellt und die erfahrene und kompetente Restaurierwerkstatt um Hilfe gebeten²⁵. Zeitgleich ging an die Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen ein Schreiben mit der Bitte um Bezuschussung einer Restauriermaßnahme, hier einen Gebärstuhl in Form eines Ohrenbackensessels aus der Zeit der dörflichen Hausgeburten betreffend²⁶.

Wertigkeit und Erhaltung

Der ideelle und materielle Wert des Gebärstuhles ist sehr hoch anzusetzen. Unter den über 100 000 magazinierten Objekten des Hohenloher Freilandmuseums gibt es kein einziges Pendant dazu. Der in den letzten Jahren gleichgebliebene Versicherungswert von einer fünfstelligen Zahl bei auswärtigen Leihersuchen anderer

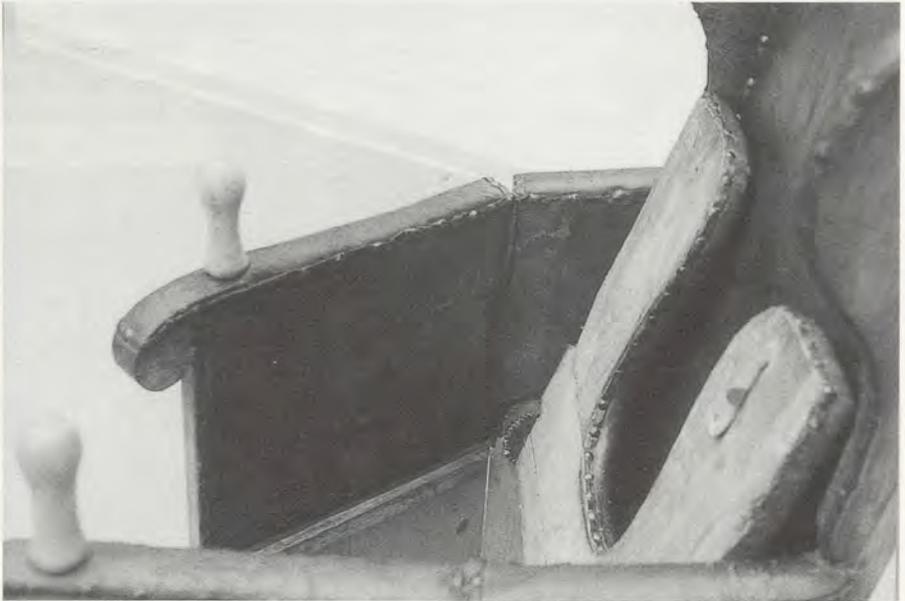


Abb. 12 Der Bächlinger Gebärstuhl nach erfolgter Restaurierung mit hochgeklappter Sitzfläche und nach innen geschwenkter rechter Seitenwand (Foto: Elmar Hahn).

25 Die beiden Lederrestauratoren Herr Werner Schmitzer und Frau Jutta Göpfrich führten in Absprache mit der Museumsleitung des Hohenloher Freilandmuseums die umfangreichen Restaurierungsarbeiten in vorbildlicher Weise im Zeitraum Dezember 1989 bis September 1990 aus. Ihr berufliches Können und die fundierte Arbeitsleistung waren entscheidend bei der Objekterhaltung und der schwierigen Sicherung und Konservierung des ledernen Bezug- und Polsterstoffes.

26 Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg, Antrag und Schreiben vom 26. September 1989 zur Förderung musealer Maßnahmen durch das Land Baden-Württemberg.

Museen ist mehr als gerechtfertigt, zumal neben der Geschichte, dem letzten Verwahrort und seiner Verwendung eine beispielhafte zeitaufwendige Konservierung und Restaurierung der kompletten ledernen Polsterung erfolgte. Trotz seines Alters von über einhundertdreißig Jahren und dem häufigen Gebrauch mit Transporten, Abnutzungen und mechanischer Beanspruchung besitzt das Stuhlgestell immer noch eine hohe Festigkeit, die eingebohrten, handgeschnitzten Holznägel stabilisieren und halten den Korpus gut zusammen. In steten Abständen wird das Ziegenleder mittels eines Lederbalsams gereinigt und nach dem Trocknen mit einer säurefreien Vaseline gefettet. Die Sorge und das hohe Verantwortungsbewusstsein bei der musealen Langzeitbewahrung um die Erhaltung dieses eindrucksvollen Zeugnisses aus der Zeit der dörflichen Hausgeburten kommt bei der Magazinierung auf einer eigenen Möbelpalette, abgedeckt und geschützt durch säurefreies Seidenpapier, innerhalb des Depots zum Tragen.

Renaissance der Gebärstühle

Gegenwärtig scheint der Gebärstuhl und damit die sitzende Gebärhaltung wieder größere Bedeutung zu erlangen. Die Diskussion: „Welches ist die natürlichste Stellung der gebärenden Frau“ ist aktueller denn je. Einzelthemen wie der Einfluss der Körperhaltung auf die Lungenfunktion in der Spätschwangerschaft werden detailliert in der ärztlichen Fachpresse vorgestellt. Der amerikanische Entbindungsstuhl „Modell Century“, der erste im 20. Jahrhundert neu entwickelte Stuhl, der in seiner Konstruktion an die früheren Gebärstühle erinnert und wie diese ausschließlich für die Verwendung in der Austreibungsphase bestimmt ist, wurde Anfang der 1980er Jahre in fast 100 Exemplaren in den verschiedensten geburtshilflichen Kliniken in Europa verwandt. Der Chefarzt am Städtischen Krankenhaus von Herbolzheim, Dr. med. D. Schumacher, welcher seit 1981 über 500 Frauen auf dem Century-Gebärstuhl entband, führte im Februar 1983 dazu aus: „Alle Mehrgebärenden, die bei vorherigen Geburten in herkömmlicher Weise entbunden wurden, haben wir befragt, ob sie wieder auf einem Stuhl oder lieber im Bett entbinden möchten, und über 90% hatten sich für den Stuhl entschieden“²⁷.

Britische Ärzte entwickelten ab der Mitte der 80er Jahre ein Kissen, das den Frauen die Geburt ihres Babys erleichterte. Es ähnelt einem sehr niedrigen, tiefen Sessel, auf dem die Gebärende bequem zurückgelehnt sitzt und sich an zwei seitlichen Haltegriffen festhält. In dem Geburtskissen wird die Niederkunft deutlich verkürzt. Die Schweizer Hebammen Louise Daemen und Blanca Landherr haben zusammen mit der bekannten Autorin Liselotte Kuntner 1987 den Gebärhocker „Maia“ konzipiert. Mehrere Hundert dieser Hocker mit einem Überzug aus echtem Leder, einer Latexpolsterung und massivhölzernen Beinen sind in Kliniken und

27 L. Kuntner: Die Gebärhaltung der Frau. Schwangerschaft und Geburt aus geschichtlicher, völkerkundlicher und medizinischer Sicht, München³1991, S. 132.

bei Hausgeburten mit Erfolg im Einsatz. Beispielweise verwenden ihn die Hebammen der Frauenklinik Berg in der Landeshauptstadt Stuttgart. Die sich in Gemeinschaften niedergelassenen selbständigen Hebammen der Landkreise Schwäbisch Hall und Hohenlohe propagieren die Verwendung moderner Gebärstühle bei Haus- und Praxisgeburten, die auf Komfort, Hygiene und Ästhetik umfassend Rücksicht nehmen. Die Praxis der vier freiberuflich tätigen Hebammen in der Haller Mauerstraße verfügt über zwei Geburtszimmer mit den entsprechenden Gerätschaften²⁸. Es scheint sich wirklich wieder der Stuhl mit seiner vertikalen Gebärposition durchzusetzen. Wie der ehemalige Gebärstuhl der württembergischen Gemeinde Bächlingen verfügen die modernen medizinischen Gebärstühle im Bereich der Schamgegend der Sitzenden über eine Aussparung in der Sitzfläche sowie über Handgriffe und Fußstützen zum Festhalten beim Pressen. Das praktische, über Generationen vermittelte Wissen der Hebammen, der große Einfluss von Körperhaltung und Bewegungsfreiheit der Gebärenden auf die verschiedenen Faktoren des Geburtsvorganges, die neue selbständige, aktive Rolle der Frau bei der Geburt, all dies lässt den über Jahrhunderte lang benutzten Gebärstuhl mit seiner natürlichsten Art, ein Kind zur Welt zu bringen, zu neuer Bedeutung erwachsen.

28 B. Erhard: „Ich möchte meine eigene Herrin sein“. Der Haller Hebamme Anja Bellermann wurde ihr Beruf schon in die Wiege gelegt, in: Haller Tagblatt v. 9. 8. 2000, S. 29.

Neusass 1879: Ein Marktplatz wird zum Acker

von ULRIKE MARSKI

*Für das Jahr 1879 zur landwirtschaftlichen Nutzung verpachtet*¹, vermerkte der Beamte des Kameralamts Schöntal am 19. Dezember 1878. Seine Notiz bezog sich auf ein Flurstück, auf dem mehrere Jahrhunderte lang die Neusasser Jahrmärkte stattgefunden hatten. Der Autor der Oberamtsbeschreibung Künzelsau bestätigte bald darauf: „Der früher weit berühmte und viel besuchte Markt ist neuestens wegen mangelnden Besuchs aufgehoben worden“².

Neusass besteht aus einer kleinen Marien-Kirche, einer gefassten Quelle in einer Grotte, einem Forsthaus, einer mächtigen Linde und einigen Fischweihern. Das längliche Flurstück auf der Höhe zwischen Kocher und Jagst oberhalb von Schöntal, auf dem die Neusasser Jahrmärkte abgehalten wurden, ist heute wie damals umgeben von Feldern und Wäldern. Immer noch wird der Acker auf der Ortskarte von Schöntal als *Marktplatz* bezeichnet. Früher einmal war er der Länge nach von einem Weg durchzogen³.

Bevor der Niedergang des Neusasser Marktes genauer geschildert wird, sollen einige Spekulationen zu seinen Anfängen und das wenige Bekannte über seinen Verlauf dargestellt werden⁴. Seit wann es diesen Jahrmarkt gab, ist nicht bekannt. Zusammen mit dem Muswiesenmarkt bei Rot am See galt und gilt er als ältester Markt unserer Region. Für beide Märkte existieren keine Urkunden, in denen ein entsprechendes Privileg erteilt würde. Auffälliges Merkmal beider ist, dass sie, ohne an eine nennenswerte Siedlung gebunden zu sein, sozusagen „auf freiem Felde“⁵ stattfanden.

Keltische Kultstätte oder christlicher Wallfahrtsort?

Ohne dem allzu großes Gewicht beimessen zu wollen, sei hier angemerkt, dass Neusass einige Merkmale aufweist, die Michael Mitterauer 1980 als typisch für

1 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) F 81 Bü. 220, Kameralamt Schöntal, Verpachtung bzw. Verkauf der Marktgerechtigkeit, 1804–1861 [tatsächlich bis 1878, U. M.].

2 Beschreibung des Oberamts Künzelsau. Hrsg. vom Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1883, Bd. 2, S. 817.

3 Freundliche Auskunft von Walter Dürr, Öhringen.

4 Die Recherchen zu Neusass wurden im Rahmen der Vorbereitungen für die Ausstellung „Märkte in Stadt und Dorf“ für das Hohenloher Freilandmuseum gemacht und vom Museum finanziert. Zu der Ausstellung ist im Sommer 2000 ein gleichnamiges Buch erschienen.

5 K. O. Müller: Geschichte des Muswiesenmarktes, in: WVjH NF 33 (1927), S. 68.



Abb. 1 Blick von der Hohen Straße auf Neusass mit Forsthaus, Kirche und Linde im Januar 2001. Im linken Bereich des Ackers befand sich der Marktplatz, der sich von der Straße bis fast zu den Gebäuden erstreckte (Foto: U. Marski).

Marktplätze mit keltischem oder antiken Ursprung ermittelt hat. Dabei schließt er für Neusass eine Vorgeschichte als römischer Kastellmarkt ausdrücklich aus. Kennzeichnend für diese Marktplätze mit vormittelalterlicher Herkunft ist, dass sie sich an abgelegenen Orten befinden und sich aus ökonomisch nicht mehr erkennbaren Gründen jahrhunderte- oder jahrtausendlang gehalten haben. Zunächst verweist Mitterauer auf den Zusammenhang von Kult und Handel: „Zu allen Zeiten waren mit religiösen Festen auch Händlertreffen verbunden“⁶. Diese kultischen Orte konnten sich auf Bergen, bei Quellen oder bei Begräbnisstätten von Heiligen befinden; später errichtete man hier oft christliche Wallfahrtskirchen. Mitunter entwickelte sich eine eigenständige Jahrmaksttradition ohne terminliche Verbindung zu den Kirchenpatronen. In Neusass geschah die Anlehnung des Herbstmarktes an Mariä Geburt (24. September) erst am Ende des 17. Jahrhunderts, während er vorher im August stattgefunden hatte; der Frühlingmarkt Anfang Mai lässt keinen terminlichen Bezug zur Patronin erkennen. Laut Mitterauer kann der 1. August als

6 M. Mitterauer: Markt und Stadt im Mittelalter. Beiträge zur historischen Zentralitätsforschung (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 21), Stuttgart 1980, S. 149.

keltischer Festtermin gelten; der erste Mai oder der erste Mittwoch im Mai waren als Termine für Volksfeste in keltisch besiedelten Gebieten noch bedeutsamer. Außerdem erwähnt der Autor die dreitägige Dauer keltischer Feste. Wir werden sehen, dass die Neusasser Jahrmärkte mit Vor- und Nachmarkt noch im 19. Jahrhundert insgesamt eigentlich drei Tage dauerten. Die Märkte mit ungeklärtem Herkommen existierten – wie es auch Neusass tat – „neben den neuen Zentren und von ihnen vollkommen unberührt durch Jahrhunderte hindurch weiter als Relikt einer längst vergangenen Ordnung“⁷.

Der Siedlungsforscher Karl Otto Müller führte 1927 aus, dass Neusass direkt an der „Hochstraße“⁸ liegt, die als Teil eines vorgeschichtlichen Fernwegenetzes auf der trockenen Hochfläche zwischen Kocher und Jagst vom Neckarraum zur Hohenloher Ebene führte. Gesäumt ist die Hohe Straße – wie sie heute auch genannt wird – von zahlreichen Grabhügeln, die für Müller die Existenz prähistorischer Siedlungen belegen. Er hält es außerdem für möglich, dass „schon in älterer Zeit“⁹ ein Weg vom Kocher- zum Jagsttal die Höhenstraße bei Neusass kreuzte. Für Musdorf, dessen Umgebung besonders reich an Grabhügeln ist und das ebenfalls in der Nähe von Kreuzungspunkten alter Fernwege liegt, schließt sich Müller der Meinung an, dass ein Tauschverkehr von Handelswaren bereits in vorgeschichtlicher Zeit denkbar sei.

Für Neusass hält er einen schon bestehenden Jahrmarkt zur Zeit der Klostergründung im 12. Jahrhundert für unwahrscheinlich. Müller meint, dass wir „eine Entstehung des Jahrmarkts aus der namentlich im 14. Jahrhundert blühenden Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau Kapelle, die mit einem später erbauten Jägerhaus des Klosters das einzige Gebäude mitten in den Wäldern war, herleiten müssen“¹⁰. Er ist der Ansicht, dass es sich beim Neusasser Markt um einen jener vielen Kirchweihmärkte handelt, die keines königlichen Privilegs bedurft hätten. Dass sich der Muswiesenmarkt so erfolgreich entwickelte, habe seine Ursache nicht allein in der verkehrsgünstigen Lage und den Wallfahrten zur dortigen Michaelskirche, sondern in der bewussten Förderung durch die Herren von Bebenburg (die übrigens anfänglich auch die Besitzer von Neusass waren).

1661 wird erstmals ein Jahrmarkt in Neusass erwähnt

Hören wir noch zwei weitere Stimmen. Der Gemeinderat von Schöntal, der 1860 das Marktrecht für Neusass erwerben wollte, erwähnte in diesem Zusammenhang einen *schon seit 700 Jahren bestehenden Markt*¹¹. Demnach gingen die Schöntaler – ohne es weiter zu belegen – davon aus, dass der Markt in Neusass seit der Klo-

7 Ebd., S. 153.

8 Müller (wie Anm. 4), S. 68.

9 Ebd.; OAB Künzelsau (wie Anm. 2).

10 Ebd., S. 70.

11 StAL F 81 Bü. 220, 10. 11. 1860.

stergründung durch den Edelfreien Wolfram von Bebenburg 1157 existierte¹² und dort nach der Umsiedlung der Mönche nach Hofelden, wo 1163 Kloster Schöntal gegründet wurde, weiterhin stattgefunden hatte.

Das Schöntaler Kameralamt war der Meinung, dass ein privilegierter Markt erst in wesentlich jüngerer Zeit eingerichtet worden war. 1863, als es um die „Sonntagsstörungen“ (von denen noch die Rede sein wird) ging, schrieb man von dem *schon über 200 Jahre bestehenden Neusasser-Markt-Rechte*¹³. Auf welche Urkunde aus dem 17. Jahrhundert sich der Amtmann möglicherweise bezog, ließ er leider offen. Die Ausbeute aus zeitgenössischen Quellen über den Markt im Wald ist nicht gerade ergiebig. Schon im 14. Jahrhundert besaß Neusass offenbar eine beachtliche Konjunktur als Wallfahrtsort. Die Donaueschinger Chronik berichtet, dass 1395 eine große Wallfahrt aus vier Dekanaten dorthin zog¹⁴. Zwei Jahre darauf, im Dezember 1397, reiste König Wenzel nach Neusass. Er erteilte „dem Kloster das Recht, bei den Wallfahrten zu der mit reichem Ablass ausgestatteten Kapelle in N. allein Wein schenken zu dürfen“¹⁵. In der Künzelsauer Oberamtsbeschreibung wird dieser Vorgang zum offiziellen Beginn eines Neusasser Wallfahrtsmarktes erklärt: „Dies ist wohl der Anfang, der den alten Bieringer Markt lahm legte“¹⁶. Wiederum die Donaueschinger Chronik teilt mit, dass „1431 am Sonntag nach Laurentii [10. August, U. M.] eine große Wallfahrt nach N. wegen Hussitengefahr“¹⁷ stattfand.

Danach schweigen die bisher bekannten historischen Dokumente mehr als 200 Jahre lang über Neusass. Für 1661 findet sich dann der früheste ausdrückliche Hinweis auf die Neusasser Jahrmärkte in einer Schöntaler Chronik: *Von den Beamten zu Krautheim ist das Kloster mehrmals turbiert und angefochten worden, wegen Besichtigung und Vorgebung der Krämer Ellen auf denen Neusasser Jahrmärkten*¹⁸. Über das Jahr 1668, zur Zeit der Erweiterung der Wallfahrtskapelle zu einer kleinen Kirche, ist zu erfahren, dass der Neusasser Markt am Sonntag nach Bartholomäi (24. August) abgehalten wurde¹⁹. Bis 1697 hatte man den Termin offensichtlich verlegt: Da das Fest Mariä Geburt (8. September) in besagtem Jahr auf einen Sonntag fiel, verordnete der Abt von Schöntal, den Jahrmarkt zu Neusass auf den darauf folgenden Sonntag zu verschieben²⁰. Auch die Beschwerde, die das Kloster Schöntal 1735 gegen das Amt Krautheim wegen Aufrichtung eines neuen

12 Zur Gründung des späteren Klosters Schöntal in Neusass siehe: *M. Meyer-Gebel*: Zu Gründung und Anfängen von Kloster Schöntal, in: WFr 80 (1996), S. 65–77.

13 Gemeindearchiv Schöntal, Nr. 4180, Marktsachen, 4.5. 1863.

14 OAB Künzelsau (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 817.

15 Ebd., nach einer nicht näher bezeichneten Urkunde im Staatsarchiv.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 StAL H 14, Bd. 219.

19 Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein (HZAN), GHA IX/64c.

20 StAL H 14, Bd. 219.

Zolles bei Neusass erhob, stand vermutlich in Verbindung mit dem Marktgeschehen²¹.

Im Gegensatz zum Muswiesenmarkt, der seit dem 15. Jahrhundert außerordentlich gut im Aktenmaterial vertreten ist, haben die Neusasser Jahrmärkte, so sie denn stattfanden, nur wenige Spuren in den Dokumenten hinterlassen. Und während der Muswiesenmarkt noch heute einen enormen Zulauf von Beschickern und Marktbesuchern verzeichnet, ist der Jahrmarkt in Neusass 1879 endgültig von der Bildfläche verschwunden. Die Umstände seines Erlöschens können nun, da die Akten des Klosters Schöntal im Staatsarchiv Ludwigsburg geordnet sind, ziemlich genau nachvollzogen werden. Die Vorgänge insbesondere in einem Bündel bieten so ausführlich und in schöner Vollständigkeit Einblick in die Verhältnisse des Marktes im 19. Jahrhundert, dass sie hier ausgebreitet werden sollen.

1804: Der Neusasser Förster pachtet den Markt

Im Frühjahr 1803 gibt das neu eingerichtete herzoglich württembergische Oberamt bekannt, dass *der berühmte Jahrmarkt bei der Neusasser Kapelle auch in diesem Jahr wieder zur gewöhnlichen Zeit, Montags, den 2. Mai, abgehalten werden wird*²². Diese Nachricht soll den Amtsuntergebenen mitgeteilt, an alle Orte des Amtes Schöntal geschickt und von ihnen unterschrieben werden. Man deutet an, dass von der jetzigen württembergischen Herrschaft *neue Rechte*²³ zu erwarten seien – unter anderen zu der Frage, wer nun das Markt- und Standgeld erheben soll. Doch zunächst wird nur festgesetzt, wie der Markt zu bewachen ist. Eine Berlichinger Mannschaft, die aus 36 Personen besteht, hat anzutreten: sechs Musikanten, vier Offiziere – darunter ein Tambour –, vier Zimmerleute, die mit ihrer Axt erscheinen sollen, und zusätzlich 22 gemeine Männer.

Kurz zuvor ist dann doch nicht ganz sicher, ob der Markt wegen *schlimmer Witterung*²⁴ am 2. oder am 9. Mai stattfinden wird. Auf jeden Fall ist folgender Ablauf geplant: *Um 12 Uhr wird der Markt von der diesseitigen Leutkompagnie durch den Trommelschlag eröffnet, dann das Markt- und Standgeld für die diesseitige Herrschaft erhoben*²⁵. Noch steht das Recht des Weinausschanks dem bisherigen Besitzer der Marktgerechtigkeit, dem Kloster Schöntal, zu; während des Marktes ist der Weinverkauf vom Umgelt, der Weinsteuer, befreit. Das Kloster muss allerdings die diesseitigen Geleitsbeamten samt ihren Pferden verköstigen.

Ein Jahr darauf hat man sich von württembergischer Seite her entschlossen, die Marktgerechtigkeit zu verpachten. Während in den meisten anderen Orten die Verantwortung für die Märkte in den Händen der Gemeinden liegt, muss man in Neu-

21 StAL B 503 I.

22 StAL D 87, Schöntal Bü. 5.

23 Ebd.

24 Ebd., 29.4.1803.

25 Ebd.

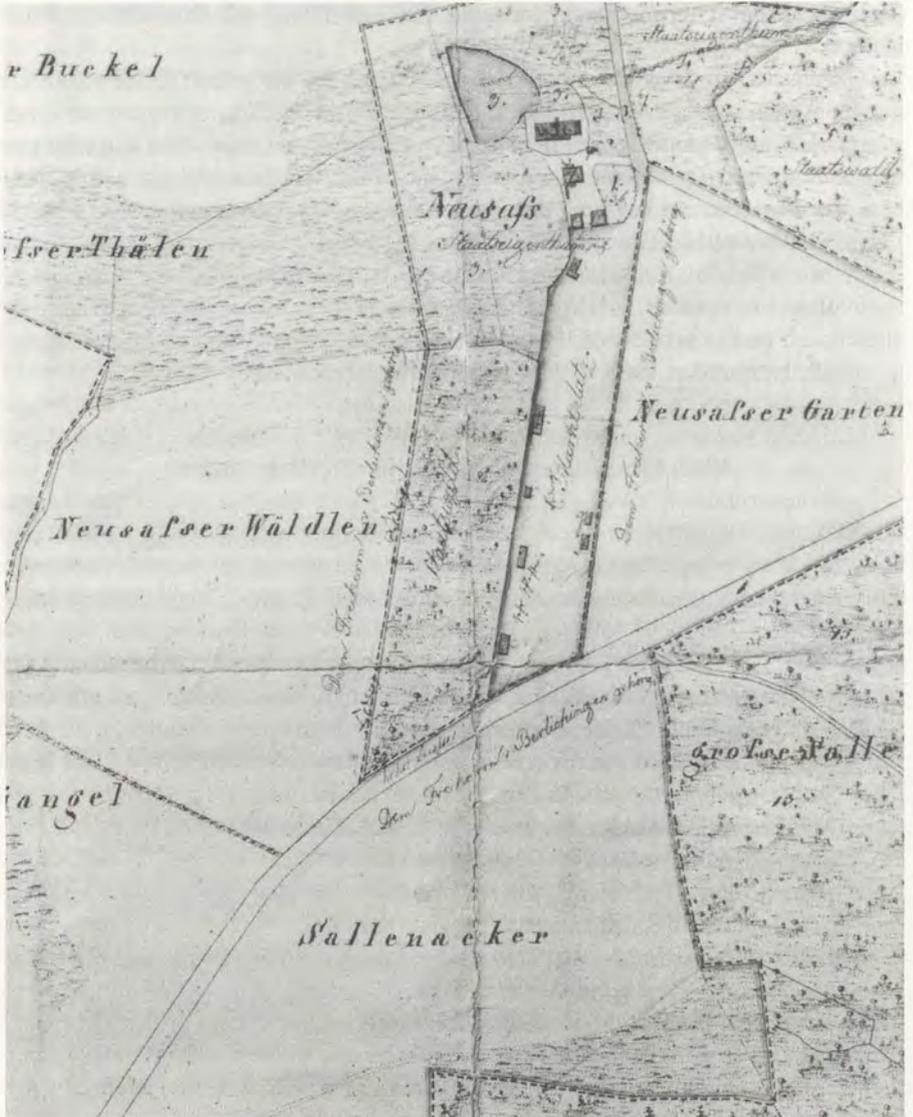


Abb. 2 Die Flurkarte aus dem 19. Jahrhundert zeigt den lang gezogenen Neusasser Marktplatz mit einigen (ständigen?) Buden (Forstamt Schöntal; Foto: B. Kunz).

sass zu dieser ungewöhnlichen Lösung greifen. Denn hier ist die bisherige Herrschaft, das Kloster, vertrieben worden, und weder in Neusass noch in Schöntal – das ja bisher nur aus dem Kloster bestand – existiert eine bürgerliche Gemeinde. Allerdings hatte auch das Kloster Schöntal seine Marktgerechtigkeit früher schon

verpachtet: 1668 gab es an, dass in Neusass ein Pächter als Entschädigung für seine Tätigkeit das Marktstandgeld erhielt²⁶.

Im April 1804 findet die Versteigerung statt, zu der sich drei Interessenten einfinden: Martin Honörlein²⁷ aus Berlichingen, Förster Schad aus Neusass und Jakob Adam Marmein vom Neuhof. Den Zuschlag bekommt Förster Schad für 22 Gulden pro Jahr; der Pachtvertrag gilt für drei Jahre. Der Schöntaler Steuereinnnehmer setzt ordentlich auf, welche Rechte und Lasten auf den neuen Pächter warten: *Das hohe Churhaus Württemberg hat das Recht, dahier auf offenem Felde alljährl. 2 Märkte im Frühling und Herbste abzuhalten; hiermit sind folgende Rechte verbunden:*

- 1.) *Die Weinschanks- und SpeisGerechtigkeit,*
- 2.) *der Einzug des Standgelds,*
- 3.) *die Abgabe der Materialien zu den Marktständen,*
- 4.) *das Recht, den Krämern die Schöntaler Ellen Maße abzugeben.*

*Auch ist ein besonderes sogenanntes Weinhaus zum Gebrauche des Wirths am Markte vorhanden. Die Lasten, die vorkommen, sind 16 Maas, welche nach langer Observanz für die Markt-Wache abgegeben werden*²⁸. Für den Frühlingmarkt wird der erste Montag nach Philippi und Jakobi (bis 1950: 1. Mai) und für den Spätlingmarkt der erste Montag nach Mariä Geburt (8. September) als Termin angegeben.

Nach Ablauf der festgesetzten Frist 1807 verbleibt das Marktrecht für weitere neun Jahre bei Förster Schad. Innerhalb dieses Zeitraumes wird dieser durch einen jüngeren Förster ersetzt und zieht nach Berlichingen. Der neue Amtsinhaber Junginger will sich nicht mit der Markthaltung abgeben. Es gibt Unstimmigkeiten wegen der Materialien für die Stände, denn der Schöntaler Steuereinnnehmer fragt bei seiner vorgesetzten Behörde an, ob er diese erwerben solle. Das hält man dort für keine gute Idee und empfiehlt stattdessen, die nächste Verpachtung abzuwarten.

Ein Wirt bleibt dreißig Jahre lang Marktpächter

Bei der Versteigerung im Juli 1816 kommt der Hirschwirt Martin Höhnerlein aus Berlichingen – der schon zwölf Jahre zuvor an der Versteigerung des Marktpächteramts teilgenommen hatte – zum Zuge. Er ist der einzige Interessent, der sich bereit erklärt, die gleiche Pachtsumme zu entrichten wie sein Vorgänger, nämlich 18 Gulden. Die anderen Bewerber winken ab und *erklärten, daß bei den theuren Materialien, das ausgesetzte StandGeld sehr gering seye, und das Locarium hiedurch nicht gewonnen werden könne*²⁹. Höhnerlein beweist seine Entschlossenheit,

26 HZAN, GHA IX/64c.

27 Der Name erscheint später auch als Hohenöhrlein oder Höhnerlein; im Folgenden wird die Version Höhnerlein verwendet.

28 StAL F 81 Bü. 220, 24. 4. 1804.

29 StAL F 81 Bü. 220, 30. 7. 1816.

indem er der Witwe des Försters Schad das Material für die Marktstände bereits abgekauft hat.

Amtsverweser Textor vom Schöntaler königlichen Kameralamt präsentiert einen außerordentlich detaillierten Vertrag, der alle Unklarheiten und Eventualitäten ausschließen soll. Gegenüber dem Pächter spart er nicht mit Ermahnungen: Dieser solle sich bei seinen Forderungen gegenüber den Händlern zurückhalten, um sie nicht zu verprellen und am Wiederkommen zu hindern.

Der Pächter, der während der Marktzeit *die Weinschanks- und Speiß-Gerechtigkeit*³⁰ ausübt, darf sich mit Erlaubnis der Herrschaft noch eine weitere Wirtschaft hinzunehmen. Das Standgeld – also die Kosten für die Vermietung der Materialien, aus denen die Marktstände errichtet werden – kann der Pächter zwar selbst festlegen, aber es werden ihm doch genaue Vorgaben gemacht, wie viele Kreuzer er jeweils für ein Brett, eine Tür, einen Bock, für ein Büschel Bauholz und für Stangen von den Krämern verlangen darf.

Als Nächstes wird dem Pächter vorgeschrieben, welche Beträge er den Bäckern für ihre Körbe mit Wecken oder *Mürbs* abnehmen sollte und wieviel *ein Weis- oder Rothgerber, Schuhmacher, Huthmacher, Häfner, und dergleichen nach Verhältniß seines großen oder kleinen Stands* berappen muss, *Um 12 Uhr geht die Markt Büxe herum, und dann, wenn nun die Krämer ihre Waaren ausgelegt haben, [...] darf der Entrepreneur das Standgeld einziehen, wobei er jedoch alle Mäßigung beobachten und keine Ueberschreitung sich erlauben solle, damit die Krämer p. p. wegen zu starker Abgaben den Markt nicht künftig zu meiden gemüßiget seyn möchten.*

Natürlich hat der Pächter die Pflicht, *alle zu dem Markt erforderliche Materialien und Gerätschaften, zu Aufschlagung der Stände und dergl. auf seine Kosten anzuschaffen, und nicht nur in hinlänglicher Menge, sondern auch in guter Beschaffenheit zu erhalten und damit die Krämer nach Erforderniß zu befriedigen.* Untergebracht werden diese *Markt-Materialien* in einem Teil des Erdgeschosses im so genannten Weinhäusle, aus dem während des Marktes ausgeschenkt wird; den Rest des Gebäudes nutzt Förster Junginger als Kleinviehstall und Heuboden.

Der Pächter gibt jetzt nicht mehr das Schöntaler, sondern das württembergische Ellenmaß aus und darf dafür nach wie vor drei Kreuzer verlangen. Die frühere Marktwache von zwölf bis 16 Mann ist durch die Gendarmerie ersetzt worden – *sollte diese Wache in der Folge irgend einen Kosten verursachen, so ist solcher durch den Markt-RechtsPächter zu bestreiten.* Auf der Grundlage dieser Anweisungen bleibt Martin Höhnerlein mit mehreren Verlängerungen seines Vertrages nun fast dreißig Jahre Pächter der Neusasser Jahrmärkte.

Im folgenden Jahrzehnt, so scheint es, gewinnt mit wachsendem Wohlstand das vergnügliche Element bei den Jahrmärkten an Bedeutung: 1825 wird gemeldet, dass sieben Wirte in Neusass ausschenken und dass sechs von ihnen – nämlich die aus Berlichingen und Jagsthausen – auf dem Markt Tanzböden errichtet haben.

30 Ebd., auch die folgenden Zitate aus dem Vertrag sind an dieser Stelle zu finden.

Die Behörde verordnet, die Zahl der Wirte nicht zu erhöhen. Als Besonderheit ist festgehalten, dass die Gastwirte geschäftstüchtig geworden sind und Bier auschenken. 1833 sind nur noch fünf Wirte *Afterpächter*³¹, so dass ein neuer Wirt mit einer *Butike*³² zugelassen wird. Als Alarmzeichen ist zu werten, dass Höhnerlein Anfang der 1840er Jahre zwei Gulden weniger Pacht zahlen musste – die Jahrmärkte laufen offenbar schlechter. Trotzdem bewirbt sich Höhnerleins ältester Sohn Carl, Bürger und Handelsmann in Berlichingen, 1845 nach dem Tod seines Vaters um das Marktpächteramt und will *in diesen Bestand eintreten*³³.

Schlechte Bretter für die Marktstände

Um die Mitte des Jahrhunderts mehren sich die Zeichen für eine Krise. Eines davon ist, dass Carl Höhnerlein das Pachtgeld für den Frühlingmarkt 1849 schuldig bleibt, weil ein Gewitter am Markttag *Verheerungen*³⁴ angerichtet hat. Zu Beginn des darauf folgenden Jahres möchte Höhnerlein sein Pächteramt loswerden: Er sei seit 1½ Jahren krank. Als Nachfolger schlägt er seinen Schwager, den Berlichinger Schuhmachermeister Peter Josef Specht, vor. Der dortige Schultheiß bestätigt, dass Specht ein ordnungsliebender, fleißiger und sparsamer Mann sei und ein Vermögen von 800 bis 1000 Gulden besitze. Trotzdem besteht die Kreisregierung in Ellwangen auf einem Bürgen, bevor Specht die Nachfolge Höhnerleins antreten darf. Noch während dieses Verfahrens erteilt der Steuereinnahmer in Schöntal der königlichen Finanzkammer den Rat, die Neusasser Jahrmärkte nach Schöntal zu verlegen, da ihre Bedeutung abnehme.

Nach dem Herbstmarkt 1850 gibt es neuen Verdross: Krämer beschwerten sich beim Kameralamt, dass der Pächter schlechte Bretter geliefert habe und Waren verdorben seien. Eine Überprüfung ergibt, dass die Klagen der Händler berechtigt sind: Die Bretter taugen nicht mehr als Bedachung der Marktstände, man bräuchte 200 bis 300 neue. Als Specht aufgefordert wird, das in Ordnung zu bringen, rechtfertigt er sich damit, dass er zum letzten Markt bereits 130 neue Bretter beschafft habe. Außerdem seien zum nächsten Markt nicht so viele Krämer zu erwarten, *weil auch an diesem Tag in Adelsheim, Moßbach, Mergentheim Markt ist*³⁵; Marktbesucher und Krämer gingen dorthin. Außerdem müsse er nur noch drei Märkte abhalten, bis sein Pachtvertrag ausläuft, und deshalb wolle er keine Bretter mehr anschaffen.

An dieser Stelle taucht für Neusass zum ersten und einzigen Mal das Argument der Konkurrenz durch andere Märkte auf. Sicherlich spüren die schon lange bestehenden Märkte in dieser wirtschaftlich schwierigen Zeit verstärkt die Existenz der

31 StAL F 81 Bü. 220, 4. 9. 1833.

32 Ebd.

33 StAL F 81 Bü. 220, 19. 8. 1845.

34 StAL F 81 Bü. 220, 31. 5. 1849.

35 StAL F 81 Bü. 220, 24. 8. 1850.



*Abb. 3 Marktszene 1842, allerdings nicht in Neusass, sondern bei der Muswiese nahe Rot am See. Zu erkennen sind mit Stoffbahnen gedeckte Markt-
buden. In Neusass hingegen bildeten offenbar Bretter die Dächer der Stände; wenn sie – wie 1850 geschehen – minderwertig waren, litten die Waren der Krämer bei schlechtem Wetter. Ausschnitt aus einer Schützenscheibe von Georg Peter Groß, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäbisch Hall (Foto: B. Kunz).*

zahlreichen Marktveranstaltungen, die in den vergangenen Jahrzehnten gestattet wurden. Und nicht nur das: Die Krämerläden, die zunehmend in Stadt und Dorf eröffnen, sowie die Handwerker, die sich nun auch auf dem Land niederlassen dürfen, vertreiben bereits etliche der Waren, die man zuvor beim Markteinkauf erworben hat.

Als im März 1852 die Neusasser Märkte neu verpachtet werden sollen, treten vier Bewerber auf, darunter auch Peter Josef Specht. Er möchte nun doch Pächter bleiben: Für seine Bereitschaft, den stolzen Betrag von 42 Gulden und 30 Kreuzern als Pacht zu entrichten, erhält er erneut den Zuschlag. In den folgenden sieben

Jahren geht alles seinen unauffälligen Gang. Lediglich 1854 holt man beim Kameralamt in Schöntal die Erlaubnis ein, die Dörzbacher Viehmärkte auf neue – sich offenbar mit den Neusasser Märkten überschneidende – Termine legen zu dürfen. Da das Amt davon ausgeht, dass die Dörzbacher Viehmärkte auch in Zukunft nicht sehr bedeutend sein werden und außerdem weit genug von Neusass entfernt stattfinden, hat man dagegen keine Einwände.

Die Gemeinde Schöntal will das Marktrecht kaufen

Nach dem Herbstmarkt 1859 stellt Marktpächter Specht den Antrag, schon am Vorabend des am Montag stattfindenden Markttagess Speisen und Getränke *wirtschaften* zu dürfen, wie es *seit unfürdenklichen Zeiten der Fall gewesen seye*³⁶. Das Oberamt unterstützt diesen Antrag, da *seit Menschendenken*³⁷ am Vor- und Nachtag des Marktes bewirtet werden durfte. Schließlich kämen die Händler von weit her, und der Pächter entrichte eine hohe Pacht.

Hintergrund von Spechts Bemühungen ist ein Konflikt mit dem katholischen Schöntaler Pfarrer Läußer. Dem passt es nicht, dass bereits am heiligen Sonntag auf dem Marktplatz die Stände aufgeschlagen und dabei Speisen und Getränke ausgeschenkt werden. Aus sittenpolizeilichen Gründen bewirkt er bei der Polizeibehörde das Verbot des sonntäglichen Vormarktes. Die Regierung des Jagstkreises in Ellwangen lehnt die Bitte Spechts ab, da man der Meinung ist, dass weder die Handelstreibenden noch das Publikum am Sonntagnachmittag bewirtet werden müssten. Als einer der Marktwirte 1861 ein Gesuch zur Sonntagsbewirtung nachschiebt, wird es ebenfalls abgewiesen.

Als Nächstes tritt der Gemeinderat von Schöntal auf den Plan, um die Neusasser Jahrmärkte zu übernehmen. Er bittet 1860 das königliche Kameralamt *um käufliche Überlassung der Neusasser Marktgerechtigkeit samt Marktplatz und Zubehör an die Gemeinde Schöntal*³⁸. Man ist sich bewusst, dass die Märkte immer weniger Zuspruch finden und alljährlich unbedeutender werden, aber andererseits besitzen sechs Nachbargemeinden auch die Marktgerechtigkeit. Die Gemeinde Schöntal möchte den Marktplatz samt dem Weinhäusle und der Accishütte *mit Recht und Last* erwerben und ist bereit, *ein den früheren Marktpachtgeldern entsprechendes Kapital in Raten zu zahlen*³⁹. Der Gemeinderat bietet pauschal 440 Gulden, was etwa den Pachtgeldern für zehn Jahre entspricht. Doch die königliche Domänen-Direktion rechnet den Schöntalern vor, dass sie ein Vielfaches dieses Betrages verlangen könne. Die Verkaufsverhandlungen scheitern, und im Dezember 1860 findet wieder eine Versteigerung statt.

36 StAL F 81 Bü. 220, 20. 8. 1859.

37 StAL F 81 Bü. 220, 17. 8. 1859.

38 StAL F 81 Bü. 220, 19. 11. 1860.

39 StAL F 81 Bü. 220, 10. 11. 1860.

Von den drei Bewerbern wird ein gewisser Joseph Hofherr aus Berlichingen ausgewählt, da er ein jährliches Pachtgeld von 24 Gulden bietet. Eine Bewirtschaftung am Vorabend des Markttagess wird ihm ausdrücklich nicht gestattet. Joseph Hofherr ist kein Pächter, der nur das Geld eintreibt und ansonsten die Hände in den Schoß legt. Beim Frühlingsmarkt 1863 sammelt er bei den Händlern Unterschriften für eine Verlegung des Hauptmarkts von Montag auf Dienstag. Auf diese Weise könnte der Vormarkt ungehindert von sittenpolizeilichen Vorschriften am Montag abgehalten werden. Die anwesenden 60 Händler stimmen für eine Verlegung der Neusasser Frühjahrs- und Herbstmärkte auf den jeweiligen Dienstag. Wenn man weiß, dass beim Muswiesenmarkt 1850 über 400 Händler⁴⁰ erschienen sind, so wird deutlich, dass die Neusasser Märkte längst nicht mehr mit solchen wie der Muswiese mithalten können. Welche Gewerbesparten sich übrigens in jenen Jahren in Neusass einfinden, zeigen die Berufsangaben, die leider nur eine Minderheit der Unterschreibenden macht: Es handelt sich um Schuhmacher, Süßwarenhändler, Hutmacher, Nagelschmiede, Dreher, Messer- und Zeugschmiede, Seiler, Weber, Seifensieder, Wirte, Kleiderhändler, Kupferschmiede, Kübler und einen Schirmfabrikanten⁴¹.

Das Kameralamt Schöntal unterstützt die einhellige Initiative von Pächter und Händlern gegenüber der königlichen Dömanen-Direktion und fügt der Unterschriftenliste als Argument hinzu, dass der bisherige Nachmarkt sowieso keine Rolle mehr gespielt hätte: *Der mit dem bisherigen Dienstagsmarkt verbundene Viehmarkt hat längst aufgehört*⁴². Die Verlegung des Hauptmarktes auf den Dienstag wird im Mai 1863 genehmigt. Sechs Zeitungen und 27 Gemeinden erhalten vom Schöntaler Ortsvorsteher Nachricht über diese Veränderung.

Wären die Neusasser Jahrmärkte zu retten gewesen?

Die Verlegung der Markttagess kann den Untergang der Neusasser Märkte nicht aufhalten. Bei der erneuten Verpachtung der Marktgerechtigkeit im Dezember 1869 erscheint nur noch Josef Hofherr. Er will wegen *der stetigen Abnahme der Marktfrequenz*⁴³ lediglich die Hälfte seiner bisherigen Pachtsumme zahlen; die Dauer der Pacht möchte er auf drei Jahre festsetzen. Nachdem diese Frist verstrichen ist, gibt Joseph Hofherr wiederum an, dass nur noch ein *sehr geringer Marktverkehr*⁴⁴ zu verzeichnen ist. Trotzdem schließt er noch einmal einen Pachtvertrag über neun Jahre ab. Doch schon 1876 schlägt der Pächter vor, den Markt ganz aufzuheben. Man befragt die nahen Gemeinden Muthof, Berlichingen und Bieringen dazu. Nur der direkte Nachbarort Schöntals an der Jagst, Bieringen, wendet sich gegen eine

40 Müller (wie Anm. 4), S. 158.

41 Gemeindearchiv Schöntal, Nr. 4180, Marktsachen, 4. 5. 1863.

42 StAL F 81 Bü. 220, 5. 5. 1863.

43 StAL F 81 Bü. 220, 9. 12. 1869.

44 StAL F 81 Bü. 220, 2. 1. 1873.

Einstellung des Marktes, da *die hiesigen Bürger dort ihre nöthigen Bedürfnisse haben kaufen können und sonst in der Nähe von hier kein Jahrmarkt abgehalten wird*⁴⁵. Doch der Beamte des Kameralamts kritzelt an den Rand, dass das nicht stimme, da doch schließlich in Berlichingen auch Jahrmärkte stattfänden. Hinzugefügt werden kann, dass Bieringen selbst seit 1873 das Recht für drei Viehmärkte besitzt.

Heute liegt Neusass verlassen und still auf seiner Anhöhe – kaum vorstellbar, dass hier zweimal jährlich hunderte von Menschen zusammenströmten. Wären die Neusasser Jahrmärkte zu retten gewesen? Hat der wurstige Pächter Specht zu viele Händler vergrault? Hätte es geholfen, wenn Pfarrer Läußer nicht so sittenstreng gegenüber der Markttradition gewesen wäre? War die Knauserigkeit der königlichen Domänen-Direktion schuld, die der Gemeinde Schöntal den Markt nicht überlassen wollte? Müßige Überlegungen – offensichtlich war die Zeit des geheimnisvollsten der hiesigen Jahrmärkte abgelaufen. Der Zauber des abgelegenen Ortes verlor an Wirksamkeit gegenüber einer immer umtriebigeren und auf schnelle Erledigung drängenden Welt.

45 StAL F 81 Bü. 220, 9. 6. 1876.

Die nationale Festkultur des Kaiserreichs in der württembergischen Provinz am Beispiel Schwäbisch Halls

VON RUTH STEINKE

Das Interesse: Fest und Nation

Im wilhelminischen Kaiserreich entwickelte sich das Bezugssystem „Nation“ zu einer zentralen Kategorie der politischen Verortung. Vor 1871 war die Errichtung eines deutschen Nationalstaates vorherrschendes Ziel bürgerlicher Politikvorstellungen gewesen. Einheit und Freiheit: In diesen Begriffen speicherten sich die bürgerlichen nationalen Utopien. Die rein bürgerliche Ausrichtung änderte sich mit der Errichtung des Kaiserreiches als Nationalstaat. Bürgerliche Imaginationen von Nation trafen nun auf Bemühungen der politischen Eliten um eine Besetzung nationaler Vorstellungen.

In der vorliegenden Untersuchung wird das Bezugssystem Nation in einem konkreten lokalen Umfeld aufgesucht, um in diesem Mikrokosmos wilhelminischer Lebenswelt der Frage näherzukommen, wie ausgeprägt und in welcher Form die Nation am Ende des 19. Jahrhunderts als Identifikationsobjekt eine Rolle spielte. Wie trat die Nation im öffentlichen Leben einer Kleinstadt weit ab von Berlin und Preußen in Erscheinung? Welche Wichtigkeit, welchen Rang, welchen Raum nahm die Dimension des Nationalen in der Öffentlichkeit ein? Welche Bevölkerungsgruppen verbreiteten aktiv ein nationales Bewußtsein? Welche Inhalte dominierten die nationalen Vorstellungen? Welche Versprechungen, Erwartungen wurden an die nationale Sache geknüpft? Die Nation soll hier in ihrem lokalen Vollzug, in ihrer konkreten sozialen und politischen Praxis analysiert werden. Im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht die Frage, wie sich im Kaiserreich nationale Identifikationen auf lokaler Ebene ausbreiteten, wie und unter welchen Konzepten im ersten gesamtdeutschen Staat die Bürger zu „Deutschen“ werden konnten¹.

Im Zuge der Konsolidierung des deutschen Kaiserreichs zu einem nationalen Staat entstand eine breite, reichsspezifische Denkmals- und Festkultur. Durch symbolische Politik wurde versucht, ein nationales Reichsbewußtsein zu schaffen. Diese Bemühungen waren jedoch diffus. Eine spezifische Symbolik wie eine Reichsfahne oder auch eine Reichshymne fehlte dem Deutschen Kaiserreich. Dies hing

¹ Dieser Artikel ist die gekürzte Fassung einer Magisterarbeit an der Fernuniversität Hagen. Die vollständige Arbeit ist im Stadtarchiv Schwäbisch Hall einzusehen.

damit zusammen, daß die Reichsgründung von den politischen Eliten eher als eine preußische Machterweiterung denn als revolutionäre Nationalstaatsgründung aufgefaßt wurde. Erst Wilhelm II. verstand sich als Symbol der Nation und der Reichsmonarchie von Gottes Gnaden. Als spezifisch nationale Feste entwickelten sich Sedansfeste und Kaisergeburtstagsfeiern. Zu einem nationalen, weitgehend regelmäßig und mit identischem Ablauf zelebrierten Ritual des offiziellen Nationalismus wurden die feierlichen Militärparaden in Anwesenheit des Kaisers. Unzählige Feierlichkeiten bei Denkmalsgrundsteinlegungen oder -eröffnungen waren Anlaß, nationales Selbstverständnis zu zelebrieren. Bürgerliche Initiative, die Artikulation bürgerlichen Selbstverständnisses, bürgerliche nationale Vorstellungen verschränkten sich auf diesen Festen mit staatlichen Vorgaben.

Öffentliche Feste als Orte der Kristallisation, der Manifestation gesellschaftlicher Konstruktion der „gedachten Ordnung „Nation“², als Orte, an denen kollektive Vorstellungen zu konkreten Handlungseinheiten gerinnen, rückten in den letzten Jahren im Zuge der Kultur- und Alltagsgeschichte immer mehr in das historische Interesse. Gerade auch in der Nationalismusforschung sind sie ein adäquater Fokus der Untersuchung: Die Bedeutung von öffentlichen politischen Feiern wird in der Sinnstiftung und Sinnaktualisierung gesehen³. Die alltägliche Wirklichkeit wurde in den Feiern in ihrer sozialen und kulturellen Bedeutung bewußt gemacht. Ihnen lag ein Weltbild zugrunde, welches im gemeinsamen Festvollzug verdeutlicht wurde. Durch gemeinsame Erfahrungen und Emotionen wurde ein Gemeinschaftsgefühl gestiftet. Die Feste in diesem Sinn als ein Hort von Gemeinschaftserlebnis, von aktualisierter Weltauslegung und Sinndeutung wurden zu einem passenden Mittel für die Zelebrierung und auch Erweckung von Nationalgefühl. Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der nationalen, politischen, öffentlichen Feste. Nation wurde in den Festen immer wieder durch symbolisches und kommunikatives Handeln neu konstruiert und aktualisiert. Die Feste drückten den jeweiligen Sinnzusammenhang aus und prägten ihn zugleich.

Gefragt wird hier nach Stellenwert und inhaltlicher Ausgestaltung nationaler Vorstellungen innerhalb der verschiedenen Festlichkeiten einer Kleinstadt. Am Fokus der öffentlich präsenten Feste wird versucht, die Nation in einen lebensweltlichen Kontext zu stellen und somit in ihrem Stellenwert innerhalb der verschiedensten Bezüge, die mit den Festen artikuliert wurden, beurteilen zu können. Durch die Situierung im allgemeinen Festkontext der Stadt, durch die Betrachtung der verschiedenen Feste durch die Jahre des Kaiserreiches hindurch soll das konkrete Umgehen mit nationalem Denken in der württembergischen Kleinstadt Schwäbisch Hall am Beispiel der Feste vorgeführt werden: Wer bezog sich im Fest in

2 R.M. Lepsius: Nation und Nationalismus in Deutschland, in: M. Jeismann, H. Ritter (Hrsgg.): Grenzfälle, Leipzig 1993, S. 193–215, hier S. 194.

3 Einen Überblick über die verschiedenen Ansätze zur Interpretation von Festen gibt W. Gebhardt: Fest, Feier und Alltag, Frankfurt, New York, Paris 1987, S. 36–44.

welcher Weise auf eine national definierte Gemeinschaft? Wie drückten sich nationale Identifikationen aus? Welche Repräsentationen wurden dafür verwendet?

Die Nation als Imagination, als Konstrukt, als Vorstellung braucht konkrete Bezugspunkte, um sie in der Analyse zu fassen. Es sind dies der Ort Schwäbisch Hall, die lokale Zeitung „Haller Tagblatt“, die Feste, zu denen über diese Zeitung von den Festorganisatoren eingeladen und über die in dieser Zeitung nachträglich berichtet wurde und der zeitliche Rahmen: das Kaiserreich und darin drei ganz bestimmte Zeitabschnitte, 1871 bis 1874, 1895 bis 1899 und 1911 bis 1914. Das sind die konkreten Zugänge, anhand derer hier versucht wird, nationale Vorstellungen zu analysieren. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf den politischen Festen in Schwäbisch Hall, die sich in einen Reichskontext situierten. Die nationalen Bezugnahmen bei weiteren lokalen Festen werden in der Zusammenfassung mit thematisiert, können in dieser Kurzfassung jedoch nicht Gegenstand ausführlicher Beschreibung sein. In der Analyse der verschiedenen Ebenen der Feste, ihren Inhalten, ihrem Ablauf, ihrer Symbolik soll über die Annäherung an die konkreten Handlungsabläufe im Fest der Präsenz nationaler Vorstellungen nachgegangen werden.

Überblick über die lokalen Feste zu reichsbezogenen Anlässen 1871–1914

1871 war in Schwäbisch Hall das Jahr der Friedensfeiern und der festlichen Empfänge für die vom Felde zurückgekehrten Krieger⁴. In öffentlichen, stadtweiten Festen bis hin zu geschlossenen Vereinsfeiern wurde das Kriegsende begrüßt: Im März gab es zum Friedensabschluß ein großes öffentliches Fest u. a. mit Feuern auf den angrenzenden Hügeln, einem Musikumzug durch die Stadt und abendlicher Illumination. Verantwortlich zeichnete dafür im Namen des Festkomitees der Stadtschultheiß. Der Honorationsverein der Stadt, das „Museum“, gab einen Ball. Im Sommer war der *Einzug der deutschen Truppen in die Heimat*⁵ Anlaß zu einer abendlichen öffentlichen *Friedens-Feier* im städtischen Park, gemeinsam getragen von Gewerbe- und Musikverein. Die verschiedensten Vereine veranstalteten *gesellige Abendunterhaltungen*, mit denen sie ihre zurückgekehrten Mitglieder begrüßten: Militärverein, Bürgergesellschaft, Turngemeinde.

Neben diesen Festen, die unmittelbar das Kriegsende feierten, wurde in den ersten Jahren des Kaiserreiches in der Stadt immer wieder an den Krieg gegen Frankreich erinnert. 1872 weihte der Sanitätsverein das Kriegerdenkmal ein. Der Jahrestag der Schlacht von Champigny, einem besonderen Kriegsereignis für das württembergische Heer, war 1871 und 1872 sowohl für den Militärverein als auch für den Veteranenverein Anlaß zu Feiern, 1872 auch der Schlachttag von Wörth. Die Sedansfeierlichkeiten reihen sich ebenfalls hier ein. Die lokale Nationale Partei entwickelte diese in den frühen siebziger Jahren zu einem jährlich wiederkehren-

4 HT 12. 7. 1871: Einladung der „Bürgergesellschaft“.

5 HT 16. 6. 1871.

den Ereignis (Ausnahme: 1872), das immer größere Ausmaße annahm. 1874 wurde der Sedanstag von einem Festkomitee, hinter dem die lokale Neugründung „Deutsche Fortschrittspartei“ aus Volksverein und Nationaler Partei stand, als *Nationalfesttag* angekündigt, der dem *Bedürfnis des deutschen Volkes, die Erinnerungen an den großen Krieg und seine nationalen Erfolge an einem gemeinsamen Festtage zu feiern*⁶ entsprungen sei. Die Gemeindegremien sahen nach einem entsprechenden Antrag *keine Veranlassung zur Begehung solcher Feier*⁷.

Zu einem anderen Typ von reichsbezogenen Festen in Schwäbisch Hall, den Kaisergeburtstagen, luden in den frühen siebziger Jahren die Nationale Partei (1874 als Deutsche Fortschrittspartei) und der Krieger- oder der Veteranenverein. Waren deren Veranstaltungen hauptsächlich als *gesellige Unterhaltung* ausgeschrieben, so gab die Nationale Partei diesen doch einen politischeren Anstrich: Sie lud zu einem (politischen) Frühschoppen oder zu einem öffentlichen Bankett.

Ein Jahr vor dem Zusammengehen beider liberaler Bewegungen in Schwäbisch Hall 1874 veranstalteten die örtlichen Linksliberalen, der Volksverein, eine *März-Feier: 25 Jahre sind verflossen, seit das Volk Rechte, die ihm Jahrzehnte vorenthalten wurden, sich errungen hat. Denken wir nur an die Freiheit von Grund und Boden, die freie Presse, Vereinsrecht und Wahlrecht, was uns alles jene Zeit gebracht hat, so wird die Feier und Erinnerung an jene Zeit jedem Freunde der Freiheit willkommen sein*⁸. Stellten sich die vorher genannten reichsbezogenen Feste in den frühen siebziger Jahren in den Kontext des neuen Kaiserreiches, so überschritt diese März-Feier schon im Anlaß und im Inhalt der Einladung diesen Rahmen. Dies blieb jedoch die einzige solche Feier des lokalen Volksvereins.

In den Jahren vor der Jahrhundertwende war die Zusammenarbeit beider liberaler Parteien lokale Parteiengeschichte. Die Deutsche Partei allein organisierte nun die Feiern zum Geburtstag des Kaisers (nun Wilhelm II.), zweimal öffentlich unterstützt vom Stadtschultheißen.

1897 fiel dieses Fest zugunsten der Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag von Kaiser Wilhelm I. aus. Dieses wurde von offizieller Seite, den Gemeindegremien und dem Stadtschultheißen in größerem Rahmen gemeinsam geplant. Daneben nahmen auch der evangelische Arbeiterverein und der katholische Gesellenverein den 100. Geburtstag des früheren Kaisers zum Anlaß für kleinere Festlichkeiten.

Sedansfeierlichkeiten fanden nur einmal statt, 1895, *in den hergebrachten Formen*⁹, organisiert von einem *Festkomitee* aus den Reihen der Deutschen Partei unter Beteiligung von Gemeinderäten¹⁰. Der Gemeinderat lehnte es ab, als Hauptorganisator dieser Feierlichkeiten aufzutreten, da er eine eigene *Einladung an die Teilnehmer vom Feldzug 1870/71, aus Anlaß der 25jährigen Gedenkfeier*¹¹ ausspre-

6 HT 27.8.1874.

7 StadtA Schwäb. Hall 19/379; Gemeinderatsprotokoll vom 6.8.1874.

8 HT 29.3.1873.

9 HT 3.9.1895.

10 StadtA Schwäb. Hall 19/400; Gemeinderatsprotokoll vom 2.8.1895.

11 HT 13.11.1895.

chen wollte. Für diese Feier wurde der Jahrestag der Schlacht von Champigny vorgesehen. Dies sollte den württembergischen Beitrag zum deutsch-französischen Krieg unterstreichen und hervorheben. Nach dem Festessen waren die Teilnehmenden auch noch vom Kriegerverein zu einer gesonderten *Champigny-Feier*¹² gebeten. Schon der Festanlaß weist hier auf die Vermischung „vaterländischer“ Loyalitäten. Mit diesem Termin, als besonderes Ereignis für das württembergische Militär, konnte das Gedenken an den militärischen Weg der Reichseinigung mit traditioneller Anhänglichkeit an Württemberg vereint werden.

Eine neue „nationale“ Festlichkeit taucht in den 90er Jahren auf: Die Deutsche Partei lud regelmäßig zu Bismarckfeiern ein (Ausnahme: 1899). Termin dafür war Bismarcks Geburtstag. 1898 wurde von der örtlichen Deutschen Partei auch der Tod Bismarcks zum Anlaß für eine spontane Feier genommen.

Die einzigen festlichen Veranstaltungen, die nicht im engeren Horizont des Kaiserreiches verblieben, waren in den 90er Jahren jährlich wiederkehrende *Feiern zum Gedächtnis an die 48er Freiheitskämpfer, in dankbarer Erinnerung des Volkes*¹³. Bemerkenswert ist, daß diese Feiern anders als die Märzfeierlichkeiten 1873, in den 90er Jahren vom örtlichen Arbeiterverein initiiert und ausgerichtet waren. Besondere Feierlichkeiten im Hinblick auf die fünfzig Jahre, die seit der Revolution 1848 vergangen waren, fanden in Schwäbisch Hall nicht statt.

Faßt man nach diesen zwei Dekaden auch die reichsbezogenen, politischen Feste der Jahre 1911 bis 1914 in den Blick, so ist auffallend, daß immer weniger solcher Feste gefeiert wurden.

Eine *Erinnerungsfeier an die vor vierzig Jahren erfolgte Gründung des Deutschen Reiches*¹⁴, organisiert aus dem Umfeld der Deutschen Partei und finanziell unterstützt von der Stadt, ersetzte 1911 die Zeremonien zu Kaisers Geburtstag. Zu diesen wurde seit 1912 als eine jährlich wiederkehrende *vaterländische Feier*¹⁵ vom Stadtschultheiß geladen. Der Deutschen Partei war die Organisation der Festlichkeiten zu aufwendig und zu teuer geworden¹⁶. Zum 25jährigen Regierungsjubiläum von Wilhelm II. 1913 organisierte die städtische Exekutive ein Sommerfest.

1913 wurde reichsweit an die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 erinnert. Auch in Schwäbisch Hall fanden besondere Veranstaltungen statt. Anders als die Feste mit engem Bezug zum Kaiserreich wurden diese von unterschiedlichen örtlichen Vereinen initiiert und organisiert. Der Musikverein, der evangelische Arbeiterverein und der evangelische Jünglingsverein feierten eigene Feste. In letzter Minute – es blieb keine Zeit mehr für eine Einladung in der Zeitung – fanden die Turngemeinde, der Krieger- und Militärverein und der Musikverein zusammen, um ein öffentliches Festbankett und ein Höhenfeuer abzuhalten. Neben den Vereinen luden zu diesem Anlaß die Schulen zu *nationalen* oder *vaterländischen* Gedenkfei-

12 HT 23. 11. 1895.

13 HT 9. 3. 1897.

14 HT 20. 1. 1911.

15 HT 25. 1. 1913.

16 StadtA Schwäb. Hall 19/417: Gemeinderatsprotokoll 1912, S. 23.

ern ein. Überhaupt waren in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg die Schulen regelmäßig in die Zelebrierung der nationalen Feste mit eingebunden. Eine Ausnahme bildete hier der Geburtstag des Kaisers.

Deutlich wird bei diesem Überblick über die reichsbezogenen Feste in Schwäbisch Hall, daß primär das Kaiserreich in seinem offiziellen, staatstragenden Dimensionen zelebriert wurde. Dazu gehörten erst einmal die Feierlichkeiten zu den Geburtstagen des Kaisers, Regierungsjubiläen oder die Feier der Gründung des Deutschen Reiches 1911, auch die Bismarckfeiern lassen sich hier einreihen. Im Sinne der politischen Eliten wurde damit das dynastische und autokratische Element des deutschen Reiches hervorgehoben.

Im vergleichbaren Rahmen verblieben die verschiedensten Gedenktage an den deutsch-französischen Krieg. Sie zelebrierten die militärische Gründung des neuen deutschen Staates.

Wurden die Friedensfeiern zu Anfang des Kaiserreiches von den unterschiedlichsten Vereinen organisiert, so war der hauptsächliche Träger der weiteren politischen Feierlichkeiten das Umfeld der Deutschen Partei, der nationalliberalen Honorationenpartei der Stadt. Als einzige Vereine mischten sich in den späteren Jahren verschiedene Organisationen der evangelischen Kirche mit selbständigen kleinen Feiern in die reichsbezogene politische Festkultur ein. Nach anfänglicher Distanzierung engagierte sich zunehmend die städtische Exekutive. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg lag schließlich die Festorganisation fast gänzlich in städtischer Hand. Auch die Deutsche Partei hatte sich von der verantwortlichen Gestaltung der Feiern zu Kaisers Geburtstag verabschiedet. Dazu kam, daß mit dem Engagement der Schulen der offiziell-behördliche Charakter der Feierlichkeiten zunahm.

Schon ein erster Überblick über die politische, reichsbezogene Festkultur der Stadt läßt erkennen, daß – anders als die Deutsche Partei – besonders der lokale Kriegerverein und die Gemeindegollegien reichsbezogene und württembergische Belange vermengten.

Der Festkalender der Stadt zeigt, daß in Schwäbisch Hall in typischer Weise das neue deutsche Reich gefeiert wurde. Die Feierlichkeiten zum Gedenken an die Schlacht von Sedan und der Geburtstag des Kaisers entwickelten sich allgemein im Kaiserreich zu den Hauptanlässen, nationale Feiern abzuhalten¹⁷. Der Sedans- tag, auf Initiative von liberal-protestantischen Kreisen entstanden, war als Nationalfeiertag über die gesamte Zeit seiner Zelebrierung ein bürgerliches Ereignis geblieben. Gerade in Württemberg kann er als Festtag einer Partei, der Deutschen Partei, gelten¹⁸. Nur das 25jährige Jubiläum 1895 war auf Initiative Wilhelms II. durch massive behördliche Eingriffe in die Festvorbereitungen gekennzeichnet – zumindest in Preußen. In Berlin gab es ein Paradediner im königlichen Schloß mit

17 F. Schellack: Nationalfeiertage in Deutschland 1871–1945, Frankfurt, Bern, New York, Paris 1990.

18 A. Confino: The nation as a local metaphor. Imperial Germany and national memory, Chapel Hill 1997, S.52–72.

dem König von Württemberg und dem Großherzog von Baden. Wie die behördliche Unterstützung in Württemberg aussah, muß offen bleiben. In Schwäbisch Hall wurde seitens der Gemeindegremien nur eine schwache Anteilnahme artikuliert. Wie hier schloßen in ganz Württemberg und den anderen Reichsteilen die Aktivitäten zu den Sedanfeierlichkeiten nach diesem letzten Kraftakt ein. Von Anfang an hatte man bei diesem „Nationalfeiertag“ die Sozialdemokraten und die katholischen Reichsmitglieder ausgegrenzt. Da außerdem schon früh eine Kritik am militärischen Charakter der Feierlichkeit eingesetzt hatte, war es in den neunziger Jahren bei geänderten gesellschaftlichen Bedingungen für eine inhaltliche Umdeutung und Reform zu spät¹⁹. Für Württemberg bringt A. Confino das Ende des Sedantages mit der verlorenen gesellschaftlichen Machtposition der Deutschen Partei in Verbindung²⁰.

Die Feierlichkeiten zu den Kaisergeburtstagen besaßen gegenüber dem Sedanstag einen etwas offizielleren Charakter, können aber für die Provinz als „offizielle“ Feiern eines patriotischen Bürgertums interpretiert werden²¹. Den einzelnen Staaten blieb es überlassen, die Feiern zum Geburtstag des deutschen Kaisers und preußischen Königs behördlich zu unterstützen. Der württembergische Staat engagierte sich halbherzig im Sinne eines Loyalitätsappells für die Monarchie. Wilhelm II. forcierte solche Veranstaltungen. Namentlich der 100. Geburtstag Wilhelms I. wurde durch besondere Feiern mit militärischem Charakter hervorgehoben. Die Behörden der Bundesstaaten unterstützten diese Initiative, in Schwäbisch Hall waren für diese Feier die Gemeindegremien zuständig.

Der festliche Bezug auf die Leipziger Völkerschlacht 1813 transzendierte den engeren politischen Horizont des Kaiserreiches. Der Sieg in Leipzig gegen die napoleonische Großmacht im Rahmen der Befreiungskriege war in Deutschland begleitet gewesen von einer ersten Nationalbegeisterung und blieb im ganzen 19. Jahrhundert für die Nationalbewegung ein herausragendes Symbol für die nationalen Imaginationen. Unter demselben Symbol artikuliert sich immer wieder neu ein politischer Sinn, der dem jeweiligen Tagesgeschehen folgte. Die Hauptzeremonien 1913 im Reich fanden in Leipzig statt, wo zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmalms eine „Mischung aus bürgerlichem Nationalfest und feierlichem Herrscherempfang“ stattfand²². Die Vorbereitungen zu diesem Fest gingen von bürgerlichen Mittelschichten aus. In Schwäbisch Hall mischten sich für dieses Fest bürgerliche Vereine in das politische Festgeschehen ein. Organisiert wurden die öffentlichen Feierlichkeiten mit dem Musik- und dem Turnverein von den bürgerlichen Vereinen, die bis 1870 gemeinhin als Träger der Nationalidee auftraten. Zu

19 Schellack: Nationalfeiertage (wie Anm. 17), S. 128.

20 Confino (wie Anm. 18), S. 88–90.

21 Schellack: Nationalfeiertage (wie Anm. 17), S. 53.

22 St.-L. Hoffmann: Mythos und Geschichte. Leipziger Gedenkfeiern der Völkerschlacht im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: E. Francois, H. Siegrist, J. Vogel (Hrsgg.): Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995, S. 124.

ihnen hinzu traten der Krieger- und Militärverein, beide typische Vereine der Kaiserzeit.

Diese nationalen Festlichkeiten waren nicht die einzigen in Schwäbisch Hall, die sich zum neuen Staat in Beziehung setzten. Bestimmte gesellschaftliche Gruppen versuchten mit Hilfe von Festen an geschichtliche Traditionen, an Vorstellungen, Interpretationen und Bilder anzuknüpfen, die nicht Bestandteil der offiziellen politischen Kultur im Kaiserreich waren. Hauptsächlich die Märzfeierlichkeiten stehen für diese Festlichkeiten. Schon im Anlaß dieser Feiern wurde öffentlich an liberale und demokratische Traditionen der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert angeknüpft. Die Märzfeiern des Volksvereins 1873 stellen in Schwäbisch Hall ein einmaliges Ereignis dar. Allgemein waren es im Deutschen Reich die sozialdemokratischen Organisationen, die den 18. März zu einem ihrer zentralen Festereignisse machten²³. Dieser Termin war für sie ein doppelter Gedenktag: sowohl an die Märzrevolution 1848 in Berlin als auch an den Aufstand der Pariser Kommune 1870. Schon 1872 zelebrierten die Lassalleaner ihn mit besonderem Engagement als revolutionären Gedenktag. Dies diente dem Wachrufen eines historischen Gegenbildes und der Entwicklung eines eigenen historischen Bewußtseins für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung. Nach der Jahrhundertwende scheint jedoch das Interesse an den Märzfeiern nachgelassen zu haben. Eine kurzzeitige Aktualisierung gelang im Hinblick auf die russischen Aufstände 1905.

Die Reichsnation wird gefeiert

Festinhalte

Im Fest verweben sich die inhaltliche, die inszenatorische, die symbolische Ebene unentwirrbar für die Teilnehmenden. In der Analyse wiederum steht jede dieser Ebenen für die politische, die soziale, die kulturelle Dimension der Feste. Um dem Gehalt der Feste nahe zu kommen, ist es unverzichtbar, die Ebenen getrennt zu untersuchen. Gleichzeitig wird solch eine künstliche Trennung gerade einem so komplexen Geschehen wie den Festen nicht wirklich gerecht. Wenn hier also die Feste „seziert“ werden, so steht am Ende der Versuch, sie in ihrem Gesamtzusammenhang als Einheit in ihrer Bedeutung zu erfassen.

Die Analyse geht aus vom Inhalt der Feste. Nicht nur waren die Reden, eingebettet in die symbolische und inszenatorische Praxis der Feste, der Höhepunkt der Feste. Wird in dieser Untersuchung nach dem nationalen Gehalt der Feste gefragt und dieser daran festgemacht, ob und wie im Fest eine soziale Einheit, eine Gemeinschaft aufgebaut wird, die sich auf den Staat hin projiziert, so stehen dafür primär

23 B. W. Bouvier: Die Märzfeiern der sozialdemokratischen Arbeiter: Gedenktage des Proletariats – Gedenktage der Revolution. Zur Geschichte des 18. März, in: D. Düding, P. Friedemann, P. Münch (Hrsgg.): Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum ersten Weltkrieg, Reinbek 1988, S. 334–352.

inhaltliche Aspekte. Anschließend kann gefragt werden, mit welchen inszenatorischen und symbolischen Mitteln eine solche Gemeinschaft evoziert, mit welchen sozialen Praktiken sie gelebt wurde.

Die ganze Stadt war ein Feuermeer und der Transparente, ernsten und komischen Inhalts gab es so viele, daß man die größte Mühe hatte durchzukommen; es war dies namentlich auf dem Marktplatz und auf der Kirchenstaffel der Fall, wo sich Kopf an Kopf reihte um die Choräle und Festrede anzuhören und als letztere schloß, ertönte ein vieltausendstimmiges Hoch dem deutschen Vaterlande, dem Kaiser und seinen Heerführern²⁴. Dieser Auszug aus dem Festbericht über die Friedensfeier im März 1871 steht exemplarisch für die Festberichte der frühen siebziger Jahre in der lokalen Presse. Die Festberichte in der Zeitung waren zu dieser Zeit eine Beschreibung des Ablaufes und weniger des Inhaltes. Wichtiger war dem Autor, die Stimmung des Festes einzufangen, als den Inhalt genau zu erfassen. Dies veränderte sich im Laufe des Kaiserreiches. Die Berichterstattung über die reichsbezogenen Feierlichkeiten wurde immer genauer und ausufernder, die Reden hat man meistens im Wortlaut oder doch wenigstens in den Argumentationslinien wiedergegeben. Aber auch die Reden selbst wurden immer länger. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ging das soweit, daß zu einzelnen Festanlässen mehrere Festreden hintereinander abgedruckt waren, da auch die Reden in den verschiedensten Schulen in der Zeitung erschienen. Dies weist nicht nur auf einen veränderten Impetus der Zeitung hin. Es steht auch stellvertretend für den Charakter der Feiern selbst.

Mit den Reden konnte die konkrete Festgesellschaft verlassen werden, mitgenommen in den Bezüglichkeiten, die mit der Rede geschaffen wurden. Bei den Feiern bauten Eröffnungsrede, Festrede und die nachfolgenden Toaste aufeinander auf, nahmen die Zuhörer mit in einem Spannungsbogen. Wurde eingangs der Rahmen skizziert, auf den das Fest in seinem Anlaß Bezug nahm, setzte die Festrede breit und emphatisch darin Schwerpunkte, die abschließenden Toaste schritten assoziativ die Dimensionen ab, die der Festanlaß außerdem noch für die Organisatoren beinhaltete. Zu Schlagworten gebündelt, wurden mit den Toasten bekannte Deutungsmuster und Verweisungszusammenhänge aneinandergereiht. So kurz diese Toaste waren, so wurde doch mit dem mühelosen und sofortigen Verstehen der Zuhörerschaft gerechnet. Publikum und Redner verbanden sich so zu einer Gemeinschaft, die sich jenseits diskursiver Praktiken auch über kurze Andeutungen immer schon verstand.

Über die Person des Festredners wurde auch der soziale Raum definiert, den das Fest im sozialen Gefüge der Stadt einnahm. Über die gesamte Kaiserzeit rekrutierten sich diese bei den reichsweiten, politischen Festen in Schwäbisch Hall aus der bürgerlichen Schicht der Stadt. In den siebziger Jahren hielten die führenden Mitglieder der ausrichtenden Parteien die Festrede und die Toaste, stadtbekannte Persönlichkeiten, typischerweise Rechtsanwälte, auch Ärzte; mit einem Stadtpfleger

war darunter ein Mitglied der städtischen Behörden. Einige von ihnen waren als Gemeinderäte im politischen Leben der Stadt präsent. In den späteren Jahren überwogen Beamte aus den Behörden: Landgerichtsräte, Oberamtmänner, Oberjustizräte, Forsträte, Direktoren, Professoren (Lehrer). Die mehrmalige Präsenz von verschiedenen Stadtpfarrern als Festredner ist bezeichnend für den großen Einfluß der evangelischen Kirche in der Stadt, weist aber auch auf die wichtige Stellung der protestantischen Kirche im Kontext des Kaiserreiches hin. Stadtpfarrer waren es, die bei den kleineren Vereinsfeiern des evangelischen Arbeitervereins, des evangelischen Jünglingsvereins und des katholischen Vereins zu nationalen Anlässen die Rede hielten und wohl auch die Feste organisierten.

Eine Besonderheit stellen die Redner bei den Erinnerungsfeiern *an die 48er Volkserhebung* des lokalen Arbeitervereins dar. Diese Reden hielten meist die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten aus Stuttgart. Sie gehörten damit zur politischen Klasse auf Reichsebene, waren nicht Repräsentanten des lokalen politischen Milieus.

Welche sozialen Einheiten wurden von den Festrednern oder durch die Toaste bei den reichsweiten Festen in Schwäbisch Hall aufgebaut? Welche Gemeinschaft wurde geschaffen und wie wurde sie repräsentiert? Diese in den Reden konstruierte Einheit wird nach ihren Vergangenheitsmythen, ihren Gegenwartsdiagnosen und ihren Zukunftsentwürfen zu hinterfragen sein. Werden die Reden nach diesen Kategorien gelesen, so erschließen sich Inhalt sowie Art und Weise nationaler Entwürfe.

Zeitspanne 1871 bis 1874

Die Feierlichkeiten zur Beendigung des Krieges waren hauptsächlich Freudenfeste, die ganz konkret die Rückkehr eingezogener Bewohner der Stadt, die Beendigung kriegsbedingter Unannehmlichkeiten und auch den Sieg der eigenen Armee feierten. Die Soldaten wurden gefeiert, über sie hinaus die Repräsentanten dieser Armee, die *Heerführer* und der führende Repräsentant des Staates: *Ein Toast auf den Schirmherrn des deutschen Reiches, den Kaiser*²⁵. Alle waren sie Teil und Repräsentanten des *deutschen Vaterlandes*. Diese Einheit wurde jedoch nicht näher bestimmt. Diese Toaste verließen nicht den klassischen Rahmen traditioneller, dynastischer Siegesfeiern mit der Verherrlichung derjenigen, die den Krieg – mehr oder weniger aktiv – geführt hatten, dies mit hierarchischen Abstufungen. In dieser Tradition lag auch die Einweihung des Kriegerdenkmals in Schwäbisch Hall. Anders als die anderen Festlichkeiten war sie noch durch einen deutlichen religiösen Grundtenor erfüllt, der den Tod der Soldaten in eine christliche Sinndeutung verwob.

25 HT 16.6.1871: Reunion mit Tanzveranstaltung des Militärvereins.

Beim Trauergottesdienst des Militärvereins zum Jahrestag von Champigny 1871 wurde das kriegerische Geschehen nicht auf das neue Kaiserreich, sondern auf Württemberg bezogen. So feierte man nicht den Kaiser, sondern den württembergischen König, das „Vaterland“ war Württemberg. Am Charakter des Festes als klassische Siegesfeier mit Würdigung der Toten änderte das nichts. Deutlich wird, wie vielsinnig der Begriff „Vaterland“ benutzt werden konnte. Unterschiedliche Loyalitäten wurden unter diesen Begriff subsumiert.

Die Feiern in den Jahren nach der Reichseinigung, die über dieses Grundmuster hinausgingen, waren die Feste der örtlichen Liberalen, sowohl der lokalen Nationalen Partei als auch des Volksvereins. Drei Veranstaltungen der Nationalen Partei verdeutlichten deren Interpretation der neuen politischen Situation: die Feier zum Geburtstag des Kaisers 1871, die Erinnerungsfeier an den Jahrestag der Proklamation des Kaiserreiches 1872 und die Sedansfeierlichkeiten 1873. Über diese Veranstaltungen berichtete die lokale Zeitung auch inhaltlich.

Ihm und den Seinen zur Freude (gemeint war der Kaiser), *dem deutschen Reich zu Nutz und Frommen, der deutschen Nation zu Heil und Segen*²⁶. In dieser Trias waren die Ebenen zusammengeführt, in denen die Nationalliberalen sich bewegten und auf die sie ihre Hoffnungen warfen.

Die Nation zeigte sich vereint durch kulturelle Güter (Thema des Frühschoppens 1871: Friedrich der Große und Voltaire), durch ein *tiefernstes Wesen* und durch politische Errungenschaften, das Parlament und ein Volksheer. Festgemacht wurden daran stereotype Abgrenzungen: Das Parlament als Vorkämpfer gegen das *Welschtum* und den Aberglauben, Friedrich der Große gegen den französischen Geist von *äußerem Glanze*. Diese Nation hatte im Deutschen Reich ihre staatliche Einheit gefunden, dank dem *kräftigen Geschlecht der Hohenzollern mit seinem Volksheer*²⁷. Somit war der Kaiser legitimiert als oberste Autorität dieses Reiches. Allerdings band man den Kaiser an bestimmte inhaltliche Erwartungen, die dieser im Schwur von Versailles der deutschen Nation – vor Gott – bekräftigt hätte: *Kraft und Stärke nach innen und außen, Macht und Achtung vor der ganzen Welt, ein umsichtiges Walten in der Neugestaltung des Reiches, das Zusammenfassen der Glieder zu einem Ganzen*, auch gesetzlich, und die Entwicklung zu innerer *Wohlfahrt*²⁸. Auch eine Absenkung der Militärlasten für die Bevölkerung wurde erwartet. Damit waren Topoi angeschlagen, die über das ganze Kaiserreich hindurch immer wieder zur Beschreibung der Situation des Reiches angeführt wurden: Macht nach außen, Wohlstand im Innern. Politische Artikulation, politische Mitspracherechte der Bürger waren in diesem Kanon nicht enthalten, allenfalls verschlüsselt. Am Sedanstag 1873 wurde das Deutsche Reich gefeiert, das *so fest gegründet und so hoch gewölbt ist, daß in seinen Hallen sich jedes politische Streben, soweit es kein vaterlandslo-*

26 HT 24.3.1871: Kaisergeburtstagsfeier der Nationalen Partei.

27 HT 4.9.1873.

28 HT 20.1.1872.

*ses ist, entfalten kann*²⁹. In diesem Zitat ist noch ein anderes Generalthema enthalten, das in den Bekundungen zum inneren Zustand des Reiches über die ganzen vierzig Jahre ein immer und ständig wiederholtes Topoi war: die Unterordnung von politischer Meinungsbildung unter die nationale Identifikation, die „Vaterlandsliebe“. Die innere Einheit der nationalen Gemeinschaft war emotional hoch besetzt, „innere Zerrissenheit“ als nationales Grundübel wurde immer wieder gebrandmarkt. In diesen frühen siebziger Jahren wurden die inneren Störenfriede auch namentlich genannt, die Ultramontanen und die Internationalen, und ein eventueller Einsatz der Armee öffentlich artikuliert.

Das neue Deutsche Reich bedeutete für die Nationale Partei in Schwäbisch Hall das „Vaterland“. Die staatliche Einheit der Nation, mit diesem konkreten Kaiserreich zu einer Realität geworden, war für diese Partei Ziel und Angelpunkt, dem nur zögerlich gewisse inhaltliche Erwartungen angetragen wurden.

Diesem Selbstverständnis stand der nationale Entwurf der örtlichen Linksliberalen, des Volksvereins, entgegen. Sie sammelten sich nicht unter der Einheit des neuen Deutschen Reiches. Ihre Gemeinschaft war repräsentiert durch den Begriff *einiges Deutschland*, das gegen die staatliche Zerrüttung und Zersplitterung auf den Vorstellungen und dem Willen *einzelner Männer, Verbände und Vereine* beruhe³⁰. Die Einheit ihrer Nation gründete auf dem Bürgerwillen, eine politische Nation wurde beschrieben, die 1848 gegen die fürstlichen Autoritäten Errungenschaften erkämpfte, *die notwendig waren, ein einzig Deutschland zu schaffen*. Die Einheit der Nation konnte somit nur durch bestimmte politische Rechte gedacht werden. Das konkrete Kaiserreich wurde daraufhin beurteilt, ob es diese Errungenschaften anerkenne und ausbaue. Die politisch gedachte Nation stellte sich so in eine selbstbewußte Beziehung zum neuen Staat und band die Koppelung von Nation und Reich an dessen Ausgestaltung im Sinne liberaler Freiheits- und Mitbestimmungsrechte. Nicht nur inhaltlich setzten die Linksliberalen deutliche Zeichen: auch durch die gesamte Fassung der Veranstaltung als Märzfeierlichkeit stellten sie sich dezidiert in die revolutionäre, liberal-demokratische Tradition der bürgerlichen Emanzipationsbewegung des 19. Jahrhunderts. Diese bürgerliche Märzfeier war während des Kaiserreiches die einzige ihrer Art; Gedenkfeiern an die Revolution von 1848 waren in Schwäbisch Hall in den Neunzigern dann wie andernorts Sache der organisierten Arbeiterbewegung.

Ende des Jahres 1873 fusionierten in Schwäbisch Hall die beiden liberalen Parteien. Im darauffolgenden Jahr richtete die neugegründete „Deutsche Fortschrittspartei“ zwei Feste aus, in denen sie ihre inhaltlichen Vorstellungen öffentlich artikulierten: Dies war der Geburtstag des Kaisers und die Feier zum Sedanstag. Schon im Festanlaß überwog die Handschrift der früheren Nationalen Partei.

Beim Bankett zu Ehren des Kaisers wurden mit kurzen Toasten die Dimensionen abgeschritten, die die nationale Gemeinschaft beschrieben. Dabei erschien die Na-

29 HT 4.9.1873.

30 HT 2.4.1873: Märzfeier des Volksvereins.

tion gebunden an die verschiedensten inhaltlichen Entwürfe: Das Reich in seiner dynastischen Verfassung durch traditionelle Hochrufe für den Kaiser, die Nation als Kulturnation mit einem Hochruf auf die deutsche Bildung, und als politische Nation, repräsentiert durch den Reichstag. Diese Ebenen standen nebeneinander. Darüber hinaus wurde mit einer *deutschen Art und Gesittung*³¹ ein deutsches Wesen deklariert. Damit wies man über nationale Zugehörigkeit charakterliche Eigenschaften zu.

Diesem, durch die Form von Toasten eher leichten Ton stand die Beschwörung einer nationalen Gemeinschaft bei den Sedansfeierlichkeiten im gleichen Jahr entgegen, die durch eine Sprache von starker affektiver Kraft hoch emotionalisiert wurde. Mit der Schilderung des zurückliegenden Krieges wurde eine Gemeinschaft konstruiert, in der jeder, von außen angegriffen, als Teil des Ganzen existentiell bedroht gewesen sei. Die ständige Benützung von Possesivpronomen vereinte die Zuhörer unter diese Bedrohung. Das *unser* stand für die Einheit „deutsch“. Mit *unserem Wohlstand, unserem Familienglück* standen zentrale bürgerliche Werte vermeintlich zur Disposition³². Verknüpft wurde das deutsche auch mit den verschiedensten normativen Begriffen, wie *deutsche Treue, deutsches Herz, deutsche Pflicht*. Damit entstand ein Amalgam einer wesensbedingten, gefühlsbetonten, wertebegründenden nationalen Einheit, einer Einheit, die auch die Beschwörung einer Bringschuld jedes Einzelnen an das gemeinsame „Vaterland“ beinhaltete. Das Konstrukt Nation trat als fordernde Größe dem Einzelnen entgegen.

Dieses Vaterland brauchte keine weitere Rechtfertigung als seine Zitierung. Dank Gottes hatte es den Sieg *gegen welsche List und Gewalt* und damit die staatliche Einheit errungen. Der *Heldenkaiser*, das Heer, Bismarck, die deutschen Dichter, Sänger und Denker: die Kulturnation schwang im Einklang mit dem bestehenden Reich und seinen Autoritäten.

Ein Großteil des Festes bestand in der Rechtfertigung, gerade das Gedenken an eine Schlacht als nationalen Feiertag zu zelebrieren. Die bürgerlichen Organisatoren des Festes in Schwäbisch Hall reagierten damit auf die Ablehnung der Sedansfeierlichkeiten von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen im Kaiserreich, die einen nationalen Feiertag in der Erinnerung an einen Schlachttag nicht adäquat begangen sahen. Mit dem Beispiel von anderen Ländern, speziell der Schweiz, wollte man die Billigkeit nationaler Feiern unterstreichen. So unaufhebbar die nationale Einheit beschreiben wurde, so sehr zeigte sie sich in einer defensiven Grundhaltung. Die Einheit der Nation als Vision konnte sich in den Augen der Festredner nur konkretisieren, wenn sich alle unbedingt unter ihren Entwurf der Nation, der sich im Sedanstag symbolisch feiern ließ, scharten. So sehr die bürgerlichen Festorganisatoren damit den integrativen Charakter der nationalen Gemeinschaft hervorhoben, definierten sie die Nation doch in den engen Grenzen der von ihnen vorgegebenen Kriterien.

31 HT 24.3.1874.

32 HT 5.9.1874.

Die beschwörenden Aufforderungen zur nationalen Einheit waren die einzigen Entwürfe in die Zukunft. Andere Zukunftsvisionen, Erwartungen, Hoffnungen wurden nicht formuliert. Das Verhältnis hatte sich umgedreht: nicht die politisch gedachte Nation konnte vom Reich etwas fordern, sondern dieses Reich als Inkarnation des Vaterlandes, der endlich geeinten Nation konnte aktive Unterstützung eines jeden erwarten.

Zeitspanne 1895 bis 1899

Ermahnungen blieben über die gesamte Kaiserzeit ein Bestandteil der Feiern. Der gegenwärtige *Parteihader*³³, *eine Zeit der Gärung und Unzufriedenheit*³⁴, der Hinweis auf die jahrhundertelange Zerrissenheit, die sich nicht wiederholen dürfe, die Beschwörung der Einheit als einzige Quelle von *Macht und Ansehen*³⁵: jede Feier beschäftigte sich mit dem Topos der inneren Einigkeit. Ermahnungen begleiteten im ausgehenden Jahrhundert auch die Festbankette zu den Kaisergeburtstagen, organisiert von Mitgliedern der Deutschen Partei, wie sich die lokalen Nationalliberalen in diesen Jahren wieder nannten. Jeder einzelne wurde in die Pflicht genommen, mit seinem ganzen persönlichen Pathos für das Reich und den Kaiser einzutreten. Dem Anlaß entsprechend waren die Festreden hauptsächlich Huldigungsreden an den Kaiser, die jedoch eher den Charakter von Verteidigungsreden annahmen. Sie vermischten traditionell-dynastische Verehrungsrituale mit modernen nationalen Kategorien. Der Kaiser wurde als Symbol und Repräsentant des Reiches geehrt. Die Tendenz ging dahin, ihn als ersten Patrioten zu feiern, was bedeutete, ihn unter die Nation zu stellen. Diese Unterordnung war auch in den Rollenzuweisung an den Kaiser und in der Benennung der Charaktereigenschaften präsent: der Kaiser als *deutscher Mann mit seiner Pflichttreue, seiner Charakterfestigkeit, seinem Pflichtbewußtsein*, der Kaiser als *deutscher Christ, deutscher Familienvater*³⁶.

Neben diesen persönlichen Huldigungen wurden auf den Feiern dem Kaiser auch die Errungenschaften der Reichspolitik zugute gehalten. Diese Errungenschaften bestanden in den immer wiederholten und in den siebziger Jahren schon zitierten Werten der Macht nach außen, der Wohlfahrt nach innen. Neu und bei jeder Feier in den neunziger Jahren präsent war der Hinweis auf den Frieden. *Fortschritt in Handel und Gewerbe, Achtung der deutschen Flagge in aller Welt, Wissenschaft und Kunst in Blüte, Friede seit 28 Jahren*³⁷: so zählte der Stadtpfarreiverweser in seiner Festrede zu Kaisers Geburtstag 1899 die Errungenschaften der Reichspolitik auf, für die der Kaiser stand. Der Friede wurde jedoch an den Ausbau und die Prä-

33 HT 3.4.1898: Bismarckfeier.

34 HT 23.3.1897: Gedenkfeier zum 100. Geburtstag von Kaiser Wilhelm I.

35 HT 3.9.1895: Sedansfeier.

36 HT 31.1.1899: Feier zum Geburtstag des Kaisers Wilhelm II.

37 Ebd.

senz eines starken Heeres gebunden. Manchen Festreden reihten auch speziell die soziale Gesetzgebung des Kaiserreiches in diesen Kanon mit ein.

Irritationen durch die Person des amtierenden Kaisers wurden in leisen Andeutungen und verschwommenen Rechtfertigungen geäußert, auch in Hinweisen auf die Treue zu Wilhelm I., die auch sein Nachfolger verdient hätte. Leichte Distanzierungen scheinen auch darin auf, daß die Bindungen an das württembergische *Vaterland* jedesmal thematisiert wurde. Die Loyalität zu Württemberg wurde immer betont, eine Konkurrenz zu Bindungen an das Reich bestritten. *Treu zu Kaiser und Reich, treu zu König und Vaterland*, so deutlich band man beide Ebenen in den siebziger Jahren bei Kaisergeburtstagen nicht aneinander.

Erschöpften sich die meisten Kaisergeburtstage in diesen Verehrungsposen, die über die Gegenwart nicht hinauswiesen, so enthielt die Festrede des Stadtpfarrers 1898 auch das Moment der Verankerung des Kaiser-Reiches in einer als national entworfenen Geschichte. Der nationale *Einheitstraum* wurde in eins gesetzt mit dem *Kaisertraum*³⁸. Von den Hohenstaufern zu den Hohenzollern – beide konnten für den württembergischen Anteil an einer national interpretierten Geschichte stehen – wurde eine Entwicklungslinie konstruiert, die Identifikationsfiguren aus den verschiedensten politischen und sozialen Selbstverständnissen für sich vereinnahmte. In den *Kaisertraum* wurde die Kulturation mit Kant und Fichte integriert, wurde die Zeit der Reaktion von Metternich ausgegrenzt, um dann den König von Württemberg, den Kronprinz Wilhelm von Preußen mit Heinrich von Gagern, Uhland und dem Nationalparlament in Frankfurt zusammenzuschließen als Hoffnungsträger des nationalen Einheitstraumes. In dieser Linie konnte dann Bismarck als Reichsgründer den geträumten Einheitsgedanken wieder mit dem Kaiser verbinden. Das Kaiserreich erschien in dieser Erzählung als Höhepunkt einer schon immer genau dahin drängenden nationalen Dynamik, die Nation als Reichsnation endlich am Zielpunkt angelangt.

Demonstrierten die Festreden bei den Feierlichkeiten zu Kaisers Geburtstag eine Mischung zwischen nationalen, obrigkeitsstaatlichen und traditionell-dynastischen Elementen, trat neben diese Art der nationalen Kaiserverehrung in den neunziger Jahren ein weiterer Kult um eine Person als nationale Figur hinzu: die Bismarckfeiern. Die Organisation dieser Feiern wurde ebenso von der Deutschen Partei getragen wie die Kaisergeburtstage. Die Einladung zu den Kaisergeburtstagen erhielt jedoch eine offiziellere Note, da ein Festkomitee einlud, das öfteren unterstützt vom Stadtschultheißen. Zur Bismarckfeier lud ausdrücklich die Deutsche Partei selbst.

Bei diesen Bismarckfeiern wurde eine nationale Einheit in einem Glanz und einer *Herrlichkeit* beschworen, die sich völlig dieser einen Person verdankte und deswegen auch unterordnete. *Die durch den Gefeierten uns errungene Einheit* galt per se als nationales Ziel³⁹. Bismarck allein wurde die Schaffung der nationalen Einheit

38 HT 2.2.1898.

39 HT 3.4.1898.

zuerkannt. Damit zeichneten die Reden den früheren Reichskanzler als ein völlig außerhalb der Norm stehendes, in keinerlei politische Zusammenhänge eingebundenes Individuum, als *nationalen Führer und Erzieher*⁴⁰, als einen Charismatiker, demgegenüber Bewunderung und Liebe einzig angemessen sei. Die Einheit unter dem *großen deutschen Vaterland* wurde somit zur Einheit derjenigen, die in aktiver Verehrung, jedoch politisch passiv und ungebraucht, dem Wirken des *Erbauers des Reiches Glanz und Herrlichkeit*⁴¹ nachfolgten. Aus Bismarcks Händen konnte *das deutsche Volk* neben der Einheit auch die Größe, den Frieden, die Wohlfahrt und die Macht empfangen. Der Kaiser hatte in diesem Szenario keinen Platz.

Damit wurde eine Konstellation skizziert, in der die Nation nicht als selbstständiger politischer Machtfaktor, als politisch agierende Öffentlichkeit begriffen wurde, sondern als unpolitische Masse, die einer alles richtenden Vaterfigur folgt.

Wie wurde der Sedanstag, der bevorzugte „Nationalfeiertag“ der Nationalliberalen, am Ausgang des Jahrhunderts gefeiert? Neben dem Vorherrschen militärischer Zeremonien im Festablauf waren bei der Feier zum Sedanstag Festreden eher nebensächlich. Die Rede des Stadtpfarrers am Kriegerdenkmal verblieb in Stereotypen, die die gefallenen Soldaten als nationale Helden pries und gleichzeitig in untertäniger Weise den Staatsmännern dankte, die den Frieden erhalten hätten. Damit einher ging die bekannte nationale Mahnung zur Einigkeit, hier als Volkes Gelübde an Gott charakterisiert *Wehe einem Volke, das aus so heilig ernster Zeit nichts gelernt hätte für das, was zu seinem wahren Frieden dient*⁴². Der Stadtpfarrer evozierte in seiner Rede Anklänge an eine nationale Heilsgeschichte, die im Verbunde mit Gott dem Volke als biblische Mahnerin gegenüberreten konnte. Dem militärischen Äußeren des Festes entsprach der Inhalt der Rede jedoch nicht. Neben der Deutschen Partei traten am Ende des Jahrhunderts auch der Gemeinderat und der Stadtschultheiß als Organisatoren reichsbezogener Feste auf. Der 100. Geburtstag von Kaiser Wilhelm I. war auf Initiative von Wilhelm II. in allen Bundesstaaten von aktiver Beteiligung der Behörden geprägt. In Schwäbisch Hall hielt sich die Festrede eines Schulrektors ganz im Rahmen einer traditionellen persönlichen Huldigung. Der Sieg im Krieg gegen Frankreich erschien als reiner Kabinettskrieg, von Heerführern geführt und gewonnen. Dem Inhalt der Festrede nach kann diese Feier kaum als nationale Feier charakterisiert werden. Gegenüber dem ständisch-traditionellen Element war hier das nationale Element nicht vertreten.

Auch beim Festessen des Gemeinderates für die städtischen Veteranen aus Anlaß der 25jährigen Gedenkens an den deutsch-französischen Krieg zeichneten Stadtschultheiß, Stadtpfarrer und ein Oberst Götz als Vertreter der Veteranen ein traditionelles Bild deutscher Loyalitäten und Identifikationen. Ein Volk, das *Gut und Blut eingesetzt hat für das deutsche Vaterland, zu Hause helfend, heilend, tröstend*, ein Fürst – der württembergische König – vereint mit seinem Volk, einig in den

40 Ebd.

41 Ebd.

42 HT 3.9.1895.

Anstrengungen für und der Freude über die *erworbene Ehre des gewonnenen Friedens und des geeinten Deutschlands* in der Realität des deutschen Kaiserreiches⁴³. Abgeklärtes Reichsbewußtsein traf sich hier mit württembergischer Anhänglichkeit – schon durch den Festtermin ausgedrückt – und einem Volksbegriff, schwankend zwischen altem Untertanengeist und selbstbewußter Gewißheit des eigenen Wertes bei entscheidenden Anlässen. Diesen Feiern fehlte der beschwörende Ton, die Dringlichkeit, mit dem die nationale Programmatik bei den Feiern der Deutschen Partei behaftet war. Ein Zukunftsprojekt, ein nationaler Entwurf, eine Vision war nicht zu erkennen. Nichts Uneingelöstes wurde hier präsentiert.

Mit dem katholischen Gesellenverein feierte eine gesellschaftliche Gruppierung den 100. Geburtstag Wilhelms I., die in der nationalen Gemeinschaft eine Außen-seiterposition einnahm. Hauptsächliche Intention der Festrede war, eine affektive Bindung an das Reich herzustellen und zu rechtfertigen. Neben dem gängigen Muster der Kaiserverehrung geschah das auch durch die Aufzählung von positiv bewerteten Leistungen der Reichspolitik. Inhaltlich unterschieden sich diese nicht wesentlich von den auf den anderen Festen zitierten Themen: in Verbindung mit der politischen Machtstellung des Reiches wurde besonders auf die wirtschaftliche Entwicklung, auf eine effiziente Verwaltung, auf die gesetzliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft im BGB und auch auf die soziale Gesetzgebung hingewiesen⁴⁴. Daß für dieses Bemühen um die Implantierung reichsnationaler Identifikation gerade ein Gedenktag an Wilhelm I. zum Anlaß genommen wurde, zeigt, wie sehr dieser sich für diesen Zweck als maßgebliche politische Leitfigur durchgesetzt hatte⁴⁵.

Die gesamten bis hierher analysierten Feste transportierten in irgendeiner Weise nationale Identifikationen. Die Märzfeiern des örtlichen Arbeitervereins machten hier ein deutliche Ausnahme. Die Festrede zum *Gedächtnis der 48er Freiheitskämpfer* 1898, die der sozialdemokratische Reichstagskandidat hielt, erhob ganz konkrete politische Forderungen an die Ausgestaltung des Reiches, Forderungen, die sich an den Forderungen der Volkserhebungen in Paris, Wien und bei den Berliner Straßenkämpfen 1848 orientierten und auf sie verwiesen. Entscheidend ist, daß diese Forderungen nicht im Sinne einer nationalen Einheit erhoben wurden, wie bei den März-Feiern des lokalen linksliberalen Volksvereins 1873. Die Festgesellschaft wurde vielmehr als eine durch soziale Kategorien definierte Einheit angesprochen, als *Arbeiterschaft*. Das *Volk* war hier kein „deutsches Volk“ sondern eine gesellschaftliche Klasse. Indem die Arbeiter als Erben von 1848 bezeichnet wurden, wurde die soziale Klasse der Arbeiter im Kaiserreich in eine revolutionäre Traditionslinie verwoben und dies an die sozialdemokratische Partei weitergegeben. Die Feier endete mit einem Aufruf, bei den Reichstagswahlen *in bester Eh-*

43 HT 26. 11. 1895.

44 HT 24. 3. 1897.

45 Darauf macht auch aufmerksam F. Schmoll: *Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalskult des 19. Jahrhunderts*, Tübingen, Stuttgart 1995, S. 303.

zung der 48er SPD zu wählen⁴⁶. Dieses Fest bezog sich im Anlaß auf zentrale Ereignisse für die politische Entwicklung in Deutschland. Es muß insofern als reichsbezogen bezeichnet werden, kann jedoch nicht als nationales Fest gelten. Identifikationskern war keine nationale sondern eine soziale Einheit. Die Haller Arbeiterschaft setzte der nationalen Geschichte ein eigenes historisches Gegenbild entgegen. Die Märzrevolution konnte dabei als Repräsentation sowohl der liberaldemokratischen als auch der frühproletarischen Emanzipations- und Partizipationshoffnungen dienen.

Zeitspanne 1911 bis 1914

Die Berichte der lokalen Zeitung über die reichsbezogenen Feierlichkeiten in Schwäbisch Hall in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bestanden aus seitenlangen, fast wörtlichen Nachdrucken der Festreden. Innerhalb des Festgeschehens bekam die Rede eine immer herausragendere Stellung. Schon die Eingangsworte wurden zu selbständigen Reden, die Festreden selbst waren lange, ausführliche, programmatische Entwürfe zum Festthema. Immer mehr lebten sich nationale Vorstellungen im Medium der Sprache aus. Die Sprache wurde Haupttransporteur nationaler Argumentation, nationaler Mythen, nationaler Emotionen.

Der allgemeinen Diagnose einer *Lauheit*, einer *Reichsverdrossenheit*⁴⁷ der Bevölkerung im deutschen Reich, des Fehlens eines Nationalgefühls, der *Parteienspaltung und des Verlustes an Idealen*⁴⁸ folgte die Begründung der Notwendigkeit zur nationalen Einheit. Der als selbstverständlich verstandenen affektiven Bindung an die nationale Gemeinschaft wurden sogenannte „rationale“ Gründe zur Seite gestellt. Die Geschichte deutete man im eigenen, nationalen Sinn als Lehrmeisterin und Mahnerin. Als deutsches Trauma wurde immer wieder die innere Zerrissenheit beklagt und angeprangert, sei es für das frühere Kaiserreich, sei es unter dem Deutschen Bund, auch für 1848 hinsichtlich der nicht zu lösenden Österreichfrage. Der Ruf nach endlicher innerer Einigung erschien daraufhin nur konsequent. Trotz dem immer wieder vorkommenden Hinweis auf den *troztigen Sondergeist der einzelnen Volksstämme* in Deutschland betraf dies jedoch nicht die föderale Struktur des Reiches. Für die süddeutschen Reichsmitglieder reklamierte man ein eigenes Selbstverständnis. Auf deren freiwilligen Anschluß der an die Bismarck'sche Reichspolitik wurde immer wieder hingewiesen, die württembergischen Loyalitäten benannt, jedoch selbstverständlich dem Reichsbewußtsein einverleibt. Die Mahnung zu nationaler Einigkeit nannte keine bestimmten Adressaten oder Gruppen, die Formulierungen waren an jeden einzelnen gerichtet. Die Festreden zielten namentlich weder auf die Sozialdemokratie noch auf die katholische Kirche.

46 HT 22.3.1898.

47 HT 21.1.1911: Feier der höheren Mädchenschule zum 40. Gründungstag des Deutschen Reiches.

48 HT 19.1.1911: Festbankett zum 40. Gründungstag des Deutschen Reiches.

Hinweise auf die ausländischen Entwicklungen unterstrichen die Forderung nach einem von jedem Einzelnen getragenen Nationalgefühl. Das Ausland, besonders England und Frankreich, bot positive Beispiele der Nationsbildung. Leitbild war die westeuropäische Entwicklung der frühen staatlichen und nationalen Einheit. Den deutsche Weg zur Einheit bewertete man als verspätet. Herbeigewünscht wurde eine Angleichung in der Intensität und im Ausdruck nationaler Identitäten. Damit einhergehend stellte der deutsch-französische Krieg nicht mehr eine Aggression *welscher Bosheit* dar, sondern den Stein, der endlich die nationale Einheit ins Rollen gebracht hätte. Dies galt nicht nur im Sinne des militärischen Sieges, sondern auch in der Entfaltung nationaler Begeisterung in Deutschland. Die Rollen Frankreichs und Napoleons III. waren zu denjenigen von Helfershelfern der gewünschten Vereinigung geworden. Die Abgrenzung der nationalen Gemeinschaft nach außen wurde damit nicht im Sinne der eigenen Höherwertigkeit vor anderen Nationen praktiziert. Vielmehr sollte die eigene Nation endlich ebenbürtig mit den anderen Nationen gleichziehen. Hemmnisse auf dem Weg dorthin wurden in der inneren Verfassung der eigenen nationalen Gemeinschaft gesehen und nicht nach außen projiziert.

Die Charakterisierungen, die Kriterien der nationalen Zusammengehörigkeit wiesen gegenüber den früheren Jahren Veränderungen auf. Zunehmend kamen Begrifflichkeiten der ethnischen Kategorisierung zum Einsatz. Bei der Schulfeier zum 40jährigen Reichsgründungsjubiläum 1911 bezeichnete der Rektor der Oberrealschule die Reichseinigung als *Zusammenschluß aller Volksgenossen zu einem nationalen Staat*, waren die süddeutschen Länder *unzertrennliche Glieder des Reichskörpers*, wurde nationale Einheit im Begriff des *Volkstums* gefaßt⁴⁹. Beim Festbankett zum Geburtstag des Kaisers 1912 wurde vom Begrüßenden *unserer Rasse* Charaktereigenschaften zuerkannt, nämlich ein *trotziger Sondergeist der einzelnen Volksstämme*⁵⁰. Diese Sprache der völkischen, der ethnischen Zusammengehörigkeit korrespondierte jedoch nicht mit den inhaltlichen Ausführungen. In ihrer geschichtlichen Verortung banden diese Redner die Gemeinschaft an die Vorstellungen einer Kulturnation und auch einer politischen Nation. Durch ihre nationalen Geschichtsmythen hindurch vereinten die Redner wie schon in den früheren Jahren die verschiedensten Kriterien für die Begründung der nationalen Zusammengehörigkeit. Die national gedeutete Geschichte hin zur endlichen Reichseinigung versammelte die unterschiedlichsten Möglichkeiten zur Identifikation: Die nationale Gemeinschaft als Reichsnation unter dem Kaiser wurde an das alte Reich angebunden, an die *Kaiseridee, die das deutsche Volkstum gegen den Fürstendünkel erhalten hat*⁵¹. Gleichzeitig konnte das Volk als geistige Einheit, als geistiges Subjekt evoziert werden, von Dichtern und Denkern gleichzeitig geschaffen und beschrieben. Die nationale Einheit als politisch agierende Einheit, als

49 HT 20.1.1911.

50 HT 29.1.1912.

51 HT 21.1.1911: Feier der höheren Mädchenschule zum 40. Jahrestag der Gründung des Deutschen Reiches.

selbstbewußte Forderin von *Einheit in Freiheit* wurde in der Schilderung des Vormärz und der 48er Revolution skizziert. Die Enttäuschung über das Scheitern des Frankfurter Parlaments wurde offen ausgesprochen, die Gründe meist in der schwierigen Österreichfrage gefunden. Alle diese Verweisungen mündeten in den Zielpunkt der endlich erreichten staatlichen Einheit unter den politischen Gegebenheiten der Reichseinigung unter Bismarck und des existierenden Kaiserreiches. Dabei konnte sogar Bismarck als nationaler Apologet gegen die preußische Volksvertretung auftreten.

Diese Aufzählung zeigt, daß die Kriterien der postulierten Zusammengehörigkeit nicht eindeutig ausgewiesen waren. Die Beschwörung der nationalen Zusammengehörigkeit in der Gegenwart knüpfte an verschiedenste Selbstverständnisse, an unterschiedlichste Stränge von geschichtlicher Verortung an.

Als Ziel, als Endpunkt einer langen Entwicklung wurde das deutsche Kaiserreich gefeiert. Dabei nahmen die konkreten politischen Errungenschaften einen zentralen Stellenwert ein. Die Themen hatten sich zu früheren Zeiten nicht geändert: innerer Ausbau des Reiches, rege Entwicklung von Handel und Verkehr, Wohlstand, Fürsorge für wirtschaftlich Schwache, Erhalt des Friedens dank eines starken Heeres und einer starken Flotte. Das deutsche Kaiserreich bedeutete mit diesen handfesten Errungenschaften das „Vaterland“, die Inkarnation staatlicher und nationaler Einheit und konnte damit Loyalität einfordern. Die Ermahnungen zu innerer Einigkeit wurden in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg von Mahnungen ergänzt, die die Vaterlandsliebe zu einem absoluten Wert, zur *höchsten aller Bügertugend* erkor⁵². Gott, Familie, Vaterland: dieser Trias wurde auch der Kaiser untergeordnet. Die Person Wilhelms II. war zu dieser Zeit eindeutig unter die Reichsnation gestellt, die gepriesenen Tugenden des Kaisers gipfelten in seiner vermeintlichen Vaterlandsliebe. *Kaiserliebe* wurde als eine Form der Vaterlandsliebe tituliert, da durch die Liebe zum Kaiser hindurch und mit ihm das eigentliche Ziel der Verehrung das Vaterland sei. Diese leichte Relativierung der Autorität des Kaisers deutet auf ein wachsendes nationales Selbstverständnis hin. Irgendwelche politischen Wünsche nach einer selbstbewußteren Stellung der Volksvertretung in der Reichsverfassung knüpften daran jedoch nicht an. In seiner Stellung als Verkörperung der nationalen Einheit war der Kaiser unangetastet, wenn auch als konkrete Person mit Distanz betrachtet. Die nationale Gemeinschaft stand als Reichsnation hinter der obrigkeitsstaatlichen Ausformung des Nationalstaates.

Dieses Muster nationalen Selbstverständnisses findet sich in den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg sowohl in der Feiern der Deutschen Partei zum vierzigsten Jahrestag des Deutschen Reiches als auch in den Festbanketten zum Geburtstag des Kaisers, die seit 1912 die städtische Exekutive ausrichtete.

Zwei Festredner gingen in ihren Ansprachen darüber hinaus. Beide standen in der Tradition einer hauptsächlich politisch definierten Zusammengehörigkeit. Der eine war Stadtpfarrer, der seine Festrede bei der Feier zu Kaisers Geburtstag 1912 unter

52 HT 29. 1. 1912: Feier zum Geburtstag des Kaisers.

dem programmatischen Titel *Was ist Patriotismus* hielt⁵³. In seiner Rede kommen alle Facetten der Bestimmung der nationalen Einheit vor, wie sie oben geschildert wurden. Dies jedoch nicht als Erzählung, sondern als theoretische Abhandlung. Die Nation, nicht nur in Abstammung begründet sondern als kulturelle Einheit mit *gemeinsamen, geistigen Besitztümern*, die Gemeinschaft als politisch Handelnde unter den Daten 1813, 1848, 1870, Abgrenzung der nationalen Gemeinschaft gegen *allgegenwärtige Ausländerei*, aber auch gegen *Chauvinismus*: Dies waren die, von den anderen Reden schon bekannten, hier jedoch programmatisch behandelten Themen. Das Besondere an dieser Rede war eine genauere Fassung dessen, was vom beschriebenen Patriotismus konkret in der Gegenwart und für die Zukunft erwartet werden durfte. Dieser Katalog, unter den Begriff des *Patriotismus der Tat* gestellt, forderte zu einer Mitarbeit für das gesellschaftliche Ganze auf. Neben einer gefühlsmäßigen Bindung wurden hier aktive Handlungen für das „Vaterland“ gefordert.

Liberaldemokratische Politikvorstellungen verbanden sich dabei mit konservativ-bürgerlicher Sozialethik und einem bürgerlichen Wertehorizont. Der einzelne solle dazu beitragen, daß jeder deutsche Staatsbürger eine Heimat fände und ansässig werden könne. Dies war auf die *heimatlosen* Arbeiter gemünzt. „Heimat“ wurde als unerlässlich für die emotionale und soziale Sicherheit der Individuen dargestellt, Lokalpatriotismus als Ausgangsbasis der eigentlichen Vaterlandsliebe. Jeder hätte weiterhin die Pflicht zu lebhaftem politischen Interesse, man solle sich nicht von der *Höhe des Staatsbürgers auf die Linie der Untertanen herabdrücken* lassen. Gerade den Deutschen wurde ein besonderes Defizit an aktiver Mitgestaltung des politischen Lebens attestiert, sie waren aufgefordert, dagegen anzugehen. Parteienvielfalt sei dafür so normal wie notwendig. Politische Meinungsvielfalt zeichne einen aktiven Patriotismus geradezu aus. *Es soll auch in den heißesten Kämpfen um die Mittel und um die einzelnen Ziele stets das eine Ziel gegenwärtig sein, das wir für unsere politische Betätigung kennen, die Größe des Vaterlandes*. Die Ausübung politischer Mitsprache wurde so jedoch sofort wieder dem schwer zu fassenden Wert, der *Größe des Vaterlandes* untergeordnet. Zu den weiteren Kriterien für einen aktiven Patriotismus zählte die *Pflichterfüllung im Beruf*. Damit skizzierte der Stadtpfarrer für die nationale Gemeinschaft bürgerliche Ordnungsvorstellungen, die in der Tradition des liberalen Nationalismus vor der Reichsgründung fußen.

Ein zweiter Redner, Angehöriger der Deutschen Fortschrittspartei, wie sich die württembergischen Linksliberalen zu dieser Zeit nannten, thematisierte nationales Selbstverständnis ausgiebiger als üblich. 1912 war er einer von mehreren Redner auf dem Sommerfest der württembergischen Volkspartei in Schwäbisch Hall gewesen, 1913 hielt er zweimal zu nationalen Festen in Schwäbisch Hall die Festrede: zu Kaisers Geburtstag und zum Gedenken an die Völkerschlacht in Leipzig. Daß sich ein Angehöriger der früheren antipreußischen Fraktion vehement in die nationale Debatte einmischte, reflektierte die geschwundene Dominanz der Deut-

53 HT 30.1.1912, dort auch alle weiteren Zitate der Festrede.

schen Partei in der Definition eines kleindeutschen Reichsbewußtsein in Schwäbisch Hall. Das zweimalige Auftreten dieses Redners wirft zudem auch ein Licht auf das städtische politische Umfeld: Offensichtlich herrschte hier ein anderes Klima als in den zugehörigen Wahlbezirken, die ja zu dieser Zeit Mitglieder des Bundes der Landwirte in den Landtag bzw. den Reichstag schickten.

Das Fest zum 100jährigen Gedenken an die Leipziger Völkerschlacht nahm im nationalen Festkalender der Stadt einen besonderen Stellenwert ein. Hier feierte man kein jährlich wiederkehrendes offiziöses Fest des Kaiserreichs, sondern gedachte in geschichtlicher Überschreitung des aktuellen Deutschen Reiches eines Ereignisses, dem eine Rolle als nationales Schlüsselerebnis zuerkannt wurde. Der Festredner zelebrierte mit seiner Rede eine nationale Messe, entwarf in religiösen Bildern und Sprache eine nationale Heilsgeschichte, die Geschichte der wundersamen Auferstehung eines Volkes⁵⁴. Das Kriterium für die Entstehung eines Volkes war für den Redner politischer Natur: Untertanen wurden zum Volk in dem Moment, als sie, wie für die Schlacht von Leipzig geschildert, politische Verantwortung auf sich nahmen und selbständig handelten. Anders ließ sich für den Redner ein Volk nicht denken. Neben der Verantwortlichkeit für die äußeren Freiheit gehöre dazu auch die innere politische Mitverantwortung in Form einer Verfassung. Diese im Kern politische Definition der nationalen Einheit wurde mit religiöser Bedeutung aufgeladen und flankiert. Dementsprechend konnte die fehlende Verwirklichung der Verfassung auch als nationale *Schuld* gefaßt werden, die die jetzige Nation, als Erbe dieser Zeit, einzulösen hätte. Die Forderung nach mehr politischer Mitsprache, hier deutlich artikuliert, wurde als religiöse Tat stilisiert. Diesem nationalreligiösen Impetus, dieser Dynamik des Redners gemäß wurden für die Gemeinschaft der Nation Zukunftsprojekte entworfen, die über die Zukunftserwartungen der andern Redner hinausgingen. Zukunftsaufgabe sei die Schaffung eines Nationalgefühls, das im Glauben an den Beruf eines Volkes in der Weltgeschichte wurzele. Die Festrede begründete deutsche Ansprüche über kulturelle Leistungen und über das Selbstbewußtsein als Reichsnation. Im Namen dieses Glaubens konnte dann eine starke Flotte und eine aktive Kolonialpolitik (*daß wenigstens ein Stück Welt deutsch sein und deutsch werden muß*) gefordert werden. Im Namen dieses Glaubens konnte von jedem Einzelnen angemahnt werden, der nationalen Identifikation höchste Priorität einzuräumen. Dies alles sei das endliche Einlösen von nationalen Bestimmungen, wie in anderen Ländern schon längst realisiert.

Inhaltlich unterschieden sich die nationalen Entwürfe dieses Linksliberalen von den nationalliberalen Positionen durch ihre deutliche Artikulierung der politischen Grundlage einer nationalen Gemeinschaft, durch die Forderung nach mehr politischer Mitsprache – eine Konsequenz dieses politischen Verständnisses. Als staatlicher Rahmen einer deutschen Nation fungierte aber auch hier, bei einem ehemals in großdeutschen Kategorien argumentierenden politischen Horizont, das Kaiserreich. Hinter die Reichsnation konnte nicht zurückgegangen werden. Zu einem

54 Hier und im folgenden: HT 23. 10. 1913.

großen Teil definierte sich auch hier die Zukunft der Reichsnation in nationalen Machtprojekten.

In ihrem Pathos kann diese Rede exemplarisch für die Dynamik genannt werden, die dem Nationalismus Anfang dieses Jahrhunderts innewohnte: Eine religiös aufgeladene Weltdeutung forderte absolute Identifikation, besetzte Sinn- und Lebensräume, entwarf Visionen für die Zukunft. Zwar war die politische Begründung der Zusammengehörigkeit und die Forderung nach politischer Mitsprache weit von völkischer Abstammungsideologie entfernt, wie sie für den aggressiven Nationalismus des frühen zwanzigsten Jahrhunderts als charakteristisch angesehen wird. Jedoch zeigt sich hier ein liberaldemokratischer Nationenbegriff unter den politischen und kulturellen Bedingungen des forcierten Nationalismus vor dem Ersten Weltkrieg.

Auf einen wichtigen Aspekt der nationaler Konstruktionen auf den reichsbezogenen politischen Festen in Schwäbisch Hall ist noch nicht hingewiesen worden. Dies betrifft die Geschlechterkomponente der nationalen Vorstellungen. Mit den Toasten wurde auf den nationalen Feiern in Schwäbisch Hall im gesamten Kaiserreich regelmäßig auf die wichtige Rolle der *deutschen Frauen und Jungfrauen*⁵⁵ für die Erreichung der nationalen Einheit hingewiesen. *Auf den Teil unserer Streitkräfte, der mit seinen Waffen auch nicht wenig zur Förderung des glücklichen Ausgangs des Krieges beitrug*⁵⁶, *dank den Frauen und Helfern, die draußen wie Engel des Friedens hingeschritten sind*⁵⁷. Die Einbeziehung der Frauen in die nationale Einheit war unbestritten. Dies galt für die klassischen Felder weiblicher Betätigung, besonders für die Pflege und Unterstützung der Soldaten. Mit den Toasten auf den Festen in Schwäbisch Hall präsentierten sich die nationalen Vorstellungen nicht als eine rein männliche, sondern als Gemeinschaft beider Geschlechter, dies jedoch in klaren Rollenzuweisungen. Die Frauen tauchten explizit nur in den Toasten auf. Dies ist bei dem wenigen Material, das die Festreden zu diesem Thema hergeben, ein leiser Hinweis auch auf die „nach Geschlechtern hierarchisch gegliederte Nation“⁵⁸.

H.-U. Wehler interpretiert die Entwicklung vom Liberal- zum Reichsnationalismus während der Kaiserzeit nicht nur als Funktions- sondern als echten Inhaltswandel des modernen Nationalismus⁵⁹. Auf der Folie seiner Strukturierung des reichsdeutschen Nationalismus soll hier die inhaltliche Ausprägung nationaler Entwürfe auf den reichsbezogenen, politischen Festen in Schwäbisch Hall im Kaiserreich kurz zusammenfassend deutlich gemacht werden.

55 HT 4. 9. 1873: Sedansfeier.

56 Ebd.

57 HT 3. 9. 1895: Sedansfeier.

58 S. Maurer, M. Riepl-Schmidt: Emanzipierte Nation? Eine Podiumsdiskussion, in: C. Köhle-Hezinger (Hrsgg.): *Frauen und Nation*, Tübingen 1996, S. 214–224, hier S. 219.

59 Hier und im folgenden: H.-U. Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: 1849–1914, München 1995, S. 946–961.

Für die nationale Gemeinschaft gab es keine einheitliche Charakterisierung. Es vermischten sich politische, ethnische und kulturelle Kriterien in ein und demselben Nationenbegriff. Die Abstammungsgemeinschaft stand dabei nicht im Mittelpunkt der Definitionen, sie war untergründig präsent, wurde kaum deutlich formuliert. Dagegen zeichnete man das Volk als geistige Wesenheit, durch die hindurch nationale Charaktereigenschaften zugewiesen werden konnten. Orientiert waren diese an bürgerlichen Wertvorstellungen. Auf den bürgerlichen Werthorizont weist auch die kulturelle Fassung der nationalen Gemeinschaft hin. Neben diesen Kriterien war in Schwäbisch Hall während des Kaiserreiches die politisch definierte Nation präsent. Trotz den liberaldemokratischen Implikationen dieses Nationenbegriffs wurde jedoch das obrigkeitsstaatliche Kaiserreich als nationaler Staat und die Nation als Reichsnation bejaht. So präsent die politische Tradition von 1848 auch war, sie wurde nicht in eine selbstbewußt demonstrierte Forderung nach politischer Partizipation gemünzt. Vielmehr setzte die „Psychomotorik“⁶⁰ des Nationalen ihre Energien viel stärker auf die innere Vereinheitlichung der nationalen Gemeinschaft. Der zwanghafte Blick auf die innere Einigkeit kann im besonderen bei den Festen der Deutschen Partei geradezu als Kern des Nationalismus auf den Festen in Schwäbisch Hall bezeichnet werden. Konkretisierte sich dies in den Anfangsjahren noch durch eindeutige Feindbildstereotypen gegen die inneren Reichsfeinde der Sozialdemokraten und Katholiken, so artikulierte es sich im Laufe der Jahre als allgemeiner Konformitätsdruck, der jedes einzelne Mitglied des Deutschen Reiches unter die im eigenen Sinne entworfene Reichsnation zwang. Unter den Bedingungen des späten Kaiserreiches äußerte sich dieser Druck in dem immer wieder angeführten Appell, doch endlich überhaupt ein Nationalgefühl zu entwickeln. In Form von Beschwörungen, Mahnungen und Ängsten artikuliert, offenbarte sich daran eine defensive Grundhaltung des Reichsnationalismus. Auch der Anspruch auf nationale Großmachtstellung wurde entsprechend formuliert. In den Zielen der inneren Einigkeit und äußeren Machtposition wollte man endlich realisieren, was bei anderen nationalen Einheiten vermeintlich schon lange Realität war.

Die „innere Zerrissenheit“ galt im geschichtlichen Rückblick als nationales Trauma, frühere Versuche, eine nationale Einheit zu schaffen, erschienen in ihrer Vergeblichkeit. Die militärische Art der Reichseinigung und die autokratisch-obrigkeitsstaatliche Fassung des deutschen Reiches wurde so zur einzig erfolgreichen Art stilisiert, eine staatlich vereinte Nation überhaupt zu erreichen. Die Festreden bestimmten das Kaiserreich als etwas Neues in der deutschen Geschichte. Dieses Modell der kleindeutsch-preußischen, dynastisch bestimmten, mit bürgerlichen Ordnungs- und Wertvorstellungen ausgestatteten staatlich gefaßten Nation wurde als unabdingbar dargestellt.

Nationale Loyalität konnte das Kaiserreich auch auf Grund ganz konkreter politischer Erfolge der Reichspolitik einfordern. Die programmatischen Zielvorstellun-

60 Ebd., S.950.

gen, die politischen Schwerpunkte blieben während des Kaiserreichs im Prinzip unverändert. Außenpolitische Machtstellung, und innerer Wohlstand von den Anfangsjahren des Kaiserreiches an, dazu vor der Jahrhundertwende die Sicherung des Friedens durch militärische Stärke und der Blick auf die Sozialgesetzgebung beschrieben den politischen Rahmen, in dem sich die bürgerliche Reichsnation adäquat repräsentiert fand. Überschritten wurde der status quo des Deutschen Reiches durch Forderungen nach mehr politischer Mitbestimmung im Namen der Nation. Im ganzen gesehen wurde ihnen keine herausragende Stellung im nationalen Wertekanon beigemessen, zum Verstummen kamen sie jedoch nicht.

Besonders bei den Festen des Gemeinderates und des Stadtschultheißen artikuliert sich ein weiterer inhaltlicher Pfeiler des Reichsnationalismus in Schwäbisch Hall. Er bestand in dem Hereinnehmen älterer, traditionaler Bindungen an das Königreich Württemberg in die nationale Identifikation. Dies war bis in die späten Jahre des Kaiserreiches der Fall. Ältere Loyalitäten wurden nicht aufgelöst, auch nicht im Sinne einer Spannung zur nationalen Bindung interpretiert sondern als eigenständige Komponente innerhalb des Reichsnationalismus ausgelebt. Die Selbstverständlichkeit eigener Bindung konnte dabei gut mit dem Beklagen von zuviel föderalem Eigensinn vereinbart werden.

Als einzige der reichsbezogenen politischen Feste in Schwäbisch Hall folgten die Märzfeiern der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft diesem Muster nationaler Konstruktionen nicht.

Festinszenierungen

In welchen Formen wurde die im vorhergehenden inhaltlich charakterisierte Nation in Schwäbisch Hall gefeiert? Wie wurde gefeiert? In den öffentlichen Einladungen zu den Festen im Haller Tagblatt skizzierte man auch den Ablauf der Feiern. Der Charakter der Feste vermittelte sich durch ihre spezifische Deklaration: Festbankett, Sommerfest, Trauergottesdienst, militärisches Konzert ... Die verschiedenen Feste besetzten bestimmte städtische Räume. Wie präsentierte sich die Nation in der Stadt? Die Feste standen für unterschiedliche Teilnehmer offen. Wer wurde von den Festorganisatoren angesprochen? Wie wurden sie angesprochen? Wurde im Festablauf bestimmte soziale Räume für unterschiedliche soziale Gruppen aufgebaut? In Frage steht über den Festablauf die Vernetzung des Festes in das soziale Gewebe der Stadt. Neben dieser konkreten sozialen Verankerung des Festes repräsentierten die vollzogenen sozialen Praktiken auch die sozialen Vorstellungen von der Nation, die im Fest evoziert wurde. Wie offen, wie integrativ oder exklusiv feierte die Nation?

Die Festinszenierungen sind zudem als komplexes Festgeschehen zu lesen, mit dem über die verschiedensten Ebenen versucht wurde, eine konkrete Gemeinschaft zu schaffen und die Festteilnehmer in eine nationale Vision mit hineinzunehmen. Wo und wie läßt sich das im Festablauf festmachen?

Am 27. August 1874 wurde im Haller Tagblatt zur Sedan-Feier eingeladen. *Es ist ja an diesem Tage das Gelüste Frankreichs nach Zerstückelung und Demüthigung unseres Vaterlandes mit dem schwersten Schicksalsschlage bestraft worden; und mit jener Niederlage des gefangenen Feindes war der Sieg und die Macht und die Einheit Deutschlands begründet. Lasset darum auch uns in Hall diesen Nationalfesttag würdig begehen*⁶¹. Es folgte das vorgesehene Programm: am Vorabend, den 1. September, war die Dekoration des Kriegerdenkmals auf dem städtischen Friedhof geplant. Der eigentliche Festtag sollte morgens um sechs Uhr mit einer Tagwache beginnen, nach einer Feier im Volksschulgebäude war dann eine Sammlung auf dem Marktplatz vor dem Rathaus vorgesehen, um von da aus einen Festzug in die gegenüberliegende Hauptkirche der Stadt, die St. Michaelskirche zu formieren. Darauf folgte ein Festgottesdienst. Abends sollten auf den benachbarten Höhen Feuer flackern. Der abendliche Höhepunkt war als gesellige Unterhaltung im Adlersaal mit Instrumental- und Vokalmusik geplant. *Es geht nun an jedermann die freundliche Einladung, sich an der Feier zu beteiligen. Beflagung der Häuser erwünscht*⁶².

Drei Tage nach den Festlichkeiten begeisterte sich das Haller Tagblatt an der überaus zahlreichen Beteiligung der Bevölkerung. *Nicht bloß eine Partei feiere den heutigen Tag, sondern die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung, während früher nur wenige Häuser beflaggt waren, prangten diesmal die Straßen in reichem Flaggenschmucke. Eine unabsehbare Menschenmenge folgte den Reden und Gesängen am Kriegerdenkmal, nachdem der Kriegerverein unter Fackelbeleuchtung auf den Kirchhof zu dem schön geschmückten Kriegerdenkmal gezogen war. Auch zur herrlichen Festrede des Prälaten waren alle Schichten der Bevölkerung im Gotteshaus vertreten. Bei der abendlichen Versammlung fanden Musik, Gesang und Reden [...] reichen Beifall*⁶³.

Die März-Feier des Volksvereins ein Jahr vorher glich dagegen eher einer politischen Versammlung. Für nachmittags um vier Uhr wurde in das Nebenzimmer eines Gasthofs zu Vorträgen geladen.

Knapp 20 Jahre später gab es zur *Feier des Geburtstagsfestes Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm* Sonntag abends im repräsentativen Solbadsaal der Stadt ein *Bankett mit Kaisertoast, Gesang und Musikvorträgen, zu dessen Besuch hiermit freundlich eingeladen wird. Zur Deckung der Kosten wird ein Eintrittsgeld von 20 Pfg. erhoben, höhere Beiträge sind erwünscht*⁶⁴. Auch bei der Bismarckfeier der Deutschen Partei am 1. April 1898 erhob man zur Deckung der Kosten 20 Pfennig Eintritt (Zur selben Zeit erbat der Arbeiterverein zu seiner Märzfeier ein *freiwilliges Entree, jedoch nicht unter 10 Pfg.*). Ansonsten bestand auch sie aus *Festrede, Musik und Gesang, zu welchem unsere Mitglieder und alle Verehrer Bismarcks mit*

61 HT 27. 8. 1874.

62 Ebd.

63 HT 5. 9. 1874.

64 HT 25. 1. 1895.

Frauen und Angehörigen geziemend eingeladen wurden. Die zahlreichen Teilnehmenden – namentlich hatten sich auch viele Verehrerinnen des Fürsten Bismarck eingefunden – schickten als besonderes Zeichen der Verehrung ein Glückwunschtelegramm an den Gefeierten⁶⁵.

Wieder 20 Jahre später hatten sich Ton und Ablauf der Feiern nicht einschneidend geändert. Zur *vaterländischen Feier in üblicher Weise* wurden im Auftrag des Stadtschultheißen *von Stadt und Land Damen und Herren freundlichst eingeladen*. Bei einem Eintritt von 25 Pfennig pro Person nahm man teil an *Vorträgen der Stadtkapelle, Ansprachen und allgemeinen Gesängen*⁶⁶. Ganz ähnlich das Festbankett zu Ehren der Gründung des Deutschen Reiches: *Festrede, Darbietungen des Sängerkhore des Krieger- und Militärvereins und der städtischen Kapelle*. Zum Eintrittspreis von 30 Pfennig war *jedermann, auch Damen, willkommen*⁶⁷.

Und die *Jahrhundertfeiern* zum Gedenken an die Schlacht von Leipzig? Hier gab es Höhenfeuer und ein Festbankett. *Es hatte ein sehr reichhaltiges Programm angekündigt werden können, das neben Begrüßungs- und Festrede, wofür ein begeisterter Redner gewonnen ward, trefflich ausgewählte, patriotische Musikstücke, Männerchöre, Deklamationen und vor allem eine Reihe szenischer Bilder aufwies und Schönes und Eindrucksvolles erwarten ließ*⁶⁸. Die „szenischen Bilder“ waren nichts Unbekanntes in Schwäbisch Hall: zu verschiedenen Vereins- oder geselligen Festen waren diese „lebenden Bilder“, szenische Verkörperungen nationaler Mythen, schon von Mitgliedern des Turnvereins vorgeführt worden.

Die reichsbezogenen Feste besetzten in Schwäbisch Hall unterschiedliche städtische Räume. Zum Fest versammelten sich die Teilnehmenden meist in einem geschlossenen Raum, aber auch der öffentliche Raum, die Straßen und Plätze der Stadt, wurde bei einigen nationalen Feiern in das Geschehen miteinbezogen. Die reichsbezogenen Feste in Schwäbisch Hall, die sich derart präsentierten, waren eher die Ausnahme. Die öffentliche Präsenz demonstrierte das Gewicht, das die Veranstalter ihren Festanliegen beimaßen. Besonders in den frühen siebziger Jahren feierte man öfters auf den Straßen der Stadt. Die Freude an der Beendigung des Krieges 1871 wurde öffentlich verkündet: Am Tag des Friedensschlusses gab es spontanes Glockengeläute, Kanonenschüsse, Aufziehen von Flaggen und das Absingen von Musikchorälen von der Treppe der Stadtkirche herunter, die architektonisch den Marktplatz der Stadt dominiert. Die Feuerwehr entzündete ein Freudenfeuer auf den Bergen. Nach einem Bankett für Männer folgte am 7. März vormittags ein allgemeiner Festzug durch die Stadt in die Kirche, angeführt von der Feuerwehr und den Turnern in Uniform. Auch die Bürger waren aufgefordert mitzumachen, wobei um *festliche Kleidung*⁶⁹ gebeten wurde. Nachmittags machte der Musikverein einen Musikumzug durch die Stadt und abends gab es in der gan-

65 HT 3. 4. 1898.

66 HT 26. 1. 1911.

67 HT 20. 1. 1911.

68 HT 23. 10. 1911.

69 HT 7. 3. 1871.

zen Stadt ein *festliches Gewoge*. Die verschiedensten Vereine waren unter der leitenden Organisation der Stadt aktiv in dieses Fest miteinbezogen, ebenso wie die städtische Bevölkerung, die zur Illumination ihrer Häuser aufgefordert wurde. Dieses Freudenfest zum beendeten Krieg war das größte reichsbezogene Fest für die gesamte untersuchte Zeit.

Noch zweimal wurde 1871 in den Straßen der Stadt gefeiert: Neben einer Art Sommerfest des Gewerbe- und des Musikvereins, mit Illumination des Festplatzes, Musik und Gesang im Juni zum Einzug der Truppen war das der Festzug am Jahrestag von Champigny initiiert vom Militärverein, der einem Trauergottesdienst vorausging. Dieser kurze Marsch von Rathaus zur gegenüberliegenden Kirche war ein klassischer Umzug der Vereine und Korporationen, jeweils mit eigener Flagge, zusammen mit Repräsentanten des modernen Parteienstaates: Ehreninvalidencorps, Beamten und Gemeindegliedern, dem Militärverein als Veranstalter, Turn- und Musikverein, Bürgerschützenverein, Schützenbund, Gewerbeverein, Nationale Partei, Feuerwehr, Veteranen. Zur darauffolgenden Reunion war auch der örtliche Arbeiterverein geladen. 1872 versammelte sich eine vergleichbare Schar, zur *Weiherede des Diakon* bei der Einweihung des Kriegerdenkmals im städtischen Friedhof, *die Mitglieder des Sanitätsvereins, des Veteranenvereins, des Militärvereins, das Ehreninvalidencorps, städtische und Staatsbeamte, der Musikverein sowie zahlreiche Einwohner*.⁷⁰

Bei allen beschriebenen Umzügen spiegelte sich die Tradition der bürgerlichen Umzüge vor dem Kaiserreich: Vereine in ihrem Selbstverständnis als Träger der bürgerlicher Ordnung artikulierten dies auch in der Ordnung des öffentlichen Umzugs. Die Beteiligung der Bürger wurde an die Einhaltung dieser festlichen Ordnung geknüpft.

Diese Tradition wurde bei den weiteren Festlichkeiten, die im öffentlichen Raum der Stadt stattfanden, so nicht aufrechterhalten. Umzüge gab es auch bei den Sedansfeierlichkeiten 1874 und 1895 sowie bei dem Fest zur 100. Geburtstag Wilhelms I. 1897. Sie beschränkten sich auf ein allgemeines Versammeln vor dem Rathaus, um gemeinsam zur Kirche zu schreiten. Dazu war *jedermann* eingeladen. Eine irgendwie geartete spezielle Ordnung wurde damit nicht postuliert. Jeder konnte sich angesprochen fühlen und mitmachen. Angeführt wurden solche Festzüge in manchen Fällen von Offizieren der Landwehr, so wurde der Festzug symbolisch mit der militärischen Reichseinigung verknüpft.

Über die Umzüge hinaus konnte weitere öffentliche Präsenz bei den Festen noch in feierlichen Zeremonien beim Kriegerdenkmal (Sedansfest 1874 und 1895), in Höhenfeuern, die auf das erste Nationalfest zum Jahrestag der Völkerschlacht in Leipzig 1813 zurückgingen (Sedansfest 1873, Sedansfest 1874), in der Abhaltung von Tagwachen (100. Geburtstag Wilhelms I. 1897) bestehen. Mit der Bitte um Beflaggung der Häuser war auch die städtische Bevölkerung zu aktiver Unterstützung der Feierlichkeiten aufgefordert. Alle Feiern, die auf den Straßen der Stadt

70 HT 27. 8. 1872.

präsent waren, mündeten regelmäßig in einer Festversammlung, einer Reunion oder auch einem Frühschoppen in geschlossenen Räumen. Der Ablauf dieser Feste vereinte die Demonstration öffentlicher Präsenz, die Anlehnung an traditionelle nationale Symbolik, die Artikulation politischer Inhalte, die Einbeziehung kirchlicher Traditionen und nicht zuletzt auch die gemeinsame gesellige Unterhaltung. In der Praxis des Festes verschränkte sich für die Akteure politisches, soziales, symbolisches und emotionales Handeln.

Unter all diesen Festlichkeiten lehnte sich die *Sedan- und Gedenkfeier* 1895 am stärksten an militärische Zeremonien an: morgendliches Schießen mit der Kanone, militärisches Wecken, Konzert der Kapelle des k. Infanterieregiments, abendlicher Zapfenstreich. Das Eintrittsgeld für das Konzert war den Veteranen, Mitgliedern des Militär- und Kriegervereins und den städtischen Badegästen ausdrücklich erlassen. In dieses militärische Festgepräge verwob sich kirchlich-protestantische Präsenz: Inhaltlicher Höhepunkt der Feier war die Rede des Stadtpfarrers am Kriegerdenkmal und die Predigt des Dekans beim Festgottesdienst. Weitere Festreden fanden nicht statt.

Die Sedansfeierlichkeit 1895 war dasjenige Fest, das – genau wie der 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I. – durch „massive offizielle Eingriffe in die Festveranstaltung“ zumindest in Preußen, geprägt war⁷¹. Allerdings existieren in Schwäbisch Hall keine Hinweise auf eindeutige behördliche Anweisungen, und der Gemeinderat erklärte sich nur zögerlich zu einer minimalen Unterstützung bereit. Trotzdem orientierten sich die Festorganisatoren, hauptsächlich die örtliche Deutsche Partei, wohl an den Festzeremonien, die in der Hauptstadt Berlin für die Feierlichkeiten vorgegeben wurden. Die ungewöhnlich starke Präsenz militärischer Riten im Vergleich zu den anderen reichsbezogenen politischen Festlichkeiten ist vielleicht darauf zurückzuführen und ließ somit ein den lokalen Festen eher fremdes, „preußisches“ Element dominieren.

Die zwei Feste vor dem Ersten Weltkrieg, die auf öffentlichen Plätzen der Stadt abgehalten wurden, waren im öffentlichen städtischen Raum weit weniger präsent, auch weniger aufwendig. Neben einem Sommerfest mit Feuerwerk auf dem städtischen Festplatz zum 25. Regierungsjubiläum von Kaiser Wilhelm II. 1913, einem Fest ohne weitere Elemente, erinnerten im selben Jahr Höhenfeuer weithin sichtbar an die Leipziger Völkerschlacht. Gemeinsame Umzüge fanden nicht mehr statt, keine gemeinsamen Gottesdienste, auch keine Zeremonien am Kriegerdenkmal.

Die gängigste Art der Zelebrierung der Feierlichkeiten mit reichsweitem Bezug für den gesamten Untersuchungszeitraum stellte die Zusammenkunft in einem festlich geschmückten Raum einer Gastwirtschaft dar oder später, nach Erbauung einer städtischen Badeanlage, im repräsentativen Saal des stadteigenen Solbades. Benannt als *vaterländische Feiern*, oder auch *Reunion*, oder nur *Feier*, waren die Höhepunkte dabei die Festreden, vorbereitet von einer allgemeinen Begrüßung und

71 Schellack: Nationalfeiertage (wie Anm. 17), S. 109.

inhaltlichen Einleitung des Festvorsitzenden. Die Reden mündeten in gemeinsame Hochrufe, die in kurzen Schlagworten den Sinn der festlichen Versammlung bündelten. Hochrufe folgten auch den jeweiligen Toasten, die der Hauptrede meist folgten und von den Organisatoren des Festes angestimmt wurden. Flankiert war dieses Herzstück der Feier von Musikbeiträgen, meist der städtischen Musikkapelle oder des Chors des Militär- und Kriegervereins, und auch Deklamationen. Zwar organisierte der Militär- und Kriegerverein auch eigene nationale Festlichkeiten, doch er war mit seinem Gesang an der Inszenierung fast jeden nationalen Festes in Schwäbisch Hall beteiligt.

Nach der Jahrhundertwende etablierte sich bei den verschiedensten Festen in der Stadt die Abhaltung von *szenischen Bildern*. Solche wurden auch beim 100jährigen Gedenken an die Völkerschlacht aufgeführt. Diese szenischen Bilder können als Kleinformen in die Tradition der nationalen Festspiele eingeordnet werden, die besonders am Ende des 19. Jahrhunderts ein bevorzugtes Medium der Präsentation nationaler Imaginationen bei nationalen Festen waren⁷².

Zum Ende des offiziellen Teils des Festes wurde dann regelmäßig gemeinsam gesungen. „Das gemeinsame Absingen patriotischer Lieder bildet gleichsam den Rahmen bürgerlicher Festkultur“⁷³. Die Festteilnehmer waren somit nicht reine Rezipienten, sondern in die Zelebrierung mit einbezogen. So wurde im Sinne des jeweiligen Festanlasses eine Gemeinschaft der Festteilnehmer geschaffen, als ganz konkrete soziale Einheit und gleichzeitig über sie hinausweisend.

Das Festbankett war eine vergleichbare Zeremonie. In den Festberichten der Zeitung ist von Essen nie die Rede, der Festablauf wird gleich geschildert wie bei den anderen Feierlichkeiten. Trotzdem nehme ich an, daß bei einer Einladung zu einem Festbankett, bei kleinem Eintritt, neben den Reden auch gemeinsam gegessen wurde. Ein *Festbankett für Männer* gab es im Rahmen der Siegesfeierlichkeiten im März 1871. Solche Festbankette wurden zu Kaisers Geburtstag in den neunziger Jahren und zum 100. Geburtstag von Wilhelm I. abgehalten. Der Gemeinderat lud die Veteranen 25 Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg zum Festessen. Auch einige Bismarckfeiern waren Bankette. 1911 wurde die Feier zum 40. Gründungstag des Deutschen Reiches als Bankett zelebriert. Die Geburtstagsfeierlichkeiten für den Kaiser, die ab 1912 von der Stadt organisiert wurden, liefen dann unter der Bezeichnung *vaterländische Feier*.

Eine von diesem Muster abweichende Festinszenierung hatte die Märzfeier des Volksvereins 1873. Hier lag der Schwerpunkt der Veranstaltung auf den politischen Vorträgen. Die Veranstaltung war in ihrem Ablauf eher als politische Versammlung denn als Feier konzipiert.

Vorherrschend für die Feste mit reichsweiter Relevanz war die allgemeine Zugänglichkeit, die Öffentlichkeit der Festlichkeiten. Die Bevölkerung wurde zu breiter Teilnahme aufgefordert. Zu den meisten dieser Veranstaltungen wurde die

72 P. Sprenkel: Die inszenierte Nation. Deutsche Festspiele 1813–1913, Tübingen 1991, S. 53.

73 Ebd., S. 54.

Bevölkerung *freundlichst, geziemend, höflich* eingeladen, *insbesondere die vom Lande und die Jüngerer, Stadt und Land*. Der Text der Einladungen war betont offen formuliert, in den siebziger Jahren wurde auch immer wieder besonders auf das *gute alte Bier* hingewiesen, das auf die Teilnehmer warte. Eine soziale Ausgrenzung, eine Einteilung der Festräume nach sozialen Kriterien war durch Ablauf und Einladung nicht gegeben. Das muß natürlich nicht bedeuten, daß auf den beschriebenen Festen – wie das „Haller Tagblatt“ immer wieder betonte – *alle Schichten der Einwohnerschaft* auch wirklich vertreten waren. Darüber können hier keine Aussagen gemacht werden. Hier kann nur das öffentliche Auftreten der Festorganisatoren beurteilt werden, so wie es sich im Text von Einladungen und in der Inszenierung der Feste darstellt. Dies gilt für die nationalen Feiern der Deutschen Partei, für die März-Feiern des Volksvereins, für die Gedenkfeier für Leipzig, dies gilt auch für die Feste der Gemeindegremien und der städtischen Exekutive, das Fest zum 100. Geburtstag von Wilhelm I. oder die Kaisergeburtstage in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg.

Allerdings wurden die ehemaligen Soldaten immer mal wieder z. B. durch freien Eintritt bei den nationalen Feiern begünstigt. 1895 machte der Gemeinderat beim Festessen zum Gedenken an den deutsch-französischen Krieg die militärische Vergangenheit zum Fokus der Festteilnahme. Man lud alle ehemaligen Soldaten, die sich in der Stadt aufhielten. Außer den Veteranen waren die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden vertreten. Die anschließende Champigny-Feier des Kriegervereins folgte denselben Auswahlkriterien.

Eine Entwicklung ist zu verzeichnen: Gab es in den siebziger Jahren noch Ausgrenzungen qua Geschlecht in Form des Banketts für Männer zu den Friedensfeiern 1871, forderte die Deutsche Partei in den 90er Jahren die Verehrer Bismarcks mit Damen zum Kommen auf. Vor dem Ersten Weltkrieg wurden dann öfters auch die *Damen* selbständig, ohne Begleitung, ausdrücklich öffentlich eingeladen.

Als halböffentliche Feiern können die politischen Feiern der lokalen Vereine charakterisiert werden. *Mitglieder* des ausrichtenden Vereins *und Freunde* wurden zum Kommen aufgefordert. Dazu gehörten die Kaisergeburtstage und Gedenkfeiern an bestimmte Schlachten in den frühen siebziger Jahren, die der Militär- oder Veteranenverein (seit 1873 Kriegerverein) ausrichtete. Sie wurden als gesellige Unterhaltungen angekündigt. Halböffentliche Vereinsfeste zu nationalen Anlässen führte im Laufe des Kaiserreiches auch der evangelische Arbeiterverein, der evangelische Jünglingsverein und einmal auch der katholische Gesellenverein durch. Der Ablauf dieser Feiern glich den öffentlichen Reunions.

Zu diesen halböffentlichen Veranstaltungen müssen wohl auch die Schulfeiern gezählt werden, die jeweils über die Zeitung angekündigt waren und zu denen *Freunde* der Schule eingeladen wurden. Sie fanden in den Räumen der Schulen statt und bestanden in Vorträgen des Schulrektors, flankiert von Gesangs- und Theateraufführungen.

Dezidiert geschlossene Veranstaltungen gab es in den betrachteten Zeiträumen nur als Ausnahme. 1871 feierte der Militärverein und die Turngemeinde ihre *ausmar-*

schiert *gewesenen Soldaten* mit einer internen Reunion mit Tanzunterhaltung⁷⁴. Eine interne Veranstaltung, als solche auch besonders in der lokalen Presse diskutiert, war 1913 ein Konzert des Musikvereins mit kurzer Ansprache zum Gedenken an die 100 Jahre zurückliegende Völkerschlacht. Angekündigt hatte man dieses Konzert – wie z. B. auch die Kaisergeburtstage in diesen Jahren – als *vaterländische Gedenkfeier*⁷⁵. Eher am Rande traf sich 1913 zum 25jährigen Regierungsjubiläum und 1914 zu Geburtstag des Kaisers auch das Offizierskorps des Landwehrbezirks Hall zu einem festlichen Essen. Dies wurde jedoch nur durch eine kurze Bemerkung in der Zeitung notiert, öffentliche Relevanz durch eine Einladung in der Lokalpresse hatten diese Veranstaltungen nicht.

Die Festformen weisen die nationalen Feiern in Schwäbisch Hall als typisch bürgerliche Feste aus, die die Tradition der vormärzlichen Nationalfeste reflektierten. Der neue Reichsnationalismus präsentierte sich mit traditionellen Festformen. Neu bei den Festen waren militärische Rituale. Sie drückten die starke Stellung aus, die das Militär durch die Art der Reichseinigung im Selbstverständnis der Reichsnation erlangt hatte. Allerdings entwickelten sich in Schwäbisch Hall die militärischen Festformen nicht zu einer dominierenden Komponente. So wie die Erinnerung an bestimmte Schlachttage im Laufe der Kaiserzeit immer weniger begangen wurden, so kann auch beobachtet werden, daß militärische Rituale bei den Festen immer weniger verwendet wurden.

Insgesamt ist bei dem Blick auf die Inszenierung der Feste, parallel zum allmählichen Zusammenschnurren der reichsbezogenen Festlichkeiten in Schwäbisch Hall im Laufe der Kaiserzeit auf wenige Anlässe und Organisatoren, auch eine Reduktion der Ausdrucksformen zu verzeichnen: am Anfang standen 1871 die ausufernden Festlichkeiten zum beendeten Krieg, 1914 dann eine *vaterländische Feier, in üblicher Weise* zu Kaisers Geburtstag. Der Eindruck einer Festmüdigkeit, einer „negativen Dynamik“ drängt sich auf, neue Impulse sind nicht zu verzeichnen.

In der neueren Forschungsliteratur werden durch den genauen Blick auf den Ablauf der Feste die bürgerlichen Ordnungsvorstellungen der imaginierten nationalen Gemeinschaft als sozial exklusive deutlich. Eine Exklusivität der Feste durch eine direkte, öffentlich vollzogene, soziale Grenzziehung, wie für andere bürgerliche nationale Feste beschrieben, kann für Schwäbisch Hall nicht konstatiert werden. Das mag daran liegen, daß die meiste Literatur auf größere Städte oder zentrale Ereignisse bürgerlicher Festkultur zurückgreift. In kleineren Städten war die soziale Distinktion der hohen bürgerlichen Kreise sicherlich nicht so scharf. M. Wienfort, die die Feiern zu den Geburtstagen des Kaisers auch in der Provinz als sozial-kulturelles Phänomen untersucht hat, kommt zu dem Schluß, daß die Feste räumlich und sozial zwischen Bürger- und Volksfesten changierten⁷⁶. Wenn auch

74 HT 6.8.1871.

75 HT 28.5.1913.

76 M. Wienfort: Kaisergeburtstagsfeiern am 27. Januar 1907. Bürgerliche Feste in den Städten des Deutschen Kaiserreichs, in: M. Hettling, P. Nolte (Hrsgg.): Bürgerliche Feste, Göttingen 1993, S. 157–192, hier S. 158.

bei den Repräsentationsriten selten der kleine Mittelstand, die sozialdemokratischen Parteigänger gänzlich nicht dabei waren, so bescheinigt sie den Feiern trotzdem eine bemerkenswerte Integrationsleistung.

Sicherlich kann ein sozial ausschließender Charakter der Feste nicht allein über den Festablauf festgemacht werden. Wenn auch in Schwäbisch Hall keine direkte soziale Grenzziehung offenbar wird, so gab es doch inhaltlich und symbolisch genügend Arten, die Nation als bürgerliches, protestantisches, kleindeutsch-reichsnationales Projekt zu präsentieren. Wie stark der Konformitätsdruck in diese Richtung war, wurde für den inhaltlichen Aspekt schon hervorgehoben.

Ein deutliches äußeres Zeichen der Exklusion war jedoch auch in Schwäbisch Hall relevant: da die Deutsche Partei die nationalen Feste in Schwäbisch Hall so weitgehend als Organisatorin dominierte, handelte es sich um Veranstaltungen nur einer ganz bestimmten politisch-sozialen Gruppe in der Stadt. A. Confino formuliert für die Sedansfeierlichkeiten: „Not surprisingly, contemporaries in Württemberg associated the holiday with the DP. [...] For democrats, Catholics, and socialists the identification of the holiday with the DP was reason enough to shun the celebrations“⁷⁷.

Noch 1912 sah sich der Stadtschultheiß Hauber in seiner Begrüßungsrede zum *Kaiserbankett* veranlaßt, bemerken zu müssen: [...] *darf ich über den Zweck der Feier einleitend bemerken, daß die Feier nicht vom parteipolitischen Standpunkt aus veranstaltet ist sondern als eine allgemeine vaterländische Feier*⁷⁸.

Wenn auch die März-Feiern des Haller Arbeitervereins nicht zu den „nationalen“ Feiern zählen und sie insofern für diese Untersuchung nur als „Gegen-Welt“ relevant sind, ist ein kurzer Blick auf die Inszenierung dieser Feste doch fruchtbar. 1898 lud der Ausschuß des Arbeitervereins zu einer *Gedächtnis-Feier der 1848er Volkserhebung mit Festrede, gehalten von Wilh. Seyther aus Stuttgart, Gesangsvorträgen des Gesangvereins Liberte, Deklamationen und Musik. Zu der Feier wird hiermit jedermann freundlich eingeladen. – Zur Deckung der Tageskosten wird ein freiwilliges Entree, jedoch nicht unter 10 Pf. erhoben*⁷⁹. Diese Veranstaltung war laut dem „Haller Tagblatt“ vom 22. März 1898 gut besucht. Nach der *mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede folgte der unterhaltende Teil des Programms. Musik und Gesangsvorträge wechselten in bunter Reihe mit verschiedenen Deklamationen und erst in vorgerückter Stunde fand die Feier ihren Abschluß*. Das Beispiel zeigt, wie sehr bürgerliche und proletarische Feste, die zwei dominierenden Festkulturen im Kaiserreich, in den gleichen Festformen abliefen. Beide fußten in derselben Tradition, den vormärzlichen Nationalfesten. „Die Ambivalenz der öffentlichen Festkultur um 1900, die Spannung zwischen Revolution und Nation, findet sich also bereits in ihrem Ursprung angelegt“⁸⁰.

77 Confino (wie Anm. 18), S. 59.

78 HT 30. 1. 1912. Es war der erste Kaisergeburtstag, den die städtische Exekutive selbst organisierte.

79 HT 19. 3. 1898.

80 Sprengel (wie Anm. 72), S. 49.

Festsymbolik

Für die kultur- und alltagsorientierte historische Forschung ist der Begriff der Symbolik ein Schlüsselbegriff, mit dem die verschiedensten Ausformungen, Gesten, Kristallisationen von sozialem Sinn zusammengeführt werden. Im Gefolge von bestimmten Richtungen sozialwissenschaftlicher Theoriebildung werden die verschiedensten Formen menschlicher Interaktion und Kommunikation als symbolhaft interpretiert. Gerade Feste bilden für diesen Forschungsansatz einen geeigneten Forschungsgegenstand, da im Fest diskursive, affektive, soziale Ausdrucksweisen unauflöslich ineinander verschlungen sind. Dieser Gemengelage wird mit kulturtheoretischen Mitteln interpretierend begegnet.

In diesem Abschnitt sollen dagegen in einem engeren Sinn unter Symbolen konkrete Vergegenständlichungen von Sinnzusammenhängen, von Vorstellungskomplexen verstanden werden. Aufgesucht werden sinnlich vorhandene Dinge wie Bilder, Büsten, Flaggen, genauso wie die verwendeten Lieder, die zur Aufführung kamen oder gemeinschaftlich gesungen wurden sowie theatralische Komponenten auf den Festen wie die *szenischen Bilder* bei der Gedenkfeier für die Leipziger Völkerschlacht. Darüber hinaus werden auch in der Sprache symbolische Bezüge gesucht. Dies alles soll auf seinen Verweisungscharakter hin untersucht werden: Was wurde als nationales Sinnbild benützt, für welchen Inhalt standen diese Symbole, worauf wurde damit rekurriert?

Die Festräume präsentierten sich reich geschmückt. Im Festschmuck wurde versucht, den Festanlaß zu versinnbildlichen. Welche Bilder wurden hierfür benützt? Die Feste zu den Geburtstagen des Kaisers, genauso wie die Bismarckfeierlichkeiten und auch die Feier zum 100jährigen Geburtstag von Wilhelm I. waren durch eine personenbezogene Symbolik gekennzeichnet. Büsten mit dem jeweils zu Feiernden, Lorbeerkränze, grüne Pflanzen: im Schmuck des Raums unterstrich das Fest den dynastischen, bzw. den personenbezogenen Anlaß. Durch die Praxis, dem Gefeierten ein Glückwunschtelegramm zu schicken, wurde diese Komponente des Festes noch verstärkt. Eine Verbindung zum abstrakten Staat wurde über die schwarz-weiß-rote Flagge geschaffen.

Das Fest zum 40. Gründungstag des deutschen Reiches 1911 stellte das Reichswappen und die Fahne in den Mittelpunkt. Bismarck, Moltke und Wilhelm I. waren mit Lorbeer umkränzt. Damit war der Staat als das dynastische, im militärischen Sieg wurzelnde, obrigkeitsstaatliche Reich charakterisiert. Der amtierende Kaiser fehlte in dieser Reihe, ein Zeichen der Distanz zu seiner Person.

Die *Jahrhundertfeier* zum Gedenken an die Schlacht bei Leipzig während der Befreiungskriege transzendierte im Anlaß das neue Deutsche Reich und bezog sich explizit auf Leipzig als den Anfang einer deutschen Nationalbewegung. Der Festsaal war mit Flaggengewinde und Wappenschildern dekoriert. Leider wird durch die Festbeschreibung nicht deutlich, welche Flaggen oder Wappen man benützt hat.

Bei dieser Feierlichkeit wurde der nationale Festgehalt auch mit szenischen Bildern verkörpert, die mit theatralischen Mitteln auf die Nation Bezug nahmen. *Da*

waren in erster Linie unsere Turner, mit der Vorführung wohlgelungener, turnerischer Übungen. Das erste Bild zeigte die Königin Luise mit den beiden Prinzen. Die Mutter ermahnt die beiden Söhne zur Rettung des Vaterlandes. [...] Später folgte ein Bild der Turner auf der Hasenhöhe, die der Turnvater Jahn in flammenden Worten zur Teilnahme an den Befreiungskriegen aufforderte. Galten diese Bilder der Erinnerung an die Zeit der Befreiungskriege, so bezogen sich die beiden nächsten Programmnummern auf das heutige Jubiläumsjahr. Die prächtigen Freiübungen vom Leipziger Turnfest wurden vorgeführt und schließlich folgte noch eine sehr schöne, wirklich künstlerisch wirkende Marmorgruppe, die Eilbotenläufer darstellend, die zum gewaltigen Leipziger Völkerschlachtdenkmal eilen. Auch der Militär- und Kriegerverein trug zum Programm durch die Vorführung eines lebenden Bildes bei, das die mutige Tat der Johanna Stögen, des tapferen Lüneburger Mädchens darstellte, das mitten im Kampfgewühl den feuernenden Soldaten die Patronen reichte⁸¹. Die Turnvereine des gesamten Reichsgebietes hatten mit „Eilbotenläufen“ einen zentralen Anteil an der Inszenierung der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig am 18. Oktober 1913. In vorausbestimmten Routen eilten die Turner sternförmig nach Leipzig, um dort dem Kaiser einen Gruß des Volkes in Gestalt eines Eichenzweiges zu überbringen⁸². Die Losung der württembergischen Läufer lautete: Staufen und Zoller, Schiller und Zeppelin. W. Siemann sieht diese Staffelläufe bedeutsam unter dem Gesichtspunkt „wie sich politisch wirksame, für Kriegsbegeisterung empfängliche Mentalität bildete“⁸³.

In Schwäbisch Hall wurde in der Nachbildung vermeintlich historischer Begebenheiten der Befreiungskrieg als nationales Schlüsselerlebnis gezeichnet, in dem sich fürstliche Autorität und bürgerliches Engagement trafen und vereinten, auch das weibliche und das männliche Geschlecht sich verbanden in persönlichem Mut und Tatkraft für die gemeinsame Sache. Diese nationale Gemeinschaft konstituierte sich dabei im kämpferischen Einsatz gegen einen äußeren Feind. In dieselbe Richtung wies auch die Deklamation von Texten von Theodor Körner. Ihn stellte man der Jugend als ritterlicher Jüngling mit der Leier und dem Schwerte vor, der mit vaterländischen Gesängen seinen Kampfgenossen begeisternd vorauseilte⁸⁴. Die nationale Gemeinschaft in ihrer Abgrenzung nach außen: Diesen Aspekt präsentierten sowohl der bürgerliche Turnverein als auch der in sozialer Zusammensetzung und Intention unterschiedlich akzentuierte Krieger- und Militärverein.

Zu den politischen Festen gehörte immer die Musik. Auch in der Musik konnten die Feiernden den Festanlaß gemeinschaftlich erleben. Die städtische Kapelle spielte zu Anfang meist einen militärischen Marsch. *Patriotische Lieder* wurden vom Chor des Militär- und Kriegervereins aufgeführt, diese sind in den Festberichten nicht namentlich genannt. Gemeinsam gesungen wurde über die gesamte

81 HT 23.10.1913.

82 W. Siemann: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahre 1913, in: *Düding, Friedemann, Münch* (wie Anm. 6), S. 334–352, hier S. 304.

83 Ebd., S. 306.

84 Ebd., S. 307.

Kaiserzeit hauptsächlich *die Wacht am Rhein*. Dieses Lied, anlässlich der Rhein-krise von 1840 geschrieben, hatte im deutsch-französischen Krieg mit einer Polarisierung zwischen Deutschland und Frankreich nationale Affekte mobilisiert und war zu einer inoffiziellen Nationalhymne geworden. Bei den meisten Festen wurde es zum Abschluß gesungen. In der ersten Jahren des Kaiserreiches sang man auch öfters religiöse Dankeslieder. Als allgemeiner Gesang bei den Siegesfeierlichkeiten 1871 war über die Zeitung angekündigt worden: *Womit soll ich dich wohl loben*. Solche Lieder kamen auch bei den Zeremonien am Kriegerdenkmal wie bei den Sedansfeierlichkeiten zur Anwendung.

Ein hauptsächlicher Symbolträger auf den Festen war die Sprache. Die Botschaften der Festreden wurden nicht nur über Argumente und Einsichten vermittelt. Die Festreden waren durchdrungen von Bildern, symbolhaften Bezügen, Allegorien. Auf einige der Stilmittel ist schon bei der Inhaltsanalyse der Reden hingewiesen worden. Ich möchte hier nur die Hauptbezüge anführen. Immer wieder unterlegten die Redner die nationale interpretierte Geschichte mit religiösen Bildern. Bei dem Sedansfest der Nationalen Partei 1873 wurde die Schlacht mit dem Leipziger Kriegsereignis 1813 verbunden. Bei beiden *hielt Gott der Herr ein groß Gericht*⁸⁵. Dies zog sich in den Reden fort bis zum Ende des Kaiserreiches, wo dann, eine entscheidende Steigerung, die Nation selbst die Religion war, Leipzig das *heilige Herdfeuer unseres Nationalgefühls*⁸⁶. Diese Wortwahl situierte die Nation nicht im christlichen Kontext, sondern läßt eher an vorchristliche Kultriten denken. Der Festredner nannte im Eingang die Erhebung Deutschlands und die Ereignisse des Jahres 1813 und der folgenden Jahre *eine heilige Geschichte unseres deutschen Volkes, mutet sie uns doch an wie Gottes Geschichte mit uns und unserem Volk*⁸⁷. Um das *Wunder der Geburt eines Volkes* in den Befreiungskriegen noch zu erhöhen, wurde der Gegenspieler Napoleon ebenfalls der Alltäglichkeit und rationalem Verstehen völlig entrückt, als Übermensch, als Schicksalsmacht schlechthin gezeichnet: *Napoleon, dieser unheimliche Gewalt- fast Übermensch, der Sieger über alle Verhältnisse, der Sieger über das Meer und über die Alpen, wie über die Menschen, ihr zauberhafter Beherrscher, der Sieger über sein eigenes Volk und über fast einen Erdteil [...], dieser Zerbercher alter Werte und Formen, dieser große Revolutionär, der im Zeitraum von 20 Jahren die geschichtliche Lage Europas einfach umgeworfen hat*⁸⁸.

Die deutsche Kulturturnation wurde durch Namen symbolisiert. Die Zeit der Reformation mit Luther und dann wieder die Aufbruchsstimmung von Befreiungskriegen und Vormärz erschien dabei als Eckpunkte: Schiller, *der trefflichste Sänger der bürgerlichen Freiheit*, auch Goethe, die preußischen Reformer, Fichte, E. M. Arndt und Jahn. Sie alle wurden national interpretiert. Viele Redner verwoben die

85 HT 4.9.1873.

86 HT 23.10.1913.

87 Ebd.

88 Ebd.

nationale mit einer freiheitlich-liberalen Komponente. Dagegen stand, je nach Redner, die Aufklärung und die Klassik, oder auch in diesem Rahmen wieder die Reformation, die *aus Verzweiflung sich im Äther eines verwaschenen Weltbürger-tums bewege*⁸⁹ oder *sich an weltbedeutende geistige Ideen verschlissen und dabei die nationalen Interessen vergaßen*⁹⁰. Die kulturelle Tradition trug damit ambivalente Züge: Die *Dichter und Denker* konnten zum einen für die hochgeschätzten deutschen Anteile an der europäischen Kultur stehen und doch gleichzeitig als eine unpolitische und naive Gruppe von Leuten beurteilt werden. Ein anderer Strang faßte die dezidiert national-literarische Tradition als positive Vorreiter und Beispiele für nationales Engagement zusammen. Wer unter welche Kategorie eingereiht wurde, konnte von Redner zu Redner variieren.

Immer wieder wurde auch im Bild der KulturNation die Abgrenzung zu Frankreich artikuliert. *Der äußere Glanz, den der französische Geist von jeher anstrebte*⁹¹ stand einem deutschen *Wesen* entgegen. Die Zeit, in der im deutschen Kulturleben französischer Einfluß vorherrschte, wurde als Entwürdigung, als Erniedrigung bezeichnet, Deutschland als *Kultursklave von Frankreich*⁹² tituliert. So stilisierte man Frankreich nicht nur auf staatlicher Ebene als herausragendes Feindbild. Im Laufe des Kaiserreiches nahm diese Besetzung Frankreichs als nationaler Gegenpol in seiner Intensität jedoch zunehmend ab.

Nicht alle Feste waren gleichermaßen von symbolischen Bezügen durchwoben. Die März-Feier des Volksvereins 1873 bestimmte ein anderer Ton. Von Festschmuck ist in den Festberichten gar keine Rede. Die Veranstaltung des Volksvereins war ganz auf die politischen Vorträge konzentriert, in denen rational-argumentativ die eigene Position erläutert wurde. *Während der Pause [...] wurden aus dem Haller Tagblatte von 1848 mehrere Aufrufe und Bekanntmachungen aus jener bewegten Zeit, speziell auf Hall und seine Umgebung Bezug haben, verlesen*⁹³. So war auch in der Umrahmung der programmatischen Festrede dieser Stil vorherrschend. Über die intellektuelle Beziehung hinaus wurden die Teilnehmenden im Fest nicht in eine sinnlich-emotional erfahrbare Gemeinschaft hineingezogen.

Symbole verwendete man nicht nur bei den Feiern in geschlossenen Festräumen. Auch der öffentliche Raum der Stadt wurde von den Festen symbolhaft besetzt. Dies geschah hauptsächlich zu den Feierlichkeiten, die sich in ihrem Ablauf auf den Straßen der Stadt präsentierten.

Neben den Festumzügen war dabei die Tradition der Festfeuer herausragend. Bei den Siegesfeierlichkeiten 1871, den Sedansfesten 1873, 1874 und 1895, auch beim 100jährigen Gedenken an die Leipziger Völkerschlacht 1913, das ansonsten nur im geschlossenen Raum stattfand, wurden Festfeuer auf den Hügeln um die Stadt entzündet. Diese Praxis ging auf das erste nationale Fest in Deutschland zurück, auf

89 HT 1.2.1898.

90 HT 28.1.1913.

91 HT 24.3.1871.

92 HT 21.1.1911.

93 HT 30.3.1873.

die Feier des ersten Jahrestages der Leipziger Völkerschlacht 1814. In ganz Deutschland wurden zu diesem Anlaß Freudenfeuer auf den Anhöhen entzündet. D. Düding zeichnet den Sinngehalt dieser Festfeuers mehrdimensional: Neben dem Ausdruck der Freude über einen militärischen Sieg erkennt er eine national-religiöse Dank- und Opfermetaphorik als weitere symbolische Dimension, die bis in eine Deutung der Völkerschlacht als Teil einer nationalen Heilsgeschichte reichen konnte⁹⁴. Gleichzeitig verkörperten diese Feuer, die im Sinne der nationalen Festtheoretiker E. M. Arndt und Jahn idealerweise von einer Anhöhe zu der nächsten leuchten sollten, die Verbindung aller Deutschen in der nationalen Gemeinschaft.

Die Lichtmetaphorik begleitete die nationalen Feiern in Schwäbisch Hall auch unterhalb regelrechter Feuer. Umzüge zum Kriegerdenkmal wurden mit feierlicher Fackelbeleuchtung begleitet, die Feiern in den ersten Jahren des Kaiserreiches zum Geburtstag des Kaisers mit bengalischem Feuer.

Neben dem Feuer waren Flaggen ein weiteres Symbol, das bei stadtweiten Festen die ganze Stadt im Sinne des Festes besetzte. Leider lassen die Festberichte in der Zeitung auch hier nicht erkennen, welche Flaggen dabei zur Anwendung kamen.

Als symbolischer Akt, der auf die militärische Gründung des Deutschen Reiches verwies, können die Versammlungen am Kriegerdenkmal (bei der Einweihungsfeier 1872 und zu den Sedansfeiern 1874 und 1895) mit Kranzniederlegung, geistlichen Musikchorälen und *weihevollen* Ansprachen gelten. Mit dem Soldatentod war im Symbol neben der Würdigung des Krieges auch die grausame Komponente des Krieges vorhanden. Auf diesen Aspekt wurde durch die christlich-religiösen Trauer- und Erlösungslieder und in den Ansprachen hingewiesen.

Die Beschreibung der symbolischen Praxis auf den reichsbezogenen, politischen Festen in Schwäbisch Hall macht klar, wie ausschließlich sich die Nation in ihrer Gegenwart durch die dynastischen und die militärischen Komponenten der Reiches repräsentieren ließ. So kann, was die symbolische Repräsentation betrifft, W. Hardtwig nur zugestimmt werden, wenn er betont: „So setzte das bürgerliche politische Bewußtsein in Deutschland die Nation und die Monarchie miteinander gleich“⁹⁵.

Neben der Verwendung von Symbolen aus dem Zusammenhang des neuen Kaiserreiches erinnerten die nationalen Imaginationen immer wieder an die Zeit der Befreiungskriege zu Anfang des Jahrhunderts. Dabei wurde die nationale Gemeinschaft als eine Einheit versinnbildlicht, zusammengeschweißt durch die äußere Bedrohung. Diese Zeit wurde als ein Zusammengehen bürgerlicher und fürstlicher Kreise gegen einen äußeren Feind erinnert. Schon das erste Nationalfest 1814 zum selben Anlaß feierte man im Sinne einer grundsätzlichen Feindschaft zu Frank-

94 D. Düding: Das deutsche Nationalfest von 1814: Matrix der deutschen Nationalfeste im 19. Jahrhundert, in: Düding, Friedemann, Münch (wie Anm. 6), S. 67–89.

95 W. Hardtwig: Bürgertum, Staatssymbolik und Staatsbewußtsein im Deutschen Kaiserreich 1871–1914, in: Geschichte und Gesellschaft 16 (1990), S. 275.

reich mit einem äußeren Feindbild und der inneren Umschließung aller als nationale Gemeinschaft⁹⁶. Die lange Phase im 19. Jahrhundert, in der die nationale Bewegung eine liberale Oppositionsbewegung gewesen war, war in Schwäbisch Hall auf den politischen Festen im Kaiserreich im Symbol nicht präsent. Insofern kann hier wieder W. Hardtwig zitiert werden: „Zugleich trat auch beim nationalen Denkmal (hier für Denkmalskultur im Kaiserreich, R. St.) die Erinnerung an die national-demokratischen Ursprünge des Nationalstaatsgedankens zurück“⁹⁷.

Hier ist jedoch nur die Symbolik der Feste Thema. Die inhaltliche Analyse hatte zu diesem Fazit ein etwas anderes Bild geliefert. Dort war mehr der bürgerliche Wertehorizont präsent, war auch Verhalten von politischen Partizipationsvorstellungen gesprochen worden. Die militärische Komponente des Reichsnationalismus realisierte sich offenbar eher auf der inszenatorischen und symbolischen Ebene als durch die inhaltlichen Aussagen. Zudem ist zu fragen, ob diese buchstäbliche Interpretation der symbolischen Praxis die einzige Ebene der Interpretation sein kann. In den Blick zu nehmen ist auch, welchen Gebrauch die nationalen Akteure von dieser derartig charakterisierten nationalen Einheit in den konkreten, aktuellen politisch-sozialen Kämpfen um Einfluß und gesellschaftliche Definitionsmacht machten. So sollte nicht nur die Repräsentation der Nation auf dem Fest hinterfragt werden. Es sind auch die dahinter stehenden gesellschaftlichen Konflikte mit zu reflektieren. Dies soll in der zusammenfassenden Interpretation versucht werden.

Fazit

Der Durchgang durch die Quellen hat gezeigt, daß politische Feste mit reichsweiten Bezug in Schwäbisch Hall während der Kaiserzeit auf ihre jeweils spezifische Weise Reich und Nation verknüpften, daß reichsbezogene Feste als nationale Feste angesprochen werden können. Bezeichnend die Ausnahme: das Fest des Haller Arbeitervereins zum Gedenken an die 48er Revolution.

Die nationalen Feste in Schwäbisch Hall können als Teil der lokalen politischen Deutungskultur einer württembergischen Kleinstadt während der Kaiserzeit aufgefaßt werden. Mit den Festen artikulierte eine unterste Ebene politischer Akteure im Kaiserreich ihr politisches Weltbild und ihren politischen Machtanspruch. In Schwäbisch Hall formulierte die bürgerlich-liberale politische Klasse, die sich aus dem lokalen Honoratioren- und Beamtenmilieu rekrutierte, die städtische Verwaltungsspitze und die lokalen Repräsentanten der protestantischen Kirche öffentlich das nationale Weltbild. Die Nation war somit in der Stadt konkret verortet, hatte ein bekanntes Gesicht.

96 Hoffmann (wie Anm. 22), S. 115/116.

97 Hardtwig (wie Anm. 95), S. 278.

Die Konzeption der Reichsnation, die die Feste präsentierten, nahm im Laufe des Kaiserreiches eine schleichende, eine verhaltene Entwicklung. Die Zuspitzung der nationalen Ideologie „von der Staatsnation zur Volksnation“⁹⁸, die Wendung zu einem aggressiven, integralen, ethnisch gefaßten Nationalismus, für die Wilhelminische Ära so charakteristisch wie für das gesellschaftliche Klima vergiftend, ist an den nationalen Festen in Schwäbisch Hall nicht abzulesen. Die Feste in Schwäbisch Hall feierten über die gesamte Kaiserzeit einen affirmativen Reichspatriotismus, symbolisch ganz in der obrigkeitstaatlichen, dynastischen Identifikation aufgehend, inhaltlich eindeutig auf bürgerlichen Ordnungs- und Wertvorstellungen fußend. So erschien als Hintergrundfolie für die nationale Einheit immer wieder, so verhalten oder undeutlich auch immer, das Gesellschaftsbild einer „klassenlosen Bürgergesellschaft“ auf.

Die Reichsnation repräsentierte das schlechthin neue, das endlich erfolgreiche Modell einer nationalstaatlichen deutschen Einheit. Zwei Pfeiler definierten die Vorstellung nationaler Identität, „Kultur“ und „Macht“, sie waren in dieser Reichsnation zu einer Einheit gekommen. Dabei hielt man Verbindung zum älteren, in die Zeit zwischen Vormärz und Reichseinigung verweisenden nationalen Selbstverständnis, wo nationale Hoffnungen mit emanzipativen und partizipatorischen Forderungen verknüpft waren. Aktuelle politische Forderungen entwuchsen daraus jedoch kaum. Förderlich auf die positive Identifikation mit dem neuen Nationalstaat wirkten sich auch die ökonomischen, politischen, sozialen Erfolge der Zeit zwischen 1871 und 1914 aus.

Unter diesem verallgemeinernden Bild nationaler Konstruktionen auf den Festen in Schwäbisch Hall lassen sich jedoch spezifische Erweiterungen und Konnotationen registrieren, die die politisch-gesellschaftlichen Veränderungen in Württemberg während der Kaiserzeit widerspiegeln.

So artikulierte die Nationale Partei (die lokale Deutsche Partei) in den Anfangsjahren des neuen Nationalstaates offensiv ihren Willen zur allgemeingültigen Definition des nationalen Selbstverständnisses. Sie zeichnete auf den Festen die nationale Gemeinschaft als eine Einheit unter den von ihnen gesetzten Kautelen und beanspruchte für sich die Definitionsmacht über die inhaltliche Fassung der inneren Einheit. Die Definition der „Nation“, die sie auf den Festen präsentierte, versuchte nicht, die unterschiedlichen Stränge der württembergischen Gesellschaft zu repräsentieren und zusammenzuführen. Die nationale Gemeinschaft der rechten Liberalen war weniger ein integratives Modell als die Artikulation eines politischen Machtanspruches. Indem die Nationale Partei in den Festen symbolisch Besitz von der Nation nahm, formulierte sie gegenüber den anderen, nicht preußisch-reichsnational orientierten politischen Kräften in Württemberg eine politische Kampfansage.

98 R. Alings: *Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im Deutschen Kaiserreich 1871–1918*, Berlin, New York 1996, S. 569.

Dieses Selbstverständnis seitens der Nationalliberalen konnte mit der Erosion ihrer Machtbasis in der württembergischen Gesellschaft während der Jahre des Kaiserreiches so nicht mehr aufrechterhalten werden. In den neunziger Jahren des Kaiserreiches zeichnen sich durch die nationalen Feste in Schwäbisch Hall zwei Tendenzen ab: Die Deutsche Partei verlor langsam die alleinige Deutungsmacht über die Nation. Gleichzeitig war für die anderen gesellschaftlichen Gruppen in Württemberg die Reichsnation unabdingbar geworden. Die Macht der Verhältnisse hatte das Kaiserreich zum einzig denkbaren Nationalstaat, hatte die Reichsnation zur Staatsnation gemacht. Spekulationen im Horizont politischer Konstellationen vor der Reichseinigung waren obsolet geworden. Die lokale Deutschen Partei war nicht mehr alleinige Interpretin, alleinige Repräsentantin nationaler Identifikationsangebote.

Neben den Feierlichkeiten der Deutschen Partei traten nun auch die Gemeindegremien und die städtische Exekutive als Organisatoren offizieller, stadtweiter nationaler Feste auf. Diese Feste propagierten auch die Reichsnation, jedoch eine Reichsnation mit anderen Schwerpunkten, anderen Implikationen: Das Reich wurde mehr mit Württemberg verknüpft, die neuere nationale Ausrichtung als eine Erweiterung einer dynastisch verstandenen, württembergischen Loyalität gezeichnet. In traditionellerer Weise wurden die Repräsentanten des Reiches geehrt. Diese Form nationaler Konzeption trat mit deutlich anderem Selbstbewußtsein auf, der psychische Druck auf eine innere Vereinheitlichung, die aggressiv-machtbewußte Besetzung nationaler Kategorien spielten hier keine herausragende Rolle. Eine Erweiterung der gesellschaftlichen Basis reichsnationalen Bewußtseins stellt auch die Zelebrierung nationaler Festtage seitens katholischer Vereine dar. Inhaltlich erweiterten sie das Spektrum reichsnationalen Selbstverständnisses nicht.

Die endgültige Verabschiedung der Nationalliberalen von ihrem Machtanspruch an die Besetzung nationaler Inhalte erfolgte in Schwäbisch Hall 1911. Sie richteten dort zum letzten Mal eine nationale Feier aus, die Feierlichkeiten zum vierzigjährigen Bestehen des Deutschen Reiches. Ihr Alleinvertretungsanspruch für die Definition der Reichsnation war vor dem Hintergrund der politischen Entwicklung in Württemberg endgültig nicht mehr zu halten. Die städtische Exekutive übernahm die Ausrichtung der nationalen Feierlichkeiten. Nationale Themen waren offenbar nicht mehr umkämpftes politisches Terrain, keine politische Partei profilierte sich mehr über die Abhaltung dieser Feste. Bei den Feiern zum Gedenken an die Völkerschlacht 1813 präsentierten sich nach langer Zeit wieder bürgerliche Vereine als Organisatoren nationaler Festlichkeiten.

Wie sehr die Reichsnation zur Identifikationsträgerin für die unterschiedlichsten politischen Ausrichtungen in der württembergischen Gesellschaft geworden war zeigt der Umstand, daß 1913 in Schwäbisch Hall zweimal ein Vertreter des linksliberalen Volksvereins Redner bei den nationalen Feierlichkeiten war. Im württembergischen Landtag hatten sich schon 1895 sowohl die Linksliberalen als auch Vertreter des Zentrums zu nationalen Fragen zu Wort gemeldet. Inhaltlich wurde in der linksliberalen Fassung die nationale Gemeinschaft stärker politisch akzen-

tuiert. Gleichzeitig unterstützten jedoch die Linksliberalen zu diesem Zeitpunkt die Ansichten zur Kolonial- und Expansionspolitik, zu Aufrüstung und Militarisierung der Reichsnation.

Somit war in Schwäbisch Hall bis in die letzten Jahre des Kaiserreiches der ausgesprochen liberal-bürgerliche Charakter der Reichsnation unabdingbar. Dies zeigt sich auch an den Festformen, die die Feste als bürgerliche Feste mit Traditionen ausweisen, die weit vor die Reichsgründungszeit in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, in die Aufbauphase der bürgerlichen Gesellschaft verweisen.

Die „Entliberalisierung der deutschen Politik und Gesellschaft“⁹⁹, das Scheitern des Liberalismus zu Ende der siebziger Jahre in der Reichspolitik ist im württembergischen Schwäbisch Hall nicht abzulesen. Die nationalen Feste in Schwäbisch Hall waren vielmehr geprägt von den spezifisch württembergischen gesellschaftspolitischen Konstellationen. Dieses Modell der Reichsnation präsentiert sich anhand der reichsbezogenen Feste in Schwäbisch Hall in einer eigenen Gegenläufigkeit: So unumstritten diese als politischer Rahmen wurde, so wurden doch immer weniger Anlässe aufgegriffen, die Nation zu feiern. Die Feste zogen sich immer mehr aus dem öffentlichen Raum der Stadt zurück, immer mehr vollzogen sich die Feste als Einzelveranstaltungen im geschlossenen Raum. Gleichzeitig intensivierte sich jedoch das nationale Pathos der Festreden.

Bezieht man in die Analyse auch die nationalen Bezugnahmen auf weiteren örtlichen politischen wie gesellschaftlichen Festen mit ein, so kann für Schwäbisch Hall unterstrichen werden, daß sich die Reichsnation zur Identifikationsträgerin für die unterschiedlichsten politischen Ausrichtungen in der württembergischen Gesellschaft entwickelte, ohne daß die liberal-bürgerliche Grundprägung des nationalen Selbstverständnisses aufgehoben worden wäre. Zugleich wird deutlich, daß nicht nur unter, sondern auch neben dem nationalen Prinzip andere Selbstverortungen nicht verschwunden waren. Charakteristisch zeigen sich dabei die Verknüpfungen der reichsnationalen Ebene mit einem ursprünglich württembergischen, dynastisch-konservativen Patriotismus.

Zwei gesellschaftliche Gruppen müssen davon getrennt betrachtet werden. Zum einen sind das die sozialdemokratischen Anhänger, die eine besondere Stellung zur nationalen Gemeinschaft innehatten: Von den anderen aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, situierten sie sich mit ihrer politischen Programmatik bewußt außerhalb. Eine Besonderheit stellte darüber hinaus in den letzten Jahren des Kaiserreiches der Bund der Landwirte dar, die politische Vertretung der ländlichen Bevölkerung. Diese politische Interessensvertretung artikulierte eine völkisch-chauvinistische, nationale Ideologie mit konservativ-reaktionärem Gesellschaftsbild¹⁰⁰.

99 Wehler (wie Anm. 59), Bd. 3, S. 954.

100 H.-P. Müller: Landwirtschaftliche Interessenvertretung und völkisch-antisemitische Ideologie. Der Bund der Landwirte/Bauernbund in Württemberg 1893–1918, in: ZWL 53 (1994), S. 263–300.

Vom Bezirksheimatmuseum zum Deutschordensmuseum – 70 Jahre Museumsverein in Bad Mergentheim¹

VON CHRISTOPH BITTEL

„Liebe zur Heimat“

Vor 70 Jahren, am 10. Juli 1930, trafen sich 60 Personen aus Bad Mergentheim und Umgebung im Gasthof „Reichshof“ in der Härterichstraße 10 (im Parterre bis vor kurzem „Tengelmann“-Filiale, jetzt Textilgeschäft „Eisel“, im Obergeschoß bis vor kurzem Restaurant „Delphi“, jetzt „Mykonos“), also im Zentrum der damals rund 7000 Einwohner zählenden Kur- und Oberamtsstadt im Taubertal, zur ersten ordentlichen Mitgliederversammlung und zugleich konstituierenden Versammlung eines Vereins „Bezirksheimatmuseum“². Die Satzung, die ein vorläufiger Ausschuß entworfen hatte³ und die nun mit leichten Änderungen verabschiedet wurde, bezeichnet es als Aufgabe des neuen Vereins, *im Oberamtsbezirk Mergentheim und in den angrenzenden Gebieten geschichtliche und naturkundliche Gegenstände aller Art zu sammeln und die Heimatforschung in allen ihren Zweigen zu unterstützen*⁴. *In einem zu schaffenden Museum, so heißt es in der Satzung weiter, soll das Ergebnis dieser Arbeit zweckentsprechend und sinngemäß verwahrt und – durch Vorträge, Sonderschauen, Führungen u. s. w. unterstützt – der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden*⁵. *Hierdurch soll, so schließt die entsprechende Passage, die Kenntnis der Geschichte des Bezirks gefördert und die Liebe zur Heimat geweckt und gepflegt werden*⁶.

1 Etwas erweiterter und überarbeiteter Text eines am 16. Juli 2000 im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim aus Anlaß des 70jährigen Gründungsjubiläums des Vereins „Deutschordensmuseum e. V.“ gehaltenen Vortrags. Herzlich danken möchte ich Frau Heidi Deeg, der Museumsbeauftragten des Vereins seit 1994, die mir die Vereinsunterlagen zur Auswertung überlassen hat, ferner meiner Kollegin Frau Elfriede Rein M. A. für die Gestaltung der Pläne sowie den Damen und Herren, die mir Fotovorlagen zur Verfügung gestellt haben.

2 Archiv des Vereins Deutschordensmuseums Bad Mergentheim e. V. (ADOM e. V.), Protokoll der Mitgliederversammlung (MV-Protokoll) v. 10. 7. 1930; Tauber-Zeitung (T. Z.) v. 12. 7. 1930.

3 Vgl. T. Z. v. 23. 6. 1930.

4 Ebd.; Satzung des Vereins Bezirksheimatmuseum Mergentheim e. V. vom 10. Juli 1930, Bad Mergentheim 1930, § 1.

5 Satzung 1930 (wie Anm. 4), § 1.

6 Ebd.



Abb. 1 Landrat Friedrich Geißler (1889–1971), Vorsitzender des „Bezirksheimatmuseum e. V.“ 1930–1934 (Foto: Kreisarchiv Tübingen).

Zum Vorsitzenden bzw. Vorstand wurde einstimmig Landrat Friedrich Geißler (1889–1971) gewählt, der seit einem Jahr die Oberamtsverwaltung leitete⁷ und sich besonders nachdrücklich für das Zustandekommen des neuen Vereins eingesetzt hatte⁸. Während die Satzung für den Vorsitzenden lediglich Bad Mergentheim als Wohnsitz vorschreibt, legt sie sich bei der Besetzung des 1. stellvertretenden Vorsitzenden auf eine Amtsperson fest: auf den *jeweiligen Stadtvorstand* von Bad Mergentheim⁹. Der Posten fiel somit Stadtschultheiß Dr. rer. pol. Josef Bröner (1884–1958) zu, einem gebürtigen Grünsfelder, der seit 1928 die Geschicke der

7 Zu Friedrich Geißler vgl. *Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchivare beim Landkreistag Baden-Württemberg* (Hrsg.): *Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810–1972*, Stuttgart 1996, S. 273.

8 Seit Januar 1930 hatte Landrat Geißler im Verlauf von mehreren Vorbereitungstreffen die Vereinsgründung zielstrebig vorangetrieben (vgl. StadtA Bad Mergentheim, Gemeinderatsprotokoll (GR-Protokoll) v. 22. 1. 1930 und Akte „Gründung des Bezirksheimatmuseums Mergentheim 1930“; T. Z. v. 16. 1. 1930, v. 14. 3. 1930, v. 2. 6. 1930, v. 6. 6. 1930, v. 14. 6. 1930 u. v. 23. 6. 1930).

9 Satzung 1930 (wie Anm. 4), § 12.

ehemaligen Deutschordensstadt leitete¹⁰. Die Regelung war zweifellos auf die besondere Rolle der Stadt als Eigentümerin der seit 1927 in einigen Schloßräumen untergebrachten „Städtischen Altertumssammlung“ zugeschnitten, die als Leihgabe den Grundbestand des neuen Museums bilden sollte¹¹.

In den 11-köpfigen Ausschuß wurden sechs Mitglieder für die Oberamtsstadt gewählt: Oberpostmeister a. D. Karl Fleck (1862–1944), Redakteur a. D. und Stadtarchivar Dr. Gustav Adolf Renz (1862–1946), Studienrat Alois Wild, Oberlehrer Georg Bender, Oberlehrer Johannes Zeller (1882–1952) und Obersekretär Georg Müller vom Amtsgericht. Für die Bezirksorte berief die Versammlung in den Ausschuß: Oberstabsarzt a. D. Dr. Reinhold Blind (1883–1933) aus Weikersheim, ev. Dekan Dr. Gustav Hahn aus Weikersheim, kath. Dekan Adolf Heinzmann (1862–1933) aus Löffelstelzen, Oberamtsgeometer Gottlob Krauß aus Creglingen und Schultheiß Johann Striffler aus Vorbachzimmern, von Beruf Landwirt. Unter den Ausschußmitgliedern, vorwiegend Beamte, waren nicht wenige, die sich durch lokalgeschichtliche Arbeiten und Veröffentlichung einen Namen gemacht haben, so Fleck, Dr. Renz und Zeller. Zum Museumsleiter wurde der bewährte Betreuer der bisherigen „Städtischen Altertumssammlung“, Oberpostmeister a. D. Fleck, ernannt¹².

Ein zentraler Tagesordnungspunkt war der Abschluß eines Vertrages des neuen Vereins mit der Stadt Bad Mergentheim über die leihweise Übernahme der „Städtischen Altertumssammlung“ und die Anmietung einiger notwendiger Schloßräume zur Unterbringung der bisherigen und künftigen Museumsbestände. Die Initiatoren dachten zweifellos von Anfang an daran, die bisherige Sammlung an Ort und Stelle zu belassen, sie umzugestalten und zu erweitern. Vertragspartner war die Stadtverwaltung daher nicht nur in ihrer Eigenschaft als Eigentümerin der „Städtischen Altertumssammlung“, sondern auch als Pächterin des Gebäudekranzes um den inneren Schloßhof mit Ausnahme der Kirche, also des ältesten Teiles der ehemaligen Residenz der Hoch- und Deutschmeister (Schloß Nr. 16).

Die Stadt hatte diese Liegenschaft des württembergischen Staates, die nach jahrzehntelanger Nutzung durch Militär- und Polizeieinheiten seit März 1926 leergestanden war, neben Teilen der staatlichen Zehntscheuer (Schloß Nr. 9), Wagenhalle mit Reithaus (Nr. 13) und Turnhalle (Nr. 14) ab 1. Januar 1927 angemietet, um, wie

10 Zu Josef Brönner vgl. Die Amtsvorsteher (wie Anm. 7), S. 198–199.

11 In einer internen Besprechung mit Landrat Geißler am 14. Januar 1930 hatte sich der Bad Mergentheimer Stadtschultheiß Brönner wegen der etwas problematischen Organisation noch gegen die Einrichtung eines Bezirksheimatmuseums ausgesprochen (StadtA Bad Mergentheim, GR-Protokoll v. 22. 1. 1930).

12 Zu Karl Fleck vgl. P. Goßler: Oberpostmeister a. D. Karl Fleck zum 80. Geburtstag am 30. Juli 1942. Sonderdruck aus der Tauber-Zeitung vom 30. Juli 1942; F. Stäbler: Erinnerungen an Oberpostmeister Karl Fleck, den Heimatforscher und Ehrenbürger der Deutschordensstadt Bad Mergentheim, in: Postgeschichtliche Blätter aus Württemberg Nr. 7 (1962), S. 18–20; C. Bittel: Oberpostmeister, Heimatforscher und Ehrenbürger. Karl Flecks Lebenswerk umfaßt zahlreiche Veröffentlichungen, in: Fränkische Chronik. Beilage zur T.Z., Nr. 11/94 v. 8. 11. 1994.

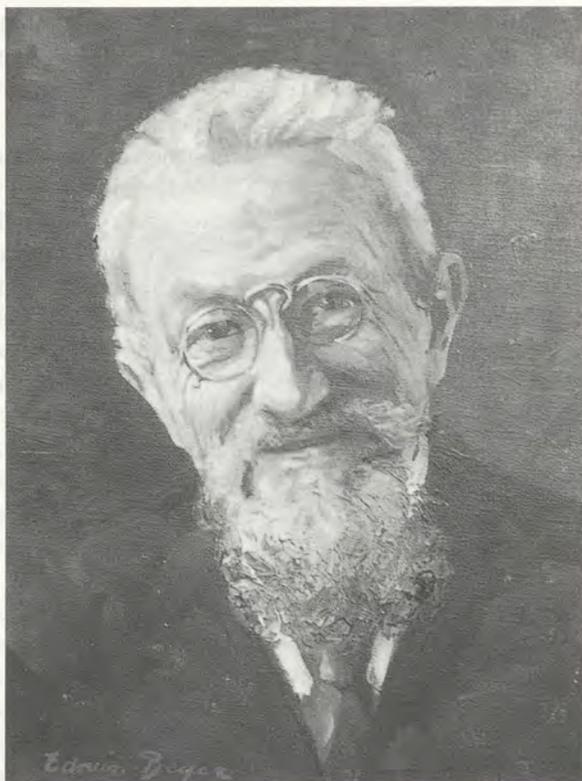


Abb. 2 Oberpostmeister a. D. Karl Fleck (1862–1944), Museumsleiter 1928 bzw. 1930–1937. Ölporträt von Edwin Beyer, 1937 (Foto: Dr. Walther-Gerd Fleck).

es hieß, *die Wohnungsnot in hiesiger Stadtgemeinde zu lindern*¹³. Die auf 15 Jahre beiderseits unkündbar und dann mit jährlicher Kündigungsfrist gemieteten Gebäulichkeiten waren jedoch nur zum Teil als Wohnraum an Privatpersonen weitervermietet worden. Räume des inneren Schlosses hatten fortan auch staatlichen und städtischen Einrichtungen – dem Zollamt, dem Jugendamt, dem Stadtarchiv und eben der städtischen Altertumssammlung – als Domizil gedient¹⁴.

Doch zurück zur Gründungsversammlung des Vereins „Bezirksheimatmuseum“. Der Vertragsentwurf der Stadt Bad Mergentheim, wiedergegeben im Gemeinderatsprotokoll vom 25. Juni 1930, hat in seiner ersten, sich auf das Leihverhältnis beziehenden Hälfte folgenden Wortlaut¹⁵:

13 StadtA Bad Mergentheim, Hauptbuch der Stadtpflege 1926, S. 7, 320b–320e.

14 StadtA Bad Mergentheim, GR-Protokolle v. 11. 2. 1926, v. 22. 7. 1926, v. 13. 1. 1927 u. v. 17. 3. 1927.

15 StadtA Bad Mergentheim, GR-Protokoll v. 25. 6. 1926.

1) Die Stadtgemeinde Bad Mergentheim überlässt dem Bezirksheimatmuseum e. V. ihre ganze städt. Altertumssammlung als Leihgabe. Die Stadtgemeinde ist berechtigt, aus wichtigen Gründen die Leihgabe jederzeit zurückzunehmen.

2) Der Verein übernimmt die Verpflichtung, die Gegenstände vollständig in ein Verzeichnis aufzunehmen, sie zu beschreiben, sie fortlaufend zu nummerieren, sie geordnet unterzubringen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Die Uebergabe dieses Verzeichnisses an die Stadt erfolgt bis 1. Oktober 1930. Bis zur Uebergabe sind alle vom Verein erworbenen Stücke in einem besonderen Verzeichnis zu führen.

3) Wenn Gegenstände aus der städt. Sammlung nach dem Beschluss des Vereins ausgetauscht werden sollen, weil nach Ansicht der Museumsleitung dabei ein besseres Stück gewonnen wird, dann ist die Zustimmung des Gemeinderats einzuholen. Dieses neu erworbene Stück geht an Stelle des alten in das Eigentum der Stadtgemeinde Bad Mergentheim über. Diese neuen Stücke werden ebenso als Leihgabe dem Verein überlassen.

Die übrigen drei Punkte bezogen sich auf das Mietverhältnis. Die Versammlung erklärte sich mit der vorgeschlagenen Regelung grundsätzlich einverstanden, wünschte aber zusätzlich die Möglichkeit einer Sonderregelung für Neuerwerbungen, die der Verein vorwiegend aus eigenen Mitteln erwerben würde, sowie eine Reduzierung der von der Stadt festgesetzten Jahresmiete für die Räumlichkeiten von 800 auf 600 Reichsmark. Damit war der Gründungsakt des Vereins „Bezirksheimatmuseum Mergentheim“ im wesentlichen vollzogen, der vor allem deshalb so ausführlich geschildert wurde, weil hier die entscheidenden Weichen für die künftige Vereins- und Museumsentwicklung gestellt wurden. Was jetzt noch folgte, war die Eintragung ins Vereinsregister¹⁶.

Die Konstituierung des Vereins „Bezirksheimatmuseum“ fiel in die Phase auffallend vieler Gründungen von kulturhistorischen Museen in Deutschland zwischen 1924 und 1932, als man geradezu von einer „Heimatmuseumsbewegung“ sprach¹⁷. Bei vielen dieser Initiativen nach dem 1. Weltkrieg war der Blick rückwärtsgerichtet, orientierten sich die Initiatoren an konservativen Leitbildern oder trugen zu einer Idealisierung der Vergangenheit bei. Etwas davon klingt sicher auch in einer Rede des Mergentheimer Landrats Geißler an, die dieser im Vorfeld der Vereinsgründung am 12. März 1930 vor über 50 Interessenten im Rathaussaal der Kur- und Oberamtsstadt gehalten hatte. Zitat¹⁸: *Das ist das innere ideale Ziel des Heimatmuseums: Die Liebe zu der Heimat, um die wir jahrelang gegen eine Welt von Feinden gekämpft und geblutet haben, die uns kein äusserer Feind zu nehmen vermocht hat, die nunmehr – Gott seis geklagt – von inneren Feinden bedroht ist, die*

16 Amtsgericht Bad Mergentheim, Vereinsregister Nr. 25, seit 1969 Vereinsregister Nr. 252.

17 Vgl. M. Roth: Museum zwischen Wissenschaft und Politik – Vom Vormärz bis zur Gegenwart, in: *Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg* (Hrsg.): *Museumsmagazin* 5. Museumsarbeit. Zwischen Bewahrungspflicht und Publikumsanspruch, Stuttgart 1992, S. 16–33, hier S. 17–22.

18 StadtA Bad Mergentheim, Akte „Gründung des Bezirksheimatmuseums Mergentheim 1930“, Manuskript der Rede von Landrat Geißler v. 12. 3. 1930.

Bezirks-Heimatmuseum.

An alle heimatliebenden Männer und Frauen!

Der Verein Bezirksheimatmuseum hat den Zweck:

Altentümer und geschichtliche Denkmäler, sowie naturkundliche Gegenstände aller Art aufzusuchen und zu sammeln, die natürlich und geschichtlich gewordene Eigenart des Bezirks darzustellen,

der Volksbildung und wissenschaftlichen Forschung zu dienen, mit einem Wort: den Sinn für unsere teure Heimat allgemein zu wecken und die Liebe zu dieser Heimat zu pflegen.

Dieser schönen Aufgabe gerecht zu werden, vermag aber das Museum nur, wenn ihm aus allen Kreisen der Bevölkerung des ganzen Bezirks tatträftige Förderung zuteil wird.

Dies ist in verschiedenster Weise möglich: **Durch Mitarbeit**, indem Jeder, der ein für unsere Zwecke geeignetes altes Stück sein eigen nennt, es dem Museum in irgend einer Weise — wenn auch nur als Beihgabe — zur Verfügung stellt. **Durch Erwerbung der Mitgliedschaft** bei niedrigstem Jahresbeitrag. **Durch Stiftung von Gelbbeiträgen.**

Dafür bietet der Verein: **Freien Eintritt in die Sammlungen** nach dem Erwerb der Mitgliedschaft. **Volle Gewähr für zweckmäßige Bewahrung und wissenschaftliche Ordnung** der Zeugen vergangener Zeiten. **Pflege des Heimatfinns und der Heimatliebe**, Kampf gegen art- und volksfremdes Wesen.

In diesem Sinne bitten wir: **Arbeitet Alle mit, werdet Mitglieder des Vereins.** — Die Heimat wird Euch diese Arbeit in ihrem Dienste danken.

Zur Entgegennahme von Beitrittserklärungen sind die unterzeichneten Mitglieder des Ausschusses sowie sämtliche Schultheißenämter des Bezirks jederzeit bereit.

Der vorläufige Ausschuß: Wender, Oberlehrer, Meyer, Gewerbeschulrat, Dr. Blind, Oberstabsarzt a. D., Weikersheim, Dr. Brönnler, Stadtschultheiß, Eiben, Amtsgerichtsrat, Fleck, Oberpostmeister a. D., Weißler, Landrat, Dr. Gahn, Dekan, Weikersheim, Heinzmann, Dekan, Rößfelstelzen, Klein, Landwirt u. M. d. L., Worbachzimmern, Krauß, Oberamtsgeometer, Creglingen, Dr. med. Matthes, Müller, Obersekretär, Dr. Menz, Stadtrathver, Strißler, Schultheiß, Worbachzimmern, Wild, Studienrat.

Als **Werbeveranstaltung** (1. Sonderschau) für das neue Bezirksheimatmuseum wird noch im Laufe dieses Monats eine **Sonderschau „Zinn“** eröffnet werden. An Alle, die altes Zinn besitzen, richten wir die dringende Bitte, es uns für diese Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Anmeldung bei den Herren Oberpostmeister a. D. Fleck, Oberlehrer Wender oder Oberleutnant Scherer. Für sichere Aufbewahrung und Erhaltung der überlassenen Gegenstände wird die Gewähr durch Abschluß entsprechender Versicherungen gegeben sein.

Liebe zu dieser Heimat wollen wir hegen, pflegen und soweit erforderlich wieder wecken, wir wollen unserem Volke die wahren Wurzeln seiner Kraft zeigen, aus denen es immer wieder Lebensmut und Lebensfreude schöpfen kann.

Und in einem Aufruf der Initiatoren des Bezirksheimatmuseums *An alle heimatliebenden Männer und Frauen!*, veröffentlicht in der „Tauber-Zeitung“ vom 14. Juni 1930, heißt es schlagwortartig über die Ziele der neuen Einrichtung u. a. gar¹⁹: *Pflege des Heimatsinns und der Heimatliebe, Kampf gegen art- und volksfremdes Wesen.*

Großen Wert legten die Initiatoren demnach auf die bildungspolitische – fast ist man geneigt zu sagen: propagandistische – Ausrichtung der neuen Institution. Die „Museumspädagogik“ – der Begriff kam in den Zwanziger Jahren auf – erlebte damals ihren ersten Aufschwung²⁰. Das Bezirksheimatmuseum, dem man noch eine naturgeschichtliche Sammlung anzugliedern beabsichtigte, sollte nach den Worten von Landrat Geißler *zur Veranschaulichung der geschichtlichen Vergangenheit und zu Unterrichtszwecken für die Schulen dienen*²¹. Neben der Organisierung von Vorträgen, Sonderschauen und Führungen standen freilich auch zwei klassische Museumsaufgaben im Zentrum der Bestrebungen des neuen Vereins: das Sammeln und Bewahren von Objekten. Auch hierbei wollte man über die bei der „Städtischen Altertumsammlung“ geübte Praxis hinausgehend neue Wege beschreiten. Bis zur Verlegung des städtischen Museums vom Rathaus in einige Schloßräume 1927 waren zur ursprünglichen „Carl Joseph von Adelsheim'schen Altertumsammlung“, die 1864 als Nachlaß des gleichnamigen württembergischen Majors a. D. (1790–1864) testamentarisch an die Stadt gefallen war, nur sporadisch Neuerwerbungen durch Ankauf der Stadtverwaltung oder durch Schenkungen von Mergentheimer Bürgern hinzugekommen²². Jetzt sollten *Zeugen vergangener oder vergehender Zeiten* aus dem ganzen Oberamtsbezirk systematisch am Ort gesammelt und damit die Abwanderung derartiger Objekte in andere Museen oder in private Hände verhindert werden²³. Ein ausführliches Sammlungsprogramm für die Bereiche Naturgeschichte, Vorgeschichte, Siedlung sowie Kunst, Gewerbe und Volkskunde hatte der Vorstand des Landesamtes für Denkmalpflege, Prof. Dr. Peter Goessler (1872–1956) aus Stuttgart, auf einer Versammlung Anfang Juni 1930 bereits entworfen²⁴.

19 T.Z. v. 14. 6. 1930.

20 Vgl. M. Roth: Museum zwischen Wissenschaft und Politik (wie Anm. 17).

21 StadtA Bad Mergentheim, GR-Protokoll v. 22. 1. 1930.

22 Zu Carl Joseph von Adelsheim und den Anfängen des Bad Mergentheimer Museums vgl. u. a. K. Fleck: Unser Bezirksheimatmuseum, in: Mergentheimer Heimat-Blätter 1 (1931), Nr. 2; C. Bittel: Carl Joseph v. Adelsheim (1790–1864). Soldat, Kunst- und Altertumsammler, Autodidakt, in: A. Bengel: Wachbach. Geschichte eines Dorfes (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken 10), Tauberbischofsheim 1995, S. 61–74; C. Bittel: Das „Deutschordensmuseum“ in Bad Mergentheim – historisches Schaufenster für Orden, Stadt und Region, in: Frankenland 46 (1994), S. 142–151.

23 Wie Anm. 18; T.Z. v. 14. 3. 1930. Vgl. auch StadtA Bad Mergentheim, GR-Protokoll v. 22. 1. 1930.

24 T.Z. v. 7. 6. 1930.

Jahre des Aufbaus

Ob die Anregung Goesslers zur Aufstellung von geeigneten „Vertrauensleuten“ in den einzelnen Bezirksorten für die lokale Recherche und Sammeltätigkeit auch verwirklicht wurde²⁵, geht aus den überlieferten Unterlagen nicht zweifelsfrei hervor. Jedoch konnten im Verlauf der ersten vier Jahre dem Museum dank einer breiten Öffentlichkeitsarbeit und eines bereitwilligen Entgegenkommens seitens der Bevölkerung über 400 neue, größtenteils volkskundliche Objekte aus Bad Mergentheim und den umliegenden Gemeinden zugeführt werden²⁶. Hierzu zählten so unterschiedliche Stücke wie z. B. eine keltische Goldmünze (ein sogenanntes „Regenbogenschüsselchen“) als Leihgabe des Schultheißen in Harthausen (Juli 1930), eine *holzgeschnitzte Modellkopfbüste für Perücken israelitischer Witwen* als Geschenk von Frau Igersheimer senior in Bad Mergentheim (Anfang 1931) sowie als Ankauf sechs vollständige Frauentrachten vom Ochsenfurter Gau (Mitte 1933)²⁷. Monatliche Aufstellungen der Neuzugänge mit den Namen der Spender oder Leihgeber wurden – nicht zuletzt als Anregung zur Nachahmung – regelmäßig in der „Tauber-Zeitung“ veröffentlicht²⁸.

Der rege Zugang neuer Exponate führte zu einer allmählichen Schwerpunktverlagerung innerhalb des Museumsbestandes, der in seiner anfänglichen Zusammensetzung noch ganz den individuellen Geschmack und die persönlichen Interessen des württembergischen Majors a. D. Carl Joseph von Adelsheim repräsentiert hatte. Bei ihrer Aufstellung 1864 im Südostzimmer im zweiten Obergeschoß des Rathauses hatte die Schausammlung im wesentlichen die Züge eines Kunst- und Kuriositätenkabinetts mit prächtigen Pokalen, Gebrauchs- und Scherzgläsern, Fayencen und Porzellan, Renaissance-Kästchen mit Intarsien, reich verzierten Türen- und Truhenschlössern, religiösen und profanen Holzskulpturen, Dosen aus vielerlei Material, Dolchen, Hellebarden, Säbeln, Schwertern, Degen, Feuerwaffen, Rüstungsteilen, altägyptischen Grabbeigaben, ostasiatischem Porzellan, chinesischen Kleinfiguren und vielem anderen mehr getragen. Der Bestand, 1864 im Nachlaßverzeichnis mit 511 Titeln aufgelistet²⁹, war erstmals 1902–1903 durch den Architekten August Stoehr (1869–1920) aus Würzburg, dem späteren Direktor des dortigen „Fränkischen Luitpoldmuseums“, wissenschaftlich aufgenommen und neu aufgestellt worden³⁰.

25 Ebd.

26 Deutschordensmuseum Bad Mergentheim (DOM), Heft „Zugang zu Städt. Altertumsammlung und Bezirks-Heimatmuseum“.

27 Ebd.

28 Monatliche bis vierteljährliche Verzeichnisse über die Erwerbungen des Bad Mergentheimer Museums finden sich ziemlich regelmäßig in der Tauber-Zeitung von Februar 1929 bis August 1933.

29 StA Ludwigsburg, F 284 II, unverzeichneter Zugang v. 30.6.1988 (Box 5), Fahrniß-Inventar in der Verlassenschaftssache des verstorbenen K. Majors, Freiherr Carl Joseph von Adelsheim v. 31. März, I., 2. u. 4. April 1864.

30 StadtA Bad Mergentheim, Band „Stadtpflege-Rechnungen I. April 1902/03“, Ausgaben, Bl. 466a; DOM, Karton „Altertumsverein/Bezirksheimatmuseum“, drei Briefumschläge (um 1990 irrtümlich be-



Abb. 4 Die erste Sonderausstellung des Bezirksheimatmuseums „Altes Zinn“ von Juli bis Oktober 1930 (Foto: Nachlaß Karl Fleck/Deutschordensmuseum).

Zu den Neuerungen im Mergentheimer Museumsleben von 1930 gehörte auch die beabsichtigte Organisation jährlicher Sonderausstellungen mit wechselnden Themen, die fortan das Besucherinteresse am Museum immer wieder erneut wecken sollten. Den Anfang machte eine bereits Anfang Juli 1930 im ehemaligen Kapitelsaal eröffnete Sonderschau „Altes Zinn“ mit Arbeiten von Zinngießern aus Mergentheim, Künzelsau, Oehringen, Rothenburg, Schwäbisch Hall, Weikersheim und anderen Nachbarorten des Bezirks, die in drei Monaten 1200 Personen anlockte³¹. In der nächstjährigen Wechselausstellung wurde unter dem Titel „Mergentheim in alter und neuer Zeit“ eine große Anzahl von Gemälden, Zeichnungen, Druckgraphiken, Photographien, Urkunden und selbst erarbeiteten Plänen präsentiert³².

schriftet „Altertumsverein“) mit 595 handschriftlich beschriebenen Blättern des Katalogs August Stoehr. Vgl. auch *Stadtschultheissenamt Mergentheim* (Hrsg.): Führer durch die Karl Josef v. Adelsheim'sche Altertumssammlung, nun im Besitz der Stadt Mergentheim a. d. Tauber, Mergentheim 1903.

31 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 10. 7. 1930 u. Protokoll der Ausschußsitzung (AS-Protokoll) v. 22. 10. 1930; T.Z. v. 8. 7. 1930 u. v. 24. 10. 1930. Ausführliche Informationen zur Sonderausstellung „Altes Zinn“ enthält die vierteilige Artikelserie von G. Bender in T.Z. v. 8. 7. 1930, v. 12. 7. 1930, v. 18. 7. 1930 u. v. 30. 7. 1930.

32 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 7. 6. 1931 u. AS-Protokoll v. 29. 9. 1931; T.Z. v. 28. 2. 1931, v. 2. 6. 1931, v. 9. 6. 1931 u. v. 3. 10. 1931.

Daraufhin schien der Elan nachzulassen. Jedenfalls kam eine für die Sommermonate 1932 geplante Gemälde- und Graphikausstellung von Künstlern aus Bad Mergentheim und dem Oberamtsbezirk sowie heimatlicher Motive³³ nicht zustande, weil, wie im Ausschußsitzungsprotokoll vom 21. April 1932 angemerkt ist, *hierfür keinerlei Vorarbeiten geleistet wurden und es jetzt zu spät ist*³⁴. Als Ersatz diente eine kleine Kabinettsausstellung im Stadtarchiv mit Handschriften *berühmter Männer der deutschen Geschichte und Literatur*, ausnahmslos Leihgaben des Berliner Fabrikanten Dr. H. Steup und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach³⁵. Mitte September 1932 wurde diese letzte Sonderausstellung der ersten Jahrhunderthälfte im Schloß abgebaut³⁶.

Zu den klassischen Aufgaben eines Museums gehört neben dem Sammeln, Bewahren und Ausstellen auch das Forschen. Auf diesem Gebiet wirkte Prof. Dr. Karl Schumacher (1860–1934), ehemaliger Direktor des „Römisch-Germanischen Zentralmuseums“ in Mainz, seit Herbst 1930 in Bad Mergentheim ansässig und neben Landrat Geißler der nachdrücklichste und entschiedenste Befürworter des neuen „Bezirksheimatmuseums“ in der Entstehungsphase, als maßgebender Anreger und Mitarbeiter³⁷. Auf Prof. Schumacher ging auch die Orientierung der Mergentheimer Institution am Vorbild des „Bezirksmuseums“ im nordbadischen Städtchen Buchen zurück, das nach seiner Neuordnung und Neuaufstellung unter Federführung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe im Jahre 1928 für den ganzen süddeutschen Raum als Musterbeispiel eines Heimatmuseums galt³⁸. So lehnen sich beispielsweise die Statuten des Mergentheimer Vereins inhaltlich eng an die Buchener Vereinssatzung an und auch bei der Namenswahl stand das Vorbild aus dem Odenwald unverkennbar Pate³⁹.

Bereits kurz nach der Vereinsgründung traten Prof. Schumacher, Dr. Renz und der Mergentheimer Stadtvorstand Dr. Brönnner an den Aufbau einer Handbibliothek heran, die den Mitgliedern zur Benutzung offenstehen sollte⁴⁰. Ein wohlsortierter Buchbestand ist bekanntlich die Grundlage und das wichtigste Hilfsmittel zum

33 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 29. 9. 1931; T. Z. v. 3. 10. 1931.

34 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 21. 4. 1932.

35 T. Z. v. 20. 5. 1932, v. 25. 6. 1932 u. v. 24. 8. 1932.

36 Ebd.

37 Zu Karl Schumacher vgl. u. a. P. Goeßler: Zur Erinnerung an Karl Schumacher, geboren am 14. Oktober 1860, gestorben am 17. April 1934. Herausgegeben und in Kommission vom Bezirks-Heimatmuseum Mergentheim, Bad Mergentheim 1934; P. Goeßler: Karl Schumacher, in: Prähistorische Zeitschrift 24 (1933), S. 347–352; G. Behrens: Karl Schumacher 1860–1934, in: Mainzer Zeitschrift 29 (1934), S. 99–107 (mit Schriftenverzeichnis); C. Bittel: Der große Gelehrte Karl Schumacher verbrachte seinen Lebensabend aktiv in Bad Mergentheim. Er war Wegbereiter der deutschen Vorgesichtsforschung, in: Fränkische Chronik. Beilage zur T. Z., Nr. 4/94 v. 5. 4. 1994.

38 Schumacher empfahl das Buchener Bezirksmuseum, dessen Ehrenmitglied er war, als Muster für das zu errichtende Bezirksheimatmuseum auf der Generalversammlung des Bad Mergentheimer Altertumsvereins am 22. Januar 1930 (T. Z. v. 24. 1. 1930). Zum Bezirksmuseum Buchen vgl. E. Baader: Das Heimatmuseum des badischen Frankenlandes, in: T. Z. v. 20. 1. 1930.

39 Vgl. u. a. T. Z. v. 6. 6. 1930.

40 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 22. 10. 1930; T. Z. v. 24. 10. 1930.



Abb. 5 Prof. Dr. Karl Schumacher (1860–1934), ehemaliger Direktor des „Römisch-Germanischen Zentralmuseums“ in Mainz, Förderer und Mitarbeiter des Bezirksheimatmuseums (Foto: Stadtarchiv Bad Mergentheim).

Recherchieren für die Mitarbeiter eines Museums bei ihrer Tätigkeit, zugleich dient er auch der allgemeinen Bildung der Mitglieder. Durch zahlreiche Bücherspenden vornehmlich heimatkundlicher Literatur konnte bald ein Grundstock gebildet werden, der durch die Bücherei des nach 40jährigem Bestehen im Juni 1932

zugunsten des neuen Museumsvereins aufgelösten Mergentheimer Altertumsvereins eine wesentliche Erweiterung erfuhr⁴¹.

Vom April 1931 bis Juni 1934 gab der Museumsverein monatlich im vierseitigen Folio-Format die „Mergentheimer Heimat-Blätter“ heraus, die inhaltsgleich mit dem Kopftitel „Fränkische Chronik“ auch als Beilage der örtlichen „Tauber-Zeitung“ erschienen⁴². Einzelthemen aus dem Landkreis von der Urgeschichte bis zur Neuzeit wurden in dem kleinen Periodikum behandelt, zu dessen fleißigsten Mitarbeitern Prof. Schumacher mit 27 heimatgeschichtlichen Aufsätzen zählte. Während die geplante Zusammenstellung und Veröffentlichung eines „Heimatluchens“ für den Bezirk nicht zustande kam⁴³, publizierte der Verein im Dezember 1931 Ausschnitte aus Eduard Mörikes „Haushaltungsbuch“ als Faksimile-Ausgabe mit einer Einführung von Stadtarchivar Gustav Adolf Renz⁴⁴ sowie im Sommer 1934 eine von Landeskonservator Peter Goessler verfaßte Lebensbeschreibung des kurz zuvor verstorbenen Karl Schumacher⁴⁵.

Das „Haushaltungsbuch“ des Dichters Eduard Mörike (1804–1875), 1904 als Schenkung der Tochter in die Mergentheimer Altertumssammlung gelangt, gab der Museumsverein im Mai 1951 erneut im Auszug mit biographischer Einleitung von Studienrat Dr. Heinrich Schibel⁴⁶ sowie 1994 schließlich als vollständige Faksimile-Ausgabe mit Erläuterung und Einführung von Dr. Hans-Ulrich Simon vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach heraus⁴⁷. Der Zugang des 121seitigen, von Oktober 1843 bis April 1847 geführten Büchleins, dessen Reiz vor allem die zahlreichen originellen Randzeichnungen Mörikes ausmachen⁴⁸, hatte den Auftakt für eine Sammlung von Reliquien und Briefen des schwäbischen Dichters gebildet⁴⁹.

41 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 31. 1. 1933; T. Z. v. 2. 2. 1933.

42 Die „Fränkische Chronik“ erschien als Beilage zur Tauber-Zeitung mit dem Untertitel „Blätter für Heimatgeschichte und Volkskunde“ unter der Schriftleitung von Dr. Gustav Adolf Renz etwas unregelmäßig in 10 bis 21 Ausgaben pro Jahr von November 1925 bis Dezember 1935. Im Februar 1982 ließ die Tauber-Zeitung die „Fränkische Chronik“ wieder aufleben. Sie erschien zunächst unregelmäßig als Sonderseite, seit Januar 1986 gibt es sie als ziemlich regelmäßig monatlich erscheinende besondere Beilage im heutigen Format.

43 Mit dem Thema Vorbereitung eines Heimatluchens beschäftigte sich der Verein wiederholt auf seinen Sitzungen von Februar 1931 bis März 1935 (ADOM e. V., AS-Protokolle v. 26. 2. 1931, v. 21. 2. 1934 u. v. 16. 3. 1935, MV-Protokoll v. 12. 3. 1933).

44 *Bezirksh Heimatmuseum Mergentheim* (Hrsg.): Eduard Mörikes Haushaltungsbuch, Bad Mergentheim o. J. (1931).

45 P. Goessler: Zur Erinnerung an Karl Schumacher, geboren am 14. Oktober 1860, gestorben am 17. April 1934. Herausgegeben und in Kommission beim Bezirks-Heimatmuseum Mergentheim, Bad Mergentheim 1934.

46 *Bezirksh Heimatmuseum Mergentheim* (Hrsg.): Eduard Mörikes Haushaltungsbuch, Bad Mergentheim o. J. (1951).

47 Eduard Mörikes Haushaltungs-Buch. Wermutshausen–Hall–Mergentheim 16. Oktober 1843–27. April 1847. Faksimile der Handschrift, erläutert und eingeführt von Hans-Ulrich Simon. Vorwort von Hermann Bausinger (Verein Deutschordensmuseum Bad Mergentheim e. V., Jahrbuch 2), Bad Mergentheim 1994.

48 DOM, Inv.-Nr. 1454.

49 DOM, Inv.-Nr. 4665, Heft „Erinnerungen an Eduard Mörike (Handschriften u. Raritäten)“ mit Aufzeichnungen von Karl Fleck; Schiller-Nationalmuseum Marbach, Verzeichnis der im Bezirks-Hei-



Abb. 6 Bezirksheimatmuseum, „Bilderzimmer“ mit Mörrike-Erinnerungen, Aufnahme spätestens 1936 (Foto: Josef Löhr/Deutschordensmuseum).

Bereits Ende 1931 verfügte das Bezirksheimatmuseum über 24 Autographen des einstigen zeitweiligen Mergentheimers⁵⁰, der in der Kur- und Oberamtsstadt die für sein Leben sehr bestimmenden Jahre von 1844 bis 1851 verbracht hatte⁵¹. Viele dieser Schriftstücke waren großzügige Zuwendungen des bereits erwähnten Fabrikanten Dr. H. Steup aus Berlin-Wilmersdorf, der sich dem mittleren Taubertal als langjähriges Aufsichtsratsmitglied der „Bad Mergentheim A.-G.“, der damaligen Betreibergesellschaft des Heilbades, innerlich verbunden fühlte⁵².

Die Werbung des Museumsvereins konzentrierte sich zunächst auf die Gewinnung neuer Mitglieder. Ein Werbebrief erbrachte 126 Beitritte und von Oktober 1930 bis

matmuseum Bad Mergentheim vorhandenen Mörrike-Sachen, aufgenommen im Januar 1949 durch Dr. Manfred Koschlig; DOM, Ordner IV des Sachinventars, Mörrike-Erinnerungen im Deutschordensmuseum (1904–1935), zusammengestellt im Oktober 1994 von Dr. Dirk Rosenstock; K. Fleck: Der Mörikeschatz des Heimatmuseums, in: Fränkische Chronik. Beilage zur T. Z., Nr. 1 v. 18. 1. 1932; K. Fleck: Vom Bezirksheimatmuseum (Mörrike-Sammlung), in: Fränkische Chronik. Beilage zur T. Z., Nr. 11 v. 18. 11. 1932.

50 Ebd.

51 Zu Eduard Mörrike in Mergentheim vgl. u. a. M. Fischer: Eduard Mörrike in Mergentheim, Bad Mergentheim ⁴1993; Eduard Mörrikes Haushaltungsbuch (wie Anm. 47), S. 249–288.

52 Zur Entwicklungsgeschichte der „Bad Mergentheim A.-G.“ 1906–1931 vgl. G. A. Renz: Geschichte des Heilbades Mergentheim. Nach archivalischen Quellen bearbeitet, Bad Mergentheim 1938, S. 82–95.

Februar 1934 erhöhte sich der Mitgliederstand von 373 auf 463⁵³. Mitgliederwerbung mittels *geschichtlicher Führungen* wurde den Vertrauensleuten des Bezirks und der Lehrerschaft ans Herz gelegt⁵⁴. Nachdem keine Sonderausstellungen mehr gezeigt wurden, rückte verstärkt auch die Besucherwerbung als *unbedingt nötig* ins Blickfeld des Vereinsausschusses⁵⁵. Im Oktober 1936 wurde die photographische Aufnahme von Bildern im Museum und die Herstellung eines Faltblattes in Anregung gebracht⁵⁶, im Frühjahr 1938 15 000 Handzettel zur Verteilung im Kurbereich, in Hotels und Pensionen sowie 100 kleine Plakate gedruckt⁵⁷. Bereits am Ende des letztgenannten Jahres konnte der Vereinsvorsitzende befriedigt einen *Anstieg der Besucherzahl* konstatieren⁵⁸.

In der einstigen „Städtischen Altertumssammlung“ im Mergentheimer Rathaus wurden offensichtlich noch keine Führungen angeboten. Hier *gab der Amtsdienner*, wie sich Museumsleiter Fleck später erinnert, *dem Besucher einfach den Schlüssel*, „*er möge sich selbst zurechtfinden*“⁵⁹. *An den kleinen D(eutsch)-O(rdens)-Kalenderchen merkte ich*, so schreibt Fleck weiter, *daß sie immer weniger wurden, denn ich kam öfter in die Sammlung, z. B. immer, wenn höhere Besuche (König, Königin) zu erwarten waren ...*⁶⁰. Auch als im Bezirksheimatmuseum ein besoldeter Museumsführer eingesetzt war, blieb die Gefahr der Beschädigungen und des Diebstahls bei größeren Besuchergruppen gegeben, zumal die Ausdehnung der Sammlungen den Überblick erschwerte⁶¹. Für die Aufstellung kleinerer Gegenstände wurden weitere Vitrinen angeschafft und kleinteilige Objektensembles mit Abschränkungen gesichert⁶².

Wie war das „Bezirksheimatmuseum“ in seiner Anfangszeit im Sommer 1930 räumlich gegliedert? Wie vor allem einer Planskizze in den überlieferten Feuerversicherungsunterlagen zu entnehmen ist, erstreckten sich die Sammlungen damals auf fünf Räume und den davorliegenden Flur im Südwesteck des zweiten Obergeschosses des inneren Schlosses mit einer Fläche von rund 300 Quadratmetern⁶³. In den einzelnen Räumen im Anschluß an den einstigen Kapitelsaal waren 1. Keramik und Glas, 2. Bilder und Mörrike-Erinnerungen, 3. Holz und Zinn, 4. eine Bauernstube und im Flur eine Steinsammlung, Waffen und Jagdgeräte untergebracht (vgl. Plan 1). Eine Reihe von spätestens 1936 entstandenen Photographien mit In-

53 ADOM e. V., AS-Protokolle v. 22. 10. 1930 u. v. 21. 2. 1934; T. Z. v. 24. 10. 1930 u. v. 24. 2. 1934.

54 T. Z. v. 24. 10. 1930.

55 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 27. 10. 1936.

56 Ebd.

57 T. Z. v. 25. 4. 1938; ADOM e. V., Jahresrechnung 1938.

58 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 17. 11. 1938.

59 DOM, Inv.-Nr. 4664, Heft „Heimatspflege in Mergentheim 1893–1935“, S. 11.

60 Ebd.

61 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 29. 9. 1931 u. MV-Protokoll v. 18. 5. 1932.

62 Ebd. So wurde z. B., wie eine ca. 1935/36 aufgenommene Photographie zeigt, die 1931/32 erworbene Werkstätte von Goldschmied Schaffert (Inv.-Nr. 2050–2087) mit einer Kordel vor den Besuchern geschützt.

63 ADOM e. V., Akte „Einbruchsdiebstahlsicherung“.



Gestaltung: E. Rein, 2000

Plan 1 Städtische Altertumssammlung/Bezirksheimatmuseum in der Aufstellung ab 1927.



Abb. 7 Bezirksheimatmuseum, Raum „Holz und Zinn“, Aufnahme spätestens 1936 (Foto: Josef Löhr/Deutschordensmuseum).

nenansichten der Museumsräume belegen noch den erheblichen Anteil der Adelsheim'schen Altertumsammlung an den ausgestellten Beständen⁶⁴.

Unruhige Zeiten

Die „Machtergreifung“ Adolf Hitlers Ende Januar 1933 konnte auf einen durch seine Vorstandsbesetzung und seine Tätigkeit gleichsam „halbamtlichen“ Verein wie den „Bezirksheimatmuseum e.V.“ nicht ohne Einfluß sein. Bereits auf einer Mitgliederversammlung am 12. März 1933 beantwortete Landrat Geißler die rhetorische Frage, *ob der Museumsverein auch heute noch eine Existenzberechtigung habe*, mit der Versicherung, *daß dies wohl unter der neuen nationalen Regierung mehr denn je der Fall sei*⁶⁵. Denn sie lege ja, so werden seine Ausführungen in der „Tauber-Zeitung“ vom 15. März 1933 weiter zitiert, *gerade ganz besonderen Wert*

64 Die von Photograph Josef Löhr angefertigten Aufnahmen des Museums, deren Glasplatten-Negative im Stadtarchiv Bad Mergentheim verwahrt werden, wurden z. T. veröffentlicht in H. Löschel: Bad Mergentheim. Ein Führer und Heimatbuch, Bad Mergentheim 1936, S. 57–58.

65 T. Z. v. 15. 3. 1933.

*auf die Pflege der Liebe zur Heimat und die im Volke immer mehr zu vertiefende Erkenntnis ihrer seelischen Werte*⁶⁶.

Die Amtsenthebung des parteilosen Mergentheimer Stadtschultheißen Dr. Josef Brönnner im Juli 1933⁶⁷ und die im nächsten Jahr erfolgte Versetzung von Landrat Friedrich Geißler, NSDAP-Mitglied seit 1933, nach Tübingen⁶⁸ erforderte eine Neubesetzung der Vereinsspitze. Stellvertretender Vorsitzender wurde statutengemäß der neue Bürgermeister Albert Küenzlen, zum Vereinsvorstand wählte die Mitgliederversammlung *durch Zuruf* im November 1934 Dr. jur. Fritz Wanner (1896–1989), Amtsnachfolger Geißlers und wie Küenzlen natürlich Mitglied der herrschenden Partei⁶⁹. Als Dr. Wanner anlässlich eines Vortrages über vor- und frühgeschichtliche Gräberfunde in Bad Mergentheim und Umgebung im Dezember 1936 *die im geschichtlichen u(nd) rassekundlichen Interesse gelegenen Ziele des Bezirksheimatmuseums* hervorhob⁷⁰, befand er sich durchaus im Einklang mit der damals verordneten Ideologie.

Mit Schumachers Tod im April 1934 und Geißlers Versetzung nach Tübingen im Juli desselben Jahres verlor das Bezirksheimatmuseum zwei seiner tatkräftigsten Förderer und Mitarbeiter. Ihr vierjähriges Zusammenwirken mit Museumsleiter Fleck bildete einen Höhepunkt in der Bad Mergentheimer Museumsgeschichte. Es folgte nun ein weitgehendes Erliegen der Publikationstätigkeit und ein allmähliches Nachlassen des Sammeleifers; die immer wieder erneut zur Sprache gebrachte Inventarisierung der Bestände unterblieb ganz. Zwei Jahrzehnte später, im August 1956, beschloß der Vereinsausschuß, von einer Inventarisierung der städtischen Leihgaben *vorerst* abzusehen, *da im Falle einer Auflösung des Vereins das Eigentum des Museums lt. Satzung sowieso in den Besitz der Stadt Bad Mergentheim übergeht*⁷¹. Hatte man 1930 bei der Vereinsgründung ein zu ehrgeiziges Programm entworfen, sich zu weit, auf Dauer unerreichbare Ziele gesteckt?

Zwei Veränderungen bestimmten die Entwicklung des Bezirksheimatmuseums in der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre nicht unerheblich: ein Wechsel in der Museumsleitung und eine Neuordnung der Schausammlung. Zunächst wurde im Herbst 1936 dem erkrankten bisherigen Museumsleiter Karl Fleck, dem unermüdlichen Mehrer der Bestände und fleißigen Heimatforscher, Gewerbeschulrat Edwin Beyer (1877–1951), Ausschußmitglied seit März 1933, gleichsam als „Koadju-

66 Ebd.

67 Vgl. Die Amtsvorsteher (wie Anm. 7), S. 199; C. P. Mühleck: Bad Mergentheim unter dem Hakenkreuz. Von der Machtergreifung 1933 bis zum Ende des 2. Weltkrieges. Sonderdruck der Tauber-Zeitung Bad Mergentheim, Bad Mergentheim o. J. (1983), S. 7.

68 Vgl. Die Amtsvorsteher (wie Anm. 7), S. 273; Verabschiedung von Landrat Geißler, in: T. Z. v. 30. 7. 1934.

69 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 24. 11. 1934. Zu Fritz Wanner vgl. Die Amtsvorsteher (wie Anm. 7), S. 570–571.

70 T. Z. v. 18. 12. 1936.

71 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 22. 8. 1956. Eine Identifikation und listenmäßige Erfassung der Objekte der Adelsheim'schen Altertumssammlung von 1864 und der Erwerbungen zur Städtischen Altertumssammlung von 1866 bis Juni 1930 erfolgte 1993/94 durch Dr. Dirk Rosenstock (Würzburg).

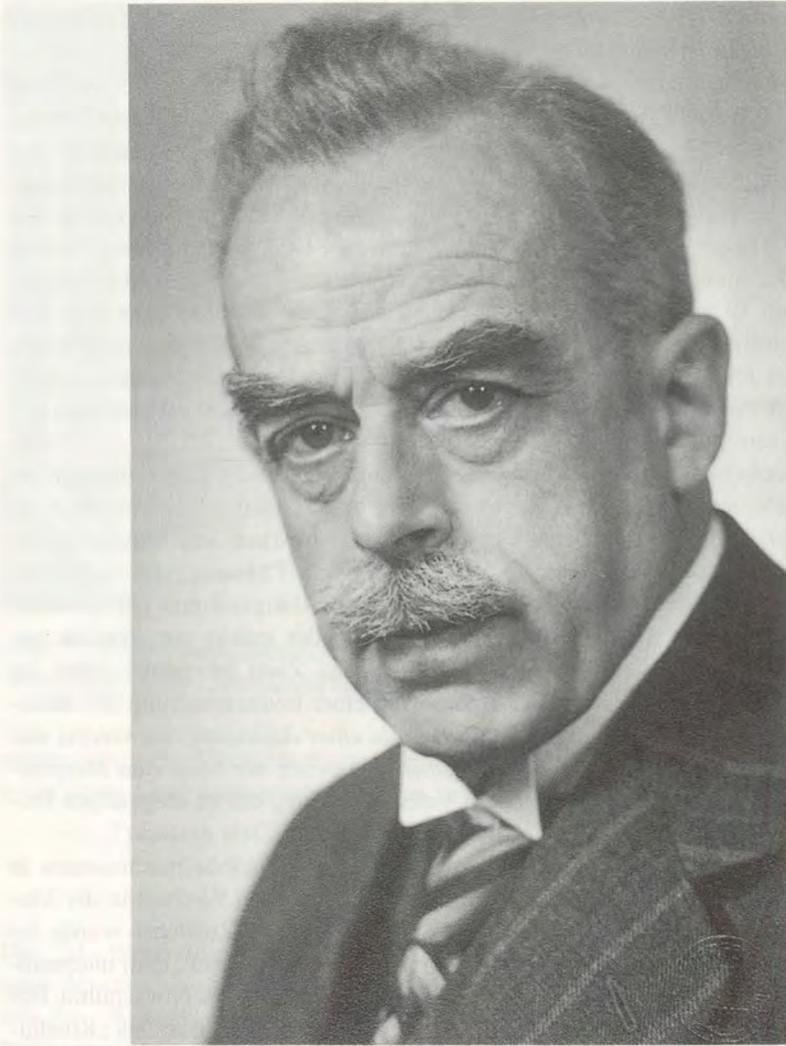


Abb. 8 Gewerbeschulrat Edwin Beyer (1877–1951), Museumsleiter 1937–1950 (Foto: Josef Löhr/privat).

tor“ zur Seite gestellt⁷². Im Januar 1937 beschloß der Ausschuß eine *vollständige Neugestaltung der Dauerausstellung tunlichst nach chronologischen Gesichtspunkten*⁷³, die in der Folgezeit in erster Linie von Edwin Beyer in Angriff genom-

72 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 27. 10. 1936; T. Z. v. 18. 12. 1936. „Koadjutor“ = nachfolgeberechtigter Stellvertreter eines höheren geistlichen Würdenträgers.

73 T. Z. v. 21. 1. 1937.

men wurde, dem im Laufe jenes Jahres die Museumsleitung schließlich vollständig übertragen wurde⁷⁴.

Die Neuordnung der Sammlungen des Bezirksheimatmuseums erfolgte nach Richtlinien, die der „Museumpfleger“ für Württemberg, der Vor- und Frühgeschichtler Dr. Walther Veeck (1886–1941), auf einer Tagung der Heimatmuseumpfleger Mitte März 1937 bekanntgab⁷⁵. Sie standen im Einklang mit einem zentralen Erlaß des Reichsministers für Erziehung und Volksbildung, demzufolge die Heimatmuseen zu *wirklichen Volksbildungsstätten* umzugestalten waren⁷⁶. Zwei Richtlinien, die eine geradezu radikale, oft verlustreiche Vorgehensweise im Gefolge hatten, heben sich von zahlreichen anderen, durchaus zweckmäßigen Bestimmungen ab: *1. Entrümpelung der Museen von wertlosen Gegenständen, 2. Neuordnung des gebliebenen Bestandes...*⁷⁷. Und etwas weiter unten heißt es apodiktisch: *Alle Sammlungen, die diese Richtlinien nicht verfolgen, werden unweigerlich geschlossen; neue dürfen nicht eröffnet werden*⁷⁸.

Der Neuordnung im Bezirksheimatmuseum zum Opfer fiel ein Zimmer mit Erinnerungsstücken an das einstige in Heilbronn und Mergentheim stationierte „4. württembergische Füsilierregiment Nr. 122 Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn“, darunter Ölgemälde von Monarchen und Regimentskommandeuren sowie das Tafelsilber des Bataillonskasinos⁷⁹. Der heutige Verbleib vieler dieser damaligen Leihgaben ist offensichtlich ungeklärt⁸⁰. Die vor- und frühgeschichtliche Sammlung ordnete, inventarisierte und richtete der neue Landeskonservator Prof. Dr. Oskar Paret (1889–1972) aus Stuttgart im Juni/Juli 1937 ein⁸¹. Die Neugestaltung des größeren restlichen Teils der Schausammlung, durch Angliederung zusätzlicher Räume auf eine Ausstellungsfläche von etwa 530 Quadratmeter erweitert, ging auf das Konto des neuen Museumpflegers⁸².

Bei der Begutachtung durch den Ausschuß im Februar 1938 wurde die *in zeitlich durchgearbeiteter Reihenfolge bei weiser Raumausstattung* erfolgte Neuaufstellung Beyers sehr gelobt⁸³. In einer Flucht von acht Räumen konnten die Mu-

74 H. Reinerth (Hrsg.): Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands. Süd- und Mitteleuropa einschließlich des Protektorats Böhmen und Mähren, Leipzig 1941, S. 216–217, hier S. 216; ADOM e. V., AS-Protokoll v. 9. 2. 1938.

75 Heimatmuseum als Bildungsfaktor. Dr. Veeck auf der Tagung der Heimatpfleger Württembergs, in: T. Z. v. 23. 3. 1937. Vgl. auch M. Roth: Museum zwischen Wissenschaft und Politik (wie Anm. 17), S. 22–23.

76 Heimatmuseum als Bildungsfaktor (wie Anm. 75).

77 Ebd.

78 Ebd.

79 Dieses „Erinnerungszimmer“ oder „Regimentszimmer“ wurde Mitte 1933 – offensichtlich hauptsächlich mit Leihgaben – eingerichtet. Zum Inhalt vgl. T. Z. v. 3. 8. 1933 (Bezirksheimatmuseum. Zugang Juni – Juli 1933) u. v. 18. 8. 1933 (Zum Gedächtnis des Kaisers Franz Joseph. 18. August).

80 Auskunft v. Wolfgang Wichtler, Heilbronn-Biberach, am 15. 1. 1999.

81 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 9. 2. 1938; DOM, gebundenes Inventarverzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung, Inv.-Nr. 1–255. Vgl. auch Reinerth (wie Anm. 74), S. 216–217.

82 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 9. 2. 1938; T. Z. v. 12. 2. 1938.

83 T. Z. v. 12. 2. 1938.

seumsbesucher fortan, wie u. a. aus dem 1939 erschienenen „Handweiser durch die Sammlung“ von Stadtarchivar Dr. Renz hervorgeht⁸⁴, folgende Abteilungen besichtigen: 1. Naturkunde (mit einer Kollektion von in jahrelanger Arbeit durch Museumspfleger Beyer gesammelter und präparierter Käfer und Schmetterlinge), 2. Vorgeschichte (im ehemaligen Kapitelsaal), 3. Frühzeit Mergentheims und Geschichte des Deutschen Ritterordens, 4. christliche Kunst, 5. fränkische Bauernstube (im sogenannten „Bläserturn“), 6. Mörike-Reliquien, 7. Adelsheim'sche Altertumssammlung, 8. fränkische Trachten (vgl. Plan 2). Ferner waren eine Sammlung von Waffen, Handwerksgeräten und Eisenerzeugnissen im Korridor und verschiedene landwirtschaftliche Geräte im Vorraum zur „fränkischen Bauernstube“ ausgestellt.

Während des Zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit ruhte die Versammlungstätigkeit des Vereins, das Museum dagegen blieb bis gegen Kriegsende weiterhin für die Besucher zugänglich⁸⁵. Mitte Dezember 1939 meldete Landrat Dr. Wanner dem württembergischen Museumspfleger in Stuttgart, daß er alle angeordneten Schutzmaßnahmen gegen Fliegergefahr durchgeführt habe und fügte noch in seinem Schreiben die Mitteilung an⁸⁶:

Der Krieg wirkt sich auf die Lage unseres Bezirksheimatmuseums ungünstig aus, weil die Besichtigungsgelder annähernd ganz ausfallen. Die Folge davon ist, dass z. B. Anschaffungen für das Bezirksheimatmuseum unterbleiben müssen.

Dies scheint jedoch nur ein vorübergehender Zustand gewesen zu sein. In der Zeitspanne von 1938 bis 1945, aus der Jahresrechnungen überliefert sind, wurden 1943 die meisten Eintrittskarten verkauft, darunter auch anlässlich von Führungen örtlicher Lazarettinsassen⁸⁷.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten die Museumsbestände durch Plünderungen und Diebstahl einige Einbußen erlitten. In einem Schreiben vom Juli 1946 an die Reichsbanknebenstelle Aalen werden *wertvolle Ölgemälde und sonstige Wertgegenstände* als Verluste bezeichnet⁸⁸, anderen Quellen zufolge sollen aber vor allem Vorhänge und Kleidungsstücke entwendet worden sein⁸⁹. Infolge seiner Anbindung an das Landratsamt ging die Rechnungsführung des Museumsvereins indessen kontinuierlich weiter, die Kreispflege und die Kreisgemeinden zahlten weiterhin ihre Mitgliedsbeiträge⁹⁰.

84 G. A. Renz: Das Bezirksheimatmuseum Mergentheim. Ein Handweiser durch die Sammlung, Bad Mergentheim o. J. (1939). Ebenso erschienen als zweiteilige Artikelfolge in T. Z. v. 20. 6. 1939 u. v. 21. 6. 1939.

85 Vgl. ADOM e. V., Jahresrechnungen 1939–1945.

86 ADOM e. V., Jahresrechnung 1939, Schreiben v. Dr. Fritz Wanner an Museumspfleger Dr. Walther Veeck v. 12. 12. 1939.

87 Vgl. ADOM e. V., Jahresrechnungen 1938–1945.

88 ADOM e. V., Jahresrechnung 1945–1947, Schreiben v. Eugen Kleih an die Reichsbanknebenstelle Aalen v. 17. 7. 1946.

89 ADOM e. V., AS-Protokolle v. 29. 11. 1949 u. v. 28. 3. 1950.

90 Vgl. ADOM e. V., Jahresrechnungen.

PLAN 2

Bezirks-
heimatmuseum

Aufstellung
ab 1937/38
(etwa 530 qm)
2. OG

8. Fränkische
Trachten

Waffen
Handwerksgeräte
Eisenerzeugnisse

7. Adelsheim-
Sammlung

6. Mörike-
Reliquien

5. Fränkische
Bauernstube

Land-
wirtschaftliche
Geräte

4. Christliche
Kunst

3. Frühzeit
Mergentheims

2. Vorgeschichte

1. Natur-
kunde

Gestaltung: E. Rein, 2000

Plan 2 Bezirksheimatmuseum in der Aufstellung ab 1937/38.

Am 26. Juli 1949 konstituierte sich unter dem Vorsitz von Landrat Eugen Kleih (1883–1955, Amtszeit 1948–1952)⁹¹ der Ausschuß des Bezirksheimatmuseums neu, nachdem die von Gewerbeschulrat Beyer *in mühevoller Arbeit* neu geordneten und aufgestellten Museumsbestände⁹² im Sommer 1948 wieder in vollem Umfang der Öffentlichkeit präsentiert werden konnten⁹³. Man wollte *neues Leben in den toten Körper* hineintragen und benannte Referenten und Sachbearbeiter für Vorgeschichte, Botanik, Waldbetreuung und Naturschutz, fürs Stadtarchiv, für die kunstgeschichtliche Forschung und für Musikinstrumente⁹⁴.

Eine neue Orientierung

Unter einem neuen Museumspfleger, dem im Kultur- und Bildungswesen der Stadt sehr aktiven Oberstudiendirektor a. D. Karl Heck (1888–1975)⁹⁵, der im Dezember 1950 die Leitung von dem erkrankten Edwin Beyer übernahm⁹⁶, konzentrierte sich die Museumsarbeit angesichts des Verlustes der deutschen Ostgebiete jenseits von Oder und Neiße als Resultat des Zweiten Weltkrieges zunehmend auf die Residenzzeit Mergentheims und damit auch auf die allgemeine Geschichte des Deutschen Ordens. Wie aus den Jahresrechnungen und Ausschußprotokollen hervorgeht, wurden in den nächsten zwei Jahrzehnten systematisch nicht nur druckgraphische Darstellungen Mergentheims und des mittleren Taubertals sowie volkskundliche Objekte der Region, sondern verstärkt auch Kupferstiche mit Hochmeisterporträts oder mit Ansichten von Ordenskommenden sowie photographische Wiedergaben von preußischen Ordensburgen erworben⁹⁷.

Zunächst stand allerdings noch die Darstellung der Heimatgeschichte und die Vermittlung der fränkisch-regionalen Kultur im Vordergrund. Im März 1953 konnten die bis dahin ungenutzt leerstehende Wohnstube des früheren Turmwächters und Zinkenisten hoch oben im sogenannten „Bläserurm“ des Schlosses, frisch renoviert und mit Bauernmöbeln sowie rustikalem Hausrat wohnlich eingerichtet, zur Besichtigung freigegeben werden⁹⁸. Mitte Juni 1955 gewannen die Museumsräume durch den Anschluß eines „Dichtersimmers“ im Südflügel, eine mit Mobiliar, Büchern und sonstigen Objekten aus dem Nachlaß von Hans Heinrich Ehrler

91 Zu Eugen Kleih vgl. Die Amtsvorsteher (wie Anm. 7), S. 349.

92 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 5. 5. 1949.

93 ADOM e. V., Jahresrechnung 1948, Schreiben v. Eugen Kleih an den Kreisrat v. 30. 7. 1948.

94 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 5. 5. 1949.

95 Zu Karl Heck vgl. C. Bittel: Er stellte entscheidende Weichen für stärkere Rückbesinnung auf den Deutschen Orden. Karl Heck (1888–1975) – Pädagoge, Stadtarchivar und Museumsleiter in Bad Mergentheim, in: Fränkische Chronik. Beilage zur T. Z., Nr. 4/95 v. 5. 4. 1995.

96 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 13. 12. 1950; T. Z. v. 22. 12. 1950.

97 ADOM e. V., Jahresrechnungen u. AS-Protokolle v. 1950–1969.

98 T. Z. v. 30. 3. 1953.



Abb. 9 Oberstudiendirektor Karl Heck (1888–1975), Museumsleiter 1950–1956 und 1958–1969 (Foto: Hans-Georg Boehm/privat).

(1872–1951) ausgestattete Nachbildung des Arbeitszimmers des aus Bad Mergentheim stammenden Lyrikers und Erzählers, einen neuen Akzent⁹⁹.

Seit Mai 1956 stand der ehemalige Kapitelsaal, vollständig renoviert, mit zwei schweren Lüstern aus den Beständen der Ludwigsburger Schlösserverwaltung stil-

⁹⁹ T.Z. v. 18. 6. 1955 u. v. 20. 6. 1955. Das „Hans-Heinrich-Ehrler-Zimmer“ ist heute in einem Nebenraum des Stadtarchivs Bad Mergentheim im „Kulturforum“ untergebracht.

voll ausgestattet und durch den Einbau eines hohen zylinderförmigen Kachelofens erstmals seit langer Zeit wieder heizbar, als *repräsentativer Raum* für kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung¹⁰⁰. Der ebenfalls renovierte südliche Vorraum zum Kapitelsaal wurde mit dem Mobiliar eines aus Wien stammenden Damensalons bzw. Musikzimmers im Neo-Rokoko-Stil (Leihgabe des Bad Mergentheimer Kulturvereins) eingerichtet, der zugehörige Flügel fand in der nunmehrigen *guten Stube der Stadt* selbst Aufstellung¹⁰¹.

Die Frage der Abgrenzung der jeweiligen Zuständigkeiten bei der Nutzung des ehemaligen Kapitelsaals zwischen Museumsverein, Kulturverein und Stadt Bad Mergentheim führte zu Meinungsverschiedenheiten, die Karl Heck im Juni 1956 zur Niederlegung seiner Ämter als Museumspfleger und – diese Funktion hatte er seit Anfang 1950 inne – als Stadtarchivar bewogen¹⁰². Die Museumsleitung wurde dem örtlichen Photographen Hugo Holl (1878–1958) – zunächst kommissarisch – übertragen¹⁰³, der auf Grund des zugesagten Vermächtnisses seiner in vielen Jahrzehnten angelegten Sammlung von über 500 Stichen, Zeichnungen, Gemälden und alten Photographien mit heimatlichen Motiven an die Stadt mit dem Ehrenbürgerbrief Bad Mergentheims ausgezeichnet worden war¹⁰⁴. Nach dem Ableben Holls im Juli 1958 – der Ehrenbürger hatte in seiner kurzen Zeit als Museumspfleger ein Inventarverzeichnis der Karten und Stiche im Haus angelegt¹⁰⁵ – stellte sich Karl Heck wieder zur Übernahme des Kustodenamtes zur Verfügung¹⁰⁶.

Pläne einer Bereicherung des Bezirksheimatmuseums um Stücke aus der Deutschordenszeit reichen bis ins Jahr 1951 zurück, als sich der stellvertretende Vereinsvorsitzende, der Bad Mergentheimer Bürgermeister Dr. Norbert Schier, sowie Museumsleiter Heck erfolglos darum bemühten, Teile des nach 1809 wohl wenigstens partiell nach Ludwigsburg gelangten Mergentheimer Schloßinventars als Dauerleihgabe ins Taubertal zu bekommen¹⁰⁷. Der Gedanke, daß Bad Mergentheim als einstige Residenz der Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens von 1527 bis 1809 *nach dem Verlust der Marienburg die Aufgabe habe, die Geschichte und Tradition dieses einst so bedeutsamen ... Ordens zu hüten und zu pflegen*, wurde erstmals in einer Ausschußsitzung im März 1952 von Bürgermeister Dr. Schier artikuliert¹⁰⁸. Ausgehend von diesem Gedanken bestand in jener Zeit von offizieller Bad Mergentheimer Seite aus auch das wenig aussichtsreiche Bestreben, das aus Königsberg stammende, damals in Göttingen zwischengelagerte und später in Ber-

100 T.Z. v. 12. 5. 1956; ADOM e. V., Eingangsbuch 1971/72–1994, Inv.-Nr. 3621 a/b. Nach Aussage v. Dr. Klaus Merten, Oberfinanzdirektion Stuttgart, v. 22. 2. 1999 stammen die Lüster ursprünglich von Schloß Rosenstein in Stuttgart.

101 Ebd.

102 ADOM e. V., AS-Protokolle v. 22. 6. 1956, v. 22. 8. 1956 u. v. 6. 7. 1957.

103 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 22. 8. 1956.

104 Vgl. T.Z. v. 13. 3. 1958; Bad Mergentheimer Zeitung (B.M.Z.) v. 29. 7. 1958 u. v. 28. 8. 1965.

105 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 6. 7. 1957.

106 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 3. 9. 1958.

107 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 14. 11. 1951; T.Z. v. 16. 11. 1951.

108 T.Z. v. 29. 3. 1952.



Abb. 10 Photograph und Ehrenbürger Hugo Holl (1878–1958), Museumsleiter 1956–1958 (Foto: privat).

lin untergebrachte preußische Staatsarchiv mit der mittelalterlichen Überlieferung des Deutschordensstaates Preußen ins hiesige Schloß zu holen¹⁰⁹.

109 ADOM e. V., AS-Protokolle v. 25. 3. 1952 u. v. 9. 11. 1955. Zum preußischen Staatsarchiv vgl. K. Forstreuter: Das Preußische Staatsarchiv in Königsberg. Ein geschichtlicher Rückblick mit einer Übersicht über seine Bestände (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 3), Göttingen 1955.



Abb. 11 Deutschordensmuseum, Raum zur Ordensgeschichte 1190–1525 im Südflügel, Aufnahme spätestens 1967 (Foto: Artur von Rohr/Deutschordensmuseum).

Nach vielfältigen Vorbereitungen konnte das „Deutschordensmuseum“ in zwei Räumen der ehemaligen „Neuen Fürstenwohnung“ mit freigelegtem prächtigen Deckenstück aus dem Jahre 1739 und im davorliegenden hofseitigen Flurabschnitt am 22. Juli 1961 – als Ergänzung zu dem im Westflügel unverändert fortbestehenden Bezirksheimatmuseum – eröffnet werden¹¹⁰. Im ersten, der mittelalterlichen Ordensgeschichte gewidmeten Raum waren Modelle der Marienburg, des Sitzes der Hochmeister von 1309 bis 1457, sowie des Mergentheimer Schlosses, letzteres 1958 aus Karton angefertigt von Schülern des örtlichen „Deutschorden-Gymnasiums“, zu sehen¹¹¹. Ein Ordensritter grüßte von der Wand, an der zwölf Detailaufnahmen des Mittel- und Hochschlosses der Marienburg einen Eindruck von der architektonischen Anlage dieser einstigen Ordensresidenz vermittelten.

Auf diesen Raum wie auf den folgenden, der an die Mergentheimer Residenzzeit des Deutschen Ordens erinnerte, verteilten sich photographisch vergrößerte Reproduktionen von 48 Kupferstichen aus dem Jahre 1720 mit den Porträts der Hoch-

110 T.Z. v. 24.7.1961; B.M.Z. v. 24.7.1961; Stuttgarter Zeitung v. 25.7.1961; Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 2.8.1961.

111 Ebd.; T.Z. v. 19.12.1960; K. Heck: Führer durch das Bezirksheimatmuseum und das Deutschordensmuseum im Hochmeisterschloß in Bad Mergentheim, Bad Mergentheim o. J. (1962). Zum Mergentheimer Schloßmodell vgl. ADOM e. V., AS-Protokoll v. 3.9.1958.



Plan 3 Bezirksheimatmuseum und Deutschordensmuseum in der Aufstellung ab 1961.

meister von Heinrich Walpot bis Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg. Die Nachfolger bis zum letzten in Mergentheim regierenden Hoch- und Deutschmeister Anton Victor von Österreich blickten, in Öl gemalt, auf die Besucherinnen und Besucher herab. Schaukarten und Pläne, aber auch Urkunden aus dem Stadtarchiv ergänzten die hauptsächlich mit didaktischen Mitteln dargestellte Geschichte des Deutschen Ordens.

Aus dem im März 1962 erschienenen „Führer durch das Bezirksheimatmuseum und das Deutschordensmuseum im Hochmeisterschloß in Bad Mergentheim“, verfaßt von Museumspfleger Karl Heck¹¹², geht die räumliche Verteilung der sich nun

112 K. Heck: Führer durch das Bezirksheimatmuseum und das Deutschordensmuseum im Hochmeisterschloß in Bad Mergentheim, Bad Mergentheim o.J. (1962).

Karl Heck, der sich mit der von dem Arbeitsausschuß favorisierten Konzeption nicht anfreunden konnte, hatte bereits Ende Juni 1969 sein Amt niedergelegt¹²⁵. Neuer Museumspfleger wurde Anfang Dezember Amtsgerichtsrat Dr. Fritz Ulshöfer¹²⁶, der in den folgenden beiden Jahrzehnten maßgeblichen Anteil am neuen Aufschwung der Institution hatte.

Von Herbst 1969 bis zur Wiedereröffnung am 2. Juni 1973 blieb das Bad Mergentheimer Museum geschlossen, damit die beabsichtigte Renovierung der Räumlichkeiten und Neugestaltung der Schausammlung unbehindert durchgeführt werden konnten¹²⁷. Von den Beratern der Umgestaltungsarbeiten sind vor allem der Kunsthistoriker Prof. Dr. Max H. von Freeden, damaliger Direktor des Mainfränkischen Museums in Würzburg, und dessen Mitarbeiter Dr. Hans-Peter Trenchel, ferner der Volkskundler Prof. Dr. Albert Walzer (1902–1978) vom Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart und Prinz Constantin von Hohenlohe-Langenburg (1893–1973) in Weikersheim zu nennen¹²⁸. Die Kunsthistorikerin Dr. Elisabeth Reynst stellte als unerläßliche Grundlage für die weitere Museumsarbeit ein gegen 3000 Inventarblätter umfassendes neues Gesamtverzeichnis der Bestände zusammen¹²⁹. Eine neue Handbibliothek wurde aufgebaut, zu deren Erweiterung der Historiker Prof. Dr. Walther Hubatsch (1915–1984) von der Universität Bonn, 1972 erstmals zur Kur in Bad Mergentheim¹³⁰, Anregungen gab und viele Neuzugänge als Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland vermittelte¹³¹.

Die Neukonzeption sah in Anlehnung an die bisherige Heck'sche Präsentation eine Zweigliederung des Museums in eine Abteilung zur Deutschordensgeschichte im Südflügel sowie, verbunden durch den Kapitelsaal, in eine heimatgeschichtlich-volkskundliche Abteilung im Westflügel vor¹³². Im Westflügel wurde auf Vermittlung von Prof. Walzer auch eine reichhaltige Kollektion von Puppenstuben, Puppenküchen und Kinderkaufäden von etwa 1820 bis 1920 aus der Sammlung von Johanna Kunz aus Stuttgart-Heumaden als Leihgabe aufgestellt¹³³. Die andere

125 ADOM e. V., Aktenordner „Vorstand (Ausschuß) Protokolle 1949–1969“, Schriftliche Stellungnahme v. Karl Heck v. 30. 6. 1969 sowie Briefwechsel v. Karl Heck u. Elmar Mauch v. 6./16. 7. 1969.

126 T.Z. v. 13. 12. 1969; B.M.Z. v. 13./14. 12. 1969.

127 Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 252; F. Ulshöfer: Das Deutschordens-Museum Bad Mergentheim, in: Kur-Zeitung Bad Mergentheim 13/73 v. 1. 6. 1973, S. I–II, hier S. II; W. Müller: Bad Mergentheim und sein Deutschordensmuseum, in: Bad Mergentheimer Blätter 1974/75, S. 6–7, hier S. 6; F. Ulshöfer: Das Deutschordens-Museum in Bad Mergentheim, in: Deutscher Orden 2/1975, S. 22–23, hier S. 23; O. F. G. Hildenbrand: Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim, in: WFr 60 (1976), S. 114–120, hier S. 116; Hildenbrand: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 128–129.

128 Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 252; Müller (wie Anm. 127), S. 6; Hildenbrand: Deutschordensmuseum 1976 (wie Anm. 127), S. 116–117; Hildenbrand: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 128.

129 Ebd.

130 B.M.Z. v. 11. 6. 1972.

131 Auskunft v. Dr. Fritz Ulshöfer (Bad Mergentheim) im April 2000.

132 B.M.Z. v. 26. 2. 1970; Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 254.

133 Hildenbrand: Deutschordensmuseum 1976 (wie Anm. 127), S. 119; Hildenbrand: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 131. Zur Puppenstuben-Sammlung von Johanna Kunz vgl. A. Walzer:

zählt¹¹⁴ – eine Besteigung der drei Wohnräume des früheren Turmwächters auf dem „Bläserturn“.

In seiner Tätigkeit beschränkte sich der Museumsverein, dessen Mitgliederzahl in den Kriegsjahren 1939 bis 1944 von 420 schrittweise auf 382 zurückgegangen war¹¹⁵ und Ende 1953 192¹¹⁶, Ende 1959 sogar nur noch 173 betrug¹¹⁷, jedoch keineswegs allein auf die Museumstätigkeit. Wie die Mitgliederversammlungs- und Ausschußprotokolle der Fünfziger und Sechziger Jahre verraten, beschäftigte man sich auch mit Tierschutz, Landschaftspflege, der Bebauung am Stadtrand, mit Straßenausbau und Denkmalschutz – mit mehr oder weniger durchschlagendem Erfolg¹¹⁸. Kaufmann Alois Sambeth (1904–1996) führte die Problematik einer sich allein auf das Museum beschränkenden Vereinstätigkeit auf einer Sitzung im September 1958 den Ausschußmitgliedern deutlich vor Augen: *Wir kümmern uns um alte Schränke, Münzen und dergleichen, polieren alte Schränke auf und derweil verliert unsere Stadt ihr Gesicht*¹¹⁹.

Deutscher Orden im Mittelpunkt

Als für das Museum die lange schon erwünschte Erweiterung in vier angrenzende Räume des Schlosses unmittelbar bevorstand¹²⁰, wurde im Januar 1969 ein achtköpfiger Arbeitsausschuß zur Neugestaltung der Dauerausstellung eingesetzt¹²¹. Beim 750-jährigen Jubiläum der Präsenz des Deutschen Ordens in Mergentheim im Oktober 1969, als u. a. ein Familiarentreffen des Ordens mit Investitur neuer Mitbrüder durch Hochmeister Dr. Marian Tumlér (1887–1987) stattfand¹²², wurde die bisherige Darstellung der Ordensgeschichte im Museum als wenig präsentabel empfunden¹²³. Nicht nur aus dem Deutschen Orden und seinem Umkreis, sondern auch aus den Reihen der ostdeutschen Heimatvertriebenen, insbesondere der Landesgruppe Baden-Württemberg der Landsmannschaft Westpreußen, deren Patenschaft die Stadt Bad Mergentheim 1966 übernommen hatte, gingen in den folgenden Jahren wichtige Impulse und materielle Hilfestellung aus¹²⁴. Museumsleiter

114 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 29. 8. 1961, Anhang: Übersicht v. H. Baumgart v. 28. 8. 1961.

115 ADOM e. V., Jahresrechnungen 1939–1944.

116 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 2. 12. 1953.

117 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 28. 10. 1959.

118 ADOM e. V., MV- u. AS-Protokolle 1949–1969.

119 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 3. 9. 1958.

120 T. Z. v. 11. 3. 1968; B. M. Z. v. 11. 3. 1968.

121 ADOM e. V., AS-Protokoll v. 20. 1. 1969.

122 T. Z. v. 6. 10. 1969; B. M. Z. v. 6. 10. 1969; *M. Reiss*: Deutschordensfamilien in Deutschland in drei Jahrzehnten (1957–1988). Eine Bildmonographie (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 46), Marburg 1991, S. 118–119, 175–177.

123 Bad Mergentheim: Das Bezirksheimatmuseum e. V. berichtet, in: *Frankenland* 24 (1972), S. 252–254, hier S. 252; *O. F. G. Hildenbrand*: Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim, in: *Frankenland* 31 (1979), S. 128–133, hier S. 128.

124 Auskunft v. Dr. Fritz Ulshöfer (Bad Mergentheim) im April 2000.

Karl Heck, der sich mit der von dem Arbeitsausschuß favorisierten Konzeption nicht anfreunden konnte, hatte bereits Ende Juni 1969 sein Amt niedergelegt¹²⁵. Neuer Museumspfleger wurde Anfang Dezember Amtsgerichtsrat Dr. Fritz Ulshöfer¹²⁶, der in den folgenden beiden Jahrzehnten maßgeblichen Anteil am neuen Aufschwung der Institution hatte.

Von Herbst 1969 bis zur Wiedereröffnung am 2. Juni 1973 blieb das Bad Mergentheimer Museum geschlossen, damit die beabsichtigte Renovierung der Räumlichkeiten und Neugestaltung der Schausammlung unbehindert durchgeführt werden konnten¹²⁷. Von den Beratern der Umgestaltungsarbeiten sind vor allem der Kunsthistoriker Prof. Dr. Max H. von Freeden, damaliger Direktor des Mainfränkischen Museums in Würzburg, und dessen Mitarbeiter Dr. Hans-Peter Trenchel, ferner der Volkskundler Prof. Dr. Albert Walzer (1902–1978) vom Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart und Prinz Constantin von Hohenlohe-Langenburg (1893–1973) in Weikersheim zu nennen¹²⁸. Die Kunsthistorikerin Dr. Elisabeth Reynst stellte als unerläßliche Grundlage für die weitere Museumsarbeit ein gegen 3000 Inventarblätter umfassendes neues Gesamtverzeichnis der Bestände zusammen¹²⁹. Eine neue Handbibliothek wurde aufgebaut, zu deren Erweiterung der Historiker Prof. Dr. Walther Hubatsch (1915–1984) von der Universität Bonn, 1972 erstmals zur Kur in Bad Mergentheim¹³⁰, Anregungen gab und viele Neuzugänge als Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland vermittelte¹³¹.

Die Neukonzeption sah in Anlehnung an die bisherige Heck'sche Präsentation eine Zweigliederung des Museums in eine Abteilung zur Deutschordensgeschichte im Südflügel sowie, verbunden durch den Kapitelsaal, in eine heimatgeschichtlich-volkskundliche Abteilung im Westflügel vor¹³². Im Westflügel wurde auf Vermittlung von Prof. Walzer auch eine reichhaltige Kollektion von Puppenstuben, Puppenküchen und Kinderkaufäden von etwa 1820 bis 1920 aus der Sammlung von Johanna Kunz aus Stuttgart-Heumaden als Leihgabe aufgestellt¹³³. Die andere

125 ADOM e. V., Aktenordner „Vorstand (Ausschuß) Protokolle 1949–1969“, Schriftliche Stellungnahme v. Karl Heck v. 30. 6. 1969 sowie Briefwechsel v. Karl Heck u. Elmar Mauch v. 6./16. 7. 1969.

126 T.Z. v. 13. 12. 1969; B.M.Z. v. 13./14. 12. 1969.

127 Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 252; *F. Ulshöfer*: Das Deutschordens-Museum Bad Mergentheim, in: Kur-Zeitung Bad Mergentheim 13/73 v. 1. 6. 1973, S. I–II, hier S. II; *W. Müller*: Bad Mergentheim und sein Deutschordensmuseum, in: Bad Mergentheimer Blätter 1974/75, S. 6–7, hier S. 6; *F. Ulshöfer*: Das Deutschordens-Museum in Bad Mergentheim, in: Deutscher Orden 2/1975, S. 22–23, hier S. 23; *O. F. G. Hildenbrand*: Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim, in: WFr 60 (1976), S. 114–120, hier S. 116; *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 128–129.

128 Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 252; *Müller* (wie Anm. 127), S. 6; *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1976 (wie Anm. 127), S. 116–117; *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 128.

129 Ebd.

130 B.M.Z. v. 11. 6. 1972.

131 Auskunft v. Dr. Fritz Ulshöfer (Bad Mergentheim) im April 2000.

132 B.M.Z. v. 26. 2. 1970; Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 254.

133 *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1976 (wie Anm. 127), S. 119; *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 131. Zur Puppenstuben-Sammlung von Johanna Kunz vgl. *A. Walzer*:



Abb. 13 *Deutschordensmuseum, Puppenküche um 1890 („Küche Storker“) der Puppenstuben-Sammlung von Johanna Kunz, Aufnahme 1978 (Foto: Deutschordensmuseum).*

Hälfte dieser Privatsammlung war bereits 1968/69 in die Bestände des Städtischen Museums in Überlingen am Bodensee eingegliedert worden¹³⁴.

In Abkehr von der bisherigen weitgehend didaktischen Darstellung der Deutschordensgeschichte wurde im Südflügel eine wenigstens atmosphärische Wiederherstellung der einstigen „Neuen Fürstenwohnung“ durch Ausstattung mit Mobiliar und Gemälden aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angestrebt¹³⁵. Zur Wiederherstellung der einstigen „Hochmeistergalerie“ im Flur gelang es, durch Vermittlung des „Deutschherrenbundes e.V.“ in Frankfurt/Main, einige ganzfigurige Bildnisse von Mergentheimer Hochmeistern als Leihgaben des Deutschen Ordens hierher zu holen¹³⁶. Weitere Leihgaben, vermittelt von Politikern, nämlich Mobi-

Puppenküchen, Puppenstuben, Kinderläden, in: Kur-Zeitung Bad Mergentheim 13/73 v. 1. 6. 1973, S. V; B. Weiß: Das Deutschordens-Museum in Bad Mergentheim. Geschichte und Sammlungsgebiete. Zulassungsarbeit Julius-Maximilians-Universität Würzburg 1978 (Masch.). II. Teil, S. 174–214; S. Reinelt: Puppenküche und Puppenherd in drei Jahrhunderten, Weingarten 1985; J. Kunz: Schöne alte Puppenstuben, Weingarten 1986.

134 Walzer (wie Anm. 133); Müller (wie Anm. 127), S. 7; *Württembergischer Museumsverband e. V.* (Hrsg.): *Museen in Baden-Württemberg, Stuttgart und Aalen* ²1976, S. 205; *Museumsverband Baden-Württemberg e. V.* (Hrsg.): *Museen in Baden-Württemberg*, Stuttgart ³1992, S. 405.

135 T.Z. v. 25. 11. 1972; Müller (Wie Anm. 127), S. 7.

136 Die 14 Ölporträts der „Hochmeistergalerie“ wurden 1868, als das ehemalige Deutschordenschloß zur Kaserne umgebaut werden sollte, zunächst als staatliches Depositum im Rathaus von Mergentheim untergebracht (HStA Stuttgart, E 222, Bü 542). Auf Wunsch des Hoch- und Deutschmeisters in Wien, Erzherzog Wilhelm von Österreich, gelangten die Bilder hierauf 1877 in die Obhut des Deutschen Ritterordens in der Donaumetropole (ebd.). Von dort aus kehrte die Hälfte der Porträts nach Deutschland zurück, und zwar zunächst in das wiederhergestellte Deutschordenshaus in Frankfurt-



Abb. 14 Deutschordensmuseum, Vitrine mit Ordensmänteln im sog. „Konturzimmer“ im Südflügel (Foto: Deutschordensmuseum).

liar von 1740 bis 1800 aus dem Magazin des Schlosses Ludwigsburg sowie Gemälde, Plastiken und Möbel der ehemaligen „Linzer Sammlung“ von der Bundesfinanzdirektion in München, dienten der Ausstattung¹³⁷.

Seit der Wiedereröffnung am 2. Juni 1973 firmiert die Schausammlung in den neugestalteten Sälen und Zimmern im zweiten Obergeschoß des inneren Schlosses von Bad Mergentheim ausschließlich unter dem Namen „Deutschordensmuseum“¹³⁸. Angesichts der Verwaltungsneugliederung der Siebziger Jahre und der gleichzeitigen Veränderungen in der Museumsstruktur hatte sich das alte Prinzip

Sachsenhausen und daraufhin in zwei Lieferungen – im Juli 1979 und im Herbst 1980 – ins Deutschordensmuseum Bad Mergentheim (ADOM e. V., Eingangsbuch 1971/72–1994, Inv.-Nr. 3912–3915, 3984–3986; Auskunft von Dr. Fritz Ulshöfer am 31. 10. 2000.).

137 Das Bezirksheimatmuseum berichtet (wie Anm. 123), S. 254; Müller (wie Anm. 127); Weiß (wie Anm. 133). I. Teil, S. 68–81; F. Ulshöfer: Mergentheimer Rokoko, in: Altfränkische Bilder und Wapenkalender 85 (1986), S. 1–3.

138 Ulshöfer: Deutschordens-Museum (wie Anm. 127), S. II; H. Boehm: Zur Eröffnung. Deutschordens-Museum Bad Mergentheim. Ein Weg zum modernen Museum, in: T. Z. v. 2. 6. 1973; U. Arnold: Preußen gehört zu den Schwerpunkten. Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim nach dreijähriger Pause wieder geöffnet, in: Das Ostpreußenblatt v. 30. 6. 1973; K. Wieser: Eröffnung eines Museums, in: Deutscher Orden Nr. 4/1973, S. 17–18.

eines „Bezirksheimatmuseums“ als gleichsam monopolartige zentrale Sammel- und Ausstellungsstätte von Museumsobjekten innerhalb eines Landkreises überlebt. Mit dem Aufgehen des alten Landkreises Mergentheim in den größeren „Main-Tauber-Kreis“ Anfang 1973 war das Landratsamt als Verwaltungsstütze von Verein und Museum fortgefallen. Die bisherige automatische Mitgliedschaft der alten Kreisgemeinden und die damit verbundene Mitfinanzierung der Museumsarbeit dürfte ebenfalls aufgehört haben¹³⁹. Zudem hatte das Bad Mergentheimer Museum, was seine volkskundlichen Teile anbetraf, fortan im neuen größeren Landkreis in den Museen in Wertheim, Tauberbischofsheim, Lauda und Boxberg, seit 1974 auch Weikersheim vielfältige Konkurrenz.

Die Wiedereröffnung des Museums unter der Leitung von Dr. Fritz Ulshöfer wurde ausdrücklich als eine *Teileröffnung* deklariert, da bis dahin noch nicht alle vorgesehenen Räume bezugsfertig waren¹⁴⁰. Bis 1983 konnten die Säle der „Neuen Fürstenwohnung“ im Südflügel nach und nach restauriert sowie mit Möbeln und Gemälden von 1740 bis 1800 ausgestattet werden, die dank der Hilfe weiterer öffentlicher und privater Leihgeber und Stifter nach Bad Mergentheim geholt werden konnten¹⁴¹. Für die Besucher freigegeben, bildeten diese Räume mit ihren schönen Stuckdecken im Verein mit dem ehemaligen Kapitelsaal das Herzstück des neuen „Deutschordensmuseums“.

Der mit Bauernmöbeln aus der weiteren Umgebung bestückte Flur der heimatgeschichtlich-volkskundlichen Abteilung im Westflügel wurde 1976 mit Trachten vornehmlich vom Ochsenfurter Gau bereichert¹⁴². Ein Raum im Anschluß an die „Fränkische Volkskunst“ und die Puppenstuben-Sammlung, der u. a. das bereits erwähnte Modell der Marienburg, Bilder von Deutschordensburgen in Preußen und Livland sowie Siegel und Münzen beherbergte, vermittelte einen kurzen Überblick über die Deutschordensgeschichte¹⁴³. In drei hierauf folgenden Zimmern richteten einige aktive Mitglieder des Museumsvereins bis Mitte 1978 eine „Militaria-Abteilung“ ein, in der die Geschichte der Deutschordenstruppen und der Mergentheimer Garnison zur Anschauung gebracht wurde und deren Zentrum ein großes Diorama der Schlacht bei Herbsthausen (5. Mai 1645) mit etwa 3500 Zinnfiguren einnahm¹⁴⁴. Den Schlußstein der Präsentation im Westflügel bildete 1985

139 Laut Jahresrechnung 1971 (ADOM e. V.) waren die Kreisgemeinden noch Mitglieder und zahlten ihre Beiträge. Ein gedrucktes Mitgliederverzeichnis vom März 1985 hingegen (Mitgliederverzeichnis und Satzung des Deutschordensmuseum Bad Mergentheim e. V., Bad Mergentheim 1985, S. 8–24) listet nur noch Vereinigungen, Firmen und Einzelmitglieder auf.

140 Museen in Baden-Württemberg 1976 (wie Anm. 134), S. 16.

141 T.Z. v. 25. 11. 1972, v. 19. 5. 1976, v. 8. 11. 1979 u. v. 21. 3. 1984; *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1979 (wie Anm. 123), S. 131; *Fränkische Nachrichten* (F.N.) v. 19. 3. 1984.

142 B.M.Z. v. 3. 7. 1975 u. v. 10./11. 4. 1976; *Hildenbrand*: Deutschordensmuseum 1976 (wie Anm. 127), S. 118. Zu den ausgestellten Bauernmöbeln u. Trachten vgl. *K. Schumm*: Volkskunst im Deutschordens-Museum, in: *Kur-Zeitung Bad Mergentheim* 13/73 v. 1. 6. 1973, S. IV; *Weiß* (wie oben Anm. 133). II. Teil, S. 116–173.

143 *Weiß* (wie Anm. 133). I. Teil, S. 81–84.

144 T.Z. v. 6. 5. 1978; F.N. v. 6./7. 5. 1978; *Frankenland* 30 (1978), S. 150–151.



Abb. 15 Deutschordensmuseum, sog. „Franz-Ludwig-Saal“ im Südflügel, Aufnahme 1984 (Foto: Deutschordensmuseum).

der Einbau einer sogenannten „fränkischen Apotheke“, Teile einer Kräuterkammer vom Dachgeschoß der Löwen-Apotheke in Fürth¹⁴⁵. Die vor- und frühgeschichtliche Sammlung dagegen, die seit Ende der 1950er Jahre keinen nennenswerten Zuwachs mehr zu verzeichnen hatte, blieb seit 1969 in Schachteln verpackt¹⁴⁶.

145 F.N. v. 8.2.1984, v. 8.4.1985 u. v. 25. – 27.5.1985.

146 Dr. Hartwig Zürn, damals Leiter der Bodendenkmalpflege in Nordwürttemberg, hatte die im Juni/Juli 1937 durch Prof. Dr. Oskar Paret begonnene Inventarisierung der vor- und frühgeschichtlichen Objekte im Juli 1959 zum Abschluß gebracht (DOM, gebundenes Inventarverzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung, Inv.-Nr. 256–420) und über den Gesamtbestand Inv.-Nr. 1–420 einen maschinenschriftlichen Katalog angelegt (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Dienststelle Stuttgart).



Abb. 16 Deutschordensmuseum, Flur im Westflügel mit „fränkischer Volkskunst“, Aufnahme vermutlich 1984 (Foto: Deutschordensmuseum).

Von 1985 an erstreckte sich die Schausammlung des Deutschordensmuseums, wie sich dem von 1979 bis 1992 in sieben Auflagen erschienenen Schloß- und Museumsführer von Dr. Hans-Peter Trenchel entnehmen läßt, auf 24 Räume mit einer Ausstellungsfläche von etwa 1100 Quadratmetern (ohne Treppenaufgang und



Plan 4 Deutschordensmuseum in der Aufstellung um 1985.

„Bläseraum“, vgl. Plan 4)¹⁴⁷. Das aus etwas heterogenen Teilen zusammengesetzte Museum übte, insbesondere durch seine Puppenstubensammlung, eine zunehmende Anziehungskraft auf das Publikum aus. Dank einer breiten Öffentlichkeitsarbeit und eines lebhaften Engagements seitens der Mitglieder konnten die

147 H. – P. Trenchel: Deutschordenschloß Bad Mergentheim mit Schloßkirche und Deutschordensmuseum, München und Zürich ¹1979, ²1981, ³1983, ⁴1985, ⁵1987, ⁶1988, ⁷1992.

Besucherzahlen von 14 755 im Jahre 1974¹⁴⁸ auf 30 279 im Jahre 1990¹⁴⁹ verdoppelt werden. Der Anteil der Schülerinnen und Schüler – 1974 lag er bei 13¹⁵⁰, 1987 bis 1989 bei 10 bis 13 Prozent¹⁵¹ – blieb dabei nahezu konstant.

Vielfältige Aktivitäten

Zur Attraktivität des Deutschordensmuseums trugen zahllose Sonderausstellungen bei. Hervorgehoben seien hiervon „Die Bibliothek des Deutschen Ordens“ anlässlich des 450jährigen Mergentheimer Residenzjubiläums im Sommer 1975 mit etwa 70 gedruckten Büchern und Handschriften, zusammengestellt und organisiert von der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart¹⁵², sowie im Sommer 1982 die Sonderschau „Baupläne des Deutschen Ordens von Mergentheim und Umgebung“ aus den Beständen des Staatsarchivs Ludwigsburg, ausgewählt und arrangiert von Mitarbeitern dieser Behörde¹⁵³. Zu beiden Ausstellungen erschien jeweils auch ein kleines Begleitheft bzw. ein knapper Katalog¹⁵⁴. Erwähnt sei ferner die von Axel Kallhardt vorbereitete Sonderausstellung „Kunst und Künstler des Barock, Rokoko und Klassizismus“, die ebenfalls im Sommer 1982, im Anschluß an die Präsentation der Deutschordens-Baupläne, zu sehen war¹⁵⁵.

Eines regen Zuspruchs erfreuten – und erfreuen – sich die schon bald angebotenen regelmäßigen Führungen, Sonderführungen und Sonderveranstaltungen. Zu letzteren zählt die im Dezember 1972 im ehemaligen Kapitelsaal in stimmungsvoller Atmosphäre begonnene Reihe der regelmäßigen „Museumskonzerte“, von Anfang an künstlerisch geleitet von Gymnasialprofessor Erhard Rommel und organisiert von dem Ehepaar Günther und Heidi Deeg¹⁵⁶. Im Juli 1977 stiegen erstmals die Teilnehmer einer von da an sehr erfolgreichen besonderen Führung von Stadtoberförster Josef Häring – „Zu Gast im Türmerstübli“ – zu der stilvoll wieder erneuerten einstigen Wohnung des Schloßtürmers die 194 Stufen des „Bläserturms“ hinauf, um hier u. a. den Ausblick auf die Altstadt und ein Gläschen Wein, kredenzt von ei-

148 B.M.Z. v. 11./12. 1. 1975.

149 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 26. 6. 1991.

150 B.M.Z. v. 11./12. 1. 1975.

151 ADOM e. V., MV-Protokolle v. 21. 6. 1988, v. 13. 6. 1989 u. v. 26. 6. 1990, jeweils Jahresrückblicke im Anhang.

152 B.M.Z. v. 25. 8. 1975 u. v. 29. 8. 1975.

153 T.Z. v. 10. 5. 1982.

154 *W. Irtenkauf*: 450 Jahre Residenz des Deutschen Ordens. Die Bibliothek des Deutschen Ordens in Mergentheim. Hrsg. v. Städtischen Kultur- und Verkehrsamt Bad Mergentheim, Bad Mergentheim o. J. (1975); *A. Seiler/D. Bader* (Bearb.): Baupläne des Deutschen Ordens von Mergentheim und Umgebung. Ausstellung des Staatsarchivs Ludwigsburg und des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim im Schloß Mergentheim vom 8. 5. 1982–13. 6. 1982. Katalog, Bad Mergentheim 1982.

155 T.Z. v. 24. 6. 1982; F.N. v. 24. 6. 1982.

156 *E. Rommel*: Museums-Konzerte, in: *Kur-Zeitung Bad Mergentheim* 13/73 v. 1. 6. 1973, S. VI; *E. Rommel/H. Deeg*: 25 Jahre Museumskonzerte, in: *Museumskonzerte im Deutschordensschloß Bad Mergentheim* 1998 (Faltblatt).



Abb. 17 Ein „Museumskonzert“ der besonderen Art: „Spectaculum Musicae“ mit Musik, Tanz, Speise und Trank der Renaissance im großen Schloßkeller im Südflügel am 23. September 1984 (Foto: Deutschordensmuseum).

ner Schülerin („Türmers Evchen“), zu genießen¹⁵⁷. Im Jahr zuvor war hier auf halbem Wege, in einem Turmgelaß auf der Höhe des Schloßdachbodens, unter Mitwirkung der Landsmannschaft Westpreußen ein sogenanntes „Marienburg-Refugium“ eingeweiht worden, in welchem neben Abbildungen, Modellen und Plänen eine Urne mit Erde von der Marienburg an der Nogat, dem einstigen Hochmeistersitz, Aufstellung fand¹⁵⁸.

Mit der schrittweisen Erneuerung der Museumseinrichtung vollzog sich auch in mehreren Stufen eine Neuorganisation des Museumsvereins, dessen Mitgliederzahl bis 1969 auf 108 gesunken war¹⁵⁹. Grundlage der Reorganisierung war eine Neufassung der Satzung, insbesondere ihrer Passagen über die Vorstandswahl und den Vereinszweck. Bereits in der Vergangenheit waren die statutarischen Bestimmungen über die Wahl des Vorstandes mehrfach abgeändert worden. Bis 1953 hatten die Mitglieder traditionell den Landrat zum ersten Vorsitzenden gewählt, während der Bürgermeister von Bad Mergentheim – aus bekannten Gründen – satzungsgemäß ohne Wahl stets die Stellvertretung übernommen hatte¹⁶⁰. Von einer

157 T.Z. v. 27.5.1977; F.N. v. 10.7.1977.

158 T.Z. v. 25.10.1976; B.M.Z. v. 25.10.1976, v. 27.10.1976 u. v. 28.10.1976.

159 B.M.Z. v. 19.5.1976.

160 Vorsitzende waren die Landräte Friedrich Geißler 1930–1934, Dr. Fritz Wanner 1934–1945, Eugen Kleih 1949–1955, stellvertretende Vorsitzende die Bürgermeister Dr. Josef Brönnner 1930–1933, Albert Künzlen 1933–1945, Lothar Daiker 1949–1950, Dr. Norbert Schier 1951–1955. Letztmals vor

Mitgliederversammlung im März jenes Jahres war dann per Satzungsänderung diese Einschränkung der Vorstandswahl aufgehoben worden¹⁶¹. Zehn Jahre darauf, im November 1963, hatten die Mitglieder – in einer seltsamen Selbstbescheidung ihrer eigenen Rechte – einen automatischen Wechsel der Besetzung des Postens des Vorsitzenden und seines Stellvertreters in dreijährigem Turnus zwischen Landrat und Bürgermeister in den Statuten verankert¹⁶². Auf *geheime Abstimmung durch Wahl* hatten die Mitglieder fortan laut Neufassung der Bestimmungen *verzichtet*¹⁶³.

16 Jahre später, im Herbst 1979, zeitgleich mit dem Rücktritt von Oberbürgermeister Dr. Elmar Mauch vom Posten des ersten Vorsitzenden, wurden die alten Vereinsstatuten nun endlich durchgehend überarbeitet¹⁶⁴. Seit dem Inkrafttreten der daraufhin im November 1979 von einer Mitgliederversammlung verabschiedeten neuen Satzung wählten die Mitglieder den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter wieder unabhängig aus ihren Reihen¹⁶⁵. Auf Oberbürgermeister Dr. Elmar Mauch folgte 1979 als I. Vorsitzender Oberst a. D. Jürgen Gauss (1918–1996)¹⁶⁶ und 1986 Realschulrektor Günter Reschke¹⁶⁷. Alle drei waren bzw. sind Persönlichkeiten, die dem Verein und dem Museum neben Museumsleiter Dr. Ulshöfer zu seinem besonderen Profil verholfen haben.

Erstmals wurde als Vereinszweck in der neuen Satzung von 1979 auch die *Sammlung und Pflege von geschichtlichen, künstlerischen, kulturellen, heimat-, volks- und naturkundlichen Gegenständen aus ... dem früheren Deutschordensgebiet* sowie die *Durchführung von Studienfahrten zur Erforschung von Kunst und Geschichte, besonders der Deutschordensgeschichte* statutarisch verankert¹⁶⁸. Folgerichtig firmierte der Verein von nun an unter dem Namen, den das Museum bereits seit 1973 führte, nämlich als „Deutschordensmuseum Bad Mergentheim e.V.“¹⁶⁹.

Kriegsende wurde der 1. Vorsitzende 1934 gewählt. Im Zeitraum 1945–1949 amtierten jeweils ohne Wahl – gleichsam kommissarisch – die Landräte Eugen Kleih (1945, 1947–1949) und Josef Brönnler (1945–1946) als Vorsitzende.

161 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 28. 3. 1953. Auf Grund der Neufassung wurde Bürgermeister Dr. Norbert Schier 1955 zum I. Vorsitzenden gewählt (bis 1962 †).

162 Amtsgericht Bad Mergentheim, Vereinsregister Nr. 252, Auszug aus dem MV-Protokoll v. 26. 11. 1963. Als 1. Vorsitzende amtierten auf der Basis dieser erneuten Änderung Landrat Kurt Nagel 1963–1966 und 1969–1972, (Ober-)Bürgermeister Dr. Elmar Mauch 1966–1969 und 1972–1979. Nach der Aufhebung des Landratsamts Mergentheim im Zuge der baden-württembergischen Gebietsreform 1972/73 scheint man – ohne formale Satzungsänderung – von der damals geltenden Vorschrift des § 11 wieder abgekommen zu sein.

163 Amtsgericht Bad Mergentheim (wie Anm. 161).

164 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 6. 11. 1979.

165 Satzung des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim e. V. (vormals Verein Bezirksheimatmuseum e. V. – davor Altertumsverein Mergentheim) im einstigen Residenzschloß der Hoch- und Deutschmeister, Bad Mergentheim 1979.

166 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 6. 11. 1979. Zu Jürgen Gauss vgl. T. Z. v. 6. 9. 1996; F. N. v. 6. 9. 1996.

167 Amtsgericht Bad Mergentheim, Vereinsregister VR 252, MV-Protokoll v. 11. 3. 1986.

168 Satzung 1979 (wie Anm. 164).

169 Ebd.

Die seit Beginn der Siebziger Jahre einsetzende Mitgliederwerbung in Bad Mergentheim und Umgebung, aber auch unter den Ordensangehörigen und den an der Deutschordensgeschichte Interessierten im deutschsprachigen Raum ließ die Mitgliederzahl bald wieder ansteigen. Von rund 140 Mitgliedern Mitte 1972¹⁷⁰ stieg die Zahl über 328 im Jahre 1979¹⁷¹ sowie 508 Mitte 1985¹⁷² auf 682 im Jahre 1990¹⁷³ und erreichte damit den bis dahin höchsten Stand in der Vereinsgeschichte. Neben der großen Spendenbereitschaft beflügelte insbesondere die Auszeichnung des Deutschordensmuseums als „vorbildliche kommunale Bürgeraktion“ durch den damaligen baden-württembergischen Innenminister Dr. Roman Herzog im Februar 1982 die weitere Vereins- und Museumsarbeit nachhaltig¹⁷⁴.

Die Eröffnung der Dauerausstellung „Unter Kreuz und Adler“ am 20. Juni 1991 bedeutete schließlich einen Höhepunkt des Deutschordensmuseums in der Trägerschaft des Vereins¹⁷⁵. Die in fünf renovierten Räumen im Erdgeschoß des Westflügels untergebrachte, von Dr. Friedrich Benninghoven, dem ehemaligen Direktor des „Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz“ konzipierte Ausstellung, die zuvor in Berlin gezeigt worden war, widmete sich der Ordensgeschichte im Mittelalter bis zum Niedergang und Ende des Deutschordensstaates in Preußen und Livland (1525 und 1561). Photographische Reproduktionen von Holzschnitten, Buchmalereien, Steindruckern und Fresken, Gipsabgüsse nach älteren Vorlagen, Faksimiles von Urkunden, Nachbildungen von Wachsabgüssen, von Waffen sowie der Ausrüstung eines Deutschordensritters, photographische Innen- und Außenansichten von Gebäuden, Modelle von Festungen, einer Kirche und eines Schiffes führten den Besuchern die Entwicklung und die Leistungen des Deutschen Ordens im Osten eindrucksvoll vor Augen.

Einen Mittelpunkt der Schau bildete ein tonnenschweres, eine Fläche von 40 Quadratmetern bedeckendes Modell der Burg Rehden (um 1320) im Kulmerland, das ab 1963 von dem gebürtigen Westpreußen Albrecht Duwe im Maßstab 1:50 aus 150 Einzelteilen in zehnjähriger Arbeit angefertigt und 1978 vom Museumsverein mit öffentlichen Zuschüssen angekauft worden war¹⁷⁶. Begleitend zur anlässlich des 800jährigen Bestehens des Deutschen Ordens gezeigten Ausstellung wurde ein

170 T.Z. v. 12. 7. 1972.

171 F.N. v. 24. 10. 1979.

172 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 23. 5. 1985.

173 ADOM e. V., MV-Protokoll v. 26. 6. 1990.

174 T.Z. v. 6. 2. 1982; F.N. v. 6./7. 2. 1982.

175 F. Benninghoven: Das Preußenland und der Deutsche Orden. Eine von Professor Walther Hubatsch geplante Ausstellung wird jetzt Wirklichkeit in Bad Mergentheim, in: Deutscher Orden 1/1989, S. 15–17; F. Benninghoven: Unter Kreuz und Adler. Der Deutsche Orden im Mittelalter. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1990 (Faltblatt); Frankenland 42 (1990), S. 391, u. 43 (1991), S. 309–310; T.Z. v. 21. 6. 1991; F.N. v. 21. 6. 1991; Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 1. 7. 1991; Bad Mergentheimer Blätter 1991/92, S. 1–2.

176 T.Z. v. 13. 10. 1990; Modellanlage „Rehden um 1320“. Entstehen der Anlage und ihr Erbauer, Essen 1990 (Faltblatt).



Abb. 18 Deutschordensmuseum, Dauerausstellung „Unter Kreuz und Adler“ im bereits sanierten Erdgeschoß des Südflügels, Aufnahme 1991 (Foto: Joachim W. Ilg/Tauber-Zeitung).

reichbebildeter Katalog publiziert¹⁷⁷, der sich bis heute anhaltender Nachfrage erfreut. Ebenfalls zum Ordensjubiläum erschien unter der Herausgeberschaft des Museumsvereins in Bad Mergentheim ein „Jahrbuch Nr. 1“ mit Beiträgen von Autoren des In- und Auslandes über verschiedene Teilbereiche der Ordensgeschichte¹⁷⁸.

Ausblick

Am 1. Juli 1991 ging das Deutschordensmuseum in die Trägerschaft einer Museums-GmbH über, die unter Beteiligung des Landes Baden-Württemberg, der Stadt Bad Mergentheim, des Vereins „Deutschordensmuseum e. V.“ sowie des

¹⁷⁷ F. Benninghoven: *Unter Kreuz und Adler. Der Deutsche Orden im Mittelalter. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anlässlich des 800jährigen Bestehens des Deutschen Ordens*, Berlin 1990.

¹⁷⁸ *Deutschordens-Museum e. V. Bad Mergentheim* (Hrsg.): *800 Jahre Deutscher Orden 1190–1990. Jahrbuch Nr. 1*, Bad Mergentheim 1990.

Main-Tauber-Kreises gebildet worden war¹⁷⁹. Der Museumsverein brachte in das Stammkapital der Gesellschaft von 8 Millionen DM eine Stammeinlage von Exponaten und Ausstattungsgegenständen im Wert von einer Million DM ein¹⁸⁰. Im achtköpfigen Aufsichtsrat der Museums-GmbH ist der Museumsverein durch einen Delegierten vertreten¹⁸¹ – seit März 1995 durch den neuen Vorsitzenden, Sparkassendirektor Gernot-Uwe Dziallas¹⁸². Im Kuratorium, das die Geschäftsführung (Museumsleitung) berät, stellt der Museumsverein die Hälfte der Mitglieder und übernimmt den Vorsitz¹⁸³. Damit kommt dem Verein „Deutschordensmuseum e.V.“ ein gewisser Einfluß zu, denn laut Gesellschaftsvertrag *kann der Aufsichtsrat ... in museumsfachlichen Fragen ... nur im Benehmen mit dem Kuratorium entscheiden*¹⁸⁴.

In der Präambel des Gesellschaftsvertrags wird die Erwartung zum Ausdruck gebracht, *daß die Geschäftsführung der Betriebsgesellschaft den Mitgliedern des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim e.V. auch künftig eine die Ziele des Museums fördernde ehrenamtliche Mitarbeit ermöglicht*¹⁸⁵. Nach erheblichen Anfangsschwierigkeiten im beiderseitigen Verhältnis funktioniert heute die Zusammenarbeit zwischen Deutschordensmuseum e.V. und GmbH sehr zufriedenstellend¹⁸⁶.

Auch abgesehen von der unmittelbaren Mitarbeit im Museum selbst bleiben dem „Deutschordensmuseum e.V.“ zahlreiche Betätigungsfelder, wie der Blick in die Vereinsgeschichte der letzten 70 Jahre gezeigt hat. Bei der Erforschung der tauberfränkischen Geschichte, Kunst und Kultur, in der Förderung wissenschaftlicher Arbeiten auf diesem Gebiet und deren Publikation, bei der Sammlung von Objekten zur Geschichte der Stadt Bad Mergentheim und des mittleren Taubertals sowie

179 T.Z. v. 16.6.1990, v. 27.6.1990, v. 29.6.1990, v. 15.12.1990, v. 20.12.1990, v. 22.12.1990, v. 22.3.1991 u. v. 18.4.1991; F.N. v. 16./17.6.1990, v. 27.6.1990, v. 28.6.1990, v. 15./16.12.1990, v. 20.12.1990 u. v. 22./23.12.1990; Hierzuland, 6. Jahrg. (1991), Heft 11, S. 80.

180 DOM, Gesellschaftsvertrag der Deutschordensmuseum Bad Mergentheim GmbH.

181 Ebd.

182 DOM, Verwaltungsunterlagen. Gernot-Uwe Dziallas wurde im November 1994 als Nachfolger von Günther Reschke zum 1. Vorsitzenden gewählt (T.Z. v. 5.11.1994; F.N. v. 5.11.1994).

183 DOM, Gesellschaftsvertrag der Deutschordensmuseum Bad Mergentheim GmbH.

184 Ebd.

185 Ebd.

186 Zur Schloßsanierung sowie zur Entwicklung des Deutschordensmuseums und seiner Einrichtung nach 1991 vgl. u. a. C. Bittel: Bad Mergentheim, Main-Tauber-Kreis, Deutschordensmuseum. Neue Abteilungen eröffnet: Puppenstuben, Stadtgeschichte und Adelsheim-Sammlung, in: Museumsblatt 16 (April 1995); S. 24–27; Finanzministerium Baden-Württemberg (Hrsg.): Hochschloß Bad Mergentheim. Sanierung und Umbau zum Deutschordensmuseum, ein Projekt der staatlichen Hochbauverwaltung, Heilbronn 1996; C. Bittel: Bad Mergentheim, Main-Tauber-Kreis, Deutschordensmuseum. Neue Abteilung eröffnet: Rundgang durch die Geschichte des Deutschen Ordens, in: Museumsblatt 20 (September 1996), S. 48–50; B. Plück-Daecke: Die Puppenstubensammlung im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim, Lindenberg 1997; R. Hanemann: Schloß Mergentheim mit dem Deutschordensmuseum (Führer Staatliche Schlösser und Gärten), Schwetzingen 1999.

bei der Herausgabe von Veröffentlichungen über dieses Thema – um nur einige Beispiele zu nennen – eröffnet sich dem nunmehr 70jährigen Museumsverein auch in Zukunft ein weites Betätigungsfeld¹⁸⁷.

187 In der derzeit gültigen Fassung der Satzung des Deutschordensmuseum e. V. ist der Vereinszweck in § 2 im wesentlichen folgendermaßen festgelegt:

(1) *Der Verein stellt sich folgende Aufgaben auf wissenschaftlicher Grundlage:*

- a) *Einrichtung und Unterhaltung eines Museums,*
 - b) *Erforschung und Pflege der Deutschordensgeschichte und der Stadtgeschichte von Bad Mergentheim und Sammlung sowie Erhaltung von Gegenständen, die diese Geschichte sichtbar machen,*
 - c) *Sammlung und museale Pflege von geschichtlichen und kulturellen Gegenständen zur Mergentheimer Stadtgeschichte, aus Tauberfranken und aus dem früheren Deutschordensgebiet,*
 - d) *Bewahrung geschichtlicher, künstlerischer und kultureller Denkmäler aller Art vor Untergang, Verschleuderung, Verunstaltung und Abwanderung,*
 - e) *Durchführung von kulturellen und historischen Veranstaltungen und Unternehmungen in Wort, Bild, Schrift und Musik,*
- Durchführung von Studienfahrten zur Erforschung von Kunst, Kultur und Geschichte, besonders der Deutschordensgeschichte und der Geschichte Frankens.*

(2) *Der Verein kann Aufgaben nach Absatz 1 ganz oder zum Teil einem anderen Träger zuweisen, wenn eine angemessene Beteiligung des Vereins an dessen Entscheidungsprozessen sichergestellt ist und wenn Gewähr dafür besteht, daß sich der Verein aus einem solchen Vertragsverhältnis wieder lösen kann. Dabei kann der Verein seine Sammlungen unter Beachtung des § 6 ganz oder zum Teil diesem anderen Träger leihweise zur Verfügung stellen.*

(Mitgliederverzeichnis und Satzung des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim e. V., Bad Mergentheim 1994, S. 36.)

In memoriam Dr. h. c. Karl Schumm

VON HANS-HENNER KOWNATZKI

In diesen ersten Monaten des Jahres 2001 besteht in doppelter Weise Anlaß, des fürstlich hohenlohischen Archivrats Dr. h. c. Karl Schumm zu gedenken. Am 22. 12. 2000 wäre er 100 Jahre alt geworden und am 17. 7. 2001 jährt sich sein Todestag zum 25ten Mal.

Er wurde in Kirchberg an der Jagst geboren und verbrachte sein Leben im wesentlichen in seiner hohenlohischen Heimat – in Künzelsau auf dem Lehrerseminar, in Mergentheim als Buchhändler, in Eschental, Neunkirchen und Künzelsau als Lehrer und nach dem 2. Weltkrieg in Neuenstein als fürstlicher Archivar. Der Kreis schloß sich, als er 1976 in der Nähe seines Geburtsortes in der Mühle von Eichenau starb. Er ist auf dem Friedhof von Neuenstein begraben.

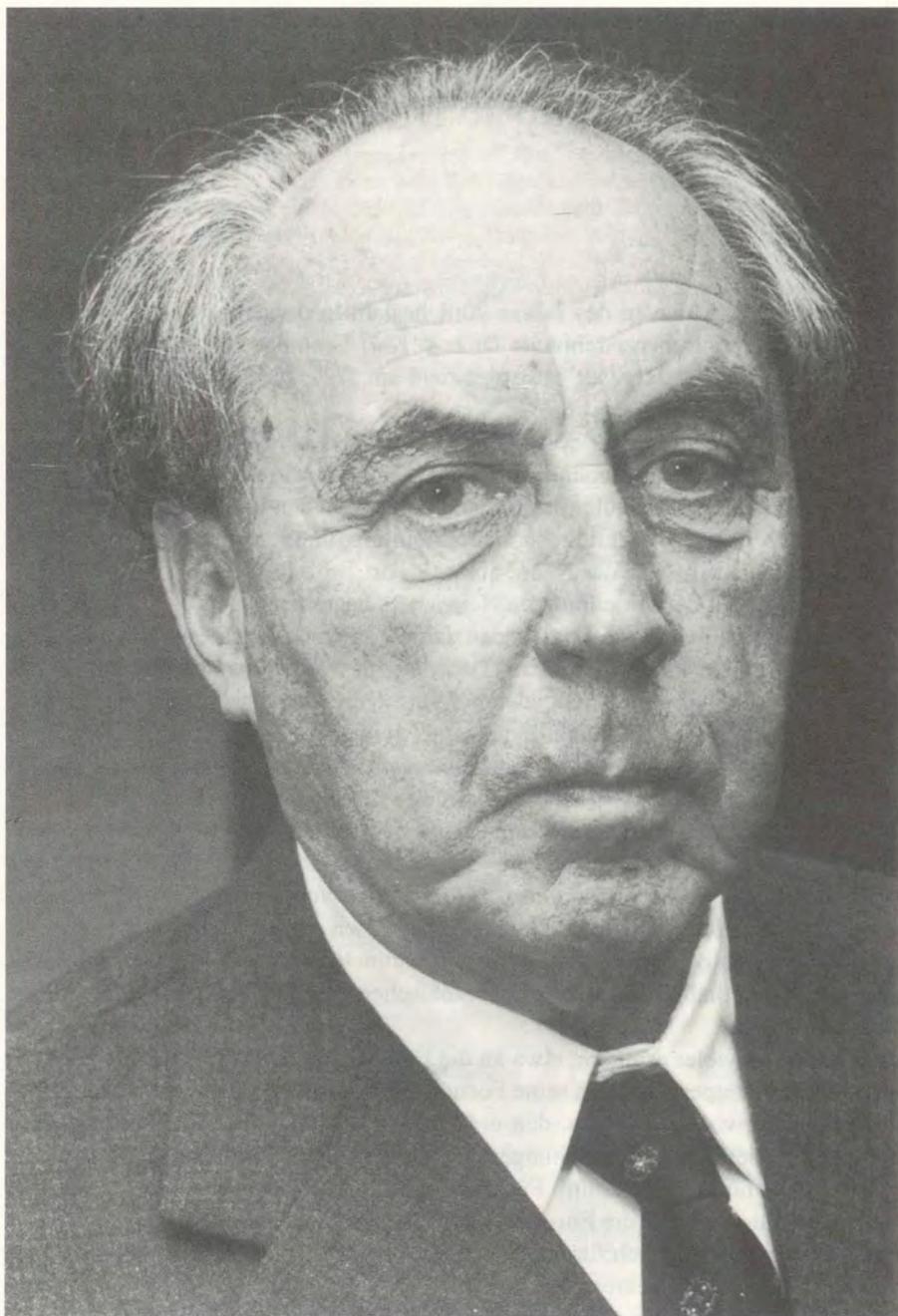
Das sind nun 25 Jahre her. Die runden Jahreszahlen sollten deshalb Anlaß sein, sich seiner noch einmal zu erinnern. Den Älteren werden persönliche Begegnungen mit Karl Schumm einfallen, etwa bei Vorträgen oder Landschaftsfahrten. Und für die Jüngeren ist es vielleicht ein Anstoß, seine Spur zurückzuverfolgen; denn sie führt zu manchen kulturellen Einrichtungen, die inzwischen selbstverständlicher Bestand im Hohenloher Raum geworden sind.

Das Jahrbuch des Historischen Vereins bietet sich für ein solches Gedenken besonders an; denn Karl Schumm hat hier zahlreiche Aufsätze veröffentlicht und gehörte viele Jahre der Schriftleitung an. Seine enge Verbindung zum Historischen Verein hat er durch viele Vorträge und Exkursionen unterstrichen. Der Verein ernannte ihn deshalb zum Ehrenmitglied und widmete „dem Erforscher und Kunder der Geschichte und Kultur seiner hohenlohischen Heimat“ auf Burg Leofels eine Gedenktafel.

Man müßte an vieles erinnern, etwa an die Entdeckung der steinzeitlichen Besiedlung auf den Keuperhöhen, an seine Forschungen zur Stauferzeit, zur Haller Landhege, zu Götz v. Berlichingen, den er als reale geschichtliche Person dargestellt hat, oder an seine Veröffentlichungen zum Philosophen Hegel, dem Urgroßvater seiner Frau Marianne Schumm. Für diese vielfältigen landesgeschichtlichen Forschungen erhielt er 1971 die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen.

Besonders charakteristisch für ihn sind zwei Aspekte, Karl Schumm als Historiker mit Weitblick und als Lehrer.

Er war in erster Linie ein Mann der Geschichte. Weil er aber gewohnt war, historische Entwicklungen aufzuspüren, war er auch sensibel und offen für sich abzeichnende Entwicklungen der Gegenwart.



Das Bild zeigt Hans-Henner Kownatzki, der in der Mitte des Bildes zu sehen ist. Er ist ein Mann mittleren Alters mit grauem Haar, der einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine dunkle Krawatte trägt. Er blickt ernst und nach rechts. Die Aufnahme ist ein Schwarz-Weiß-Portrait.

So hat er bereits in den 60er Jahren, als in Hohenlohe noch ein Viertel der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft tätig war, die großen Umbrüche im Agrarbereich vorausgesehen. Er warb in Wort und Schrift für die Erfassung, Dokumentation und museale Bewahrung der reichen Zeugnisse bäuerlicher Kultur in Hohenlohe. So entstand schließlich das Bauernhausmuseum Schönenberg und in seiner Nachfolge das Freilandmuseum Wackershofen.

Ähnliche Überlegungen veranlaßten ihn, gleich nach dem Krieg die einzelnen fürstlichen Familienarchive im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein zusammenzufassen. Trotz äußerst beschränkter Möglichkeiten – kaum Personal und eher behelfsmäßige Unterbringung des Archivgutes – gewann dieses Zentralarchiv durch wissenschaftliche Veröffentlichungen und gezielte Öffentlichkeitsarbeit eine solche Ausstrahlung, daß es später vom Land nach modernen Standards ausgebaut und mit Fachpersonal ausgestattet wurde.

Den gleichen Weitblick bewies er bei der Sammlung hohenlohischer Dorfordnungen oder bei der Erhaltung vieler Gemeindearchive, die im Zuge der Gemeindereform Gefahr liefen, vergessen zu werden. So mahnte er auch an, in Zeiten des Wohlstands den überkommenen Bestand etwa an Burgen, Schlössern und Kirchen für die nächsten 150 Jahre zu sichern, und unterstützte als ehrenamtlicher Denkmalpfleger alle derartigen Bemühungen.

Daneben war und blieb er sein Leben lang vor allem auch Lehrer. Er hielt unzählige Vorträge und ließ auf vielen Exkursionen Geschichte aus der Landschaft heraus lebendig werden. Und er sammelte Schüler um sich. Aus jungen Leuten, die im Hohenlohe-Archiv an Zulassungsarbeiten oder Dissertationen gearbeitet hatten, entstand ein privater Freundeskreis, der sich Karl Schumm und seiner Arbeit besonders verbunden fühlte. Dieser sog. Neuensteiner Archivkreis trifft sich seit 40 Jahren heute noch regelmäßig, um in seinem Sinne Geschichte zu erleben.

25 Jahre nach seinem Tod bleibt von Karl Schumm außer seinen Veröffentlichungen vor allem die Erinnerung an einen großen hohenlohischen Historiker, Lehrer und Freund. Und diese Erinnerung wird dauern, solange Weggefährten und Freunde seiner gedenken.

Neue Bücher

1. Allgemeine Geschichte

1.1. übergreifende Darstellungen

Wegmarken des Jahrtausends. Streifzug durch die europäische Geschichte (1000–2000) Hrsg. von der Stuttgarter Zeitung, Leinfelden-Echterdingen (Weinbrenner) 1999. 272 S., 81 s/w Abb., 3 Karten.

Im Juli 1998 begann die Stuttgarter Zeitung in ihrer Wochenendbeilage mit einer Artikelserie, die als Rückschau auf die vergangenen tausend Jahre konzipiert war. Das positive Echo, das diese Serie auslöste, veranlasste die Herausgeber der Zeitung dazu, das Ganze in Buchform erscheinen zu lassen. Die aus jeweils drei Texten bestehenden 43 Folgen befassen sich nicht nur mit der hohen Politik, sondern auch mit Themen der Kunst- und Kulturgeschichte sowie wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen. Daneben finden sich Kostproben aus zeitgenössischen Texten, beispielsweise Boccaccios Decamerone, dem Tagebuch des Samuel Pepsy oder der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Eine Zeitleiste mit den wichtigsten Ereignissen liefert das notwendige Gerüst an Fakten und Daten. Insgesamt ein Buch, das nach eigenem Bekunden kein trockenes Geschichtswerk mit vielen Daten, sondern ein journalistischer Überblick über 1000 Jahre Geschichte sein will.

Nimmt man den Band zur Hand, fallen sofort die einladend, ja manchmal unwiderstehlich formulierten Überschriften auf. Es ist ein Buch, das man nach Belieben kreuz und quer, von vorn nach hinten oder auch andersherum lesen kann. Die Texte sind flüssig geschrieben und, was die Themenauswahl betrifft, immer für eine Überraschung gut. So erfährt man, dass das Futur als letzte Tempusform erst um 1270 Eingang in die deutsche Sprache fand. Doch insgesamt herrschen Standardthemen vor. Und hier neigen die Texte zu einer gewissen Oberflächlichkeit, die sich in einem Breittreten von Gemeinplätzen oder einer Aneinanderreihung großer Namen äußert. Da werden im Essay über den deutschen Idealismus und die Weimarer Klassik Leibniz und Fichte, Kant und Hegel und natürlich – nebst einigen anderen – auch Goethe und Schiller abgehandelt. Friedrich der Große, Lessing und Herder werden mit einigen Zeilen bedacht, ebenso das französische Geistesleben (Voltaire, Rousseau und Diderot) – europäische Geistesgeschichte eingedampft auf vier Kolumnen. Geschichte als Feuilleton: als Lektüre kurzweilig, aber von begrenztem Erkenntniswert. So ist das eben mit dem Zeitungslesen. Dennoch: als Schmöcker für Nichthistoriker ist das Buch ganz sicher eine Fundgrube.

H. Kohl

1.2. Ur-, Vor- und Frühgeschichte, Antike

Dieter Geuenich (Hrsg.). Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/7) (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 19), Berlin, New York (de Gruyter) 1998. XIV u. 690 S.

Der gewichtige, von Dieter Geuenich herausgegebene Sammelband vereinigt 25 Beiträge, die überwiegend auf einem aus Anlass des 1500. Jubiläums der „Schlacht bei Zülpich“ am 25.–29. 9. 1996 auf Burg Langenburg bei Zülpich vom Alemannischen Institut, Freiburg, organisierten Kolloquium vorgetragen wurden. Sie stellen jedoch nicht die bei Gregor von Tours überlieferte „Entscheidungsschlacht“, die sowohl was das Datum als auch was den Ort anbetrifft, umstritten ist, in den Mittelpunkt, sondern sie beleuchten die Geschichte der Franken und der Alemannen vor ihrem militärischen Zusammenstoß um 500. Wegen der

spärlichen Quellenlage von der Ersterwähnung der beiden *gentes* im 3. Jahrhundert bis zu ihrer zukunftssträchtigen Konfrontation wurde ein interdisziplinärer Zugang gewählt, der Historiker, Archäologen, Sprach- und Religionswissenschaftler zusammenführte. Von der Vielzahl der ermittelten Ergebnisse kann hier nur ein kleiner Ausschnitt angesprochen werden. Den ersten Schwerpunkt der Tagung bildete die Frage nach der Ethnogenese der Franken. So untersucht Eugen Ewig, „Trojamythos und fränkische Frühgeschichte“ (S. 1–30), die Sage der Abstammung der Franken von den Trojanern, die in der Chronik des Fredegar und in dem 726/27 redigierten *Liber Historiae Francorum* begegnet, wobei es sich um zwei unterschiedliche Versionen der *Origo Francorum* handelt, die aber beide auf gallorömischer Überlieferung beruhen. Dem Problem der sog. fränkischen Landnahme und ihrer zeitlichen Einordnung widmen sich Horst Wolfgang Böhme, „Franken und Romanen im Spiegel spät-römischer Grabfunde im nördlichen Gallien“ (S. 31–58), und Patrick Périn, „La progression des Francs en Gaule du Nord au Ve siècle. Histoire et archéologie“ (S. 59–81), die, gestützt sowohl auf archäologische als auch auf wenige schriftliche Zeugnisse, zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Während Böhme festhält, dass die Franken erst nach dem Sturz des Syagrius 486/7 südlich der Somme siedelten und frühere Befunde germanischen Söldnern in römischen Diensten zuordnet, hält Périn es für möglich, dass die fränkische Ansiedlung südlich der Somme bereits Mitte des 5. Jahrhunderts erfolgte. Auch für Ulrich Nonn, „Zur Verwaltungsorganisation in der nördlichen Galloromania“ (S. 82–94), der nach der zivilen und militärischen Organisation hinter den überlieferten spät-römischen Ämterbezeichnungen fragt, stellt der Sieg über Syagrius einen Einschnitt dar. Karl Ferdinand Werner, „Die ‚Franken‘. Staat oder Volk?“ (S. 95–101), betont die Elemente vormoderner Staatlichkeit, die die Franken von den Römern übernahmen, und setzt die entscheidende Umwälzung ihrer Lebensformen um 500 an, dem Zeitpunkt der Unterwerfung unter die Kirche, die mit den Anfängen des merowingischen Einheitskönigtums einherging. Die folgenden vier Beiträge sind auf die sprachgeschichtliche Untersuchung des fränkischen Raumes gerichtet: Wolfgang Haubrichs, „Fränkische Lehnwörter, Ortsnamen und Personennamen im Nordosten der Gallia. Die ‚Germania submersa‘ als Quelle der Sprach- und Siedlungsgeschichte“ (S. 102–129), Wolfgang Kleiber, „Mosella Romana. Hydronymie, Toponymie und Relikt-wortdistribution. (Mit 13 Karten)“ (S. 130–155), Elmar Neusz, „Sprachraumbildung am Niederrhein und die Franken. Anmerkungen zu Verfahren der Sprachgeschichtsschreibung“ (S. 156–192), Matthias Springer, „*Riparii* – Ribuarier – Rheinfranken nebst einigen Bemerkungen zum Geographen von Ravenna“ (S. 200–269). Nur zwei Aspekte seien hervorgehoben. Entgegen früheren Forschungsansätzen belegt Haubrichs, dass die Somme nach Süden die fränkische Sprachgrenze darstellte. Dies wird durch Michael Dodt, „Frühfränkische Funde aus Zülpich“ (S. 193–199) unterstützt. Springer bestreitet die Existenz von Ripuariern um 500, indem er in diesem Begriff nur eine Bezeichnung für Uferbewohner, nicht aber einen Volksnamen im Sinne von Rheinfranken sehen will. Auf die Ethnogenese der Alemannen richten sich zunächst die Beiträge von Heiko Steuer, „Theorien zur Herkunft und Entstehung der Alemannen. Archäologische Forschungsansätze“ (S. 270–324), und Michael Hoepfer, „Die Höhensiedlungen der Alemannen und ihre Deutungsmöglichkeiten zwischen Fürstensitz, Heerlager, Rückzugsraum und Kultplatz“ (S. 325–348), die sich der Frage aus archäologischer Sicht nähern, während sich Helmut Castritius, „Semnonen – Juthungen – Alemannen. Neues (und Altes) zur Herkunft und Ethnogenese der Alemannen“ (S. 349–366), Hans-Ulrich Nuber, „Zur Entstehung des Stammes der *Alamanni* aus römischer Sicht“ (S. 367–383) und Thomas Zotz, „Die Alemannen in der Mitte des 4. Jahrhunderts nach dem Zeugnis des Ammianus Marcellinus“ (S. 384–406), den schriftlichen Zeugnissen zuwenden, die freilich die römische Sicht auf die Alemannen widerspiegeln. Ähnlich wie bei den Franken lassen sich nur schwer ethnische Einheiten festlegen. Vielmehr ist auch hier lange von Bewegungen von Kriegerverbänden und einer Mischbevölkerung auszugehen, bevor es aber bereits um die Mitte des 4. Jahrhunderts zum Zusammenschluss des Großstammes der Alemannen kam. Während Max Martin, „Alemannen im römischen Heer

– eine verpaßte Integration und ihre Folgen“ (S. 407–422), den Konflikt zwischen Alemannen und Franken schon in der Ausschaltung alemannischer Heerführer zugunsten fränkischer Offiziere im römischen Heer nach 364 angekündigt sieht, setzt sich Dieter Geuenich, „Chlodwigs Alemannenschlacht(en) und Taufe“ (S. 423–437) kritisch mit eben diesem Zusammenstoß von 496/7 auseinander, der den Anlass zur Tagung gab. Demnach ist in der sog. „Schlacht bei Zülpich“ nur eine zwar wichtige, aber nicht die einzige, alles entscheidende militärische Auseinandersetzung zwischen beiden Völkern zu sehen. Auch die von Gregor von Tours damit in Zusammenhang gebrachte weltgeschichtliche Bedeutung der Taufe Chlodwigs wird relativiert, da die Entscheidung für das katholische Christentum schon vorher mit der Taufe der Söhne des Merowingerkönigs getroffen wurde, deren Mutter Chrodehilde ebenfalls katholisch war. Ausschlaggebend war nicht die Entscheidung für das Christentum, sondern gegen dessen arianische Richtung, der die Burgunden und Westgoten anhängen, gegen die Chlodwig im Anschluss zu Felde zog. Vertieft wird dieser Aspekt durch die religionsgeschichtlichen Beiträge, die nochmals die Wichtigkeit einer bestimmten Religionszugehörigkeit für die Ethnogenese belegen. In einzelnen handelt es sich um die Aufsätze von: Patrick Geary, „Die Bedeutung von Religion und Bekehrung im Frühmittelalter“ (S. 438–450), Alain Dierkens, „Christianisme et ‚paganisme‘ dans la Gaule septentrionale aux Ve et Vie siècles. Mit deutscher Zusammenfassung“ (S. 451–475), Heinrich Beck, „Probleme einer völkerwanderungszeitlichen Religionsgeschichte“ (S. 475–488), Karl Hauck, „Der Kollierfund vom finischen Gudme und das Mythenwissen skandinavischer Führungsschichten in der Mitte des Ersten Jahrtausends. Mit zwei runologischen Beiträgen von Wilhem Heizmann (Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, LV)“ (S. 489–544). Drei weitere Beiträge sind dem Vergleich zwischen Franken und Alemannen im Hinblick auf Rechtsvorstellungen, ethnische Strukturen und Strukturveränderungen gewidmet: Ruth Schmidt-Wiegand, „Rechtsvorstellungen bei den Franken und Alemannen vor 500“ (S. 545–557), Frank Siegmund, „Alemannen und Franken. Archäologische Überlegungen zu ethnischen Strukturen in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts“ (S. 558–580), Hagen Keller, „Strukturveränderungen in der westgermanischen Welt am Vorabend der fränkischen Großreichsbildung. Fragen, Suchbilder, Hypothesen“ (S. 581–607). Anschließend stellt Herwig Wolfram, „Typen der Ethnogenese. Ein Versuch.“ (S. 608–627), vier Typen der Ethnogenese gegenüber und ordnet sie in einen größeren Rahmen ein.

Die Ergebnisse des mehrtägigen interdisziplinären Austausches wurden am Schluss der Tagung aus archäologischer, historischer und sprachwissenschaftlicher Sicht von drei Vertretern dieser Disziplinen kurz resümiert: Helmut Roth, „Bemerkungen und Notizen zu ‚Ethnogenese‘ von ‚Franken‘ und ‚Alemannen‘“ (S. 628–635), Walter Pohl, „Alemannen und Franken. Schlussbetrachtungen aus historischer Sicht“ (S. 636–651), Heinrich Tiefenbach, „Sprachliche Aspekte des Problems Franken – Alemannen um 500“ (S. 652–655). Damit ist ein erster Zugang zu dem überaus ertragreichen Tagungsband gegeben, dessen Detailfülle hier nur angedeutet werden konnte. Seine Heranziehung für zukünftige Forschungen auf dem genannten Gebiet wird unabdingbar sein. Den Abschluss des mit reichem Karten-, Tabellen- und Skizzenmaterial ausgestatteten Bandes bildet ein chronologischer Überblick über „Die Franken und Alemannen vor 500“ (S. 656–690) von Ingo Runde, der zwar hilfreich ist, jedoch nicht, wie aus Sicht des Herausgebers beabsichtigt, als Ersatz für ein Register dienen kann.

M. Rückert

Manfred Korfmann, Dietrich Mannsperger, Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang, Theiss (Stuttgart) 1998. 75 S., zahlr. Abb.

Troia ist seit seiner Entdeckung durch Heinrich Schliemann 1870 eine der berühmtesten archäologischen Fundstätten der Welt. Seit 130 Jahren werden die Ruinen nun erforscht, seit 1988 durch Archäologen der Universität Tübingen in Zusammenarbeit mit der University of Cincinnati und dem Deutschen Archäologischen Institut. Im vorliegenden, zur gleichnami-

gen Ausstellung erschienenen Band werden die Ergebnisse dieser Forschungen für ein breites Publikum aufbereitet. Herausgekommen ist dabei ein ausgesprochen gut gelungenes Beispiel dafür, wie man die Methoden und Ergebnisse archäologischer Arbeit auch für Laien verständlich, anschaulich und interessant machen kann, wozu viele Rekonstruktionszeichnungen und Grafiken beitragen. Es ist nur schade, daß sich bis jetzt noch keine Verbindung aus dem württembergischen Franken zu der legendären Stätte am Skamander ziehen läßt ...

D. Stihler

Günther Wieland (Hrsg.), Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur, Stuttgart (Theiss) 1999. 221 S., zahlr. Abb.

Ein typische Zeugnis der Keltenzeit in Süddeutschland sind die Viereckschanzen, denen man auf guten topografischen Karten recht häufig begegnet. Zahlreiche weitere Anlagen sind in den letzten Jahren durch die systematisch betriebene Luftbildarchäologie entdeckt worden. Überraschend sind die vielen Fragezeichen, die diese Anlagen immer noch aufwerfen. Der vorliegende Sammelband mit Beiträgen verschiedener Autoren gibt nun einen Überblick über die aktuelle Forschungsdiskussion und stellt Grabungsprojekte der letzten Jahre vor.

Während man die in der ausgehenden Mittel- und Spätlatènezeit (ca. 2. Jahrhundert vor bis 1. Jahrhundert nach Chr.) entstandenen Viereckschanzen früher meist als Kultstätten angesehen hat, haben Ausgrabungen der letzten Jahre dieses Bild relativiert. Stattdessen gehen die Überlegungen eher in die Richtung, diese Anlagen als befestigte „Mittelpunkte eines ländlichen Siedlungsgefüges“ zu verstehen, „deren Funktion natürlich kultische und profane Bereiche umfaßt haben kann“ (G. Wieland, S. 79). Es handele sich zwar um ein in Erscheinungsbild und Grundriß einheitliches Phänomen; die ursprüngliche Funktion muß jedoch nicht zwangsläufig einheitlich sein. Zwar könnten einige Anlagen durchaus den Charakter von reinen Kultplätzen gehabt haben, doch habe die überwiegende Anzahl wohl die genannte Rolle gespielt. Um die Schanzen hätten sich weitere Gehöfte gruppiert; in dieser Konstellation sei „die typische ländliche Siedlungsform des 2. und 1. Jahrhunderts vor Christus“ zu vermuten (R. Krause, S. 81 ff). Hier sind also möglicherweise auch Antworten auf die Frage nach der bislang völlig unbekannt Besiedlung des Haller Raums in der Keltenzeit zu finden.

Sehr interessant sind die Ausblicke nach Frankreich, wo mit Gournay-sur-Aronde und Ribemont-sur-Ancre zwei Anlagen entdeckt wurden, die zweifellos Kultstätten waren, letzteres ein „Tropaion“ oder Siegesmonument, in dem man kopflose, mumifizierte Leichen aus einer oder mehreren Schlachten zur Schau stellte – eine recht schauerliche Vorstellung, die dem romantischen Keltenbild mancher heutigen „Fans“ nicht unbedingt entsprechen dürfte (M. Altjohann, S. 105 ff). Funde dieser Eindeutigkeit fehlen in Deutschland bislang. So stellt dieser Band eine Momentaufnahme einer neu in Gang gekommenen Forschungsdiskussion dar, die zeigt, dass man heute, um es etwas flapsig zu formulieren, „auf höherem Niveau weniger weiß“, was heißen soll: die Fülle der neuen Erkenntnisse erschwert es, allgemein verbindliche Aussagen zu machen und zwingt zur Differenzierung. Der Band liefert dem interessierten Laien, aber auch dem Fachmann Einblicke in diese Diskussion, gibt neue Forschungsergebnisse und Grabungsbefunde wider und zeigt deutlich auf, wie schwierig es ist und welchen detektivischen Spürsinn es erfordert, aus den fragmentarischen, zufälligen, schwer zu interpretierenden, gelegentlich auch widersprüchlichen Befunden zu Schlußfolgerungen zu kommen. Ein instruktives Beispiel ist z. B. die Frage der Funktion der in den Schanzen häufig anzutreffenden Schächte, denen man kultische Funktionen zugeschrieben hat, die sich aber auch als Brunnen interpretieren lassen (die wiederum trotzdem kultische Bedeutung haben können).

In einem zweiten Teil ist ein Katalog mit Beschreibungen von in den letzten Jahren ausgegrabenen Viereckschanzen wiedergegeben, deren Befunde in dieses gelungene Buch einge-

flossen sind. Hier ist unter anderem die allerdings durch „Fundarmut“ gekennzeichnete Viereckschanze von Blaufelden (Lkr. Schwäbisch Hall) beschrieben.

D. Stihler

1.3. Mittelalter und Frühe Neuzeit

Gerd Althoff, *Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat* (Urban-Taschenbücher, Bd. 473), Stuttgart/Berlin/Köln (Kohlhammer) 2000, 283 S.

Jörg K. Hoensch, *Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308–1437* (Urban-Taschenbücher, Bd. 407), Stuttgart/Berlin/Köln (Kohlhammer) 2000, 368 S.

Heinz-Dieter Heimann, *Einführung in die Geschichte des Mittelalters* (UTB Wissenschaft, Uni Taschenbücher, Bd. 1957), Stuttgart (Eugen Ulmer) 1997, 336 S.

Die drei hier anzuzeigenden Werke haben eine Gemeinsamkeit, die es erlaubt, sie in einer Rezension zusammenzufassen: Alle drei Bücher sind Einführungen in die Geschichte des Mittelalters. Doch mit dieser lapidaren Einstellung hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf – in einer Zeit, wo die Konzeption von Handbüchern auf das Höchste umstritten ist (man erinnere sich an die Auseinandersetzung um Johannes Frieds „Weg in die Geschichte“), geht jeder der drei Autoren einen eigenen Weg, der dem jeweiligen Werk ein eigenes Profil verschafft.

Gerd Althoff ist einer der profiliertesten Kenner des seit längerem heftig diskutierten 10. Jahrhunderts, dem zweifellos das Verdienst gebührt, mit seinen Forschungen zur Formierung und Strukturierung der damaligen Personenverbände („Verwandte, Freunde und Getreue“, 1990), ihres Zusammenhalts („Amicitiae und pacta“, 1992) und ihrer Kommunikation („Spielregeln der Politik im Mittelalter“, 1997) entscheidende Anstöße zur wissenschaftlichen Neubeurteilung dieser Zeit gegeben zu haben. Zudem ist er als Biograf von drei der insgesamt fünf Herrscher aus dem Haus der Liudolfinger hervorgetreten (mit Hagen Keller: „Heinrich I. und Otto der Große“, 1985; „Otto III.“, 1996 – vgl. die Rezension in *WFr* 81 (1997), S. 256). An Althoffs fachlicher Eignung kann also nicht der leiseste Zweifel bestehen, und der vorgegebene Rahmen bietet ihm denn auch die Möglichkeit, sein Bild des 10. Jahrhunderts mit großer Souveränität zu entwerfen. Diese letzte Formulierung ist mit Bedacht gewählt: Es sind nicht die ottonischen Herrscher, die hier als Maßgabe genommen werden, sondern die Zeit der Ottonen, über die (und die Probleme ihrer Erforschung) der Verf. nach eigener Aussage (S. 7) informieren will. Hier liegt der entscheidende Unterschied zum Vorgängerwerk derselben Reihe, das sich in überaus faktengesättigter Weise auf das Königtum und die Königsfamilie konzentrierte und so den Ereignisablauf dem Gesellschaftsbild vorzog. Für Althoff steht ein Herrscher nicht über seiner Zeit, er bestimmt sie nicht, sondern er ist wie seine Zeitgenossen auch Teil dieser Zeit, ihrer Vorstellungen, Lebensbedingungen und Regularien. Diese Sicht der Dinge wird im Verlauf der Darstellung immer wieder deutlich, und im Unterschied zum Vorgängerwerk werden hierzu wesentlich häufiger Quellen explizit herangezogen und deren Problematik erläutert; ein struktureller Überblick über die Kernprobleme rundet die Darstellung ab. Eine Vernachlässigung der Faktengeschichte bedeutet dieses Vorgehen nicht, auch wenn auf die Minutiosität des Vorgängerwerkes im Hinblick auf Fakten an einigen Stellen zugunsten des Gesamtkontextes (zurecht) verzichtet wurde. Ob dieses Buch dem oftmals – etwa vom Zielpublikum Studenten – dezidiert geäußerten Wunsch nach „lernbar“ strukturiertem, also in kleinen Portionen nach mutmaßlichen Abfragekriterien dargereichtem Stoff Genüge tut, sei dahingestellt; die Erkenntnis dürfte durch die Lektüre dieses Werkes aber ohne Zweifel größer sein.

Wesentlich stärker an der Darstellung von Ereigniszusammenhängen orientiert ist nun das Werk von Jörg K. Hoensch über die Luxemburger, das in derselben Reihe erschienen ist. Dies muss nun nicht daran liegen, dass beide Autoren unterschiedliche Auffassungen von

Geschichtswissenschaft hätten; die durch die im Vergleich zur Ottonenzeit geradezu dramatisch angeschwollene Flut an Quellen ist das Spätmittelalter auf der einen Seite zwar wesentlich transparenter (im Sinne von: bis in Einzelheiten zu rekonstruieren), auf der anderen aber höchst undurchsichtig (weil die Summe von Einzelheiten den Blick für große Zusammenhänge verstellen kann). Diesem Dilemma versucht der Verf. zu entgehen, indem er sich die Familie der Luxemburger als Leitlinie nimmt. Nach einem kurzen, 20 Seiten langen Blick auf Herkunft und Geschichte des Hauses vor der Thronbesteigung wird nun die Geschichte des 14. und frühen 15. Jahrhunderts entwickelt, wobei das Schwergewicht ganz eindeutig im politischen Bereich liegt. Wesentliche Neuerungen sind nicht auszumachen, aber dies ist ja auch nicht Sinn und Zweck eines Handbuchs. Die Leistung des Werkes besteht darin, unter Bewältigung einer riesigen Datenmenge dem Leser einen Überblick über die komplexen Verwicklungen dieser Zeit zu geben; die oftmals als Grundprinzip kritisch betrachtete Orientierung an einer Herrscherdynastie ergibt in diesem Zusammenhang als strukturierendes Element durchaus auch einen Sinn.

Gänzlich anders ist nun die „Einführung in die Geschichte des Mittelalters“ aus der Feder von Heinz-Dieter Heimann. Schon bei einem ersten Blick auf das Inhaltsverzeichnis wird dem Leser klar, dass diese Einführung grundsätzlich anderen Kriterien folgt als die im vorangegangenen angezeigten Handbücher. Nicht etwa chronologische Aspekte stehen hier im Vordergrund, sondern Strukturen, Problemfelder und Betrachtungsweisen. In insgesamt vier Großkapiteln widmet sich der Verf. zunächst „Grundkategorien“ (grob gesagt: Zeit, Raum, Geschichte), in einem zweiten dann „Leitbegriffen“ (Periodisierung, Binnengliederung, Gesellschaftsordnung, Geschlecht, Krisen, Technik, Migration), gefolgt von einem Spektrum der Forschungsschwerpunkte (Bevölkerungsentwicklung, politische Ordnung, Stadtgeschichte etc.), um schließlich in einem ganz eigenen Abschnitt die Frage nach „Neuen Inhalten in neuen Medien“ zu stellen. Der Leser (auch der einschlägig vorgebildete) erfährt viel Wissenswertes, zumal in diesem Werk einmal auch Fragestellungen thematisiert werden, die ansonsten eher von Spezialuntersuchungen berührt werden – etwa Migration – und so selten Eingang in die i. d. R. vorzüglich dem politischen Bereich gewidmeten Überblicksdarstellungen finden. Doch liegt in der Anlage des Buches auch eine Gefahr: Die strukturelle Betrachtungsweise führt gelegentlich dazu, dass Entwicklungen in bestimmten Bereichen zwar geschildert werden, ohne aber auf der Zeitschiene verortet zu sein; die – wie in Handbüchern üblich – schmal gehaltenen Literaturhinweise scheinen auch nicht immer dazu angetan, den so erreichten Vorsprung des Autors vor dem Lesenden beseitigen zu können. Unter diesem Aspekt scheint das Buch, dessen Titel vielleicht besser „Einführung in Strukturen der mittelalterlichen Geschichte“ oder ähnlich hätte lauten sollen, keine unproblematische Erstorientierung für Studierende zu sein, die ja nicht zwangsläufig mit einer Kenntnis der groben Zusammenhänge und Entwicklungen des Mittelalters ihr Studium beginnen; in Ergänzung mit einer politischen, am chronologischen Gerüst orientierten Einführung aber dürfte das Buch zweifellos mit Gewinn verwendet werden können. *G. Lubich*

Carlheinz Gräter, *Der Bauernkrieg in Franken*, Tauberbischofsheim (Frankonia/Fränkische Nachrichten) 1999. 160 S., zahlr. Abb.

Wer sich mit dem Bauernkrieg im fränkischen Raum und auch im württembergischen Franken beschäftigt hat, wird Carlheinz Gräters 1975 erschienenes, sowohl durch profunde Sachkenntnis als auch durch sprachliche Eleganz überzeugendes Werk „Der Bauernkrieg in Franken“ kennen und schätzen. Da Carlheinz Gräters Buch als Überblick über das Geschehen in der Region bislang ohne Konkurrenz ist, kann man nur begrüßen, daß nunmehr eine überarbeitete Neuauflage vorliegt, in die die seitherigen erheblichen Fortschritte in der Geschichtsforschung eingeflossen sind. Dem Anspruch, den Bauernkrieg „als ein Kapitel unserer unterdrückten, verunglimpften, mißbrauchten freiheitlichen Tradition zu würdigen“, ohne ihn zu idealisieren, wird dieses Buch in seiner Neuauflage auf souveräner Weise gerecht. *D. Stihler*

Guy Lobjichon, Die Eroberung Jerusalems im Jahre 1099, Sigmaringen (Jan Thorbecke) 1998. 144 S., 100 Abb.

Ein Jahr vor dem 900jährigen Jubiläum der Eroberung Jerusalems erschien dieser aufwendig und schön gestaltete Bildband, in dessen Mittelpunkt der in der Erstürmung der „Heiligen Stadt“ und einem Massaker an den muslimischen und jüdischen Verteidigern und Bewohnern Jerusalems gipfelnde 1. Kreuzzug steht. Der Autor bewegt sich dabei nahe an den Chroniken christlicher und muslimischer Zeitzeugen, die er differenziert analysiert und anschaulich nacherzählt. Seinen besonderen Reiz erhält dieses Buch jedoch durch die zahlreichen Fotos prachtvoller Malereien aus mittelalterlichen Handschriften, die das Blättern darin – trotz des nicht eben sehr erfreulichen Themas – zu einem opulenten Sehgenuß machen und faszinierende Einblicke in die Vorstellungswelt des Mittelalters geben. *D. Stihler*

1.4. Neuzeit ab 1802

Antony Beevor, Stalingrad, München (C. Bertelsmann) 1998, 543 S., Abb.

Mit dem vorliegenden Band hat der britische Militärgeschichtler und Ex-Offizier Antony Beevor ein Werk zu dieser Entscheidungsschlacht des zweiten Weltkriegs vorgelegt, das sich wohl als Standardwerk zum Thema etablieren wird. Es überzeugt nicht nur durch eine profunde Quellenkenntnis, sondern auch durch eine bemerkenswerte, unverkennbar der angelsächsischen Historiografietradition verpflichtete literarische Qualität des Textes. Der Autor konnte sich hierbei auf große Mengen bisher nicht ausgewerteter Quellen in russischen Archiven stützen. Thematisiert werden auch Bereiche, die in bisherigen Darstellungen oft unberücksichtigt blieben, so die Verwicklung der 6. Armee in Kriegsverbrechen wie das Massaker von Babi Jar bei Kiew, das grauenhafte Los der dem Hungertod überlassenen Rotarmisten in deutscher Hand – das maßgeblich dazu beigetragen haben dürfte, bei den sowjetischen Soldaten jedes Mitgefühl für die besiegten Feinde zum Verstummen zu bringen –, das Schicksal der Zivilbevölkerung Stalingrads und der russischen „Hiwis“, die auf der deutschen Seite mitkämpften und vom NKWD systematisch liquidiert wurden, oder die brutalen Disziplinarmaßnahmen auf sowjetischer Seite mit Tausenden von Hinrichtungen. Auch bis heute vorherrschende Legenden wie die alleinige Verantwortung Hitlers für die Katastrophe werden relativiert und mit entscheidenden strategischen und taktischen Fehlern der Generalität konfrontiert, die aus blinder Überheblichkeit und der unausrottbaren Unterschätzung der Roten Armee resultierten. Der deutsche Armeekommandeur Paulus – ein Generalstabsoffizier ohne Kommandoerfahrung – erscheint als mit eine mit ihren Aufgaben überforderte, zerrissene und eigentlich bedauernswerte Persönlichkeit. Eindrücklich ist auch das charakterliche Bild von Teilen der deutschen Generalität im wohl schlimmsten militärischen Desaster der deutschen Geschichte: Mit dem „letzten Mann“, bis zu dem gekämpft werden sollte, war natürlich nicht irgendein Obergefreiter, sondern der General selbst gemeint, der mit gepackten Koffern auf die Sieger wartete, aber von seinen Soldaten den „Heldentod“ forderte. Im Mittelpunkt des Buches steht jedoch das Erleben der einfachen Soldaten auf beiden Seiten; hier gewinnt die Darstellung eine Intensität, die kaum einen Leser unberührt lassen dürfte. Eindrücklicher dürften die Leiden von Zivilbevölkerung und Soldaten beider Seiten im Kampf und in der qualvollen Agonie einer verhungerten Armee bisher kaum geschildert worden sein. *D. Stihler*

Betrifft: „Aktion 3“. Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Dokumente zur Arisierung ausgewählt und kommentiert von Wolfgang Dreßen. Berlin (Aufbau) 1998. 253 S., zahlr. Abb.

Von Oktober 1998 bis Januar 1999 zeigte das Stadtmuseum Düsseldorf die Ausstellung mit dem Titel „Betrifft: Aktion 3“ zur Verwertung des Eigentums der jüdischen Nachbarn durch

Deutsche während der NS-Herrschaft. Basis sowohl der Ausstellung als auch der zugehörigen Publikation bilden Akten der Oberfinanzdirektion Köln, doch gelten die Befunde für das ganze ehemalige Reichsgebiet. Aus diesem Material hat Wolfgang Dreßen eine sehr informative und lehrreiche Wanderausstellung zusammengestellt. Begleitend erschien der im folgenden besprochene Band.

Er ist kein typischer Ausstellungskatalog mit Aufsatz- und Objektteil, sondern bietet vielmehr eine komprimierte Zusammenfassung der seit 1933 durchgeführten Ausbeutung und Verwertung jüdischer Bürger durch ihre ehemaligen Nachbarn. Denn um genau deren Beteiligung geht es Wolfgang Dreßen. Auf rund 60 Seiten schildert der Autor die verschiedenen Maßnahmen des NS-Staates, deren rechtliche Hintergründe und die Teilnahme der normalen Bürger. Er beschreibt darüber hinaus die umfassende Mitwirkung der Finanzbehörden vom Reichsminister der Finanzen bis zur untersten Ebene der einzelnen Finanzämter. Daß diese Zusammenfassung nicht alle Hintergründe aufdecken kann, ist unvermeidlich, doch gelingt es Dreßen, den Leser in die Zeit hineinzuführen und ihm zu verdeutlichen, wie umfassend Menschen ausgebeutet wurden. Wer es bisher nicht wahrhaben wollte, muß nach der Lektüre dieses Bandes zur Kenntnis nehmen, daß sich Hunderttausende sogenannter einfacher Bürger an dem Hab und Gut der Deportierten bereichert haben. Die Chance, billige Waren einkaufen zu können, siegte dabei über mögliche moralische Bedenken. Wann hatte man schon die Möglichkeit, eine Anrichte für 3 Reichsmark, eine Kommode für 2 Reichsmark oder ein Regal für 50 Pfennig (S. 41) zu erwerben? Vielfach kamen Möbel und andere Haushaltsgegenstände, Wäsche, aber auch Gemälde und sonstige Objekte zur Ausstattung von Wohnungen aus Frankreich, Belgien und den Niederlanden. Zum Teil wurde vom Sonderkommando des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg etwa direkt gefördert, mehr Juden in die Vernichtungslager zu deportieren, um an deren Gut heranzukommen (S. 49). Diese Raubzüge im Westen dienten dabei zur Beruhigung der vom Bombenkrieg geschädigten Deutschen und damit der Herrschaftsstabilisierung der NS-Diktatur.

Wolfgang Dreßen geht an einzelnen Fallbeispielen noch über das Jahr 1945 hinaus. Was geschah mit dem geraubten Gut nach Ende der NS-Diktatur? Was geschah mit den Beamten der Finanzämter? In erschreckender Kontinuität bearbeiteten dieselben Mitarbeiter nach 1945 die Restitutionsanträge, die vor 1945 mit dem Entzug des Eigentums der jüdischen Ortsbewohner betraut waren. Gutachten wurden vielfach von den Taxatoren und Versteigern abgegeben, die an eben diesen Vorgängen vor 1945 verdient hatten. Wer dabei ein gerechtes Verfahren im Sinne der Restitutionsberechtigten erwartet, muß als naiv gescholten werden. An dieser Stelle ist an den „Kleinkrieg gegen die Opfer“ von Christian Pross zu erinnern, denn auch hier ist eher ein „Kleinkrieg“ zu erkennen als schnelle und wohlmeinende Wiedereinsetzung in angestammte Rechte.

Den größten Teil des Bandes machen die beigegebenen Dokumente aus. Zu jedem behandelten Themenblock liefert Dreßen eine kurze kommentierende Einleitung, deren Sprache durch die Kürze zum Teil recht drastisch ist. Beispielsweise endet die Einleitung zum Abschnitt „Grundbesitz“ mit dem Satz: „Es ging um Geld, und Juden waren die Objekte, an denen verdient werden konnte, ob man sie mochte oder nicht“ (S. 190). Hinter diesem kurzen Satz steckt die Einstellung vieler Deutscher, die sich an dem ehemaligen Vermögen jüdischer Bürger bereicherten, ohne im geringsten über die dahinterstehenden Personen nachzudenken. Die abgedruckten Dokumente sind unspektakulär, aber dafür um so einprägsamer. Unter den Firmen, die sich ebenfalls bereicherten, finden sich bekannte Versicherungsunternehmen und Banken, etwa die Allianz (S. 211), die Sparkasse Köln (S. 215) und die Dresdner Bank (S. 227). Die ausgewählten Einzelfälle der Ausbeutung und sogenannten Wiedergutmachung behandeln keine bekannten Personen, sondern stellen „normale“ Schicksale vor. Daraus wird jedoch der Umfang des gesetzlichen Unrechts erkennbar, denn es traf jeden, der nicht emigrieren konnte oder wollte.

Drei Aspekte sollen zum Schluß hervorgehoben werden: Mutig und neu war es, sowohl in der Ausstellung als auch in der Publikation nicht nur (wie meist) die Namen der Opfer zu

nennen, sondern die Namen der Täter genauso offenzulegen. Damit wurde ein Tabu gebrochen, denn üblicherweise sind nur „Personen der Zeitgeschichte“ nicht anonymisiert worden. Wolfgang Dreßen anonymisiert aber überhaupt nicht, auch nicht bei den „einfachen“ Ersteigern von Gebrauchsgut aus dem Eigentum der deportierten jüdischen Bürger. Er begründet dies unter anderem damit, daß die Käufer mit der unrechtmäßigen „Verwertung der jüdischen Nachbarn“ aktiv zu tun hatten und somit Personen der Zeitgeschichte sind. „Eine andere Interpretation verschiebt die Täterschaft auf wenige ‚da oben‘ und entlastet alle anderen“ (S. 12). Außerdem bedeutet die Anonymisierung einen Schutz für die damaligen Beteiligten, der jedoch keineswegs gerechtfertigt ist. Daß dieses Vorgehen nicht überall nachvollzogen wurde, zeigt das Beispiel des 1999 in Münster erschienenen Begleitbuchs zur Wanderausstellung „Verfolgung und Verwaltung. Die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden und die westfälischen Finanzbehörden“, herausgegeben von Alfons Kenkmann und Bernd-A. Rusinek, denn hier wurden die „einfachen Bürger“ erneut nicht namentlich genannt (z. B. Abb. 6, 7, 11, 22, 23), die Opfer aber schon. Während also Kenkmann und Rusinek weiterhin Täter schützen, benennt Dreßen diese. Von wissenschaftlicher Seite ist diese Hinwendung zu den einfachen Tätern jedoch uneingeschränkt zu begrüßen. Datenschutz darf schließlich nicht dazu genutzt werden, Verbrechen zu verschleiern.

Wolfgang Dreßen hoffte, „daß die Ausstellung und das Buch dazu auffordern, die versteckten und verbotenen Erinnerungen in den deutschen Archiven aufzuspüren“ (S. 13). Die aufsehenerregende Ausstellung und das Begleitbuch haben sicherlich dazu beigetragen, daß nun an verschiedenen Stellen intensiv mit den Aktenüberlieferungen der Finanzbehörden gearbeitet wird und dadurch die Kenntnisse über die Ausbeutung der jüdischen Bewohner erheblich wachsen werden. Solche Forschungen finden nicht nur in Nordrhein-Westfalen statt, wie die beiden angeführten Bücher andeuten, sondern zum Beispiel auch in Hessen, wo das Fritz Bauer-Institut in Frankfurt am Main hierzu arbeitet.

Einen Schönheitsfehler hat das Buch jedoch. Während im Text der Begriff „Arisierung“ stets mit Anführungszeichen verwendet wurde, um zu signalisieren, daß es sich bei diesem Wort um Tätersprache handelt, fehlen dieselben ausgerechnet beim Titel. Hier hätte etwas mehr Aufmerksamkeit gut getan. Der Begriff des Ariers als Gegensatz zu demjenigen des Juden ist von der NS-Bewegung aufgebaut worden, weshalb es unbedingt notwendig ist, seine Herkunft dort, wo nicht auf ihn verzichtet werden kann, kenntlich zu machen. Falls der Band eine Neuauflage erfährt, sollte dieser „Fehler“ ausgebessert werden.

Abschließend kann das Buch all denen empfohlen werden, die sich – unabhängig von der Wanderausstellung – mit diesem Aspekt der NS-Diktatur beschäftigen und einen guten Überblick wünschen. Es macht jedoch weitere gründliche und umfassende Forschungen nicht obsolet.

J. Hoppe

2. Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte

Manfred Friedrich, Geschichte der deutschen Staatsrechtswissenschaft (Schriften zur Verfassungsgeschichte, Bd. 50), Berlin (Duncker & Humblot) 1997, 437 S.

Die Arbeit will eine Geschichte der deutschen Staatsrechtswissenschaft in Gestalt einer akademischen „Fachdisziplingeschichte“ bieten. Nun spricht man zwar von Staatsrechtlern in Deutschland im engeren Sinn erst seit Gründung des Bismarckreichs. Die Fachvereinigung der einschlägig habilitierten Hochschullehrer wurde sogar erst 1922, nach dem ersten Weltkrieg, ins Leben gerufen. Dem Staatsrecht des kaiserlichen Deutschland, der Weimarer Republik und der Jahre von 1933 bis 1945, eines Zeitraums von nur 75 Jahren, sind denn auch gut 40 % der Darstellung gewidmet. Nimmt man die 90 Seiten, welche die konstitutionelle Ära im Deutschen Bund behandeln, hinzu, kommt man sogar auf zwei Drittel. Das restliche Drittel umfasst das 17. und 18. Jh. mit einigen Vorläufern im 16. Jh., d. h. in etwa

die frühe Neuzeit. Als Beginn des „Fachs“ gilt die Berufung des Niederländers Dominikus Arumäus (1579–1637), des „Stammvaters der Publizisten“ an die sachsen-weimarische Universität Jena. Zu dessen Schülern zählte Johannes Limnäus, der mit seinem Werk über das „Ius publicum Imperii romano-germanici“ mitten im Dreißigjährigen Krieg eine erste grundlegende Darstellung der neuen Disziplin lieferte. Das 17. Jh. war im übrigen geprägt von der „Reichsdebatte“, dem Streit um die Regierungsform des Reichs („forma imperii“), in dem – je nach Standpunkt des Autors – die Meinungen von der Monarchie, Aristokratie, einer Mischform oder gar einem „Monstrum“ propagiert wurden. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kamen zum „Ius publicum“ die neuen Fächer des Natur- und Völkerrechts und, im 18. Jh., die Reichshistorie oder Reichsgeschichte. Eingehend gewürdigt wird die Leistung der brandenburgischen Reform- und Aufklärungsuniversität Halle (seit 1694) und der hannöverschen Folge- bzw. Konkurrenzgründung Göttingen (1737). Populär wurde der Begriff des „Deutschen Staatsrechts“ durch die monumentale, in der Jahrhundertmitte entstandene Darstellung des Württembergers Johann Jakob Moser, sein „Teutsches“ bzw. „Neues teutsches Staatsrecht“.

Man kann sich fragen, ob der Bogen der Kontinuität nicht ein wenig zu weit gespannt wird, wenn das „Ius publicum“ des Konfessionellen Zeitalters mit dem Staatsrecht des Bismarckreichs und der Weimarer Republik in Zusammenhang gebracht wird, ist doch die Verfassung des Alten Reichs, das 1806 zugrunde ging, mit den anschließenden modernen Staatsverfassungen in Deutschland nicht kompatibel. Da es dem Autor aber lediglich um eine Geschichte der sachlich einschlägigen akademischen Disziplin in Deutschland geht, mag diese Frage hier dahinstehen – nützlich ist seine gedrängte Übersicht für die Zeit vor 1806 allemal. Friedrichs Bewertungen der einzelnen Autoren und ihrer Werke sind abgewogen und entsprechen den „im Fach“ herkömmlichen Ansichten. Die Problematik der Arbeit liegt, soweit es die frühe Neuzeit angeht, darin, dass sich das tatsächliche Staatsrecht nur unzureichend aus den literarischen Arbeiten der Zeitgenossen erschließt. Das liegt für die nicht selten parteiischen Teilnehmer an der „Reichsdebatte“ auf der Hand. Ihre Raisonnements spielten am Verhandlungstisch oder in den Reichsgerichten keine Rolle; sie waren Propaganda. Aber auch die Werke der ernsthafteren Autoren gelangen über Schematismen und Erläuterungen einzelner „Reichskonstitutionen“ oft nicht hinaus. Das Reichsrecht war, gerade in der für uninteressant gehaltenen Zeit vom Dreißigjährigen Krieg bis zur französischen Revolution beileibe nicht so statisch, wie es die noch immer herrschende Ansicht „im Fach“ glauben machen will, freilich müsste dieses, wenn es hier weiterkommen wollte, zu den Akten der Regierungen und der Reichsgerichte vordringen.

R. J. Weber

Gerhard Ganzhorn, Die Entstehung und die Quellen des hohenlohischen Landrechts aus dem Jahre 1738 (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württemberg-Franken, Bd. 11), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 148 S.

Die hohenlohische Rechtsgeschichte erlebte in den fünfziger Jahren eine seither nicht wieder erreichte Blütezeit. Ursache dafür war das glückliche Zusammenwirken zentraler akademischer Forschung und engagierter archivarischer Tätigkeit vor Ort. Hans Erich Feine (1890–1965), der in Tübingen Geschichte des Kirchenrechts, Verfassungsgeschichte und Deutsche Rechtsgeschichte lehrte, ein Großer seines Fachs und Mitherausgeber der ehrwürdigen „Savigny-Zeitschrift“, hatte sich in den Nachkriegsjahren vermehrt der heimischen, d. h. der schwäbischen und württembergischen Rechtsgeschichte zugewandt. Er war damit einer Tradition gefolgt, die Thudichum vor dem 1. Weltkrieg begründet und die auch noch sein Nachfolger Ferdinand Elsener († 1982) zu wahren gewusst hatte. Wenn davon gerade Hohenlohe in besonderem Maße profitiert hat, so lag das am Wirken Karl Schumms, des fürstlichen – und damals noch ehrenamtlichen – Archivars. Er gab den von Tübingen kommenden Doktoranden in jeder Hinsicht, hilfswissenschaftlich, landeskundlich und, in jenen kargen Jahren besonders nötig, materiell die Unterstützung, die es für das erstmalige, nachhaltige Arbeiten mit archivalischen Quellen allemal braucht. Aufgrund der damals auch

schon knappen „Ressourcen“ und nicht etwa wegen mangelnder wissenschaftlicher Qualität blieben verschiedene der seinerzeit entstandenen Arbeiten lange ungedruckt. Das gilt auch für die vorliegende Dissertation aus dem Jahr 1954. Dass der Historische Verein für Württembergisch Franken die Arbeit nun, nach über 40 Jahren, doch noch hat drucken lassen, ist umso mehr zu begrüßen, als in der Zwischenzeit für die Hohenloher Privatrechtsgeschichte, wie der Autor in seinem Vorwort feststellt, nichts Wesentliches geschehen ist.

Bei Ganzhorns Arbeit handelt es sich, was dem Titel nicht zu entnehmen ist, um eine knapp gefasste Geschichte der gesamten Privatrechtsgesetzgebung der Grafschaft in der frühen Neuzeit, nicht etwa nur um eine solche des Landrechts, das am 1. Juli 1738 in Kraft trat. Von den annähernd 100 Druckseiten der Darstellung – weitere 50 Seiten umfasst der Quellenanhang – nimmt die Genese des barocken Landrechts im engeren Sinn und die Quellenforschung etwa ein Drittel ein. Einer der Gründe hierfür ist die sehr lange Vorgeschichte. Auch in Hohenlohe hatte das 16. Jh., etwa mit der Polizeiordnung Ludwig Casimirs von 1558 und der Eheordnung seiner Witwe Anna geb. Gräfin von Solms aus dem Jahr 1572 kräftige Ansätze zur territorialen Gesetzgebung mit sich gebracht. Ein Anlauf zum Landrecht war jedoch stecken geblieben, letztlich weil die Personaldecke des kleinen Reichstands zu dünn war. Der Schwäbisch Haller Syndikus Georg Rudolf Widman, der u.a. auch für Hohenlohe arbeitete, hatte eine entsprechende Anfrage mit Rücksicht auf seine (einträglichere) Advokatur- und Prozessstätigkeit abgelehnt. Man kann Widman verstehen, aber er hat sich mit seiner Weigerung der Chance beraubt, in ähnlicher Weise wie sein Frankfurter Kollege Johann Fichard, Schöpfer der Solmser Landesordnung von 1571, als Urheber eines Rezeptionsgesetzbuchs in die Deutsche Privatrechtsgeschichte einzugehen. Widmans Skepsis bezüglich des Umfangs der Arbeit bestätigte sich indessen am Schicksal des Entwurfs, den der schließlich mit der Aufgabe betraute hohenlohische Rat Zacharias Hyso verfasste und der über einen (ausführlichen) ersten Teil nicht hinauskam. Ein bleibender Gewinn dieses Versuchs für die Rechtsgeschichte liegt in den damals eingeholten Ämterberichten über das bestehende Recht. Wie das entsprechende württembergische Material, das handschriftlich im „Liber consuetudinum“ überliefert ist, sind auch die hohenlohischen Berichte bis heute zum größten Teil noch nicht ediert. Ganzhorns Zusammenfassung ist daher durchaus nützlich.

Zur Ausführung gelangte der Plan eines hohenlohischen Landrechts, der in den Kanzleien der Grafschaft nie ganz vergessen wurde, erst im Hochbarock. Der Anstoß ging von dem in Weikersheim residierenden Grafen Karl Ludwig (1674–1756) aus, der auch in der Folge treibende Kraft des Unternehmens war. Die Entwürfe wurden zwischen 1722 und 1725 gefertigt. Das Ehe- und Vormundschaftsrecht (Teil 1 und 2) sowie das Recht der gewillkürten und gesetzlichen Erbfolge (Teil 4 und 5) hatte ein reiner Praktiker, der Ingelfinger Hofrat Johann Friedrich Allgeyer ausgearbeitet. Der Urheber des Schuld- und Prozessrechts (Teil 3 und 6), der Weikersheimer Kanzleidirektor Georg Tobias Pistorius, war zwar ebenfalls an der Spitze der Verwaltung praktisch tätig, darüber hinaus war er aber ein gelehrter Jurist, der sich vor und nach dem Landrecht auch literarisch bemerkbar machte. Ganzhorn zeichnet den Gang des Gesetzgebungsverfahrens nach, das wegen der erforderlichen Kommunikation unter den beteiligten Häusern bzw. Kanzleien kompliziert und langwierig war. In geordneter Form werden schließlich die Quellen diskutiert. Bemerkenswert ist dabei die Vielfalt, auch das starke Zurückgreifen auf heimisches hohenlohisches Recht. Einflüsse der benachbarten größeren Territorien Württemberg, Würzburg und Brandenburg-Ansbach sind zwar nachzuweisen, aber immer nur für einzelne Teile bzw. Institutionen. Das Hohenloher Landrecht läßt sich mithin keinem der Stemmata anfügen, die von der Privatrechtsgeschichte für die Stadtrechtsreformationen und Landrechte des 15./16. Jhs. aufgestellt wurden.

Aber nicht nur in der Quellenvielfalt, auch stilistisch und inhaltlich läßt sich dieses Landrecht nicht so leicht einordnen. Wenn es von Ganzhorn privatrechtsgeschichtlich noch – gewissermaßen als letzter Ausläufer – zu den Ordnungen des 16. Jhs. und der Rezeptionszeit gerechnet wird, scheint dies mehr eine Verlegenheitslösung. Schon sprachlich ist eine sol-

che Klarheit und Prägnanz im Deutsch, wie es uns hier geboten wird, vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht zu denken. Zu den Naturrechtsgesetzbüchern, deren Vorläufer mit den Kreittmayrschen Kodifikationen Bayerns erst in der Mitte des 18. Jhs. einsetzten, möchte man es andererseits auch nicht zählen – nicht nur deshalb, weil in Hohenlohe 1738 noch Hexerei und Zauberei Gründe für Erbnwürdigkeit waren. Bemerkenswert ist immerhin, daß schon im Jahr 1713, als Pistorius für den Weikersheimer Hof gewonnen wurde, der preußische König Friedrich Wilhelm I. bei seinem Regierungsantritt die Absicht zur Schaffung eines Landrechts bekannt gab, zu dem es dann bekanntlich erst am Ende des Jahrhunderts kam. Am ehesten wird man das Hohenloher Landrecht noch dem *Usus modernus* zuordnen können, dem pragmatischen, römischdeutschen Mischrecht der Zeit, das schon wichtige, zukunftsweisende Ansätze zur Abstraktion und Systematik ausgebildet hatte. Auch wenn die Gesetzgebung für diese Epoche nicht die typische juristische Literaturform darstellt, sondern die Ausnahme bildet, so atmet das Werk Pistorius und Algeyers doch ganz ihren Geist. Voll ausgeprägt finden wir hier eine „Neigung zu praktisch-übersichtlicher Stoffanordnung“ und, etwa in dem Gewicht, das die Viehmängelhaftung im Schuldrecht einnimmt, jene „Durchdringung mit den Realitäten des zeitgenössischen Sozial- und Wirtschaftslebens“, welche nach Franz Wieacker gerade den *Usus modernus* auszeichnete. Das Hohenloher Landrecht war daher kein Archaismus, sondern stand als eines der seltenen Gesetzgebungswerke aus der Zeit des *Usus modernus*, sozusagen ein „missing link“, zwischen den Rezeptionsgesetzen des 16. und den Naturrechtsgesetzbüchern des späten 18. Jhs.

R. J. Weber

3. Sozial-, Gesellschafts- und Ständegeschichte

Bernhard Kirchgässner, Hans-Peter Becht (Hrsgg.), *Stadt und Bildung* (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Bd. 24), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 186 S.

Wie schon der Band 23 der Veröffentlichungen des Arbeitskreises, der sich mit dem Mäzenatentum beschäftigte, widmet sich auch dieser einem Themenkreis, der in „Zeiten knapper öffentlicher Mittel ... besonderen Belastungen ausgesetzt“ ist, wie Hans-Peter Becht in seinem Vorwort (S. 7) feststellt. Die einzelnen Aufsätze geben die Vorträge der 34. Arbeitstagung in Mainz 1995 wieder.

Das Spektrum der Bildung in den Städten wird in breiter Palette untersucht. Den Anfang macht Ulrich Andermann mit seinem Beitrag „Bildung, Wissenschaft und Gelehrte in der Stadt um 1500“ (S. 9–49). Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem südwestdeutschen Raum, wobei zum Vergleich einige norddeutsche Städte herangezogen werden. Dort liegt auch der Forschungsschwerpunkt des Autors. Konzentriert sich die Tagung im übrigen schwerpunktmäßig auf die Neuzeit und die Schulgeschichte, legt Andermann seine Ausführungen breiter an und nimmt dabei den Blickwinkel des Mediävisten ein (S. 9). Er gliedert in sechs Kapitel. Das erste stellt das „institutionelle Bildungsangebot in den Städten“ vor (S. 11–24), das zweite widmet sich dem Buchdruck (S. 25–30). Kapitel drei behandelt die Sodalitäten (Zusammenschlüsse humanistischer Prägung), Kapitel vier „Formen der Wissenschaftsförderung in der Stadt“ (S. 30–38) und Kapitel fünf „die Stadt und ihr Gelehrtenpersonal“ (S. 38–46). Im abschließenden Kapitel 6 (S. 46–49) fragt Andermann – „anstelle eines Restimees“ – nach dem Verhältnis von Süd bzw. Südwest und Nord, so wie es sich im Zeitraum des Übergangs vom Mittelalter zur Frühneuzeit unter allgemeinen Gesichtspunkten darstellt“ (S. 46).

Anschließend beschäftigt sich Kurt Wesoly mit „Schulen und Bildung in bergischen Städten am Ende des Alten Reiches“ (S. 51–73). Aus der Vielzahl der Orte des bergischen Landes wählt er dabei Düsseldorf und Elberfeld (heute ein Teil von Wuppertal) aus. Als Kriterien

nennt er dafür erstens, dass die Größe beider Städte ein Spektrum von Bildungseinrichtungen erwarten lässt, und zweitens, dass die „Unterschiedlichkeit der beiden Gemeinwesen einen Vergleich interessant“ mache (S. 51). So werden einander die Landeshauptstadt und der zeitweilige Regierungssitz Düsseldorf, 1792 zu 90 % katholisch, und Elberfeld als Zentrum des Textilgewerbes mit einem hohen Grad an Mechanisierung und nur zu 20 % katholisch, gegenübergestellt. Der Untersuchungszeitraum endet 1806 mit dem neu geschaffenen Großherzogtum Berg.

„Lesevereine und städtische Reformpolitik an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“ betrachtet Hans-Werner Hahn (S. 75–93). Am Ende des 18. Jahrhunderts schlossen sich Menschen mit dem Ziel zusammen, „Neues zu erfahren und Kenntnisse zu erweitern“. Hahn stellt fest: „Die Lesegesellschaft war die zahlreichste und am weitesten verbreitete Organisationsform der deutschen Aufklärungsbewegung“ (S. 75). Aber neben dem Bildungsdurst spielte häufig auch der Wunsch nach Veränderung der alteuropäischen Gesellschaft eine Rolle. Der Autor gibt dann die verschiedenen Ansätze der Verortung der Lesegesellschaften in der Gesellschaft in der Forschung wieder.

Kai Gniffke untersucht die „öffentliche Erwachsenenbildung und organisierte Arbeiterschaft um die Jahrhundertwende. Anfänge einer Volkshochschule in Frankfurt am Main“ (S. 95–105). Nach seiner Einleitung, die allgemein die Frage von Bildung und Freiheit beleuchtet (S. 95), erhellt der Autor zuerst die „ökonomische Entwicklung, kommunale Sozialpolitik und Arbeiterbewegung in Frankfurt am Main um 1890“ (S. 95–97). Es folgt das Kapitel „Die Frankfurter Arbeiterbewegung und die Konsolidierung des Ausschusses für Volksvorlesungen“ (S. 97–101). Letzterer war ein „Projekt einer klassenübergreifenden Bildungseinrichtung“ (S. 97). Unter 4. geht es um „aufkommende Konkurrenz: Der Arbeiterbildungsausschuss“ (S. 101–102). Anschließend werden die „Industrialisierung und der Aufstieg der Gewerkschaftsbewegung in Frankfurt zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (S. 102–104) unter die Lupe genommen. „Von der Konkurrenz zur Kooperation“ ist das 6. Kapitel überschrieben, in dem der Weg von der Koexistenz zur Kooperation von Ausschuss für Volksvorlesungen (AfV) und Arbeiterbildungsausschuss skizziert wird (S. 104–105). Als „Ergebnis“ fasst Gniffke die Entwicklung des AfV als Vorläufer der Volkshochschule Frankfurt im Zusammenspiel aller Kräfte kurz zusammen (S. 105).

Der Chronologie folgenden schließt sich der Aufsatz von Wolfram Förster unter dem Titel „Das technische Schulwesen in Baden – Grundzüge und Tendenzen im 19. und 20. Jahrhundert“ an (S. 107–117). Nach einem kurzen Blick auf das benachbarte Frankreich wendet sich der Autor der deutschen Situation zu und stellt fest, dass auch hier die Anfänge der technischen Bildung im Militär- und Bergbauwesen lagen. Das Großherzogtum Baden, so der Autor, war besonders im Elementarschulbereich engagiert (S. 108). Schulzwang und Gewerbliches Schulwesen wurden auf den Weg gebracht, wobei die Orientierung der Polytechniken an der Pariser Ecole polytechnique sichtbar ist (S. 109). Neben den mehr und mehr akademisierten Polytechniken kommen dann das vom Verein Deutscher Ingenieure angeregten „technischen Mittelschulen“ in den Blick (S. 111). Weitere gewerbliche Schulen werden im weiteren in ihrer Entwicklung beleuchtet (u.a. die Uhrmacherschule in Furtwangen).

Susanne Asche richtet ihr Augenmerk auf die Frauen- und Mädchenbildung unter der Überschrift „Disziplinierung und Emanzipation: Kommunale Bildungspolitik für Mädchen und Frauen im Großherzogtum Baden“ (S. 119–136). Damit bietet dieser Band einen Beitrag zu dem gerade auch auf der politischen Ebene stark reflektierten Forschungskomplex der Frauen- und Geschlechterforschung. Der Schwerpunkt des Referats liegt auf der Entwicklung der höheren Mädchenbildung in Karlsruhe. Dabei kommt neben dem politischen Einfluss der Karlsruher Bürger auch der Badische Frauenverein zur Sprache. Dann wendet sich Asche auch dem Elementarunterricht und der Frauenfortbildung zu (ab S. 132).

Der abschließende Artikel von Ulrich Nieß ist überschrieben: „Mannheims Schul- und Bildungsgeschichte im Kaiserreich. Das Beispiel der Elementarschulen und der höheren Lehranstalten“ (S. 137–156). Der Verfasser verweist auf den hohen Stellenwert, den die Mann-

heimer ihrem Schulwesen beimaßen, und er stellt fest: „Man ist versucht, geradezu von einem Topos zu sprechen, der keineswegs nur zum Werbeslogan degenerierte“ (S. 137). Nach einigen einleitenden Worten wendet sich Nieß zunächst den Elementarschulen zu (S. 138–144). Es folgen die Überlegungen zum höheren Schulwesen (S. 144–151). Anschließend fragt der Autor „nach den verantwortlichen Kräften“ (S. 152–154). Nicht unerwähnt bleiben soll die Einbeziehung der Frage der Integration der jüdischen Schüler, die für die „Mannheimer Traditionsanstalten (Karl-Friedrich-Gymnasium und Realgymnasium)“ in einer Graphik visualisiert werden (S. 152). Am Schluss fasst Nieß zusammen (S. 154–156): „Die Entwicklung einer vielgestaltigen Schullandschaft in Mannheim war Ausdruck seiner Transformation zum modernen Handels- und Industriezentrum des Kaiserreichs“ (S. 154). Wie von den bisherigen Bänden her gewohnt, sind auch hier wieder die Diskussionsbeiträge zu den einzelnen Referaten nachzulesen (S. 157–176).

U. Schulze

Bernhard Sicken (Hrsg.), *Stadt und Militär 1815–1914. Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte* (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 25), Paderborn 1998, 403 S.

Die Interdependenz von Militär und Bürgertum im 19. Jahrhundert wurde bislang wenig erforscht, da die Militärgeschichte sich bislang hauptsächlich dem Thema „Krieg“ gewidmet hatte; so zumindest sieht es der Herausgeber. Die „Normalität von Kooperation, Koexistenz und Distanz zweier komplexer Sozialsysteme“ in ihrer Alltäglichkeit zu untersuchen, ist daher das Ziel dieses Aufsatzbandes, in dem sich Hintergrundartikel mit exakten Teilstudien die Waage halten. Drei Regionen hat die Studie dabei im Visier: Da ist das nach 1815 preußisch gewordene Rheinland, Ruhrgebiet bis Westfalen, da ist Bayern und mit Berlin das Zentrum Preußens.

Der thematische Bogen des Bandes ist allerdings weiter gespannt, als der Titel vermuten läßt. So behandelt Karl Heinrich Kaufhold die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands von 1818 bis 1914 in einem zwanzigseitigen Überblicksartikel, Horst Matzerath widmet sich den Phasen der Urbanisierung Deutschlands im 19. Jahrhundert, und Richard H. Tilly untersucht an den Beispielen Bochum, Krefeld und Münster die Entwicklung von Kommunal финанzen 1870 bis 1914. Bernhard Sicken gibt einen Überblick über die Struktur der deutschen Landstreitkräfte im selben Zeitraum.

In seinem Aufsatz über „Stadt und Militär in der Rheinprovinz von der Reformzeit bis zur Jahrhundertmitte“ zieht Rüdiger Schmidt zugleich ein Fazit über die Versäumnisse und Chancen der Militärgeschichte, welche lange „in einer vom akademisch geprägten disziplinären Mainstream abgekoppelten Entwicklung“ verharrt hatte. Der Schwerpunkt dieser Art Geschichtsschreibung lag nicht im Alltagsleben des Militärs, in den Garnisonen und Standorten, sondern in den Schlachtbeschreibungen. Seit den 1980ern jedoch erweiterte sich die Militärgeschichte auf die mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Felder der damals neuen Untersuchungen, es etablierte sich eine „Militärgeschichte von unten“. Hier sieht Schmidt andererseits die Gefahr einer Verengung der Thematik auf das subjektive, „innere Erlebnis“ der Militärs. Als Ausweg wird die Ausweitung des Themas auf das Verhältnis Militär und Gesellschaft empfohlen, was auch den Zugang zu neuen Methoden aus der Urbanistik mit sich brächte.

Im Hintergrund der Garnisonsfrage im 19. Jahrhundert stand eine grundsätzliche Entwicklung: Die Tendenz weg von Einquartierungen bei den Bürgern und hin zur Kasernierung von Truppen, welche in Preußen 1820 zum Staatsziel erklärt worden war, aber erst um 1903 als vollendet betrachtet wurde. Diese Kasernierung von Truppen erfolgte oft zunächst in den Innenstädten, später, bei wachsenden Raumbedarf, in neu angelegten Kasernenbauten am Stadtrand. Das bedeutete für die betroffenen Städte oft zweierlei: der „Rückzug des Militärs aus der Innenstadt“, also Freiraum für Stadtentwicklungen, zugleich die Erschließung neuen Geländes am Stadtrand. Für Regensburg etwa konstatiert Wolfgang Schmidt den Ka-

sernenbau als „Motor für die Stadtentwicklung“, zum Beispiel beim Bau der Kanalisation. Die Ursachen, warum Stadtväter nach Garnisonen strebten, waren vielfältig. Da gab es durchaus lange Zeit den Aspekt der inneren Sicherheit, der in Zeiten des Pauperismus und der beginnenden Arbeiterbewegung eine Rolle spielte: Truppen als Garanten der Ordnung. Dieser Gesichtspunkt jedoch verlor an Bedeutung, als mit fortschreitendem Jahrhundert die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit eine Aufgabe der Polizei wurde. Daneben sahen die Stadtväter auch die wirtschaftlichen Vorteile einer Garnison: das reichte von Bau- und Verpflegungsaufträgen bis hin zum Sold der Soldaten, den man in kommunalen Ladenkassen verschwinden zu sehen hoffte. Dabei waren die Verhandlungen zwischen den Stadtvätern und dem Militär immer auch eine Frage des persönlichen Geschicks – oder Ungeschicks – der Verhandelnden: ob und wieviel Vorleistungen die Militärs für eine Garnisonsansiedlung herausholen konnten, war von Ort zu Ort verschieden. Und ob und inwieweit sich diese Vorleistungen rentierten, sprich: ob sich Garnisonen für die Kommunen als Wirtschaftsfaktor auszahlten, findet in verschiedenen Aufsätzen verschiedene Antworten. Bernhard Sicken gelangt zu einem skeptischen Urteil, hatte doch das Militär einen Großteil seiner Versorgung selbst übernommen, und standen doch den Gewinnen oft große Vorleistungen gegenüber, die die Kommunen zu erbringen hatten (Stellen von Baugrund, Bau von Gas-, Wasser- und Stromleitungen, etc.). Für Krefeld sieht Christoph Irzik solche Vorteile durchaus gegeben, um ein anderes Beispiel heranzuziehen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Rezension, alle behandelten Städte aufzulisten – genüge es zu sagen, daß dazu etwa Bochum, Krefeld, Münster, Koblenz, Barmen, Mühlheim, Bonn, Elberfeld und Trier gehörten, aber auch Berlin, Regensburg und München. Die exakte Forschung vor und im Ort bietet zugleich die Gewähr, daß diese sehr lesenswerte Aufsatzsammlung bei allem Willen zum Überblick nicht in der vorschnellen Pauschalisierung der lokalen Entwicklungen sein Heil sucht.

P. Ehrmann

Michael Kißener (Hrsg.), Widerstand gegen die Judenverfolgung. Mit einem Beitrag von Wolfgang Altgeld (Portraits des Widerstands, Bd. 5), Konstanz (Universitätsverlag) 1996. 342 S., 21 Abb.

Der in der Schriftenreihe der Karlsruher Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ herausgegebene Band, dessen Titel mit dem Zusatz „während des Dritten Reiches“ übrigens präziser gefasst wäre, umfasst eine Einführung und acht Beiträge.

Wolfgang Altgeld und Michael Kißener eröffnen den Band mit einer Einführung zum Thema „Judenverfolgung und Widerstand“. Sie finden nicht nur erfreulich deutliche Worte, was die Einordnung und Bewertung des nichtjüdischen deutschen Widerstands angeht, der sich nur vereinzelt regte bzw. erst dann öffentlich wurde, als die Ermordung der Juden schon beinahe vollendet (und der Krieg nicht mehr zu gewinnen) war. Sie definieren zudem den – in der vorliegenden Veröffentlichung recht weit gefassten – Grundbegriff „Widerstand“ und geben einen Überblick über die nationalsozialistische Rassenpolitik. Es fehlt auch nicht der ernüchternde Hinweis, dass die meisten nichtjüdischen Deutschen die nationalsozialistische Judenpolitik nicht in Frage stellten und den jüdischen Schicksalen überwiegend gleichgültig gegenüberstanden.

Die übrigen Abhandlungen befassen sich je zur Hälfte mit jüdischem und nichtjüdischem Widerstand im weitesten Sinne – immer im Bewusstsein geschrieben, dass nicht jedem Menschen jede Widerstandsform möglich war. Mit Sicherheit hatten jüdische Deutsche weniger oder weniger wirksame Möglichkeiten, Widerstand zu leisten. Die hier vorgestellten Beispielen verdeutlichen jedoch, dass – anders als zuweilen behauptet wird – die deutschen Juden sich nicht apathisch und willenlos in ihr Schicksal gefügt haben.

Den Anfang macht der Jurist und Komponist Peter Noah. Er beschreibt seinen verschlungenen Schicksalsweg als jüdischer Deutscher während des Dritten Reiches, das er am Rande des aktiven Widerstands und mit viel Mut und Glück überlebte.

Mit zahlreichen Zitaten aus den Werken des jüdischen elsässischen Dichters und promovierten Romanisten Claude Vigée (urspr. Claude Strauss) ermöglicht Hansgeorg Schmidt-Bergmann dem Leser einen Einblick in dessen Lebensweg, der ihn in den Widerstand der Armée Juive und nach 1942 über die Emigration u. a. in die USA schließlich nach Jerusalem führte.

Ein Beispiel einer anderen Art von Widerstand stellt Gisela Brodessa in ihrem Bericht über die Dominikanerin Maria Brigitte Hilberling vor. Sie, die nach den nationalsozialistischen Rassegesetzen als sogenannter Mischling ersten Grades galt und schon deshalb in ständiger Gefahr lebte, leistete auf die ihr mögliche Art Widerstand: mit ihrer kritischen, auch für Juden eintretenden Äußerungen und ihrer katholischen Überzeugung erregte sie Anstoß, wurde denunziert, inhaftiert und vor dem Volksgerichtshof angeklagt.

Felix Sutschek schließlich beschreibt das Schicksal der seit dem 17. Jahrhundert in Oberdorf ansässigen und mit ihren christlichen Mitbewohnern in guter Nachbarschaft lebenden jüdischen Gemeinde Oberdorf während des Nationalsozialismus. Er beginnt mit den anfänglich noch öffentlich ausgetragenen Versuchen von Juden, sich gegen den aufkommenden Nationalsozialismus zu wehren, nennt dann andere Beispielen aktiven Widerstands von jüdischen und nichtjüdischen Oberdorfer Bürgern und endet schließlich mit der Auswanderung und der Deportation der Oberdorfer Juden im Jahre 1941.

Die letzten drei Beiträge thematisieren Beispiele von Widerstand seitens nichtjüdischer Deutscher, der sich in der Hilfe für Juden zeigte. Joachim Scholtyssek umreißt, in welcher Art die Firma Robert Bosch im großen, politischen Rahmen wie auch im Kleinen versuchte, Juden zu helfen.

Angela Borgstecks Abhandlung hat die Hilfsaktionen zweier Christen zum Thema, nämlich den Einsatz des Heidelberger evangelischen Stadtpfarrers Hermann Maas und der in der Freiburger Zentrale des deutschen Caritasverbandes tätigen Gertrud Luckner. Beide erkannten frühzeitig das Problem der sogenannten katholischen bzw. protestantischen Nichtarier und setzten sich auch für diese ein. Ihre Lebenswege werden über das Ende des Dritten Reiches hinaus skizziert, beide engagierten sich nach 1945 auf dem Gebiet der Verständigung zwischen Deutschland und Israel.

An vorletzter Stelle des Bandes steht die Abhandlung von Thomas Seiterich-Kreuzkamp über Erwin Dold, einen KZ-Kommandanten, der sich – kurz vor der Auflösung des Lagers Dautmergen dorthin versetzt – für das Überleben der KZ-Insassen einsetzte. Grundlage des Beitrags sind einerseits Aufzeichnungen zweier ehemaliger Häftlinge aus dem Lager Dautmergen und ein Interview des Verfassers mit Erwin Dold selbst. Am Fall Erwin Dold wird allerdings deutlich, dass dieser bisher überwiegend auf der Grundlage mündlicher Quellen erforschte, wissenschaftlich noch nicht bearbeitete Fall nicht leicht zu beurteilen ist. Zudem zeigt sich hier exemplarisch, wie Erwin Dold durch sein Verhalten – u. a. sagte er in Kriegsverbrecherprozessen gegen ehemalige Kameraden aus – innerhalb der deutschen Bevölkerung zum unverstandenen Außenseiter wurde.

Abgerundet wird der Band durch den Beitrag von Angela Borgstedt deren ausführlicher Literaturbericht zum Thema „Jüdischer Widerstand“ und „Judenhelfer“ dankenswerterweise auch eine Definition dieser nicht einfach zu fassenden Begriffe bietet.

Alles in allem gibt die vorliegende Veröffentlichung einen interessanten und bedrückenden Einblick in die Zeit des Dritten Reiches, der verdeutlicht, dass Einzelne den Mut hatten, Widerstand in unterschiedlicher, oft wenig spektakulärer Form und unter Lebensgefahr zu leisten.

B. Löslein

Raimund Waibel, Frühliberalismus und Gemeinderatswahlen in Württemberg (1817–1855) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 125), Stuttgart (Kohlhammer) 1992. 594 S.

Im Mittelpunkt der Dissertation von Waibel steht die Gemeindepolitik, im besonderen die Gemeindewahlen als Kampfplatz des politischen Engagements des Bürgertums. Auf der

Grundlage von Pressezeugnissen und ergänzt durch staatliche Akten wird die lokalpolitische Entwicklung am Beispiel der Residenzstadt Stuttgart untersucht. Die Ausformung und Entwicklung der liberalen Bewegung bzw. der Träger des Liberalismus und ihrer Gegner sind die Untersuchungsgegenstände dieser Pionierarbeit. Im Hintergrund der Studie stehen darüber hinaus die Politisierung der Bevölkerung bzw. das Entstehen eines politischen Bewusstseins.

Die Gemeinde bildet den Rahmen für die Entwicklung des Liberalismus. Daher werden zu Beginn die Gemeindeverwaltung und das Wahlrecht detailliert, jedoch sehr gut verständlich, dargestellt. In diesem Zusammenhang analysiert der Autor ausführlich den Kampf der Liberalen gegen die Wahl der Gemeinderäte auf Lebenszeit und ihrer Forderung nach Öffentlichkeit der Gemeindeverhandlungen.

Der zweite Teil behandelt die Gemeindegewählung (den späteren Bürgerausschuss) als erste bürgerliche Repräsentation in den Gemeinden und die „Volksfreunde“ als Beispiel für das frühe kommunale Engagement des Bürgertums. Waibel beschreibt eingehend Entstehungsgeschichte und Folgen der Einführung der Gemeindegewählung, sowie ihre Tätigkeiten und Grenzen. Der Autor untersucht dann die politischen Zielsetzungen der „Volksfreunde“, ihre Vorstellungen über Verwaltungsaufbau, Justizverfassung und Steuerpolitik. Ihr Ziel war es, die Bevölkerung an der Verwaltung zu beteiligen. Ihre Prinzipien lauteten „Gerechtigkeit“, „Freiheit“ und „Öffentlichkeit“. Diese Begriffe werden definiert und mit dem Sprachgebrauch der Liberalen verglichen, um Unterschiede und Gemeinsamkeit herauszukristallisieren.

Der dritte und letzte Teil dieser Studie hat die Sozialstruktur der politischen Lager und deren Agitations- und Organisationsformen zum Thema. Bezeichnenderweise trägt dieses Kapitel dem Titel „Der liberale Griff nach der Macht in der Residenzstadt Stuttgart“. Erstmals hat sich ein Historiker detailliert mit dem Sozialprofil der Liberalen und ihrer Gegner auseinandergesetzt. Waibel untersucht, welche sozialen Gruppen bzw. Personen sich in der Kommunalpolitik engagierten, ihre Motivation und ihren politischen Hintergrund. Im Untersuchungszeitraum lassen sich Verschiebungen im sozialen und politischen Profil der Gemeinderäte und Bürgerausschüsse erkennen. So bildete die Julirevolution eine Zäsur in der Kommunalpolitik: seit den 1830er Jahren sind die Wahlen keine Honoratiorenwahlen mehr, sie wurden politisiert.

Des weiteren wird analysiert, wie die Liberalen, aber auch ihre konservativ-traditionellen Gegner ihre Politik propagierten. Die „Bürgergesellschaft“, ein Forum der Liberalen, und die Wahlkämpfe werden in diesem Zusammenhang ausführlich dargestellt. Einbezogen in die Untersuchung sind nicht nur die Gemeindegewahlen von 1817 bis 1855, sondern auch die Landtagswahlkämpfe. Auch die Spaltung der Liberalen in Liberal-Konstitutionelle, Demokraten und Republikaner in den Jahren 1848/49 und ihre Folgen werden thematisiert.

Besonders interessant ist der Befund, dass die Unterschichten vor der Revolution von 1848/49 eher dem konservativ-traditionellen Lager und danach eher den Demokraten zuzurechnen sind.

Der Anhang ist sehr umfangreich. Hier werden u. a. in tabellarischer Form die Sozialprofile und die politischen Profile verschiedener Gremien, sowie der Anteil der Höchstbesteuerten angegeben. Besonders sind die politischen Karriere-Listen hervorzuheben, die Auskunft über die zwischen 1817 und 1849 in Gemeinderat und Bürgerausschuss tätigen Personen geben.

Die akribische und ausführliche Studie, die auf äußerst gründlicher und umfassender Quellenarbeit basiert, gibt – da der Autor in mehreren Bereichen Neuland betreten hat – neue Impulse für die weitere Forschung. Aufgrund der sehr umfangreichen Quellenbasis ist die Struktur der Arbeit nicht immer einleuchtend, was jedoch die Leistung und den historischen Wert dieser Studie nicht schmälert.

Durch die präzise und umfassende Analyse der politischen kommunalen „Lebenswelt“ ist es dem Verfasser gelungen, ein differenziertes und vollständiges Bild des politischen Engagements der Liberalen und auch ihrer Gegner nachzuzeichnen.

E. Schinke

4. Wirtschafts- und Technikgeschichte

Willi Glasbrenner, Die Geschichte der Nebenbahn Blaufelden – Gerabronn – Langenburg 1900–1996 Gerabronn/Craillsheim (Hohenloher Druck- und Verlagshaus) 2000. 132 S., ca. 80 Fotos, 9 Pläne, zahlr. Dok.

Technikgeschichtliche Werke sind in der württembergisch-fränkischen Region nicht häufig. Umso mehr ist die Beschreibung der inzwischen stillgelegten Nebenbahn Blaufelden – Gerabronn – Langenburg zu begrüßen. Die wirtschaftliche Entwicklung im alten Königreich Württemberg hing wesentlich von der verkehrlichen Erschließung ab. Dabei nahm der Bau von Eisenbahnlinien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Schlüsselfunktion wahr. Der Bau der Hauptstrecken folgte bereits vorhandenen wirtschaftlichen Zentren und verband diese untereinander unter Berücksichtigung des Anschlusses an Hauptstrecken außerhalb des Königreiches. Die Erschließung der Fläche erfolgte erst in der Zeit um die Jahrhundertwende durch Nebenbahnen. Eine dieser Nebenbahnen war die Strecke Blaufelden – Gerabronn – Langenburg. Damals war Gerabronn Sitz eines Oberamtes und konnte schon deswegen einen Bahnanschluss beanspruchen. Der Bau der Bahnstrecke von 1898 bis 1900, ihr Betrieb bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts, ihre technische Ausstattung vor allem bezüglich des Fuhrparks und schließlich ihre schrittweise Stilllegung werden in dem Buch beschrieben. Der Autor, selber langjähriger Eisenbahner, der sich vom Betriebsarbeiter über den Lokführer bis zum Leiter der Betriebswerksaußenstelle Craillsheim hochgearbeitet hat und das Eisenbahnwesen – insbesondere im technischen Bereich – von der Pike auf kennen gelernt hat, verrät bei der Beschreibung der Nebenbahnstrecke Blaufelden – Gerabronn – Langenburg viel Sachkunde. Er verfügt auch über ein umfangreiches und technikgeschichtlich sehr interessantes Bildmaterial. Dieses ist ergänzt durch technische Zeichnungen und Grafiken. Der Streckenverlauf wird auf Flurkartenausügen dargestellt. Die vielen technischen Daten sind aufgelockert durch einige heitere „G'schichtlich um 'd Eisebou vo Blafelde nach Langeburch“. Für technik- und wirtschaftsgeschichtlich interessierte Leser handelt es sich um eine informative Arbeit über eine Bahnstrecke, die für den Gesamtverkehr von geringer Bedeutung war, für die Menschen im ehemaligen Oberamt Gerabronn jedoch sehr wichtig, jedenfalls bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg, als die Beförderung von Personen und Gütern auf der Straße explosionsartig zunahm. Die Arbeit ergänzt den Tagungsband „Wasserrad und Dampfmaschine“, der industrie- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen im baden-württembergischen Franken bis zum 1. Weltkrieg zum Gegenstand hat. Speziell für Eisenbahnfreunde ist die Abhandlung von Interesse. Stilistische Schwächen vermögen den Wert des Buches nur geringfügig zu mindern.

A. Rothmund

Klaus Grewe, Großbritannien. England – Schottland – Wales – Ein Führer zu bau- und technikgeschichtlichen Denkmälern aus Antike und Mittelalter, Stuttgart (Theiss) 1999. 192 S., 110 Abb.

Über 100 Denkmäler der Bau- und Technikgeschichte zwischen Antike und Mittelalter, zwischen Land's End und Highlands sind in diesem reich bebilderten Handbuch dargestellt; Straßen, Brücken, Brunnen, Wasserversorgungssysteme und anderes werden sachkundig beschrieben und erklärt. Auch wenn es sich hier zwangsläufig um eine Auswahl handelt – weswegen sich Hinweise auf mangelnde Vollständigkeit oder auch eine gewisse Willkür bei der Auswahl erübrigen – liegt hier ein gelungenes, zu Reisen einladendes Buch vor, daß über seinen engeren Zweck dazu dienen kann, den Blick für diese oft unspektakulären und unauffälligen Denkmäler zu schärfen.

D. Stihler

5. Kunst-, Bau- und Kulturgeschichte

Dieter Buck, *Burgen und Ruinen der Schwäbischen Alb. 40 Ausflüge auf den Spuren der Ritter*, Stuttgart (Theiss) 2000. 160 S., zahlr. Abb.

Die schwäbische Alb ist eine der burgenreichsten Regionen Deutschlands. In diesem reich illustrierten und mit 40 Ausflugskarten versehenen Führer werden die schönsten Burgen und Ruinen dieser Region vom Mittelalter bis zum Barock vorgestellt. Neben Informationen zur Geschichte der Burgen sind auch Wanderwege beschrieben; für den stärkungsbedürftigen Besucher sind sogar Einkehrmöglichkeiten angegeben. Vorangestellt ist ein knapper, aber informativer und fachlich fundierter Abschnitt zum Leben auf den Burgen. So bliebe hier eigentlich nur ein gelungenes, praktisches Buch zu loben, das Lust zum Wandern und Besichtigen macht, gäbe es nicht einen schwerwiegenden Kritikpunkt: gerade bei einem oft zur Hand genommenen Wanderführer dieser Art ist es ein Ärgernis, wenn sich – wie hier geschehen – schon beim zweiten oder dritten Durchblättern die ersten Seiten aus dem Buch lösen. Bei einem Preis von fast 40 Mark kann man von einem renommierten Verlag wie Theiss etwas mehr Qualität verlangen!

D. Stähler

Klaus Leidorf, Peter Ettel, Walter Irlinger, Joachim Zeune, *Burgen in Bayern. 7000 Jahre Geschichte im Luftbild*. Mit Beiträgen von Björn-Uwe Abels, Jochen Haberstroh, Dieter Neubauer, Michael M. Rind, Karl-Heinz Röhrig, Stuttgart (Theiss) 1999. 208 S., ca. 300 farbige Abb., ca. 80 Pläne.

Die Luftbildarchäologie – Klaus Leidorf und Walter Irlinger kommen aus dieser Sparte – wird dem Leser im vorliegenden Band sehr anschaulich nahe gebracht, er ist zu einem „Rundflug über ‚Burgen in Bayern‘“ eingeladen. Wie der Untertitel bereits andeutet, sind die Luftbilder der Kern der Publikation. Sie sollen einen „ersten schnellen Überblick bieten, der durch kleine Pläne und Rekonstruktionen sowie den begleitenden, knappen Text von kompetenten Autoren vertieft wird“ (S. 7). Von den ursprünglich 170 in die engere Wahl gekommenen Objekten blieben schließlich 66 übrig, „um dem Umfang des Werkes nicht zu sprengen“ (S. 7).

Drei große Kapitel widmen sich der Anlage befestigter Plätze in Bayern von der Steinzeit bis in die frühe Neuzeit. Am Anfang steht jeweils eine Einleitung, die in die jeweilige Burgenlandschaft einführt.

Walter Irlinger beschäftigt sich in der Einleitung zum ersten Abschnitt mit den Komplexen Steinzeit, Bronze- und Urnenfelderzeit, Hallstatt- und Latènezeit. Einführend gibt er einen knappen Überblick über das, was erhalten ist (Bodenfunde, oberirdisch sichtbare Befestigungen). Dabei vermerkt er einige Probleme: dass die Funde nur einen geringen Ausschnitt zeigen, die Ausgrabungen von unterschiedlicher Qualität sind und großflächige Grabungen in den meisten Fällen gänzlich fehlen.

Für die Steinzeit beschreibt Irlinger die einzelnen Gruppen von Befestigungswerken in Bayern und gibt den Forschungsstand wieder. Des weiteren nennt er den Bullenheimer Berg als „beste Ausgangsbasis zur Interpretation einer bronze- und urnenfelderzeitliche Höhensiedlung“ (S. 12). In der Hallstattzeit fehlten in Bayern Fürstensitze des westlichen Hallstattkreises wie die Heuneburg. Auch Höhensiedlungen seien die Ausnahme. In Südbayern und vereinzelt in Franken seien sogenannte „Herrenhöfe“ nachgewiesen. In der geschichtlichen Entwicklung erkennt Irlinger eine eher traditionelle Phase in der Hallstattperiode. Seit der entwickelten Frühlatènezeit seien deutliche Veränderungen erkennbar: eine Verringerung der Zahl der Siedlungen, die meisten Höhensiedlungen brächen ab, im 1. und 2. Jahrhundert seien die stadtartigen *oppida* stark bestimmend z. B. das keltische Manching.

Im einführenden Teil des zweiten Kapitels widmet sich Peter Ettel dem frühmittelalterlichen Burgenbau in Bayern. Der Autor gliedert sein Thema in drei Abschnitte. Zuerst betrachtet er die historischen, schriftlichen Quellen. Darin werden befestigte Anlagen ohne

städtische Züge als *castellum* oder *castrum* bezeichnet. Handelt es sich um ehemalige römische Städte, die später zum Teil Bischofsorte wurden, so sprechen die Texte von *urbs* oder *civitas*. Im zweiten Abschnitt wendet sich Ettl den archäologischen Quellen zu. Mit über 300 zu datierenden Befestigungen sei dies etwa das Zehnfache der historisch belegten Burgen. Im dritten Abschnitt zeigt der Autor die Häufigkeit der Befestigungen in den einzelnen Zeitabschnitten sowie ihre Funktionen auf und gibt ihre räumliche Verteilung wider. Auf mehreren Karten macht er dies zusätzlich deutlich.

Das abschließende Kapitel zum Hochmittelalter, Spätmittelalter und der frühen Neuzeit leitet Joachim Zeune ein. Nach einem Historischen Abriss von Heinrich II. (Gründung des Bistums Bamberg 1007) bis zum Dreißigjährigen Krieg folgen geologisch-topografische Betrachtungen. Der größte Augenmerk liegt jedoch auf dem burgenkundlichen Teil. Dabei stellt Zeune bei der traditionellen Burgenkunde zwei Hauptfehler fest. Erstens habe sie Wohnkomfort und Zahl der Burginsassen missinterpretiert, zweitens die Funktion der Burg nicht erkannt. Die moderne Burgenforschung hingegen gelange zu anderen Ergebnissen. So sei die Burg in militärischer Hinsicht nur Schutzbau. Vor allem diene sie aber als weithin sichtbares Herrschaftszeichen. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung seien Burgen in „Zeiten der Stabilität als Garanten eines dauerhaften Friedens“ entstanden (S. 120). Als Beispiel dafür, wie weit die Burgenrezeption im 19. Jahrhundert von der Realität entfernt war, nennt der Autor das Märchenschloss König Ludwigs II. von Bayern, Neuschwanstein. Die Entwicklung der dortigen Anlage von ihrer Ersterwähnung 1090/97 über den Abriss der Reste der alten Burg im 19. Jahrhundert bis zum heutigen Stand wird präsentiert.

Zum Stand der Forschung selbst meint Zeune, dass man in Bayern trotz einiger positiver Ansätze „noch weit entfernt von irgendeiner Form von systematisch betriebener Burgenforschung“ sei (S. 122).

Im Anschluss an die jeweiligen Einführungen werden die einzelnen Objekte vorgestellt, wobei sie auf einer Planskizze von Bayern jeweils grob lokalisiert werden. Wie bereits erwähnt, stehen die Luftbilder im Mittelpunkt. Die zahlreichen Zeichnungen von Grundrissen, Fundstücken etc. sowie historische Darstellungen und Rekonstruktionen lassen die Burgen sehr anschaulich werden. Im Ganzen wurden für das erste Kapitel 13, für das 2. Kapitel 21 und für das letzte Kapitel 32 Objekte ausgewählt.

Insgesamt ist ein geschlossenes Werk entstanden, das durch einen Registerteil mit Index, Literatur- und Abbildungsverzeichnis abgerundet wird.

U. Schulze

Der Limes. Eine antike Grenze. Hrsg. vom Saalburgmuseum bei Bad Homburg im Taunus, CD-ROM, Stuttgart (Theiss) 1998.

Mit der Maus kann man sich auf dieser vom Saalburg-Museum herausgegebenen Multimedia-CD-ROM durch die Geschichte des römischen Grenzwalls klicken. Die CD ist für Benutzer konzipiert, die sich bisher nicht oder kaum mit dem Thema befaßt haben, und bietet die wichtigsten Basisinformationen zum Thema – von der allgemeinen Geschichte über die Baugeschichte eines Kastells am Beispiel der Saalburg bis hin zur Ausrüstung der Legionäre. Sicher ist die Aufbereitung mit vielen Grafiken und Bildern insbesondere für jüngere Benutzer reizvoll und mag den einen oder anderen dazu verlocken, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, der nicht in ein Buch schauen würde. Doch muß auch festgestellt werden, dass hier – abgesehen von einem quasi als „Bonus“ auf die CD gepackten Hörspiel, einem Gespräch von am Limes stationierten Offizieren – nicht mehr geboten wird, als man in einer zwanzigseitigen Broschüre hätte abhandeln können. Diese CD-ROM ist zweifellos eine reizvolle Ergänzung, die insbesondere für den schulischen Einsatz in Frage kommt, kann aber gedruckte Literatur nicht ersetzen.

D. Stähler

Anna Moraht-Fromm, Gerhard Weilandt (Hrsgg.), *Unter der Lupe. Neue Forschungen zu Skulptur und Malerei des Hoch- und Spätmittelalters. Festschrift für Hans Westhoff zum 60. Geburtstag*, Stuttgart/Ulm (Thorbecke, Süddeutsche Verlagsgesellschaft) 2000. 352 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Band erschien als Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans Westhoff, dem langjährigen Leiter der Restaurierungswerkstatt für Skulptur und Malerei des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart und stellt eine Novität dar – sie ist die erste, die einem Restaurator gewidmet ist. Die 23 Beiträge des Bandes, die sich mit dem Arbeitsschwerpunkt des Geehrten befassen – der Skulptur und Malerei des Hoch- und Spätmittelalters – geben viele interessante Einblicke in die Arbeit von Restauratoren und Kunsthistorikern. Zwei Beiträge befassen sich mit Themen aus dem Vereinsgebiet. Von Annette Kollmann stammt der Beitrag „Technologische Studien zu Alabaster-Skulpturen des 15. Jahrhunderts aus Württembergisch Franken“. Sie geht hier den Techniken nach, mit denen eine Serie von zwischen 1440 und 1470 entstandenen Bildwerken hergestellt wurde. Karl Halbauer befasst sich in seinem Beitrag „Ein höchst vollendetes Schnitzwerk“ mit dem Hochaltarretabel der Öhringer Stiftskirche. Das von Graf Kraft VI. von Hohenlohe und Helena von Württemberg zwischen 1495 und 1503 gestiftete Kunstwerk, von dem fünf Schreinfiguren und die Figurenbaldachine überdauert haben, kann stilistisch nicht überzeugend eingeordnet werden; der Autor charakterisiert den unbekanntem Schöpfer als eine „eigenständige Künstlerpersönlichkeit“, der verschiedene Einflüsse seiner Zeit verarbeitete und durchaus ebenbürtig neben den Größen seiner Zeit wie Tilman Riemenschneider, Veit Stoß oder Nicolaus Gerhaert steht.

D. Stihler

Dieter Kapf, Reinhard Wolf, *Steinkreuze, Grenzsteine, Wegweiser... Kleindenkmale in Baden-Württemberg*. Hrsg. vom Schwäbischen Heimatbund, Stuttgart (Theiss) 2000. 175 S., zahlr. Abb.

Dieses vom Schwäbischen Heimatbuch herausgegebene Buch soll das Bewusstsein für die oft unscheinbaren, aber trotzdem kulturell bedeutsamen Kleindenkmäler unseres Bundeslandes wecken und schärfen und steht – als Beitrag zur Bewusstseinsbildung – in einem Zusammenhang mit den Bemühungen um eine flächendeckende Kartierung dieser Stücke. Hierzu kann dieses schön gestaltete und fachkundig geschriebene Buch, das die Vielfalt der Kleindenkmäler deutlich hervorhebt, sicher einen Beitrag leisten. Es handelt sich um ganz verschiedenartige Dinge wie Brunnen, Wegweiser und Meilensteine, alte Straßen und Hohlwege, steinerne Ruhebänke, Gedenksteine und -tafeln, Grenzsteine, Sühne-, Pest- und andere Kreuze, Wengertmauern und -unterstände, Hauszeichen, Kruzifixe und manches andere. Die historischen Hintergründe werden erklärt und anhand von Beispielen aus Baden und Württemberg plastisch gemacht. Auch das württembergische Franken ist mit manchem Denkmal vertreten, so etwa mit dem „Fratzenbrunnen“ im Murrhardter Trauzenbachtal, einer Wolfsgrube bei Krauthheim, dem Hohlweg bei Rosengarten-Sanzenbach, mit den Bildstöcke des „Madonnenländchens“ oder durch die Pranger von Hall und Maienfels. Deutlich wird an dieser Auswahl allerdings auch, dass es gar nicht so einfach ist, zu definieren, was überhaupt ein „Kleindenkmal“ ist ...

D. Stihler

Britta Rabold, Egon Schallmayer, Andreas Thiel, *Der Limes. Die Deutsche Limes-Straße vom Rhein bis zur Donau*. Hrsg. vom Verein Deutsche Limes-Straße, Stuttgart (Theiss) 2000. 160 S., ca. 200 Abb.

Mit diesem großformatigen Band liegt ein gelungener Führer zu der seit 1996 eingerichteten „Deutschen Limes-Straße“ vor, zu deren Unterhaltung sich 70 Orte und Landkreise zusammengeschlossen haben. Sie hat sich mittlerweile zu einer der erfolgreichsten Ferienstraßen Deutschlands entwickelt.

Die seit über 100 Jahren betriebene systematische Erforschung des Limes, zu deren Vorläufern auch der Weikersheimer Christian Ernst Hanßelmann mit seinem 1768 in Schwäbisch Hall erschienen „Beweiß, wie weit der Römer Macht...“ gehört, ist eine Fülle von Informationen über diese Bauwerke und das Leben ihrer Besatzungen zu verdanken, die in diesem Buch sachkundig und gut verständlich aufbereitet werden. Neben den Beschreibungen zahlreicher Objekte und Sehenswürdigkeiten – vom einzelnen Wachturm bis zu großen Kastellen wie der Saalburg und den mittlerweile zahlreichen Museen – sind Tipps für Reiserouten und Wanderungen enthalten. Aus der Region sind die Kastelle von Osterburken, Jagsthausen, Öhringen, Mainhardt und Murrhardt, der rekonstruierte Limesabschnitt bei Grab-Erlach sowie der Limes-Sechseckturm bei Gleichen vertreten. Als einzige Kritik an diesem gelungenen Band, der Lust zum Selbst-Erwandern und -Erreisen macht, sei vermerkt, daß das große Format von über DIN A 4 die Brauchbarkeit als Reiseführer doch etwas einschränkt – im Packsattel eines Fahrrades oder im Rucksack wird man dieses gewichtige Werk nicht ohne weiteres unterbringen können.

D. Stihler

6. Archäologie

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1999. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden, Stuttgart (Theiss) 2000. 284 S., zahlr. Abb.

Wie jedes Jahr bietet auch der vorliegende Band der „Ausgrabungen“ eine Fülle von Informationen über die archäologischen Aktivitäten in Baden-Württemberg. Während in der Vergangenheit regelmäßig auch von mehreren Projekten im Raum Württembergisch Franken die Rede war, ist in diesem Jahr wenig aufzuführen – eigentlich nur eine Untersuchung der 1665/66 über einem Vorgängerbau errichteten Sebastianskapelle in Ellwangen von Armin Seidel und Michael Weihs. Das Gebäude war durch den Einbau einer Wohnung (!) ab 1836 stark verändert worden; die hier vorgestellte Untersuchung ist das Ergebnis einer umfassenden Restaurierung. Nur am Rande das Vereinsgebiet betreffend sind Darstellungen zur Ausgrabung eines schnurkeramischen Bestattungsplatzes in Lauda-Königshofen (C. Oeftiger), zu den Wehrtürmen des Westkastells von Welzheim (A. Thiel) sowie verschiedene Grabungsprojekte im westlichen Teil des Landkreises Heilbronn. Ansonsten klappt im Raum Nordwürttemberg (wie auch teilweise im badischen Landesteil) in der Karte ein auffälliges großes Loch. Grundproblem ist wieder einmal der oft beklagte Geld- und Personalmangel, der zur Konzentration auf Schwerpunkte wie Ladenburg zwingt. Man kann nur hoffen, daß dies nicht die ersten Anzeichen eines „Rückzugs aus der Fläche“ sind ...

D. Stihler

Hartwig Schmidt, Archäologische Denkmäler in Deutschland. Rekonstruiert und wieder aufgebaut, Stuttgart (Theiss) 2000. 160 S., ca. 250 Abb.

Die Römer, die Kelten, die Vergangenheit überhaupt übt nach wie vor eine hohe Anziehungskraft aus; von einzelnen Ausnahmen wie den Trierer Kaiserthermen abgesehen sind aus Ur- und Frühgeschichte, Antike und frühem Mittelalter in Deutschland jedoch kaum bauliche Überreste auf uns gekommen, die mit den antiken Stätten des Mittelmeerraums konkurrieren könnten. Was den Fachmann zu entzücken vermag, wird dem Laien meist wenig sagen: wer kann schon viel mit „verebneten“ Wällen, Pfostenlöchern oder zerfallenen Fundamentmauern anfangen? Da man zunehmend die wirtschaftliche, sprich touristische Bedeutung attraktiver Zeugen der Vergangenheit erkennt – man denke hier etwa an die auch unseren Raum berührende „Deutsche Limesstraße“ – steigt die Neigung, der unspektakulären Realität etwas auf die Beine zu helfen. Rekonstruktionen, „archäologische Parks“ und Freilichtmuseen sollen das zeigen, was die Originalzeugnisse nicht mehr hergeben. Manche

Bauwerke dieser Art wie die Saalburg bestehen schon recht lange, doch insgesamt hat sich der Bestand in den letzten Jahren stark vergrößert, zuletzt z. B. in Baden-Württemberg um die Nachbauten auf der keltischen „Heuneburg“ an der Donau.

Der Autor, Professor für Denkmalpflege in Aachen, gibt im vorliegenden Band einen Überblick über Geschichte und aktuellen Stand des Wiederaufbaus historischer Bauten und der Rekonstruktion historischer Lebenswelten und stellt die verschiedenen Aspekte und Probleme dieser Bemühungen dar. Breiten Raum nehmen römische Bauten ein, wobei auch der hölzerne Limesturm von Geißelhardt und der steinerne Turm von Grab-Erlach besprochen werden. Thematisiert werden jedoch auch Bauten der Ur- und Frühgeschichte, der Keltenzeit und der auf die Römer folgenden Phasen der Spätantike und des frühen Mittelalters.

Bemerkenswert ist, wie stark immer wieder politische und gesellschaftliche Gegebenheiten solche Rekonstruktionen beeinflusst haben – besonders deutlich wird dies bei Projekten aus der Zeit des „Dritten Reichs“, die den hohen kulturellen Stand der germanischen Rasse zu demonstrieren hatten und entsprechend qualitativ ausgeführt waren, ohne das dies unbedingt archäologisch zu belegen gewesen wäre. Hier wird die Zeitgebundenheit und Bedingtheit solcher Nachbauten besonders deutlich, die von Laien trotzdem meist als authentische Zeugnisse der Vergangenheit aufgefasst werden – ein Grundproblem dieser Rekonstruktionen. Man denke hier beispielsweise daran, wie die Unteruhldinger Pfahlbauten das Bild der Steinzeit und die Saalburg das Bild der Römerzeit geprägt haben und dies auch weiterhin tun, obwohl sie bekanntermaßen nicht mehr dem heutigen Wissensstand entsprechen.

Obwohl nicht grundsätzlich ablehnend, fällt die Bilanz Schmidts kritisch aus. Zweifelsohne können Rekonstruktionen für Laien wertvolle Hilfen sein, das Leben vergangener Zeiten zu verstehen; sie können zur Erhaltung von Denkmälern und zur Entwicklung von Geschichtsbewußtsein beitragen. Manche neuen Erkenntnisse sind auch einer ernsthaft betriebenen „experimentellen Archäologie“ zu verdanken. Andererseits sind immer wieder – teils erhebliche – Mißgriffe zu bemerken, die mangelnder Sachkenntnis, fehlenden Mitteln, heutigen Bauvorschriften oder dem Einsatz moderner Bautechniken zu verdanken sind. Das grundsätzliche Problem, dass eine „virtuelle“ Vergangenheit geschaffen wird, die keine Fakten, sondern quasi als Fakten getarnte Vermutungen wiedergibt, verstärkt sich durch eine Tendenz der letzten Jahre: vielfach sind „Museumsdörfer“ und „Freilichtmuseen“ z. B. im Rahmen von ABM-Maßnahmen gänzlich ohne oder ohne ausreichende wissenschaftliche Betreuung entstanden. Hier ist die Gefahr groß, dass stark fehlerhafte Darstellungen entstehen, die von den Besuchern trotzdem als wissenschaftlich abgesicherte Wiederherstellung angesehen werden. Fatal wäre es, so der Autor, wenn die Popularität einer „lebendigen Archäologie“ als Freibrief für eine „erfundene Archäologie“ betrachtet würde. Ziel und Richtschnur der „rekonstruierten Vergangenheit“ sollte das Bemühen sein, vom archäologischen Befund ausgehend zu interpretieren und zu rekonstruieren, dem Besucher ein dem Wissensstand unserer Zeit entsprechendes Bild der Vergangenheit zu geben – und diese Bedingtheit auch deutlich zu machen. Ob solche Mahnungen Gehör finden, ob sich nicht eher die allgegenwärtige Tendenz verstärkt, den wirtschaftlichen Nutzen als allein ausschlaggebend anzusehen und in diesem Fall zu dessen Förderung möglichst attraktive Projektionsflächen für Träumereien von einer „besseren Vergangenheit“ zu schaffen, wird die Zukunft zeigen.

Zur Meinungsbildung über dieses Thema kann dieses interessante und nicht zuletzt aufgrund der zahlreichen (rund 250) Abbildungen sehr anschauliche Buch nur empfohlen werden – sagt doch das Bild einer „Römermauer“ mit Zementputz und darunter zum Vorschein kommendem modernen Formziegelmauerwerk mehr über Sinn, Unsinn und Grenzen solcher Bauten aus als viele Worte ...

D. Stihler

Holger Baitinger, Die Hallstattzeit im Nordosten Baden-Württembergs. Mit einem Beitrag von Eva Burger-Heinrich. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 46), Stuttgart (Theiss) 1999. 608 S., 161 Abb.

Schwerpunkt dieser auf einer Dissertation beruhenden Arbeit über die Hallstattzeit (etwa 800 bis 500 v. Chr.) in unserer Region ist der Taubergrund. In den letzten Jahren fanden dort großflächige Ausgrabungen statt, deren Ergebnisse hier vorgelegt und ausgewertet werden. Ein wichtiges Anliegen des Autors ist die Vorlage des auf zahlreichen Bildtafeln widergegebenen hallstattzeitlichen Fundmaterials. Die unterschiedliche Funddichte bewirkt, dass der Kleinraum um Tauberbischofsheim im Mittelpunkt der Darstellung steht, während die Hohenloher Ebene aufgrund ihrer Fundarmut nur eine Randrolle spielen kann. Der Schwerpunkt liegt auf der Darstellung und Erläuterung der Funde aus dem Friedhof von TBB-Impfingen, dem mit 200 Gräbern größten untersuchten Friedhof der Hallstattzeit in Baden-Württemberg. Deutlich wird an den Funden eine Orientierung an der unterfränkische Hallstattgruppe und erhebliche Unterschiede zur Neckar- und Rhein-Main-Region. „Enttäuschend“ sind hingegen die Ergebnisse für das Siedelwesen im Taubertal. Die Fundstellen reihen sich „wie an einer Perlenschnur aufgezogen auf den Fluterrassen auf und beweisen damit ebenso wie in Hohenlohe die enge Bindung der Besiedlung an die Wasserläufe“ (S. 202). Bisläng konnte leider keine Siedlungsstelle auch nur annähernd vollständig untersucht werden. Deutlich ist jedoch, dass sich die Besiedelung auf die lößbedeckten, hochwasserfreien Niederterrassen des Taubertals beschränkte, während die Talauie unbesiedelt blieb – ein ähnliches Bild bietet sich auch im allerdings schlechter dokumentierten Bad Mergentheim. Das „dürftige Quellenbild“ zwischen Tauber und Neckar aufgrund fehlender oder schlecht dokumentierter Grabungen erlaubt wenig präzise Aussagen über diese Region. Angenommen werden kann jedoch eine kulturelle Ausrichtung des Hohenloher Raums nach Westen und ein weitgehendes Ausbleiben von Einflüssen aus dem Nordosten – also von Tauber und Mainfranken her. „Ganz offenbar“, so der Autor, „bildete die Wasserscheide zwischen Main und Neckar auch eine kulturelle Grenze“.

Wer sich schon mit der Vor- und Frühgeschichte unseres Raumes beschäftigt hat, weiß, wie weitgehend stichhaltige archäologische Untersuchungen hierzu fehlen. Diesem Mangel ein wenig abgeholfen zu haben, ist das Verdienst dieser Arbeit, die man als Grundlagenwerk im besten Sinne dieses Wortes bezeichnen kann.

D. Stihler

7. Kirchen- und Religionsgeschichte

Albrecht Ernst, Die reformierte Kirche der Kurpfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg (1649–1685) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 133), Stuttgart (Kohlhammer) 1996. 367 + XXXV S., mit einem Orts- und Personenindex sowie einer eingesteckten Karte.

Um es gleich vorweg zu sagen: A. Ernst gelingt es in seiner bereits im WS 91/92 in Mainz eingereichten kirchengeschichtlichen Dissertation, ein detailreiches und lebendiges Bild der reformierten Kirche in der Kurpfalz in den ersten Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg zu zeichnen. Dies ist zum einen auf eine der Darstellung offensichtlich zugrunde liegende beachtliche Archiv- und Quellenarbeit, zum anderen auf eine wohl durchdachte systematische Aufbereitung des Quellenmaterials zurückzuführen.

Nach einer kurzen Einleitung, die den Forschungsgegenstand näher bestimmt, einen knappen Überblick über den Forschungsstand gibt und schließlich die Quellenlage beleuchtet, untersucht der Vf. in den ersten drei Kapiteln die Rahmenbedingungen, unter denen sich der Wiederaufbau der reformierten Kirche in der Kurpfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg vollzog. Ernst beginnt mit einer Darstellung der Kurpfalz im allgemeinen und die kirchliche Situation im besonderen betreffenden Bestimmungen des Westfälischen Friedens. Durch sie eröffneten sich „der reformierten Kirche die hoffnungsvolle Aussicht ..., wiederum zur unumstrittenen Vorherrschaft in der Unterpfalz emporzusteigen“ (S. 16); jedoch vermochte durch verschiedene Sonderbestimmungen auch „das lutherische Bekenntnis

seine Position auszubauen“ (ebd.), während die ansehnliche katholische Minderheit rechtlich nur durch die allgemeinen Religionsbestimmungen der Westfälischen Friedensverträge (*devotio domestica* bei Duldung durch den Landesherren) abgesichert war. Jedoch gebot schon der desolante Zustand der restituierten kurpfälzischen Gebiete eine tolerante Religionspolitik. Für eine solche tolerante Politik steht Kurfürst Karl Ludwig (1649–80), dem das zweite Kapitel der Arbeit gewidmet ist. Über ihn urteilt A. Ernst: „Obwohl Karl Ludwig zeit seines Lebens der reformierten Lehre zugetan blieb, war ihm eine bemerkenswerte irenische und tolerante Denkart zu eigen...“ (S. 27). Nachdem er die äußeren Umständen des Lebens und politischen Wirkens Karl Ludwigs dargelegt hat, geht der Verf. dieser toleranten Religionspolitik des Kurfürsten im Einzelnen nach. Insbesondere wird das lebenslange Bemühen des Fürsten um eine Union zwischen Lutheranern und Reformierten nachgezeichnet, deren äußere Manifestation das Projekt der Mannheimer Konkordienkirche darstellt. Zum anderen zeigt A. Ernst aber auch auf, wie dieses Bemühen im Dienste der Staatsräson stand: „In seiner Konfessionspolitik ließ sich der pragmatisch denkende, absolutistische Kurfürst vom staatlichen Interesse leiten... Unter dem Eindruck der herrschaftsstabilisierenden Funktion einer einheitlichen Religion musste Karl Ludwig an einer homogenen Bevölkerungsstruktur interessiert sein.“ (S. 53).

Als drittes untersucht Ernst die demographischen und organisatorischen Grundlagen des Wiederaufbaus der reformierten Kirche nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Auswertung des Quellenmaterials ergibt hier für die Nachkriegskurpfalz nicht nur eine dezimierte Bevölkerung mit einer starken lutherischen und katholischen Minderheit, sondern zeigt zugleich die Schwierigkeiten der reformierten Kirche, wieder ein geregeltes kirchliches Leben und eine funktionierende kirchliche Organisation aufzubauen. Hier wie in den folgenden beiden Kapiteln hat Ernst seine Darstellung mit einer Fülle von Beispielen angereichert, ohne dabei jedoch ins Anekdotenhafte abzugleiten.

In dem durch die ersten drei Kapitel aufgespannten Rahmen zeichnet Ernst im folgenden sein Bild der reformierten Kirche der Kurpfalz, indem er zuerst die kirchlichen Ämter (ihre Struktur, Aufgaben und Besetzung) und deren Amtsträger untersucht, um anschließend auf das kirchliche Leben einzugehen. Im Hinblick auf die kirchlichen Ämter wird zum einem dem Kirchenrat als dem kirchenleitenden Organ und dessen „Entfaltungsmöglichkeit ... unter der absolutistischen Herrschaft Karl Ludwigs“ (S. 3) besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Vf. geht dabei ausführlicher auf die einzelnen Mitglieder des Kirchenrates ein. Während die Zwischeninstanz der Inspektoren nur kurz abgehandelt wird, liegt ein weiterer Schwerpunkt auf dem Pfarramt und der Pfarrerschaft. Hierbei gewinnen besonders auch die Verhältnisse auf der Ortsebene schärfere Konturen. Interessant ist der Bericht über den Versuch, eine auf Abgaben beruhende Alters- und Witwenversorgung in der Pfarrerschaft aufzubauen. Abschließend kommen die für die reformierte Tradition wichtigen Presbyterien zur Darstellung. Das besondere Augenmerk liegt in diesem Abschnitt auf der Spannung zwischen der relativen „Unabhängigkeit“ der Presbyterien und der zentralistischen kurfürstlichen Kirchenpolitik.

In den Mittelpunkt der Untersuchungen zum kirchlichen Leben stellt A. Ernst den Gottesdienst. An mehreren exemplarischen Fällen wird der häufig mangelhafte Zustand der Gotteshäuser, aber auch der – nach Ansicht der Geistlichen – mangelhafte Gottesdienstbesuch beleuchtet. Im einzelnen analysiert A. Ernst dann Ordnung und Praxis des Gottesdienstes sowie der Kasualien. Wie er anschließend zeigt, hatte auch der Schulunterricht mit analogen Schwierigkeiten zu kämpfen, d. h. unzureichender Unterbringung, schlechtem Besuch und Personalmangel. Der Einschätzung, dass „im Alltag der pfälzischen Kirche ... der Almosenpflege eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu [kam]“ (S. 254), entspricht die Darstellung der Almosenpflege als dritter Bereich des kirchlichen Lebens. Das Kapitel abschließend geht Ernst noch kurz auf Abweichungen von kirchlichen Glaubens- und Verhaltensnormen ein. Darunter fasst er eine Vielzahl von Verhaltensweisen – von moralisch-sittlichen Vergehen bis zur „Hexerei“ – zusammen.

Nach der Analyse der inneren Zustände der reformierte Kirche beschäftigt sich die Dissertation mit dem Verhältnis der reformierten Kirche und der kurfürstlichen Kirchenpolitik zur lutherischen und katholischen Minderheit. A. Ernst legt dar, wie zwar einerseits die pfälzische Regierung durch die vertraglichen Rechte lutherischer Gemeinden und durch den Schutz und die Unterstützung, den diese durch die lutherischen Mächte erhielten, auf Rücksichtnahme bedacht sein musste, wie sie aber andererseits diese Rechte und weitere Konzessionen nur sehr widerstrebend gewährte. Gegenüber der katholischen Minderheit zeigte sich die Regierung erst recht wenig duldsam (außer in wenigen begrenzten Ausnahmefällen). In beiden Fällen kam es in Kondominaten bei kirchlichen Angelegenheiten regelmäßig zu Streitigkeiten. Obwohl A. Ernst diese Unduldsamkeit nicht unmittelbar mit dem von Karl Ludwig initiierten Versuch einer liturgischen Union von Reformierten und Lutheranern kontrastiert – der nochmals ein eigener Abschnitt gewidmet ist –, machen seine Analysen doch ein gemeinsame Motiv beider sichtbar, nämlich die absolutistische Staatsauffassung, die auf ein homogene Konfessionszugehörigkeit der Untertanen zielt. In diesem Sinne interpretiert A. Ernst denn auch das Bemühen Karl Ludwigs um eine (wenigstens) liturgische Union, deren Verwirklichung die Mannheimer Konkordienkirche dienen sollte.

Die Arbeit schließt als Pendant zum Kapitel über Kurfürst Karl Ludwig mit einem kurzen Kapitel über die der irenischen Politik Karl Ludwigs entgegenlaufenden reformierten Restauration unter Kurfürst Karl II. Freilich zeigt der Verf., wie die Kirchenpolitik Karls aufgrund seiner Kinderlosigkeit bald auch von der Sorge um die Sicherung der Rechte der reformierten Kirche bei einem Übergehen der Herrschaft auf die katholische Pfalz-Neuburgische Linie bestimmt war.

Die vielen Details, die A. Ernst in seiner Dissertation über die Geschichte der reformierten Kirche der Kurpfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg zum Vorschein bringt und zu einem Gesamtbild zusammensetzt, lassen sich nur sehr unzureichend in einer Rezension zusammenfassen. Wer Interesse an kurpfälzischer Kirchengeschichte besitzt, wird hier eine gelungene Darstellung jener Dekaden finden.

C. Müller

Rainer Lächele, Jörg Thierfelder (Hrsgg.), *Wir konnten uns nicht entziehen*. 30 Porträts zu Kirche und Nationalsozialismus in Württemberg, Stuttgart (Quell) 1998. 555 S., zahlr. Abb.

Hier ist eine – vom Titel her – erstaunliche, vom Inhalt her jedoch wichtige und bemerkenswerte Publikation anzuzeigen. Dass man unter den Porträts, (darunter 3! Frauen) Personen aus dem (evangelischen) kirchlichen Leben – Theologen wie Laien – erwartet, liegt auf der Hand. Auch dass ein gewisser Prozentsatz von „Märzgefallenen“, d. h. jenen erbärmlichen Opportunisten, die nach der sog. Machtergreifung zu den Futtertrögen drängten, Aufnahme fanden, ist nachvollziehbar. Erstaunlich ist allerdings, dass auch sozusagen „geborene Nazis“ die kaum über kirchliche Bindungen verfügten, etwa Wilhelm Murr, Christian Mergenthaler oder Karl Waldmann – Crailsheims und Hohenlohes ranghöchster Nazi – vorgestellt werden. Bei ihnen stand ein Sich-Entziehen ja wohl nicht zur Debatte. Vom Titel her unerwartet treten uns schließlich auch Gegner des Regimes entgegen. Hier wird also ein verwirrender Titel, keinesfalls jedoch der Inhalt bemängelt.

Die Bedeutung des Bandes liegt darin, dass wohl erstmals in dieser Bandbreite beschämende biographische Sachverhalte offen thematisiert werden. Überspitzt formuliert wurde die bisherige unausgesprochene Leitlinie („Was nicht sein darf, kann nicht sein“) überwunden. Eher zurückhaltend deuten die Hrsg. dies mit der Feststellung an, die überwiegend jüngeren Autoren/innen gingen „möglicherweise unbefangener“ mit der Vergangenheit um.

Dies kommt gleich im ersten Beitrag, der von David Diephouse verfassten Kurzbiographie Theophil Wurms, überzeugend zum Ausdruck. Hier bedurfte es eines ausländischen Historikers, um den offenbar lebenslangen Antisemiten auf dem Bischofsstuhl nach zahlreichen publizistischen Eiertänzen endlich als solchen und – als praktizierenden Deutschnationalen

– auch unter die geistigen Wegbereiter der braunen Machthaber einzureihen. Diephouse tut dies behutsam und behandelt neben den zahlreichen „Sündenfällen“ natürlich auch Wurm nicht zu bestreitende Verdienste. Dennoch wird deutlich, wie gerade Wurm für Schuld und Versagen seiner Kirche über 1945 hinaus steht. Man denke nur an das Schweigen des gerne glorifizierten Stuttgarter Schulbekenntnisses zum Holocaust. Das anschließende Lebensbild Marie Wurms (von Hermann Ehmer) als treuer Dienerin hat dem Rez. nur Unbehagen bereitet.

Als Pendant zu Wurm mag Karl Fezer gelten. Hans Martin Müller ist erkennbar bemüht, dem Tübinger Ephorus und Theologie-Professor, der Hitler bewunderte, in die NDSAP eintrat, sich für die Deutschen Christen engagierte und zeitweise den „Reichsbischof“ beriet, gerecht zu werden. Bemerkenswert ist trotz aller Verstrickungen das Weitermachen nach 1945, als sei nichts gewesen. Fezers Suspendierung 1945 wurde, offenbar dank einer Intervention seines Mentors Wurm und der Fakultät, schnell aufgehoben...

Als weiteres – bedrückendes – Beispiel für einen, der sich keineswegs entzog, stellt Rainer Jooß den Pfarrer Erich Keller vor. Dieser stieß, von den Deutschnationalen kommend, bereits 1930 zur NSDAP und wirkte seit 1931 als Gaupropagandaredner. Nicht die akademische Karriere Kellers in brauner Zeit ist bemerkenswert, sondern vielmehr die Tatsache, dass es dem offenbar Unbelehrbaren gelang, schließlich als „Mitläufer“ entnazifiziert zu werden.

Dass den Wurm, Fezer oder Keller, den porträtierten Deutschen Christen wie Georg Schneider oder Immanuel Schairer regimekritische Theologen (u.a. Hermann Diem, Paul Schemp oder Otto Mörke) entgegengestellt werden, macht deutlich, dass nicht „die“ Landeskirche sondern „nur“ allerdings allzu viele ihrer Repräsentanten gegenüber dem Regime versagten. Die wohl abschreckendste und deprimierendste Vita unter den Nichttheologen ist die des faktischen württembergischen Innenministers der NS-Zeit, des aus Niederstetten stammenden Juristen Gottlob Dill. Frank Rabergs engagiertes Lebensbild zeichnet die Abgründe menschlicher Karrieregeilheit und Charakterlosigkeit auf: der „Aprilgefallene“ erlangte schließlich den Status eines „alten Kämpfers“. Obwohl über zahlreiche NS-Verbrechen informiert und z. T. auch involviert, blieb Dill nach 1945 ohne jede Einsicht oder gar Reue.

Die Lebensbilder der Wurm und Dill machen exemplarisch deutlich, dass das Weimarer Staatswesen praktisch von Anfang an weitgehend chancenlos war. Das Gros der im weitesten Sinne deutschnationalen Angehörigen des kirchlichen und außerkirchlichen Establishments taten seit Gründung der Republik ihr Möglichstes, um das demokratische Staatswesen zu diskreditieren und schließlich sturmreif zu machen für die braune Machtübernahme, die ja eigentlich eine Machtübergabe durch eben jene Kreise war. Bei manchen der Arbeiten hätte man sich demzufolge ein noch näheres Eingehen auf die politischen Orientierungen vor 1933 gewünscht.

H. P. Müller

Hansgeorg Molitor, Heribert Smolinsky (Hrsgg.), Volksfrömmigkeit in der frühen Neuzeit (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, Bd. 54), Münster (Aschendorff) 1994. 138 S.

„Die ‚Volksfrömmigkeit‘ erlebte in den letzten Jahrzehnten in mehrfacher Hinsicht eine wissenschaftliche Konjunktur.“ Außer Kirchenhistorikern interessieren sich neuerdings eine ganze Reihe von kultur- oder sozialgeschichtlich ausgerichteten Fächern für die Frömmigkeit des Volkes. Wichtige Anregungen hierfür stammten aus der französischen Diskussion, die deutsche folgte eher zögerlich. Problematisch ist natürlich schon der Begriff der „Volksfrömmigkeit“, die prinzipiell eine andere Art der Frömmigkeit – eine der Gebildeten, der Eliten oder der Theologen z. B. – voraussetzt. Um das Konzept in der Forschung umsetzen zu können, ist daher eher an einen ständigen Dialog zwischen den dichotomisch gesetzten Arten von Frömmigkeit zu denken. Behandelt werden kann unter dem Titel Volksfrömmigkeit ein breites Spektrum von Frömmigkeitsformen: Wallfahrten und Reliquienverehrung, Bruderschaften und Magie. Im vorliegenden Band werden entsprechend eine Vielzahl von

Zugängen vorgeführt. Klaus Ganzer beschäftigt sich mit dem Trienter Konzil, das für den katholischen Bereich die Grundlagen der Volksfrömmigkeit in den folgenden Jahrhunderten schuf, wenn sich auch die Mehrzahl der Konzilsbeschlüsse auf einem hohen theologischen Niveau bewegten. Wichtig wurde aber die durch Trient geprägte Atmosphäre, die außer durch die Wiederbelebung älterer Frömmigkeitsformen vor allem durch eine einschneidende Verkirchlichung, die pompöse Ausgestaltung von Prozessionen und Festen, die Hervorhebung der Eucharistie, eine prononcierte Marienfrömmigkeit und eine ausgedehnte Heiligenverehrung gekennzeichnet war. Heribert Smolinsky untersucht das Freiburger Druckereiwesen im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts, dessen katholischer Charakter nach 1585 eindeutig war (vorher hatte ein lutherischer Drucker katholische Reformschriften hergestellt!). Der lutherischen Seite wendet sich Bernhard Vogler zu, der die verschiedenen Elemente analysiert, die zur Ausbildung einer lutherischen Mentalität führten. Peter Thadäus Lang illustriert anhand von Visitationsberichten die zahlreichen „Verfehlungen“, die den Kirchenreformern auffielen, als sie sich den vor allem ländlichen Gemeinden zuwandten. Kirche und Friedhof waren soziale Brennpunkte, keine heiligen Orte, das Wirtshaus ein erfolgreicher Konkurrent der Kirche und religiöse Feste wurden gerne gefeiert – allerdings nicht ihres theologischen Gehaltes wegen. Die Rolle der Bruderschaften untersucht Bernhard Schneider, die nach dem Tridentinum Eingang in die Lebenswelt katholischer Laien in der Stadt und auf dem Land fanden. Sie wurden zwar von den weltlichen und geistlichen Obrigkeiten instrumentalisiert, um bestimmte Verhaltensweisen durchzusetzen, ermöglichten aber auf der anderen Seite auch eigenständige religiöse Ausdrucksformen der Laien. Am Beispiel der Prozessionen und Bruderschaften im Erzstift Köln, der Reichsstadt Köln und den Herzogtümern Jülich und Berg beschreibt Hansgeorg Molitor die Frömmigkeitspraxis der einfacheren Leute, wobei gerade Frauen eine gewisse Widerständigkeit entwickelt zu haben scheinen. Paul Münch führt in die Argumentation der Aufklärung ein, die die Kosten der unterschiedlichen katholischen und protestantischen Frömmigkeitspraxis zu kalkulieren trachtete, und einen „billigen“ Protestantismus dem „teuren“ Katholizismus gegenüberstellte. Abschließend bietet Robert W. Scribner einen Überblick über Terminologie und Forschungsansätze zum Bereich Volksglauben, wobei insbesondere seine Ausführungen zur unumgänglichen Quellenkritik Beachtung verdienen. A. Maisch

Monika Richarz, Reinhard Rürup (Hrsgg.), Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte, (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts, Bd. 56), Tübingen (Mohr Siebeck) 1997. 444 S., 10 Abb..

Jüdisches Leben auf dem Land fand von Ausnahmen abgesehen auf wissenschaftlicher Seite bis in die achtziger Jahre hinein kein Interesse. Juden galten als Stadtbewohner par excellence. Doch nicht zuletzt durch lokale Initiativen angestoßen, beschäftigen sich nunmehr unter anderem die Geschichtswissenschaft, die Volkskunde und die Judaistik intensiver mit diesem Bereich der jüdischen Vergangenheit. Der vorliegende Band ist dafür ein Beispiel, denn er geht auf eine interdisziplinäre Tagung aus dem Jahr 1992 zurück und bietet Beiträge zu zahlreichen Aspekten dieser neueren Forschungen. Der Sammelband umfaßt 22 Aufsätze, die alle ein hohes Niveau erreichen und verdient hätten, besprochen zu werden. Dies ist jedoch unmöglich, weshalb im folgenden nach einer kurzen Vorstellung der Aufsatzthemen nur grundlegende Aspekte ausführlicher behandelt werden.

Die Beiträge sind auf neun Kapitel aufgeteilt, wobei allerdings drei Kapitel aus nur je einem Aufsatz bestehen. Den Anfang bildet eine knappe Forschungsübersicht durch Monika Richarz, die sich bereits wiederholt mit diesem Thema auseinandergesetzt hat. Danach folgen im zweiten Kapitel Artikel zur Frühen Neuzeit, die sich sowohl der Vertreibung (J. Friedrich Battenberg) als auch der inneren Organisation (Stefan Rohrbacher) zuwenden. Dabei zeigt Battenberg vor allem, daß es keine direkte Verbindung der Vertreibungen aus den Städten zu den Ansiedlungen in den Dörfern gibt. Vielmehr wanderten die Juden eher von einer Stadt zur nächsten oder in die der Vertreibungsstadt naheliegenden Dörfer ab, um

von hier aus ihre alte Wirtschaftstätigkeit fortzuführen. Außerdem liefert Michael Toch einen etwas zu kurzen und auf den Agrarbereich begrenzten Einblick in die ländliche Wirtschaftstätigkeit, während Mordechai Breuer die Religion näher betrachtet. Das dritte Kapitel bilden Arbeiten mit dem Schwerpunkt des 19. Jahrhunderts, die den Raum östlich der Elbe untersuchen (Steffi Jersch-Wenzel, Arno Herzog) sowie Auswanderung (Avraham Barkai), Emanzipation (Reinhard Rürup) und Antisemitismus (Robert v. Friedeburg, Jacob Toury) thematisieren. Im folgenden Kapitel werden die dinglichen Quellen am Beispiel von Synagogenausstattungen (Annette Weber) und Genisoth (Frowald G. Hüttenmeister) sowie das religiöse Leben (Steven M. Lowenstein, Jacob Borut) betrachtet. Im sechsten Kapitel geben Paula E. Hyman und Gisela Roming Einblicke in die jüdischen Familien der Regionen Elsaß und Baden, worauf im siebten Kapitel das Schulwesen von Uri R. Kaufmann und Rainer Sabelleck erforscht wird, während sich Michael Schmidt dem Verhältnis von „Landjuden“ und deutscher Literatur zuwendet. Den Abschluß des Bandes bilden je ein Beitrag zur Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland (Christhard Hoffmann) und zur Erinnerung an die ehemaligen „Dorfjuden“ (Utz Jeggle).

Sämtliche Autoren des Sammelbandes haben bereits an anderer Stelle zur jüdischen Geschichte und Kultur publiziert. Sie gehören großteils zu einem Kreis von Wissenschaftlern, die sich seit langem mit diesem Aspekt unserer Vergangenheit auseinandersetzen, Reinhard Rürup, Utz Jeggle und Arno Herzog beispielsweise seit den 1960er Jahren. Daß der Band auf intensive Forschungsarbeiten zurückgeht, zeigt die hohe Qualität der Beiträge. Positiv muß zudem hervorgehoben werden, daß sich unter den Autoren nicht nur deutsche Wissenschaftler, sondern auch solche aus Großbritannien, Israel, der Schweiz und den USA befinden. Hierdurch kann einerseits der Gefahr einer eingeschränkten deutschen Sichtweise entgegengewirkt und andererseits die internationale Forschung für deutsche Leser erschlossen werden.

Die Herausgeber beabsichtigten, eine Zwischenbilanz der bisherigen Forschung zu liefern, was ihnen gelungen ist. Bei der Lektüre der einzelnen Aufsätze wird sehr schnell klar, daß jüdische Geschichte auf dem Land ein integraler Bestandteil der allgemeinen jüdischen Geschichte ist. Darüber hinaus gelingt es, die immense Vielfalt jüdischer Lebensformen aufzudecken. Allerdings liegt der Schwerpunkt der einzelnen Untersuchungen auf Süd- und Westdeutschland, so daß Regionen wie Westfalen, aber auch Niedersachsen und das östliche Deutschland nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Hier bleiben Lücken, die nur zum Teil durch andere Veröffentlichungen geschlossen werden können. Auch müssen besonders die Verhältnisse des 16. bis 18. Jahrhunderts intensiver als bisher in den Blick genommen werden. Ob die systematische Erforschung der „Landjuden“ noch immer am Anfang steht, wie Monika Richarz vermerkt (S. 7), scheint jedoch zweifelhaft. In den letzten Jahren sind zahlreiche quellengestützte Untersuchungen zu einzelnen Gemeinden/Regionen und Aspekten des ländlichen Raums durchgeführt worden. Der vorliegende Tagungsband zeigt ebenfalls die Breite der Forschungen an. Auch die zu recht angemerkten Desiderate werden bereits angegangen, wie das Beispiel von Bernd-Wilhelm Linnemeier zeigt, der sich mit dem in Westfalen liegenden Fürstbistum Minden und der frühen Neuzeit in einzelnen Beiträgen beschäftigt hat.

Problematisch zeigt sich jedoch der Gebrauch der Begriffe „Landjuden“ und „Landjudentum“. Diese transportieren zum einen Klischeevorstellungen wie traditionell, ungebildet, provinziell und arm. Zum anderen sind sie nicht genau zu definieren, weshalb auf ihre Verwendung im Titel des Bandes verzichtet wurde. In den einzelnen Texten werden sie aber oft verwandt. Die von Monika Richarz in dem Band angebotene Lösung, Dörfer und Kleinstädte bis 5.000 Einwohner einzubeziehen und den Begriff „Landjudentum“ flexibel zu handhaben (S. 5), überzeugt nicht. Gewiß darf nicht allein die Verleihung von Stadtrechten das Unterscheidungsmerkmal zwischen „Stadtjuden“ und „Landjuden“ sein. Die Einwohnergröße der Siedlungen kann jedoch ebenfalls nicht Kriterium sein, denn ein Ort mit 5000 Einwohnern ist Ende des 19. Jahrhunderts sicherlich als Kleinstadt anzusehen, doch wäre

ein solcher im 17. Jahrhundert nicht als solche bezeichnet worden. Die Forschung sollte sich von dem Begriff „Landjudentum“ lösen und könnte auf Raumkonzepte zurückgreifen, die auf den Funktionen eines Ortes und seiner jüdischen Gemeinde basieren. Dann wäre es egal, ob eine Siedlung Stadtrechte erhalten hat und wie groß sie ist. Kaum ein Forscher würde denn auch von „Stadtchristen“ und „Landchristen“ sprechen, um das ländliche von dem städtischen Leben zu unterscheiden.

Bei der Ausstattung des Sammelbandes bleiben kaum Wünsche offen, denn neben dem angebotenen Literaturverzeichnis erleichtern das Personen- und das Ortsregister die Arbeit mit dem Band erheblich. Allein das Fehlen eines Sachregisters ist anzumerken, denn ein solches hätte jedem Forscher geholfen, der Angaben zu bestimmten Aspekten und nicht zu Orten sucht. Zum Schluß bleibt festzuhalten, daß der vorliegende Band über jüdisches Leben auf dem Land für all die empfohlen werden kann, die sich mit jüdischer Geschichte außerhalb der Metropolen beschäftigen. Gerade für Lokalforscher bietet er breites Material zum Vergleich mit den örtlichen Befunden und so die Möglichkeit, eigene Ergebnisse in einen größeren Rahmen zu stellen.

J. Hoppe

Michael Trauthig, *Im Kampf um Glauben und Kirche. Eine Studie über Gewaltakzeptanz und Krisenmentalität der württembergischen Protestanten zwischen 1918 und 1933* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 27), Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verlag) 1999, 448 S.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung einer Tübinger Dissertation. Der Autor geht in dieser mentalitätsgeschichtlich ausgerichteten Arbeit der Haltung der württembergischen Protestanten gegenüber der durch eine erhebliche Brutalisierung charakterisierte politischen Kultur in der Weimarer Republik nach. Anhand der kirchlichen Presse analysiert er die dort deutlich werdenden Einstellungen und Meinungen zu den Themenkomplexen „innenpolitische Gewalt“, „Diskussion um Krieg und Frieden“, „Feindbilder“, „politische Feinde“ und „Erinnerung an den Weltkrieg“.

Gerade wenn man selbst im kirchlichen Bereich engagiert ist, wirkt dieser Einblick in eine völlig fremde Vorstellungswelt einigermaßen erschreckend, auch wenn man schon andersorts mit Aspekten dieses Denkens konfrontiert wurde. Deutlich wird ein in seiner Tiefe kaum zu überschätzender Kulturbruch, der die heutigen Christen – auch die theologisch und politisch konservativen – von diesen Generationen trennt. Trauthig kommt zu dem Schluss, dass die meisten protestantischen „Kirchentreuen“ in Württemberg nichts gegen die politisch motivierten Gewalttätigkeiten einzuwenden hatten, weil man zum einen seit Jahren daran gewohnt war, zum anderen Gewalt als Element der gesellschaftlichen und zwischenstaatlichen Beziehungen akzeptierte. Als Faktoren, die zu dieser Einstellung beitrugen, nennt der Autor einen deutschen Sendungsglauben, ein nicht-säkularisiertes Zeitbewusstsein (d. h. man rechnete sehr konkret mit dem Wirken Gottes in der Geschichte), den Einstellungskomplex der „autoritären Strenge“ und ein sehr tiefgehendes Krisenbewusstsein, das aus der Revolution von 1918 resultierte und einerseits durch die politischen und wirtschaftlichen Krisen, andererseits dadurch erneuert wurde, dass man die Weimarer Republik mit den als feindlich empfundenen Mächten Sozialismus („Bolschewismus“), Katholizismus und Liberalismus identifizierte und sich deshalb latent bedroht fühlte. Eine Schlüsselrolle weist Trauthig dem Umgang mit dem Erlebnis des 1. Weltkriegs zu; die Glorifizierung von Krieg und Soldatentum, von „Opfer“ und „Vermächtnis“ der Gefallenen im Kontext eines rückwärtsgewandten Nationalismus förderte diese Einstellungen. Dieser tiefsitzende Nationalismus und der Glaube, aus den selben Feindbildern dieselben Ziele ableiten zu können, bewirkte, dass man in kirchlichen Kreisen den Nationalsozialismus weithin unkritisch bis positiv sah und glaubte, in der „Machtergreifung“ Gottes segnende Hand wirken zu sehen. Über die bereits vor der Machtergreifung verübten Gewalttaten der Nationalsozialisten und anderer Rechtsextremisten sah man hinweg, verharmloste sie oder rechtfertigte

sie sogar. Stereotypen und Feindbilder verhinderten eine Wahrnehmung gesellschaftlicher und politischer Gegebenheiten in ihrer Komplexität. Dass diese „Denkfallen“ keine Zwangsläufigkeiten waren, zeigt der Autor an den „christlichen Sozialisten“, die quasi als positives Gegenbild dienen. „Die ängstliche Aufgeregtheit, die die Stellungnahmen so vieler Kirchentreuen in den Notzeiten der Republik erfasste, bestimmte nicht das Denken und Handeln dieser Außenseiter. Es könnte daher sein, dass ihnen, theologisch gesprochen, die reformatorische Gnadengewissheit auch in Krisenzeiten sicheren Schritt verlieh, so dass sie sich, der Sündhaftigkeit des Menschen bewusst, für einen Abbau von Feindbildern und die internationale Aussöhnung einsetzen konnten“ (S.406).

Trauthig hat ein sehr aufschlussreiches, auf einer umfangreichen Quellengrundlage beruhendes Buch geschrieben, dass sich auch bei Arbeiten auf lokaler Ebene als ausgesprochen hilfreich erweist. So findet man hier auf die Frage nach den Gründen der aus heutiger Sicht schwer verständlichen (und erträglichen) kirchlichen Freudenbekundungen zur NS-Macht ergreifung 1933 fundierte Antworten. Störend wirken allerdings die großzügig eingestreuten, moralisierenden Wertungen des Autors. Der unerfreuliche Charakter der dargestellten Einstellungen und Äußerungen wird dem Leser auch ohne den stets wiederkehrenden Hinweis auf die „Verblendung“ der damals Handelnden nur zu deutlich.

D. Stihler

8. Herrschafts-, Regional- und Landschaftsgeschichte

David Chytraeus, Kraichgau. De Creichgoia. Faksimilie der Ausgabe Wittenberg 1561 mit Übersetzung und Nachwort. Zum Chytraeus-Jahr 2000 im Auftrag des Heimatvereins Kraichgau e.V. und der Stadt Kraichtal hrsg. und neu übersetzt von Reinhard Düchting und Boris Körkel, Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 2000. 145 S.

Der Theologe David Chytraeus wurde am 26. Februar 1530 im hohenlohischen Ingelfingen in eine Pfarrfamilie geboren. 1531 zog die Familie nach Menzingen im Kraichgau. David besuchte die Lateinschule von Gemmingen und wechselte bereits im Alter von 9 Jahren an das Stift und die Universität Tübingen. Als 14jähriger kam er in das Haus Melanchthons in Wittenberg, der den jungen Theologen sehr schätzte und 1551 an die Universität Rostock empfahl, um diese konsolidieren zu helfen und dort die Reformation zu etablieren. Chytraeus wirkte in Rostock bis zu seinem Tode im Jahr 1600 als Theologieprofessor. Nach Philipp Melanchthon gilt er als bedeutendster Theologe aus dem Kraichgau der Reformationszeit – trotz seines hohenlohischen Geburtsorts hat Chytraeus diese Region auch als seine Heimat empfunden. Die Rede „De Creichgoia“ hielt Chytraeus 1558 vor Studenten in Rostock und ließ sie drei Jahre später in Wittenberg drucken. Die große Bedeutung dieses Werks liegt darin, daß sie nicht nur die früheste monographische landeskundliche Darstellung des Kraichgaus ist, sondern zu den ersten landeskundlichen Darstellungen einer deutschen Region überhaupt zählt. In mancher Hinsicht – z. B. der Reformationsgeschichte – besitzt sie auch heute noch einen großen Quellenwert. So ist dieser mit einem sachkundigen Nachwort versehene Nachdruck die sicher angemessenste Würdigung des gebürtigen Ingelfingers.

D. Stihler

Christian Keitel, Herrschaft über Land und Leute. Leibherrschaft und Territorialisierung in Württemberg 1246–1593 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 28), Leinfelden-Echterdingen (DRW) 2000. 287 S.

Die Historie ist eine Wissenschaft, die sich auch mit Denkmälern befasst, sie für ihre Zwecke benutzt, interpretiert, neu betrachtet – und manchmal auch stürzt. Dies gilt auch für die Denkmäler der eigenen Zunft, herrschende Meinungen also, Lehren von Forschern, die gleichsam monumental das Bild von ganzen Epochen geprägt haben. Eines dieser Denkmäler der Verfassungsgeschichte ist sicherlich Otto Brunner, dessen Werk „Land und Herr-

schaft“ lange Zeit prägend gewirkt hat. Der Titel des vorliegenden Werkes erweckt den Anschein, als ob nun eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Brunners schon von verschiedenen Seiten her kritisierten Lehren stattfinde – doch dieser Eindruck täuscht. In einer einzigen längeren Fußnote (Anm. 9 auf S. 2f.) wird darauf verwiesen, dass die Verhältnisse im Südwesten Deutschlands andere gewesen seien als in Österreich, das Brunner untersucht hatte, zumal hier eine Deckungsgleichheit zwischen beherrschtem Territorium und beherrschten Bewohnern nicht gegeben gewesen sei. Das Ergebnis der Arbeit zeigt (vordergründig eigentlich ganz im Sinne Brunners), dass die Grafen von Württemberg im Laufe der Zeit immer stärker dazu übergingen, ihre Herrschaft auch über Leute territorial zu verstehen – mit anderen Worten: Man behandelte den eigenen Besitz wie ein „Land“, über dessen Bewohner man auch herrschte; Unterschiede zwischen personaler und territorialer Herrschaft bemühte man sich zugunsten des Territoriums einzuebnen. Allerdings – und dies ist der entscheidende Punkt – mussten die Grafen von Württemberg mühsam erst erarbeiten, was in Österreich schon vorhanden war, die eben angeführte Deckungsgleichheit zwischen beherrschtem Territorium und beherrschten Bewohnern, wozu man sich auch der Leihherrschaft bediente. Diesen württembergischen Weg zeichnet der Verf. in einer klar strukturierten, auf einer breiten Quellenbasis zumeist ungedruckter Quellen bis in die frühe Neuzeit hinein nach. Sichtbar werden in der Gesamtschau so die Grundlinien der württembergischen Politik auf lokaler Ebene, in gewisser Weise eben die Vorgänge, die konkret hinter dem oft berufenen „Territorialisierungsprozess“ standen. Die klare Begrifflichkeit des Autors, auf immerhin 33 Seiten (S. 9–42) dargelegt, ermöglicht es, über die Fülle lokaler Zusammenhänge hinweg die große Linie nicht aus dem Blick zu verlieren; die Aussagekraft insbesondere der Besteuerungsarten liefert letztlich den Ansatzpunkt für die Bewertung der dargelegten Phänomene. Eine genuin empirisch-landesgeschichtliche Arbeit also, die auf theoretische Debatten verzichtet – ihnen aber gleichzeitig die Grundlage liefert. *G. Lubich*

Peter Kolb, Ernst-Günter Krenig (Hrsgg.), *Unterfränkische Geschichte*, Band 4/1: Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Eingliederung in das Königreich Bayern. Würzburg (Echter Verlag) 1998. 559 S., mehrere Karten, Tabellen, Schaubilder und Abbildungen.

Die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung der ehemaligen Reichsterritorien im Gebiet des heutigen bayerischen Regierungsbezirks Unterfranken zwischen 1648 und 1818 steht im Mittelpunkt des ersten Teils des vierten Bandes der von Peter Kolb und Ernst-Günter Krenig herausgegebenen „Unterfränkischen Geschichte“. In elf Beiträgen wird die turbulente und wechselhafte Geschichte einer Epoche beschrieben, in der das Alte Reich seine letzte Blütezeit erlebte und anschließend sein Ende fand.

Für Unterfranken mit seinem stolzen Fürstbistum Würzburg waren die ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine Zeit der territorialen Odyssee, in der es binnen weniger Jahre zu mehrfachen Herrschaftswechseln kam. Erst nach dem Wiener Kongress kehrte mit der endgültigen Festsetzung Bayerns am Untermain Stabilität ein. 1802/3 gelang es dem Kurfürstentum Bayern, mit der Säkularisierung des Hochstifts Würzburg in Franken Fuß zu fassen. Doch der französisch-österreichische Krieg, der Frieden von Schönbrunn sowie die Errichtung des Rheinbundes 1806 beendeten die bayerische Herrschaft schon nach wenigen Jahren. Würzburg wurde unter Erzherzog Ferdinand von Toskana Großherzogtum und zugleich österreichische Sekundogenitur. Demgegenüber stieg der ehemalige Erzbischof von Mainz, Karl Friedrich von Dalberg, der die rechtsrheinischen Überreste seines Kurfürstentums von seiner Residenz in Aschaffenburg aus regierte, 1806 zum Fürstprimas und 1810 zum Großherzog von Frankfurt auf. Die Niederlage Napoleons und der Wiener Kongress bereiteten den beiden Großherzogtümern Würzburg und Frankfurt ein rasches Ende und brachten die Wiederkehr der bayerischen Herrschaft, die dieses Mal von Dauer war. Angesichts dieser wechselhaften Geschichte Unterfrankens zum Ende des Alten Reiches ist es

verständlich, dass die Jahre nach 1803 in den Beiträgen des vorliegenden Bandes recht breiten Raum einnehmen.

Drei Aufsätze befassen sich eingangs mit den „politischen Gestaltungskräften im Zentrum Mainfrankens“, wobei hierbei naturgemäß das Fürstbistum Würzburg im Vordergrund steht. Im Titel „Im Kräftespiel der Reichspolitik“ formuliert Herbert Schott bereits seine These zur „Außenpolitik“ des Hochstifts. Das Fürstbistum war auch nach 1648 von den zahlreichen Reichskriegen unmittelbar betroffen. Als geistliches Territorium geriet es im 18. Jahrhundert zunehmend in die Defensive, da die Säkularisation wie ein Damoklesschwert über dem fürstbischöflichen Thron schwebte. Die Nähe zum habsburgischen Kaiser wurde daher als sicherste Garantie der eigenen Existenz angesehen, was den Fürstbischof in der Zeit des wittelsbachischen Kaisers Karl VII. in große Verlegenheit stürzte. Doch auch die bis zum Schluss, bis 1801, betriebene Reichs- und Kaisertrou konnte die Säkularisation und damit den Untergang des Hochstiftes nicht verhindern. Der innere Aufbau des Fürstbistums Würzburg ist Gegenstand des Beitrags von Dietmar Willoweit, der die Staatsorganisation und Verwaltung anhand einer zeitgenössischen Quelle, einem „Hof-, Stands- und Staats-Calender“ aus dem Jahr 1747, beschreibt. Recht anschaulich gelingt es ihm, den für geistliche Territorien typischen Wildwuchs an Behörden ebenso anschaulich darzustellen wie Würzburger Besonderheiten etwa im Rahmen der Gerichtsverfassung. Rudolf Endres schließlich widmet sich der Herrschaftselite der Region, dem Adel. In seinem kursorischen Überblick gelingt es ihm jedoch nur bedingt, ein spezifisches Sozialprofil herauszufiltern, beschränkt er sich doch überwiegend auf die Nennung der wichtigsten adeligen Familien und die Schilderung von Dynastie- und Familienpolitik.

Ähnlich wie in den vorausgegangenen Bänden nimmt die Geschichte der weniger bedeutenden Territorien im heutigen Regierungsbezirk Unterfranken breiten Raum ein. Ende des 18. Jahrhunderts, nach der französischen Besetzung des linken Rheinufer, stieg mit Aschaffenburg eine weitere Stadt in Unterfranken zum Regierungssitz eines wichtigen geistlichen Territoriums auf. Günter Christ beschreibt diese Entwicklung ebenso wie die turbulenten Jahre des Dalbergstaates, wobei er sich leider auf die Schilderung normativer Veränderungen durch außenpolitische Verträge und innere Verwaltungsordnungen beschränkt. Erwähnung finden in diesem Zusammenhang auch die 1803 vergrößerten und 1806 mediatisierten Territorien der Leiningen und der Löwenstein-Wertheimer. Wie schon in Band 3 der „Unterfränkischen Geschichte“ behandeln Johannes Merz und Uwe Müller die Geschichte der Gebiete des Fürstbistums Fulda bzw. der freien Reichsstadt Schweinfurt. Beide Beiträge bestechen dadurch, dass sie über die Schilderung der politischen Fakten hinausgehen und auch wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche Fragen miteinbeziehen. Von Interesse sind vor allem die Ausführungen von Merz zu Schweinfurt – und hier drängen sich geradezu Parallelen zu Schwäbisch Hall auf –, der mit der Legende aufräumt, dass das Ende der Reichsunmittelbarkeit von Reichsstädten seitens der Bevölkerung nur negativ gesehen wurde; im Gegenteil, viele empfanden das Ende des elitären Ratsregiments und die Beseitigung der enormen Verkrustungen in Wirtschaftsleben und Verwaltung als Segen.

Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen stehen unter der Überschrift „Die Bewohner und die Gestaltung des Raumes“ im Zentrum der Beiträge von Winfried Schenk, Werner Loibl, Peter Kolb und Hans-Michael Körner. Winfried Schenk schildert, wie nach dem Aderlass des Dreißigjährigen Krieges ein weitgehend ungebrochener Bevölkerungsanstieg verbunden mit einer rückläufigen Landausstattung der Bevölkerung die Menschen in Unterfranken im 18. Jahrhundert zusehends in eine Versorgungskrise stürzte, die durch Auswanderung nur zu einem gewissen Teil gemildert werden konnte. Abhilfe musste daher eine stärkere Inanspruchnahme der natürlichen Ressourcen schaffen, unterstützt durch eine Verbesserung der Infrastruktur wie dem Chausseebau. Schenk beschreibt recht eindringlich die gestiegene Bedeutung von Waldwirtschaft und Weinbau für Herrschaften und Untertanen gleichermaßen. Die Verarbeitung der Rohstoffe wurde seit Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend in Manufakturen durchgeführt, die Thema des Beitrags von Werner Loibl sind.

Loibl wendet sich in seinen Ausführungen gegen die bislang vorherrschende Geringschätzung des Manufakturwesens in Unterfranken und belegt deren Bedeutung mit einer umfangreichen Aufzählung der vorindustriellen Großbetriebe in der Region. Erwähnenswert ist dabei sein Befund, dass eine überdurchschnittlich große Zahl der Manufakturen von Ausländern gegründet und betrieben wurde. Wie in Band 3 sind die sozialen Versorgungseinrichtungen und das Medizinal- bzw. Gesundheitswesen Thema des Beitrags von Herausgeber Peter Kolb. Sein kenntnisreicher Überblick illustriert die Mannigfaltigkeit und letztlich auch die Unübersichtlichkeit der sozialen Versorgungseinrichtungen und Spitäler im Hochstift Würzburg gegen Ende des Alten Reichs, die typisch für ein geistliches Territorium war. Den bildungspolitischen Einrichtungen wendet sich im Anschluss Hans-Michael Körner zu. Er konstatiert eine äußerst heterogene Struktur in diesem Sektor, wobei er freilich in seinen Ausführungen selten über normative Schilderungen hinausgeht. Nur wenig ist über die faktische Ausgestaltung des in Verordnungen festgeschriebenen Rahmens zu erfahren, wobei dieses Defizit zugegebenermaßen weniger dem Autor als vielmehr einer undurchsichtigen Quellenlage zuzuschreiben ist.

Die territoriale Odyssee des heutigen Regierungsbezirks Unterfranken nach 1803 und nach dem Ende des Alten Reiches 1806 ist Gegenstand des Beitrags von Harm-Hinrich Brandt. Nach der Besitzergreifung des Hochstiftes Würzburg durch Bayern suchte Staatsminister Montgelas tiefgreifende Reformen im neuen Territorium einzuleiten. Sowohl Verwaltung als auch Justiz hatte er hierbei im Visier, gleichzeitig war aber auch die Entflechtung von Staat und Kirche hin zur Schaffung eines überkonfessionellen Staatswesens sein Ziel. Diese Modernisierungspolitik Bayerns in Unterfranken wurde durch die politischen Veränderungen im Jahr 1805/06 und den dadurch bewirkten Herrschaftswechsel jäh unterbrochen. Erzherzog Ferdinand von Toskana sah sich nach seinem Einzug in Würzburg zahlreichen Problemen gegenüber. Neben dem Verlust wichtiger Fachleute in der Verwaltung, die es nach Bayern zog, und neben der verunsicherten Bevölkerung hatte er vor allem mit der Tatsache zu kämpfen, dass die Bayern vor ihrem Abzug aus Würzburg die Staatskasse geplündert hatten. Der gestalterische Spielraum Ferdinands war daher äußerst gering. Auch die Tatsache, dass zahlreiche Probleme in den vergangenen Jahren zwar angegangen, ihre Lösung aber auf halbem Wege stecken geblieben war, trug nicht dazu bei, konstruktive Politik im Sinne eines kontrollierten Staatsaufbaus zu praktizieren. Letztlich herrschte in der Zeit des toskanischen Zwischenspiels Gesetzgebungsstillstand – so der Befund Brandts. Erst das Ende des Großherzogtums und der Wiederanfall an Bayern eröffnete die Möglichkeit, an die angefangenen Reformvorhaben anzuknüpfen.

Peter Kolb und Ernst-Günter Krenig ist es wiederum gelungen, einen Kreis ausgewiesener Experten für ihr Vorhaben zu gewinnen. Die in ihrer Mehrzahl gelungenen Beiträge zu politischen Ereignisgeschichte und zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte werden jeweils ergänzt durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat und ein Literaturverzeichnis. Ausgespart wurden im vorliegenden Band die Themen Konfessionalisierung und religiöses Leben, Bildende Kunst, Musik, Literatur und Theater. Sie sind einem eigenen Band vorbehalten. Besonders erwähnenswert ist schließlich die separat beigelegte Karte, ein Faksimile einer Landkarte des Hochstiftes Würzburg und der angrenzenden Territorien von 1791 im Format 80 × 50 cm. Ihre Ausführung ist besonders gelungen und dürfte für jeden Liebhaber ein „Schmankerl“ sein.

H. Stockert

9. Stadt- und Ortsgeschichte

9.1. Region Württembergisch Franken

Gerabronn-Amlishagen

Iris Fritsche, Burg Amlishagen. Baugeschichte der Anlage aufgrund der archäologischen Untersuchungen (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 38), Stuttgart (Theiss) 1996. 255 S., zahlr. Abb. u. 7 Beil.

Die mittelalterliche Burg und das barocke Schloss Amlishagen an der Brettach, Kreis Schwäbisch Hall, bilden eine eindrucksvolle Gesamtanlage auf einem Bergsporn über dem Brettachtal. Im Rahmen des „Schwerpunktprogramms Denkmalpflege“ wurden auf der Burganlage Amlishagen von 1984 bis 1991 umfangreiche Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten durchgeführt. Dabei nahm man sich schadhaftem Mauerwerk an, erneuerte Dächer und deckte selbige wieder mit alten handgestrichenen Biberschwanz-Dachziegeln ein, stellte Fachwerkkonstruktionen teilweise wieder her, befreite vor allem die Zwingerbereiche von meterhohen Auffüllungen und machte diese wie auch die gesamte Anlage für den Publikumsverkehr schließlich begehbar. Parallel hierzu wurde die Burganlage in den Jahren 1984 bis 1987 umfassend archäologisch untersucht, wobei zahlreiche Befunde vom 13. Jahrhundert an sowie eine Fülle bisher unbekanntes Fundmaterials gewissermaßen ans Licht kamen. In der vorliegenden Veröffentlichung, hervorgegangen aus einer 1992 an der Universität Stuttgart abgeschlossenen Dissertation, hat Iris Fritsche jene archäologischen Untersuchungen wissenschaftlich aufgearbeitet und ausgewertet. Indem sich die Autorin zur Aufgabe gemacht hat, die bauliche Entwicklung der Anlage anhand der archäologischen Befunde zu untersuchen, um am Ende „eine Chronologie der Bauabfolge auf der Burg zu erhalten“ (S. 9), erfährt die Geschichte dieser nicht unbedeutenden und unter Burgenkennern bereits einen besonderen Ruf genießenden Schildmauerburg erstmals eine umfassende wissenschaftliche Bearbeitung.

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile, in einen Text- und einen Katalogteil. Dem ausführlichen und umfangreichen Textteil der Abhandlung sind einleitend einige wesentliche, insbesondere Fragen des Forschungsstandes und des Forschungsanliegens, der Quellenlage sowie der Durchführung und Auswertung der Grabung betreffende Bemerkungen vorangestellt. Eine kurze topographische und den vorhandenen Baubestand skizzierende Beschreibung der Burganlage ist in diesem Vorspann enthalten, dem sich ein gedrängter Überblick über die Geschichte bzw. Besitzgeschichte der Burg- und Schlossanlage Amlishagen anschließt, eingebettet in die jeweiligen historischen Zeitumstände, in denen sich die bauliche Entwicklung der Anlage vollzog. Diese Entwicklung vollzog sich seit dem 13. Jahrhundert in weitaus mehr Etappen und Zwischenstufen, als der noch sichtbare und unseren bisherigen Kenntnisstand vornehmlich beeinflussende Baubestand ahnen ließ. Gerade hier haben Mittelalterarchäologie – wie auch die Bauforschung – der seit Jahrzehnten weitgehend ungenutzten Burganlage erstaunliche, ja bisweilen überraschend neue Aussagen zur Baugeschichte entreißen können. So konnte Iris Fritsche insgesamt zehn Bauphasen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert feststellen, davon allein fünf bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (1502), in dem die Burganlage ihre „höchste Aushaustufe“ erreichte (S. 87, 110). Dass die Bauabfolge bereits während der Gründungszeit innerhalb der frühen Kernburg ungleich vielphasiger ausfiel als bislang angenommen, zeigen Beobachtungen, die auf eine in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückreichende Vorbesiedlung als erste Bauphase hindeuten (S. 46–50). Mit diesen ersten fassbaren Siedlungsspuren in Form von Bebauungsresten eines kleinen, in den Felsgrund eingetieften, befestigten Wohnsitzes eines Ortsadeligen im Zentrum der Anlage geht der – meist zufällig überlieferten – schriftlich belegten Zeit auch im Falle Amlishagens eine urkundlich nicht bezeugte, sogenannte „Frühzeit“ voraus, eine Zeit, für die noch vornehmlich einfache Wohntürme angenommen werden dürfen. Dies ist

zugleich ein weiterer anschaulicher Beleg dafür, dass besonders zur schriftquellenarmen Frühzeit des Burgenbaus im Hochmittelalter fast ausnahmslos die Archäologie immer wieder neue aufschlussreiche Forschungsergebnisse erbringt. Entgegen der bisherigen Meinung, wonach dieser markante und die Burganlage Amlishagen bis heute prägende Schildmauerbau wohl der ältesten, wahrscheinlich ins mittlere 13. Jahrhundert zu setzenden Bauphase angehören dürfte, weist I. Fritsche die Errichtung der Schildmauerburg vielmehr der folgenden zweiten Bauperiode zu, die sie in das ausgehende 13. oder beginnende 14. Jahrhundert datiert.

Im Hinblick auf die Ausprägung dieser Form mittelalterlicher Befestigungsarchitektur geht die Forschung seit längerem davon aus, dass sich die Schildmauer im Laufe der zweiten Hälfte des 12. und vor allem im 13. Jahrhundert als ein eigenständiges, von der Ringmauer abgesetztes Bauwerk und Wehrelment ausgebildet hat (Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch, Bd. 1, 1999, S. 230 ff.). So entstanden vorwiegend in Südwestdeutschland – allerdings unter landschaftlicher Schwerpunktbildung – in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert zahlreiche Burgen mit Schildmauern, die auf Grund ihrer massiven Höhe und Breite insbesondere bei Hang- und Spornburgen eine wesentlich effektivere Schutzvorrichtung für den Burgplatz bildeten als der häufiger anzutreffende Bergfried. Im Falle Amlishagens wurde dem Angreifer, der sich dem Burgplatz bergseitig bzw. von der nach Norden ansteigenden Hochfläche relativ leicht nähern konnte, nunmehr mit der ca. 20 m hohen, fast 20 m breiten und knapp 3 m starken Schildmauer eine hoch aufragende und wuchtige Schutzwand gleichsam in den Weg gestellt, die den dahinterliegenden Burgplatz vor direktem Beschuss mit Brandpfeilen und Wurfgeschossen möglichst wirksam zu schützen hatte. Mit diesem kleinen trapezförmigen Kernburgareal, bestehend aus der Schildmauer im Norden, einem im Südteil der Anlage bestehenden, archäologisch eindeutig ermittelten Gebäude/Wohngebäude und den diese beiden Baukörper verbindenden und damit einen kleinen Innenhof bildenden Ringmauern, entstanden Kern und Ausgangspunkt aller weiteren baulichen Aktivitäten, die eigentliche Schildmauerburg, die den Charakter der Burg entscheidend prägen und der sich jede spätere bauliche Zutat im wahrsten optischen Sinn des Wortes gleichsam unterordnen sollte. Eine wichtige, auf Grund der archäologischen Befunde ermittelte Neuinformation der vorliegenden Arbeit besteht ferner darin, dass im Unterschied zur späteren Eingangskonzeption im Norden der ursprüngliche Zugang zu jener frühen Gründungsanlage noch auf der dem Steilhang zugewandten und daher schwer zugänglichen Westseite lag. Als Erbauer dieser schlichten Kernburg des 13./14. Jahrhunderts können die der hohenlohischen Ministerialität angehörenden Herren von Amelungeshagen angenommen werden, deren Vertreter erstmals um 1260 bezeugt sind, aber danach bis 1345 insbesondere für die von der Autorin zugrundegelegte Entstehungszeit keine urkundliche Erwähnung mehr finden. Fritsche nimmt weiter an, dass die mächtige, an den beiden Schmal- bzw. Stirnseiten vollständig mit Muschelkalk-Buckelquadern ausgestattete Schildmauer mit dem tonnengewölbten Wehrgang im Mauerinnern unterhalb der Mauerkrone samt den beidseitigen Wehroöffnungen, mit der diese Einrichtung erschließenden Innentreppe und mit der Zugangspforte auf der rückwärtigen Mauerseite auf ca. 10 m Höhe bereits in ihrem Entstehungsstadium eine bauliche Ausstattung aufwies, die dieses Bauwerk im Grunde zu einem über die reine Abwehrhaltung deutlich hinausgehenden, wehrhaften Verteidigungsinstrument machte. Allerdings begründet sie diese Datierung nicht, sondern beschränkt sich darauf, den Bau anhand dieser Einrichtungen und Details zu beschreiben, ohne diese auf ihre zeitliche Aussage hin zu befragen (S. 59 f). Begutachtet man etwa den rundbogigen Schildmauer-Zugang genauer, wird klar, dass das eingebrachte, profilierte, aus Muschelkalkstein erarbeitete Türgewände auch einer späteren, an der Schildmauer erfolgten Bautätigkeit oder besser Ausbautätigkeit angehören könnte, was möglicherweise auch auf die in Sandstein gefasste Innentreppe und den oben verlaufenden Wehrgang zutrifft. Zwar macht I. Fritsche darauf aufmerksam, dass der steinerne Wehrgang im Ostbereich der Schildmauer auf Grund des später hinzugefügten oberen hölzernen Wehrgangs (Fachwerkstock) eine bauliche Ver-

änderung erfahren habe (S. 60), doch ist dies kein unzweideutiger Hinweis darauf, dass der steinerne Wehrgang zur ursprüngliche und einheitlichen Baukonzeption der Schildmauer gehört hat. Diese weist darüber hinaus an den beiden Buckelquader-Stirnseiten Steinmetzzeichen auf, die bei der vorliegende Untersuchung bedauerlicherweise keinerlei Berücksichtigung gefunden haben. Es bleibt in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass Steinmetzzeichen ein wichtiges Hilfsmittel zur Erarbeitung einer bauinternen Chronologie und einer Datierung sein können. Demgegenüber macht die Verfasserin auf einen neuen und äußerst interessanten Befund aufmerksam, wonach die frühe Kernburg schon gegen Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts oder etwas später in teilweise engem Abstand mit einer ersten – noch turmlosen – Zwingieranlage umgeben wurde. Die Errichtung dieser frühen peripheren Verteidigungsanlage, deren Niveau ca. 3,5 m tiefer als die Schildmauer-Innenburg liegt, weist hier in Amlishagen unzweideutig auf spätere Baukonzeptionen dieser Art voraus. Zudem lässt dieser archäologische Befund erkennen, dass die Tendenz zu einer zweiten Außenmauer bzw. Zwingieranlage, deren Entwicklung in der Forschung bislang kaum vergleichend untersucht worden ist, bis ins 13./14. Jahrhundert reicht und somit nicht eine auf die Einführung von Pulverwaffen erfolgte Reaktion sein kann (H.-M. Maurer nennt bereits erste frühe Beispiele in: *Bauformen*, 1967, S. 106 f.). Eine erste Ausbaustufe der frühen Zwingieranlage Ende des 14./Anfang des 15. Jahrhunderts hat eine Verbreiterung des Süd- und vor allem des Westzingers zur Folge, wobei insbesondere der sich hier noch befindende Eingangsbereich zur Burganlage durch einen flankierenden Eckturm und zusätzliche Quermauern massiv verstärkt wird.

In der folgenden vierten, Mitte/Ende des 15. Jahrhunderts anzusetzende Bauphase erfährt die Burg schließlich ihre größte Erweiterung und Umgestaltung, von der nahezu alle Bauteile der Anlage betroffen sind. Die Modernisierung der Wehr-, Wohn- und Wirtschaftsbe- reiche kommt fast einem Neubau der Anlage gleich, der – wie auch die vorangegangene Bauperiode – durch die bis 1708 auf der Burg Amlishagen ansässigen Herren von Wollmershausen veranlasst wurde. So umfasst jene bauliche Rundumerneuerung u. a. die voll- ständige Neuerrichtung des Ost-West gerichteten Palas bzw. Herrschaftshauses an der Stelle des Vorgängerbaus im Südbereich der Kernanlage, den kompletten Neubau der Zwingier- mauern (im Westen mit zwei Rundtürmen und im Norden mit einer integrierten doppel- stockigen Wehrganganlage), den Aufbau eines hölzernen Wehrgangs (Fachwerkstock) auf der Schildmauer, das Anlegen von Treppentürmen, Abflusskanälen, Kellerräumen u. a. m. Nur ca. 30 Jahre später, zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1502), lassen sich – vermutlich durch eine vorangegangene Brandkatastrophe hervorgerufen – weitere umfangreiche Baumaßnah- men nachweisen. Die notwendige Wiederherstellung wichtiger Bauteile, etwa des Palas/ Wohngebäude in der Kernburg und des Fachwerkbau auf der Schildmauer, bot seinerzeit offensichtlich die Gelegenheit, sowohl die wohnlich-repräsentative Ausstattung bestehender und neuer Gebäude im Innenburg- wie im Zwingerbereich als auch die verteidigungstechni- schen Einrichtungen zu verstärken. Denn die im 15. Jahrhundert verstärkt aufkommenden Feuerwaffen gaben in der Regel Anlass zu fortifikatorischen Neuerungen; der zunehmenden Bedeutung dieser Offensivwaffen folgte als Antwort die Verstärkung defensiver Befesti- gung, was auch in Amlishagen seinen architektonischen Niederschlag gefunden hat. Die Zwingieranlage wurde so an den Eckbereichen im Süden und Osten um weitere drei Rund- türme samt Wehrgeschossen und dazugehörigen Schießscharten, im Norden um einen mas- siveren Torbau ergänzt, der fortan den Eingangsbereich respektive den bequemeren Zugang über das vorburgartige Areal bildete. Damit erreichte die Burg ihre nunmehr letzte und höchste Ausbaustufe. Die bauliche Entwicklung, die von I. Fritsche mit großer Akribie be- schreiben wird, ist somit um 1500 weitgehend abgeschlossen. Die folgenden Bauphasen stellten dagegen nur noch einzelne kleinere Baumaßnahmen und Reparaturen dar, bis auf die zehnte und letzte Bauperiode, bei der im mittleren 19. Jahrhundert nach über 350-jähri- ger Bestandszeit wesentliche Teile der Innenbebauung vor allem im Süden und Westen der Burg nahezu vollständig abgetragen wurden.

Das ausgewertete Fundspektrum gibt zudem ein aufschlussreiches Bild. Während das geborgene Fundmaterial des 13./14. Jahrhunderts noch als eher typisch für die Region und für eine derartige Grabungsstelle einzustufen ist, zeugen Fundkeramik und weitere Fundgegenstände des 15./16. Jahrhunderts von einem nicht unbeträchtlichen Wohlstand der damaligen Burgbesitzer. Dabei wird die Masse einfacher Gebrauchsgegenstände (Gefäßkeramik) von einer relativ breiten Fundgruppe des gehobenen Bedarfs, wie z. B. Renaissanceofenkachel-Bruckstücke von hoher Qualität, Spielzeugkeramik, Taschensonnenuhren, Haarkämme aus Elfenbein u. a. überragt, die sich in gleichzeitigen ländlichen Siedlungen selten oder nie findet (S. 22 f.). Den Textteil der Arbeit begleiten zudem sorgfältig bearbeitete Grundrisszeichnungen und Rekonstruktionsversuche, die den jeweiligen Baubestand anhand der einzelnen Bauphasen modellhaft und damit für den Leser auch optisch nachvollziehbar veranschaulichen. Hervorzuheben gilt es gleichfalls, dass sich im einleitenden Teil der Arbeit die ersten frühen Ansichten und bildlichen Darstellungen der Burg- und Schlossanlage Amlishagen – und dies in hervorragender Qualität – erstmals veröffentlicht finden. Dies wie im übrigen auch die in den beigefügten Beilagen wiedergegebenen und sorgsam bearbeiteten Gesamtpläne und Profilzeichnungen unterstreichen die auf das Buch verwandte Sorgfalt. In der den Textteil abschließenden und zusammenfassenden Auswertung der vorgefundenen Befunde hinterfragt I. Fritsche auch die militärische Effizienz und Wirksamkeit verschiedener Wehrteile wie der Gesamtanlage (S. 112 u. 142 f.). Sie weist hier auf einen wichtigen Aspekt des damaligen Burgenbaus hin, wonach Burgen mehr waren als Wehr- und Wohnbauten – nämlich oftmals symbolhafte Zeichen adeligen Herrschafts- und Machtanspruchs, durch die der Angreifer beeindruckt und damit von einem Angriff auf die – möglicherweise kaum ernsthaft zu verteidigenden – Burg abgehalten werden sollte; ein Gesichtspunkt, auf den die neuere Burgenforschung vermehrt aufmerksam macht (Joachim Zeune, *Burgen. Symbole der Macht*, 1996).

Dem Textteil folgt der ausführliche und mit großer Sorgfalt bearbeitete Befundkatalog, der eine beeindruckende Fleißarbeit darstellt. Zwei detaillierte, von Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer verfasste bauhistorische Untersuchungen über die Schildmauer und das im 19. Jahrhundert aus verschiedenen Vorgängerbauten geschaffene „Archivgebäude“ beschließen die vorliegende Veröffentlichung. Anhand präziser Recherchen an verbauten Hölzern und noch vorhandenem Mauerwerk gelangen die Bauforscher hier zu weiteren, die Baugeschichte der beiden Baukörper erhellenden Beobachtungen; nur kann man der hier geäußerten Annahme nur schlecht folgen, der zufolge ein Treppenaufgang von der Westseite (!) der Schildmauer bis zur hochgelegenen Eingangs-Pforte im Osten bestanden habe (S. 239). Ungeachtet dessen konnte dem überkommenen Baubestand durch die sich ergänzende Zwiesprache von Bauforschung und Mittelalterarchäologie eine Vielzahl neuer und verlässlicher Informationen und Erkenntnisse gleichsam entlockt werden, um konkrete Aussagen zu deren Baugeschichte zu liefern, einfach im Sinne interdisziplinärer Burgenforschung; eine neue Veröffentlichung wäre hier als vorbildlich einzustufen: Ein feste Burg – die Plesse (bei Göttingen). Interdisziplinäre Burgenforschung, hrsg. v. T. Moritz, Bd. I, Göttingen 2000. Die Darstellung der archäologischen und bauhistorischen Befunde machen eindeutig die Stärke der vorliegenden Monographie aus. Man hätte sich da und dort vielleicht eine stärkere Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstandes gewünscht, etwa ein kurzes Eingehen auf die von Thomas Biller aufgeworfene Frage des Palas-Baus (T. Biller, *Die Adelsburg in Deutschland*, 1993, S. 148 ff.). Dies schmälert die Bedeutung der vorliegenden Arbeit aber keineswegs, denn die Autorin bewegt sich mit ihren Ausführungen und Erörterungen gleichmäßig auf sicherem Boden. Jedoch ist darauf aufmerksam zu machen, dass ihr im historischen Abriss einige Ungenauigkeiten und Fehler unterlaufen sind; so ist der Fachwerkstock auf dem Nord-Ost-Turm der Buranlage nicht den 20er Jahren des 19., sondern des 20. Jahrhunderts zuzuweisen (S. 16); die Brüder Hans Philipp und Hans Werner von Wollmershausen teilen ihr Güter zu Amlishagen und Burleswagen nicht im Jahre 1517, vielmehr 1567, wobei hier auch ein Schreibfehler unterlaufen sein mag (S. 30); ferner fand

die im 30jährigen Krieg für die protestantische Union unter Beteiligung schwedischer Kontingente unglücklich verlaufene Schlacht bei Nördlingen bekanntlich 1634 statt, und nicht 1635/36 (S. 42). Und was ist schließlich mit den in Anmerkung 11 in Bezug auf die Herkunft jener geborgenen qualitätvollen Ofenkacheln genannten „Speyerer Pfalzgrafen“ gemeint? Pfalzgrafen von Speyer gab es nicht, allerdings sank der politische Einfluss der Bischöfe von Speyer im 15. Jahrhundert derart ab, dass sie in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts zu Räten in Diensten der benachbarten und aufstrebenden pfälzischen Kurfürsten wurden.

Im ganzen bleibt festzubalzen, dass I. Fritsche mit dieser umfassenden wie detaillierten Grabungspublikation für die regionale und überregionale Burgenforschung ein wichtiges Stück Grundlagenarbeit geleistet hat, die eine Fülle neuer Informationen, Einsichten und Beobachtungen, insbesondere über die Frühzeit der Burg Amlshagen bereithält. Künftige Forschungen dürfte das vorliegende opus wichtige und interessante Anstöße vermitteln.

S.-U. Bürger

Heilbronn

Werner Föll, Chronik der Stadt Heilbronn, Bd. 10: 1970–1974 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 38), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1999. 569 S. und Fototeil.

Der vorliegende Band enthält fünf Teile: Eine 68seitige Einleitung, welche die Grundzüge der fraglichen Jahre nachzeichnet, den umfangreichen Chronikteil, einen kurzen Statistikeil sowie einen ebenfalls kurzen Fototeil. Dazu tritt noch ein ausführlicher (sach- und Personen-) Index.

Für die Stadt Heilbronn waren diese Jahre „formative years“: Am 1. Januar 1970 durch Eingemeindungen zur Großstadt geworden, überdies Oberzentrum der Region Franken, galt es nun auf vielfältigen Gebieten in diesen weiten Mantel erst hineinzuwachsen. Was dieser Band vor allem dokumentiert, sind die umfangreichen Anstrengungen der Stadt auf den verschiedensten Gebieten, um die Infrastruktur auszubauen: Neubaugebiete wurden angelegt, moderne Warenhäuser in der Innenstadt errichtet, Kindergärten, Schulen, Sportstätten und Jugendeinrichtungen gleichsam nachgeliefert. Auch der Kulturbereich und der in diesen Jahren besonders lebendige Bereich der Alternativkultur sind nicht ausgeklammert. Dabei mag als Manko dieser Jahre stehen bleiben, dass der Kulturbereich nicht im selben Maß gefördert wurde wie andere. Der „Umbau“ Heilbronn zur Großstadt, den diese wenigen Jahre ausmachten, prägt das Stadtbild bis heute.

Eine so umfangreiche Reihe, wie es die „Chronik der Stadt Heilbronn“ darstellt, bricht ein Stadtarchiv sicher nicht ohne Not ab. Dennoch muss die Frage erlaubt sein, ob der immense Arbeitsaufwand, der in dieses Projekt geflossen sein muss, nicht in einer „klassischen“ Stadtgeschichte besser aufgehoben wäre. Denn die Chronikform des vorliegenden Bandes macht es transparent, das Vorwort spricht es aus: eine „grundlegende Analyse“ bleibt der „künftigen Geschichtsforschung“ vorbehalten, auch die (sehr verwaltungsbetonte) Einleitung liefert eine solche nicht.

Mit diesen Bemerkungen sollte aber der Wert des vorliegenden Bandes nicht geschmälert werden. Wenn denn eines Tages die grundlegende Analyse der Stadtgeschichte vorgelegt werden sollte, werden die Chronikbände sicherlich ihren wertvollen Teil dazu beitragen – und sei es als Faktensteinbruch.

P. Ehrmann

Torsten Hirschberger, Spuk und Fluch um Mitternacht. Eine spannende Heilbronner Stadtgeschichte nicht nur für Kinder mit Illustrationen von Cristina Sánchez Durán (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 46), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1999. 189 S., Abb.

Das erste vom Stadtarchiv Heilbronn herausgegebene Kinderbuch richtet sich nicht nur an Kinder. Das Buch, auf schönem und dickem Papier gedruckt sowie mit schwarzweißen und farbigen Illustrationen versehen, liegt im Trend der Zeit, in dem Kinderbücher auch für Erwachsene konzipiert sind. Es ist jedoch mehr als ein Buch, es lädt zum interaktiven Kennenlernen der Stadt ein. Das Buch gibt den Kindern die Möglichkeit, „Heilbronner Geschichtsexperten“ zu werden, wenn sie die Fragen am Ende richtig beantworten. Sie können dann ins Stadtarchiv gehen und dort ihre Lösung mit der richtigen vergleichen.

Gegenstand des Buches ist die Geschichte der Stadt Heilbronn. Die Ursprünge der Stadt, die Kiliansage, der dreißigjährige Krieg, der Bauernkrieg, der zweite Weltkrieg und der Wiederaufbau der Stadt werden thematisiert, Einblicke in das Stadtleben im Mittelalter und im 19. Jahrhundert gegeben. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das Stadtarchiv, da dort viele Rätsel und Geheimnisse von den kleinen Detektiven Lukas, Max und Annette gelöst werden. Geholfen wird ihnen dabei von Lukas' Großvater und einem Kolkraben, der sprechen kann. Das Detektivteam geht einem Fluch nach, um das „Männle“ – den versteinerten Landsknecht auf den Turm der Kilianskirche – zu retten. Wenn Ihre Neugierde geweckt wurde und wenn Sie, sehr geehrte Leser, mehr über das „Männle“ und die Geschichte der Stadt Heilbronn erfahren möchten, dann sollten sie einfach zum Buch greifen, denn es ist eine sehr nette Geschichte für Kleine und Große.

E. Schinke

Christof Strauß, Kriegsgefangenschaft und Internierung. Die Lager in Heilbronn-Böckingen 1945–1947 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 10) Heilbronn 1998, 520 S.

Nur wenige Heilbronner wissen, daß am Rand ihrer Stadt von Mai 1945 bis 1947 eines der größten Kriegsgefangenenlager der amerikanischen Zone existiert hatte: PWTE C-3 und C-4 (PWTE = „Prisoner of War Temporary Enclosure“) in Heilbronn-Böckingen. Dieses Lager wurde vor allem zum Durchschleusen von Gefangenen auf ihrem Weg in die Freiheit oder andere Lager benutzt. Danach, von Mai bis November 1947 existierte auf demselben Gelände ein Interniertenlager unter deutscher Aufsicht.

Genauere Zahlen der durchgeschleusten Gefangenen sind unbekannt. Man kann aber davon ausgehen, daß es mindestens Hunderttausende gewesen sein müssen – also ist das Heilbronner Lager eines der größten seiner Art gewesen. Um so erstaunlicher ist es, daß eine gründliche Untersuchung der Heilbronner Lager erst mit der vorliegenden Studie von Christof Strauß (zugleich eine Heidelberger Dissertation) vorliegt.

Immer wieder nimmt Strauß in dieser Arbeit Bezug auf die Thesen von Bacque, welche daher hier kurz rekapituliert seien: Vor einigen Jahren schockte der kanadische Amateur-Historiker James Bacque mit der Studie „Other Losses“ die Fachwelt, wenn auch nicht für lange. Bacques' griffige These: die amerikanischen Kriegsgefangenenlager im und nach dem Zweiten Weltkrieg seien regelrechte „Todeslager“ gewesen, in denen mehr als eine Million deutscher Soldaten umgekommen seien. Inzwischen steht die Fachwelt diesen Thesen mehr als kritisch gegenüber und wirft Bacque mangelnde Sorgfalt beim Umgang mit seinen Quellen vor. Um es vorwegzunehmen: auch Strauß kann bei seiner Detailstudie zu den Heilbronner Lagern nirgendwo eine Bestätigung für ein Massensterben der Gefangenen finden, sei es durch Mutwillen oder Fahrlässigkeit der Bewacher.

Dabei zeichnet eine durchweg kritische, an schriftlichen Quellen gegenkontrollierte Nutzung der „Oral History“ diese Arbeit aus. Bei Hunderttausenden von Gefangenen ist durch die wenigen vorhandenen Erlebnisberichte eine repräsentative Auswertung nicht zu erreichen, zu sehr hingen Behandlung, Unterbringung und Verpflegung einzelner Gefangener von den Umständen ab, um eine Verallgemeinerung zu erlauben.

Weitere Themen der Studie sind: Lebensumstände und Lageralltag, Mentalität und Vergangenheitsbewältigung der Gefangenen (also ob eine Reflexion über persönliche Schuld erfolgte oder nicht), Religion in den Lagern, die Arbeit deutscher und internationaler Hilfsor-

ganisationen. Der Band bietet auch immer wieder Ausblicke, welche helfen, die Umstände der Heilbronner Lager in den historischen Kontext einzuordnen – ein genereller Blick auf die Entwicklung des Kriegsgefangenenwesens bis zur Genfer Konvention 1929, die Bedingungen in den deutschen, russischen und anderen Kriegsgefangenenlagern, die Umstände der Entnazifizierung in der britischen, französischen und russischen Zone.

Die Auswirkungen des Lagers auf Heilbronn selbst werden ebenfalls gestreift und können knapp so zusammengefaßt werden: Neben dem Verlust von Ackerland bedeutete die Errichtung der Lager am Ortsrand auch die Beschlagnahme von Wohnraum für die Bewacher in Böckingen, Kreuzgrund und Haselter. Nach der Auflösung der Lager wurden die stehengebliebenen Baracken noch jahrelang als Billigunterbringung für notleidende Menschen genutzt; erst 1958 bis 1961 erfolgte der Abriß.

Einige Schlußfolgerungen von Christof Strauß seien abschließend genannt, neben der bereits angeführten Zurückweisung der Thesen Bacques am Heilbronner Beispiel:

Die Lebensbedingungen der Kriegsgefangenen hingen nicht nur ab von der Gewahrsamsmacht, sondern auch von den allgemeinen im Umland. Damit waren die Heilbronner Gefangenen, die neben einer völlig zerstörten und ihrer Infrastruktur weitgehend beraubten Stadt auf freiem Feld überleben mußten, erheblich schlechter gestellt als ihre Kameraden in den Lagern in den USA.

Weiterhin muß eine gewisse Überforderung der US-Truppen im Auge behalten werden. Nach der Kapitulation mußten die Heilbronner Lager in kürzester Zeit erst aus dem Boden gestampft werden, um dann hunderttausende von Soldaten aufnehmen und durchschleusen. Daß dabei Mißstände und Verpflegungsengpässe vorkamen, verwundert nicht. Dennoch blieben die Todesraten in den Heilbronner Lagern durchweg niedrig.

Das Zivilinterniertenlager des Jahres 1947 wird wesentlich kürzer abgehandelt, umfaßte aber auch nur ca. 2000 Gefangene in seiner „Blütezeit“ im Sommer, wonach diese Zahl kontinuierlich abnahm, da es in diesem Lager, anders als beabsichtigt, nie zur Einrichtung von Spruchkammern kam. Hier standen vor allem die deutschen Wachtruppen in der Kritik der Zeitgenossen, da ihre Ausbildung oft mangelhaft war. Ein Sozialprofil der Internierten aus den Quellen zu erstellen ist schwierig, Strauß gelangt jedoch zu der Schlußfolgerung, daß es sich weniger um „prominente“ Nazis gehandelt hatte; der „typische“ Heilbronner Internierte war 40–45 Jahre alt, aus dem Mittelstand und gehörte der SS an. Die Verpflegung dieser Internierten war den Quellen zufolge durchweg gut – besser oftmals als die der „normalen“ Deutschen draußen. Die Amerikaner verfolgten mit dieser angeordneten Besserbehandlung der Internierten zwei Ziele: Zum einen sollte es den Internierten unmöglich gemacht werden, ihre Lager mit denen der Nazi-KZ zu vergleichen, zum andern sollte durch aus der Unmut der Bevölkerung gegen die ehemaligen Nazis geschürt werden, um eine Solidarisierung des Volkes mit ihnen zu verhindern.

Fazit: Das generell schlecht erforschte Thema „deutsche Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg“ hat Christof Strauß mit dem vorliegenden Band um eine wertvolle und exakt recherchierte Einzelstudie bereichert.

P. Ehrmann

Kreßberg-Waldtann

Karl-Heinz Wüstner, Zweihundert Jahre Schreinerei Wolz in Waldtann – Von bescheidenen Anfängen zum mittelständischen Unternehmen, Ilshofen (Selbstverlag) 2000. 126 S., zahlr. Abb.

Der durch Veröffentlichungen zur Hohenloher Möbelkunst bekannte Karl-Heinz Wüstner hat mit seiner neuen Broschüre den Rahmen seiner bisherigen Schriften verlassen, um anhand der Familien- und Firmengeschichte einer Waldtanner Schreinerei das auf und ab des hiesigen Schreinerhandwerks selbst darzustellen. Vielleicht war es dafür sogar vorteilhaft, daß von dieser Schreinerei gerade keine bemalten Möbel bekannt sind und ein Zusammen-

WR

hang zu den von Wüstner erforschten Schreinerdynastien nicht besteht. Um so mehr Gewicht kann auf die Geschichte der Firma selbst und der Schreinerfamilie gelegt werden, die durchaus als ungewöhnlich gelten darf. Jedenfalls weisen darauf die sechs Seiten Grußworte aus Verwaltung und Innung hin, die auf die Kontinuität von über sieben Generationen am selben Ort mit Recht abheben.

Trotz dieser individuellen Besonderheit der Schreinerei Wolz spiegelt ihre zweihundertjährige Geschichte in weitem Umfeld das Schicksal des Gewerbes selbst, beginnend in den napoleonischen Kriegswirren, gebeutelt von Hungerkrisen bis 1850, beeinträchtigt durch wachsende Konkurrenz im Zuge der Gewerbefreiheit, dann der Industrialisierung, persönlich gefährdet durch Einberufungen im 1. und 2. Weltkrieg und in der Existenz bedroht durch die Inflationen nach beiden Kriegen. Ohne landwirtschaftlichen Nebenerwerb war im 19. Jahrhundert ein Überleben kaum möglich, mehrfach wurden die Meistersfrauen wegen „Waldfrevel“ verfolgt oder verdingten sich als Erntehelferinnen in Bayern; der Altmeister selbst mußte das Armenhaus beziehen, der Jungmeister sich durch Nachwächterdienst ein Zubrot verdienen. Daß der Betrieb trotzdem überlebte, lag zum Teil daran, dass nur je ein Erbe geboren wurde und meist bereits bei der Heirat den Betrieb übernahm, weiterhin aber vom Vater dort unterstützt wurde. Insofern ist es durchaus berechtigt, die Firmengeschichte gerade auch als Familiengeschichte zu schreiben, weil ohne diesen Zusammenhalt der Betrieb längst untergegangen wäre.

Ein erster Aufschwung kam mit der Reichsgründung (und durch eine vorteilhafte Heirat), was zur Verlegung des Betriebes an den heutigen, nach wie vor ausbaufähigen Platz führte. Die Expansion zum jetzigen mittelständischen Betrieb mit 24 Angestellten, der seit 1949 51 Lehrlinge ausgebildet hat, begann 1935, u. a. mit Großaufträgen für den Fliegerhorst Crailsheim. Die frühe Elektrifizierung und Motorisierung spielten dabei eine wichtige Rolle, die Fertigung auf Vorrat, Verwendung industrieller Fertigteile, schließlich die Zusammenarbeit mit der Industrie, um ein Möbelkomplettangebot machen zu können. Neuerdings kommen natürlich auch computergesteuerte Maschinen zum Einsatz, mit entsprechender Spezialisierung auch innerhalb des Betriebs.

Bei dieser Erfolgsgeschichte ist es immerhin interessant, dass der Waldtanner Firmengründer selbst keineswegs aus einer Schreinerfamilie stammte, sondern als nachgeborener Sohn ein fremdes Gewerbe hatte erlernen müssen. Diesen Brauch kann Wüstner vom nachweisbaren Ursprung der Familie her als regionale Gewohnheit identifizieren: wegen des hohelohischen Anerbenrechts können schon Ende des 17. Jahrhunderts die aus Bügenstegen bzw. Rechenhausen bei Gerabronn stammenden Wolz nicht alle Söhne in der Landwirtschaft unterbringen und lassen „überzählige“ Söhne etwa das Handwerk eines Zieglers erlernen.

Nur durch Einheirat in einen Betrieb kann einer von ihnen dann in Obersontheim selbst eine Ziegelei betreiben und seine Söhne dort unterbringen. Heiraten darf aber nur der Betriebserbe. In der nächsten Generation wählen daher zwei Söhne das Handwerk des Färbers, in welchem Nachfahren bis in das 19. Jahrhundert in der Region tätig sind. Und eben aus einer Obersontheimer Färberei wählen dann wieder zwei Söhne das Schreinerhandwerk. Nur einer aber kann in der Heimat bleiben, der andere verschafft sich durch Heirat im damals preußischen Waldtann das Bürgerrecht und eröffnet die Schreinerei in einem winzigen Haus ohne Gemeinderecht. Immerhin genießt er als Mitglied der Crailsheimer Zunft vorläufig Gebietsschutz, kann sich aber kaum allein vom Handwerk ernähren. Entsprechend gering ist das Erbe, das aber wenigsten über Generationen hinweg nicht noch geteilt werden muß.

Auf diesen genealogischen Aspekt geht ein ausführlicher Stammbaum mit Familienregister seit dem 16. Jahrhundert über 14 Generationen bis 2000 ein. Er vor allem zeigt, daß das Werk eine Auftragsarbeit der Familie Wolz ist, die hier professionell ihre Familiengeschichte erarbeitet bekam. Allerdings sei auch ausdrücklich betont, daß sie mit der Veröffentlichung derselben einen nachahmenswerten Beitrag zur Regional- und Ortsgeschichte geleistet hat. Die verstreuten Quellen freilich zum Sprechen zu bringen, bedurfte es eines Spezialisten wie Wüstner, der aus dem Einzelfall Wolz einer Geschichte des Schreinerhand-

werks gestalten konnte, ohne eigens auf das im 19. Jahrhundert sich sowieso total verändernde Zunftwesen einzugehen. Da die wenigen, unzusammenhängenden Archivalien, die in längeren Passagen abgedruckt werden, vor allem Eigentumsverhältnisse wiedergeben, erlauben sie überdies eine eindrucksvolle Geschichte der Arbeits- und Lebensbedingungen im 19. und 20. Jahrhundert in unserer Region. Produkte der Firma sind dagegen erst ab 1944 im Bild greifbar, tauchen aber vielleicht auf Grund dieser Arbeit auch in dem einen oder anderen Haushalt Waldtanns endlich auf. Für Waldtann, aber auch Bügenstegen und Obersontheim ist jedenfalls ein wichtiger Beitrag zur örtlichen Wirtschaftsgeschichte und Genealogie entstanden, und für das Schreinerhandwerk der Region ein interessanter Firmenbericht geliefert, der zu ähnlichen Darstellungen anregen sollte.

H. Gräser

Schwäbisch Hall

Niko Beier, Fünfundszwanzig Jahre spielend! Freilichtspiele Schwäbisch Hall 1925–2000; Schwäbisch Hall (Freilichtspiele Schwäbisch Hall) 2000. 184 S.

Was haben so unterschiedliche Schauspielertypen wie Will Quadflieg, Werner Veidt, Günther Strack, Johanna Liebeneiner, Ilja Richter, Günter Lamprecht, Karin Boyd und April Hailer gemeinsam? Sie alle traten bereits bei den Freilichtspielen in Schwäbisch Hall auf die Bühne. Dies und noch vieles mehr erfährt man aus der nun vorliegenden Dokumentation in Chronikform, welche der Münchner Kommunikationswissenschaftler Niko Beier 1999–2000 in „knapper Zeit“ zusammenstellte, wobei die Endredaktion (sprich Kürzung) den Freilichtspielen oblag. Die Chronik wird ergänzt durch eine Liste aller Stücke von 1925 bis 2000.

Was die reich und teilweise farbige Chronik zunächst dokumentiert, ist die stete Ausweitung des Tätigkeitsbereiches im Zeichen der zunehmenden Event-Kultur unserer Republik. So gesehen, dienen die Freilichtspiele Schwäbisch Hall auch als Spiegel unserer Gesellschaft – Stichwort Diversifizierung: immer mehr Spielstätten, mehr Reklame, und etwa seit 1999 auch Merchandisingartikel zu den einzelnen Stücken.

Denn das heute „stadtumfassende Sommerfestival“ mit fünf Spielstätten begann in den 1920ern bescheiden mit dem „Jedermann“. 1930 und 1931 wegen der Weltwirtschaftskrise ausgefallen, im Dritten Reich „völkisch“ ausgenutzt, überstanden die Freilichtspiele auch diese zeitgeschichtliche Klippe, um ab 1949 wieder zu spielen – bis heute ohne Unterbrechung. Über den 1926 verstorbenen Robert Braun und seine Nachfolgerin Else Rassow (bis 1938) bis hin zum jetzigen und langjährigen Intendanten Achim Plato werden auch die Personen vorgestellt, die in diesen 75 Jahren die Freilichtspiele geprägt und gestaltet haben. Im Lauf der Jahre wurden auch zunehmend moderne Stücke ausgewählt, welche nicht immer jedermanns Geschmack trafen – doch die öffentlichen Diskussionen um manche Aufführungen erwiesen sich als durchaus nützlich.

Als weiterer Grundzug der Freilichtspiele ist vielleicht zu nennen der immer wieder hervorgehobene Verzicht auf allzu aktualisierende Inszenierungen – ein Schauspieler formulierte es so: „Der Zuschauer muß sich selbst vorstellen, wie es wäre ... Es ist doch furchtbar, wenn man den Zuschauer für blöd hält und ihm seine eigene Phantasie nimmt“ (S. 136). Dabei war, auch das macht die Dokumentation deutlich, das Verhältnis der Theaterleute zum Haller Bürger nicht ohne Reibungen, jahrzehntelange Scharmützel wegen Lärmbelästigungen bei den Proben machen dies deutlich.

Interessant auch, was nicht in dieser Dokumentation steht: Zuschauermangel scheint seit 1948 niemals ein Problem gewesen zu sein, die Freilichtspiele waren und sind ein Magnet. Die Überzeugung des Gemeinderates von 1932, dass sich „das Stück in Hall ausgespielt habe“, hätte falscher nicht sein können.

Gravamen am Rande: Was stört, ist die hohe Zahl von Druckfehlern bzw. Worttrennungen in Zeilenmitten durch falsches Mitdenken des Computers. Was noch mehr stört: die teil-

weise an Verrisse grenzenden Kritiken mancher Schauspieler, wobei nicht ganz deutlich wird, ob diese (Ver-)Urteile von dem Autor selbst herrühren oder aus den als Quelle zitierten Pressespiegeln abgeschrieben wurden.

P. Ehrmann

Von der Idylle zur Stadtkirche. 100 Jahre Dolmetschbau St. Katharina in Schwäbisch Hall. Festschrift anlässlich des 100. Jahrestages der Einweihung der durch Baurat Dolmetsch umgebauten Katharinenkirche, hrsg. von der Evangelischen Kirchengemeinde St. Katharina, Schwäbisch Hall (Evangelischen Kirchengemeinde St. Katharina) 1998. 128 S. zahlr. Abb.

St. Katharina, die älteste der Haller Kirchen, ist heute in ihrem Erscheinungsbild stark von der tiefgreifenden neogotischen Neugestaltung durch den Stuttgarter Architekten Dolmetsch geprägt. 1998 jährte sich die Einweihung dieses lange Zeit, besonders in den 1960er Jahren als „aufgeblasene, pompöse, pseudogotische Pracht“ (Eduard Krüger 1961 im Haller Tageblatt) verkannten Umbaus zum 100. Mal. Aus diesem Anlaß hat die evangelische Kirchengemeinde St. Katharina ein nettes kleines Bändchen herausgegeben.

In einem einführenden Aufsatz beschreibt Stadtarchivar Dr. Maisch die Sozialstruktur der Katharinenvorstadt um 1900, die sich im wesentlichen nicht sehr von früheren Jahrhunderten unterschied: Tagelöhner, Handwerker, Gaststätten und Bierbrauereien prägten das Bild der Vorstadt „Jenseits Kochens“; allerdings war die Bevölkerung Ende des 19. Jahrhunderts stark angestiegen, was schon in den 1860er Jahren zu Überlegungen des Kirchengemeinderates führte, das kleine Kirchlein zu erweitern, und zur Gründung eines Umbaufonds führte. Doch erst 1889/91 ist der Kirchenbaufonds auf eine Summe angewachsen, die Baumaßnahmen erlauben, erläutert Georg Späth den Hintergrund des Kirchenbaus. Nachdem der Kirchengemeinderat 1891 das Umbauprojekt förmlich beschlossen hat, zieht man den Stuttgarter Bauinspektor Heinrich Dolmetsch zu Rate, der schließlich auch mit den Entwürfen beauftragt wird. Nach mehrjährigen Erwägungen zwischen Um- und Neubau und dem Ringen um die baulichen Feinheiten entscheidet sich der Kirchengemeinderat für einen Neubau des Kirchenschiffs im Stil der Zeit nach dem Vorbild der Stuttgarter Friedenskirche und den Plänen Dolmetschs. Im Herbst 1895 beginnen die Abbrucharbeiten an dem bisher malerischen Kirchlein, denen neben dem alten Kirchenschiff auch der alte Friedhof und zwei Häuser in der Umgebung zum Opfer fallen. Am 15. März 1898 wird die vollkommen neu gestaltete Kirche eingeweiht, deren „Helligkeit, Luftigkeit und Modernität“ von Gemeinde und Geistlichkeit als gelungen angesehen wird.

Weiter enthält das kleine Bändchen den Bericht über Wiedereinweihung im Haller Tageblatt, ein mundartliche Milieustudie der Haller „Kleinseite“, eine Darstellung der Orgelgeschichte der Katharinenkirche und die Listen der Pfarrer in St. Katharina seit der Reformation. Abgerundet wird der Band durch einen reich mit Abbildungen versehenen Artikel der Kunsthistorikerin Ellen Pietrus über die Beurteilung des historistischen Umbaus durch Zeitgenossen und Nachwelt – vor allem die Geringschätzung dieser Architektur in der Nachkriegszeit führte 1961 zum eingreifenden Innenumbau der Katharinenkirche durch Eduard Krüger, der die ursprüngliche Ausstattung leider fast vollständig vernichtete. Inzwischen hat sich der Zeitgeschmack ja wieder geändert, und die „Bereinigung“ der 60er Jahre wird als „Bausünde“ empfunden.

M. Roebel

Ekkehard Kaum, Das Johannesspital in Schwäbisch Hall bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 9), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 1998. 184 S.

Die Arbeit gliedert sich in drei Abschnitte. Ihr erster Teil (S. 11–22) beginnt mit der Frühgeschichte des Spitals bis 1249. Kaum geht dabei ausführlich auf die früheste schriftliche Quelle ein, eine Schenkungsurkunde von 1228. Teil 2 (S. 23–54) behandelt die Einordnung des Spitals in die Johanniter-Kommende. Dem Zusammenschluss des städtischen Spitals

mit der Johanniterkommende im Jahr 1249 und den sich anschließenden Besitzzuwachs der Kommende beschreibt der Verfasser sehr ausführlich, wobei in chronologischer Ordnung jeder Erwerb angeführt wird. Eine Karte (S. 42) veranschaulicht in vier Phasen die räumliche Ausdehnung der Kommende bis 1317. Ergänzt wird dies durch einen anschließenden Überblick der unterschiedlichen Rechte.

In Teil 3 (S. 56–155) wird das eigentliche, städtische Spital vorgestellt. Denn 1317 kam es zur Auslösung des Spitals aus dem Besitz der Johanniterkommende und der Errichtung eines von der Stadt verwalteten Spitals (S. 52–55). Der große Stadtbrand von 1316 begünstigte in dieser Phase der Umorientierung den Neubau eines Spitalgebäudes. Eine materialreiche Schilderung der Erwerbspolitik des Spitals im 14. Jahrhundert folgt, wobei deutlich wird, dass das Spital zeitweise über seine Verhältnisse lebte (S. 58–75). Ein Schaubild zur aktiven wie passiven Bilanz des Spitalhaushalts in den Jahren 1332 bis 1400 veranschaulicht die Finanzkraft (S. 158). In diesen Zeitraum fällt auch der Wandel hin zu einer Altersversorgung in den eigenen vier Wänden, außerhalb des Spitals. So kaufte sich Margarete Wetzel 1363 zur finanziellen Absicherung im Alter ein Leibgeding von jährlich 140 Schilling und Salz (S. 63). Auch im 15. und in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts strebte das Spital nach Erweiterung seines Besitzes und seiner Rechte (S. 76–95). Dies bedingte zugleich einen Ausbau der Verwaltung: seit 1432 werden ein Gültbuch, ein Schuldbuch und ein allgemeines Rechnungsbuch geführt. Zwei Karten zur Lage der Gültgüter des Spitals im Anhang illustrieren in vier Phasen, und zwar für die Jahre 1432, 1450, 1477 und 1500 das geographische Ausgreifen des Spitals (S. 159–160). In Kapitel 3.4 wird das Spital als Herrschaft mit seinen grundherrlichen, Zehnt- und Lehensrechten (S. 100–104) vorgestellt. Eine Zusammenfassung der Rechte des Spitals mit dem jeweiligen Erwerbsjahr gibt die Karte auf S. 161 wider. Das nachfolgende Kapitel ist der Verwaltung des spitalischen Amtes Honhardt mit der spital-eigenen Schäferei auf dem Sandhof und den Streitigkeiten mit den dortigen Dorfbewohnern sowie die mit den Markgrafen von Ansbach, der Grundherrschaft dieses Amtes, gewidmet (S. 105–119). Einblick in den Spitalalltag gewährt Kapitel 3.6. Zuerst wird das Personal mit seinen vielfältigen Aufgaben vorgestellt. In Schwäbisch Hall handelt es sich hierbei u. a. um die beiden jährlich wechselnden Pfleger als Aufsicht, den Spitalmeister, den Schreiber, die beiden Oberpflegerinnen, die Unterpflegerin, die Spitalfrau (= Ehefrau des Meisters), die Beschließerin, den Küfer, den Ober- und Unterbeck, die Köchinnen und den Überreiter (S. 123–134). Zur Abrundung der Beschreibung des internen Spitalbetriebs geht Kaum auch auf die Lage der Insassen, der Pfründner um Geld und um Gottes Willen (S. 134–144), auf die kirchlichen Verhältnisse und auf die Seelsorge ein. Im Anhang finden sich zwei Tabellen, eine zu den Geldgülden aus den Jahren 1433 bis 1603, die andere zu den Natureinnahmen aus Gülden im gleichen Zeitraum (S. 162–163).

Das Bändchen bietet dem Heimatforscher zahlreiche Einblicke in die Organisation des Haller Spitals im Mittelalter und in die Lebensumstände der Insassen. Darüber hinaus werden sich Ahnenforscher über die Listen zu den Pflegern des Spitals, den Spitalmeistern, den Lehenträgern den Passivlehen des Spitals sowie den Kaplänen an der Spitalkirche freuen, die diese materialreiche Darstellung zur Entwicklung des Haller Johannesspitals abrunden (S. 171–178). Die Anfänge dieser Untersuchung liegen mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Um so beachtenswerter ist die Tatsache, dass der Autor die Arbeit noch nach Beendigung des Berufslebens noch zum Abschluss bringen konnte.

P. Schad

Weikersheim

Hugo Kistner, Im altgeschichtlichen Tauberland – Neubronn und Oberndorf, Igersheim (Selbstverl. d. Verf.) 1999, 315 S., zahlr. Abb.

Mehr als zehn Jahre arbeitete der Hobby-Historiker und der für das Tauberland bekannte Filmemacher Hugo Kistner an dieser Chronik. Herausgekommen ist ein „Heimatbuch“ ganz besonderer Art, das sich sehen lassen kann und das sich weitgehend in Aufbau, Inhalt

RE

und Systematik wohlthuend von anderen Arbeiten dieses Genres unterscheidet. Schon aus dem eigenwilligen Titel wird ersichtlich, dass das Werk aus zwei Teilen besteht.

Im ersten Teil dokumentiert der Verfasser auf 40 Seiten das „altgeschichtliche Tauberland“, jenen buntscheckigen Flickenteppich der Historie, wie er sich im Laufe seiner Geschichte herausgebildet hat. Seine Recherche beginnt mit der schriftlosen Vorzeit, gilt der Besiedlung durch die verschiedenen Völkerschaften und umfasst insbesondere den Taubergau in fränkischer Zeit. Die in Wort, Bild und Stammtafeln gewürdigte älteste Geschichte des Tauberlandes endet mit der Christianisierung im achten Jahrhundert, als der Angelsachse Bonifatius vom Papst zum Legaten für Germanien erhoben wird. Einen breiten Raum nimmt auch die besitzgeschichtliche Entwicklung unter den Großen des Reiches und der Reichsministerialität ein. Dann erlebt der Leser den kometenhaften Aufstieg der Herren von Hohenlohe zur Zeit der Staufer, die ruhmreiche Herausbildung ihrer Landesherrschaft in der Grafschaft Hohenlohe.

Der zweite Teil des Buches widmet sich dann ganz den einst selbständigen Dorfgemeinden Neubronn und Oberndorf, die im Zuge der Gemeindereform seit 1972 zur Stadt Weikersheim gehören. In liebevoller Kleinarbeit erforschte Hugo Kistner alle Bereiche des dörflichen Lebens: Er beginnt mit der Namensgebung und erläutert die Herrschaftsverhältnisse ab der ersten Nennung Neubronns im Jahre 1103. Der Verfasser schildert chronologisch die oft wechselvolle Geschichte, so unter den Rittern von Rosenberg und den Grafen von Hatzfeldt, die hier erstmals in ihrer Genealogie mit Stammtafeln erfasst sind. Auch das Schicksal der hörigen Bauern wird lebensnah dargestellt. Interessante Themen sind hier die Bildung der Dorfgemeinschaft und die Entstehung des Fronhofverbandes mit seinen Abgabeforderungen. Weiter geht die Beschreibung der Historie bis zum Ende des „alten Dorfes“.

Eine Besonderheit stellt die „Hofstellengeschichte“ dar. Für jede Hofstelle von Neubronn und Oberndorf wird die Abfolge der Haus- und Hofbesitzer chronologisch nachgewiesen, z. T. beginnend ab dem 15. Jahrhundert. Zur Übersicht dienen die vom Verfasser nachgezeichneten und mit den alten Flurnamen ergänzten Urkarten.

Erschöpfend wird auch die Kirchen- und Schulgeschichte behandelt und natürlich erfährt der Leser manch Interessantes und Wissenswertes über die Bräuche, Sagen und Sitten der Dorfbewohner. Selbstverständlich behandelt das liebevoll gestaltete Heimatbuch auch gebührend das Vereinsleben, und dennoch unterscheidet sich diese Chronik von manchem der landläufigen „Heimatbücher“: sie besteht aus einem Guss, wurde sie doch von einem einzigen Verfasser mit viel Engagement, Fleiß und Herzblut geschrieben. Der Band kann beim Autor bezogen werden: Wagnerstraße 4, 97999 Igersheim, Tel.:07931/3436. *H. Herrmann*

Wüstenrot

Wolfram Angerbauer, Regina Keyler, Sönke Lorenz, Michael Matzke, Andreas Schmauder, Christoph Seeger, Raimund Waibel, Manfred Waßner, Wüstenrot. Geschichte einer Gemeinde im Schwäbisch-Fränkischen Wald (Gemeinde im Wandel, Bd. 8), Wüstenrot (Gemeinde Wüstenrot) 1999. 274 S.

Die umfassende Ortsgeschichte von Wüstenrot mitsamt seiner heutigen Teilorte Finsterrot, Maienfels, Neuhütten und Neulautern beginnt mit einem Beitrag von Sönke Lorenz, der die Frühzeit und das Mittelalter behandelt. In einem kurzen einleitenden Abschnitt wird die Landschaft um die Gemeinde beschrieben. Da die schriftlichen Quellen zur Geschichte Wüstenrots rar sind, hebt der Autor stärker auf die allgemeine mittelalterliche Geschichte ab – Ausnahmen sind die Ersterwähnung Stangenbachs im Jahr 779 und die angebliche erste Nennung Wüstenrots in einer Urkunde von 1247, die aber nicht haltbar ist und sich tatsächlich auf Oberrot bezieht. Im Beitrag von Wolfram Angerbauer über die frühe Neuzeit ist letztere Erkenntnis allerdings noch nicht berücksichtigt (er spricht noch immer von einer Ersterwähnung der Wüstenroter Kirche 1247 (ebd., S. 53)). Ansonsten bietet er einen konzi-

sen Überblick über die Herrschafts- und Sozialgeschichte der Gemeinden. Eigene Kapitel sind den Pfarrern und Schulmeistern gewidmet. Wüstenrot und Schwäbisch Hall erscheinen eng verbunden, musste die Ortschaften ihren Untertanen doch das Fahren in die Stadt am Sonntag verbieten. Auch eines der ersten Zeugnisse über die Glasherstellung stammt aus Hall: der Eintrag in Georg Widmans Chronik über eine Wallfahrt zu einem Brunnen bei einer Glashütte, dem heutigen Weihenbrunn. Die weiteren Schicksale der Glasproduktion schildert Regina Keyler mit vielen Details. Dem zweiten wichtigen Wirtschaftszweig: der Waldnutzung wendet sich Manfred Waßner zu, dessen Beitrag die Schwierigkeiten der Menschen, im schwäbisch-fränkischen Wald zu überleben, deutlich macht. Wieder spielte Schwäbisch Hall eine wichtige Rolle: Holz aus den Wäldern wurde über die Rot geflößt und diente als Brennholz in der Saline. Die Geschichte der Gemeinden im 19. und frühen 20. Jahrhundert zeichnet Raimund Waibel nach, innerhalb der der Revolution von 1848 mit dem Aufstand in Neuhütten besondere Bedeutung zukommt. Die wirtschaftliche und soziale Lage in den behandelten Gemeinden war 1855 so trostlos, dass alle unter Staatsaufsicht gestellt werden mussten und wesentliche Teile ihrer Selbstverwaltung einbüßten. Diese desolaten Verhältnisse dauerten bis zum Ersten Weltkrieg an. Den Zeitraum 1914–1945 behandelt Andreas Schmauder. Nach einem für ländliche Gemeinden erstaunlichen Wahlergebnis 1919 (mit 60 % SPD-Stimmen!) kehrte bald wieder Resignation ein. Immerhin verbesserte sich die wirtschaftliche Lage der Gemeinden u. a. durch den Fremdenverkehr in den zwanziger Jahren doch deutlich, was aber die Wendung eines bedeutenden Teils der Bevölkerung zum Nationalsozialismus nicht verhinderte. Die Geschichte der Bausparkasse behandelt Christoph Seeger: nach Wüstenrot ist ja immerhin die erste derartige Institution Kontinentaleuropas benannt. Georg Kropp lebte seit 1920 eher aus Zufall in Wüstenrot, 1921 wurde die „Gemeinschaft der Freunde“ gegründet, die von 1924 bis 1928 einen rapiden Aufschwung in Wüstenrot verzeichnete: 1928 beschäftigte die Bausparkasse schon 241 Mitarbeiter und führte für 40 000 Bausparer Konten. Im gleichen Jahr allerdings verließ sie Wüstenrot und siedelte nach Ludwigsburg, das großes Entgegenkommen gezeigt hatte, über. Aber immerhin gibt es auch hier eine Verbindung nach Schwäbisch Hall: Erwin Boesler, Schwiegersohn Georg Kropps, war ab 1946 bei der mittlerweile in Hall ansässigen Bausparkasse der deutschen Genossenschaftsbanken tätig (von 1965 bis 1972 als Vorstandsvorsitzender). Für die Schilderung der Jahre nach 1945 zeichnet Manfred Waßner verantwortlich, für einen Katalog der Baudenkmale Christoph Seeger. Michael Matzke beschreibt Maße und Gewichte, die für den Gemeindebereich von Bedeutung waren. Insgesamt ist ein sehr lesbarer und lesenswerter Band entstanden, der auch für andere Ortsgeschichten als Vorbild dienen kann.

A. Maisch

9.2 Andere Regionen

Augsburg

Christoph Böhm, *Die Reichsstadt Augsburg und Kaiser Maximilian I. Untersuchungen zum Beziehungsgeflecht zwischen Reichsstadt und Herrscher an der Wende zur Neuzeit* (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 36) Sigmaringen (Thorbecke) 1998. 436 S., 44 Abb.

Augsburg war an der Schwelle zur Neuzeit nicht nur eine bedeutende Reichsstadt, sondern auch ein Zentrum der Reichspolitik, sozusagen die zweite Hauptstadt des Reiches. Die großen Reichstage dieser Zeit, aber auch die zahlreichen Herrscherbesuche, legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Maximilian I., auch bekannt als der „letzte Ritter“, hielt sich allein 1037 Tage in der Stadt auf, was ihm, so ein Chronist, den eher scherzhaften Beinamen „Bürgermeister von Augsburg“ einbrachte. Das Verhältnis zwischen Stadt und Herrscher trägt

die typischen Züge einer Komplementärbeziehung: volle Kassen auf der einen, chronischer Geldmangel auf der anderen Seite, wirtschaftliche Interessen, vor allem an funktionierenden Handelsbeziehungen einerseits, die reichs- und außenpolitische Machtfülle andererseits, und nicht zuletzt das wachsende Geltungsbedürfnis einer Kaufmannsstadt, die nur allzu bereit war, sich mit dem glanzvollen Auftreten einer aufstrebenden Herrscherfamilie zu schmücken.

Die Fragen nach dem vielfältigen und oft subtilen Beziehungsgeflecht zwischen Kaiser Maximilian und seiner Lieblingsstadt stehen im Mittelpunkt der Studie, die im Jahr 1995 von der Ludwig-Maximilians-Universität in München als Doktorarbeit angenommen wurde. Es ist die Geschichte einer großen Liebe. Doch war es, wie so oft im Leben, keine Liebe auf den ersten Blick, wie Maximilians Verhalten im so genannten Domkapitelstreit (1484–1491) zeigt. Als Mitregent seines Vaters Friedrichs III. stellte er sich in dieser Auseinandersetzung auf die Seite des Papstes – gegen die Interessen der Augsburger Bürgerschaft. Zu einem Bund zwischen Herrscher und Stadt kam es erst, als es darum ging, sich gemeinsam gegen das Vordringen der Wittelsbacher zu wehren, sei es in territorialen Streitigkeiten, wie in der 1492 erfolgten „Rücklösung“ der Markgrafschaft Burgau, oder wenn es galt, einen Präkandidaten auf den Augsburger Bischofssitz aus dem Hause Wittelsbach von selbigem fern zu halten. Die Angst der Augsburger vor einer „bayerischen Umklammerung“ machte beide, Stadt und Herrscher, zu natürlichen Verbündeten. So wurde aus der Zweckallianz Zuneigung und später Liebe.

Die Besuche des Königs bzw. (ab 1508) Kaisers stellten hohe Anforderungen an das organisatorische und logistische Leistungsvermögen der Lechmetropole. Es waren gesellschaftliche Großereignisse, die nicht zuletzt der Imagepflege der Beteiligten dienten. So kam es vor, dass Maximilian mit 250 Pferden und dem entsprechenden Gefolge anreiste. Vor den Toren der Stadt legte er seine Prunkgewänder an und wurde sodann von einer Gesandtschaft des Rats mit Pauken und Trompeten begrüßt. Unter einem Traghimmel geleitete man ihn in die Stadt, wo er in der Regel in der bischöflichen Pfalz Quartier bezog. Am nächsten Tag wurde er vom Rat mit Geschenken (Geld, Ochsen, Hafer, Rheinwein usw.) überhäuft. Danach nahm er den Treueid der Bürgerschaft entgegen. Da Herrscherbesuche Volksfeste waren, begannen nun die Lustbarkeiten: Tanzveranstaltungen, Festgelage, Jagden – Maximilian war selbst begeisterter Jäger – und bürgerliche Wehrübungen, wie Bogen- und Armbrustschießen. Nicht fehlen durften die Ritterspiele, die eigentlich schon aus der Mode gekommen waren, von Maximilian aber neu belebt wurden.

Wichtiger als diese Formen der Kontaktpflege waren freilich die politischen Beziehungen. Auch in dieser Hinsicht war Augsburg für Maximilian von besonderer Bedeutung: Auf dem Reichstag des Jahres 1500 wurde er von den Ständen praktisch entmachtet, eine schwere Niederlage, von der er sich erst Jahre später wieder erholte. Dabei war Maximilian, der im Volksglauben bekanntlich als Erfinder eines Strategiespiels namens „Tu felix Austria nube“ gilt, alles andere als friedfertig. Vor allem in der zweiten Hälfte seiner Regentschaft war er wiederholt in Kriegshändel und andere Streitigkeiten verwickelt, hauptsächlich in Norditalien, wo sich das stolze Venedig als hartnäckiger Störenfried erwies. Die Stadt Augsburg, ohnedies ein verlässlicher Steuerzahler, erfüllte die Darlehensforderungen des Kaisers, die so genannten „Reichsanschläge“, ohne zu murren. Das Abschneiden der Handelsverbindungen mit dem Orient, aus dem die begehrte Baumwolle kam, hätte das Wirtschaftsleben der Lechstadt ins Mark getroffen. Jakob Fugger nutzte diese Gelegenheit übrigens, um sich vom Kaiser in den Adelsstand erheben zu lassen, nur ein Symptom einer in mannigfacher Hinsicht symbiotischen Beziehung.

Potenzielle Interessenten seien darauf hingewiesen, dass der Lustgewinn beim Lesen dieses Buches sich in Grenzen hält. Zwar geht der Verfasser nach den fachlogischen Erfordernissen seiner Disziplin vor, doch frönt er einer Liebe zum Detail, die es dem Leser bisweilen schwer macht, Anschluss und Überblick zu behalten. Hier leisten die Zusammenfassungen am Schluss der einzelnen Kapitel gute Dienste. Ein wenig enttäuscht nimmt der Leser am

Ende zur Kenntnis, dass die vollmundigen Versprechungen des Klappentextes (wieder einmal) unzureichend eingelöst wurden. Dort wird Maximilian wie folgt charakterisiert: „ein echter Bürgerfreund, ein Herrscher zum Anfassen, ein großzügiger Gastgeber, ein guter Christ, ein wackerer Kriegsheld, ein wahrer Ritter und auch Verehrer weiblicher Schönheit“. Ohne nun einer Personengeschichte das Wort reden zu wollen: Maximilian als Mensch aus Fleisch und Blut – diesem Anspruch wird das Buch nicht gerecht. Zu sehr bleibt der Kaiser Funktionsträger geschichtsmächtiger Kräfte. Am wenigsten, nämlich nichts, erfährt der Leser über den letztgenannten Aspekt. Ein Verehrer weiblicher Schönheit – was hätte man daraus nicht alles machen können. Sollte es es am Ende doch so sein, dass sich die Arbeit eines deutschen Doktoranden mit den magischen Kräften weiblicher Schönheit nicht vereinbaren lässt?

H. Kohl

Offenburg

Franz X. Vollmer, *Offenburg 1848/49: Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution*, Karlsruhe 1997. 568 S.

Die Stadt Offenburg war für die Revolution von 1848/49 von zentraler Bedeutung, sowohl für Baden als auch für Deutschland. Schon im Vorfeld der Revolution machte die Stadt durch das Offenburger Programm vom 12. September 1847 auf sich aufmerksam, das die Errichtung eines republikanischen Nationalstaates verlangte. Im Mittelpunkt der Öffentlichkeit stand Offenburg auch weiterhin: Sowohl weil dort die zwei bedeutenden Landesvolksversammlungen Badens am 19. März 1848 und 13. Mai 1849 stattfanden, als auch wegen der Stellung Offenburgs während des Aprilaufstandes. Wer sich jedoch bis zum Jahre 1997 über den Verlauf der Revolution von 1848/49 in Offenburg informieren wollte, dem stand nur wenig Literatur zu Verfügung. Diese Lücke füllt das Buch von Franz X. Vollmer. Wie der Titel des Buches schon ankündigt, liegt der Schwerpunkt der Studie sowohl in der Schilderung der Ereignisse der Revolutionsjahre als auch in der Darstellung der Menschen, die am Geschehen der Revolution teilnahmen. Das Buch besteht aus diesem Grund aus zwei unterschiedlichen, sich jedoch ergänzenden Teilen. Im ersten Teil wird der Akzent auf die Ereignisgeschichte gesetzt: Der Autor beschreibt im Detail den Verlauf der Revolution in Offenburg. Der zweite Teil besteht aus einem umfangreichen Anhang, der Kurzbiographien der Beteiligten enthält; dazu gehören u. a. die Teilnehmer des Aprilaufstandes 1848, die Anführer der Bürgerwehr sowie die Gemeinderäte und der Bürgermeister Réé. Diese gesammelten biographischen Daten sind der erste Schritt, um die Sozialprofile der Revolutionsakteure in Offenburg zu erarbeiten.

Der Autor skizziert am Anfang des Ereignisteils die Situation Offenburgs am Vorabend der Revolution mit einem Überblick über die politische und publizistische Lage sowie über die Sozialstruktur. Nach diesem einleitenden Abschnitt wird der Verlauf der Revolution chronologisch sehr detailliert von der Märzrevolution bis zur Niederschlagung des Volksaufstandes wiedergegeben. Viele verschiedene zeitgenössische Quellen belegen die Schilderung der Ereignisse oder geben die Stimmungen und Meinungen wieder, die in den Revolutionsjahren herrschte. Allerdings ist zu bemängeln, daß der Vorsatz „Wo immer möglich, sollen zeitgenössische Quellen selbst sprechen“ (S. 15) an manchen Stellen den Eindruck erweckt, die Zitate seien nur aneinandergereiht und nicht in die Darstellung eingegliedert.

Insgesamt gelingt es dem Autor, sowohl ein differenziertes und vielschichtiges Bild von Offenburg wiederzugeben, als auch ein lebendiges Gesamtbild der Stadt während der Jahre 1848/49 zu vermitteln. Dabei bleibt die Darstellung auf die politische, ereignisgeschichtliche Ebene fokussiert. Diese Darstellung des „revolutionären“ Offenburg ist die erste Aufarbeitung des Themas. Damit bildet das Buch von Franz X. Vollmer den Grundstein zur Geschichte der Stadt in dieser Zeit.

E. Schinke

Rothenburg

Ludwig Schnurrer, *Rothenburg im Mittelalter. Studien zur Geschichte einer fränkischen Reichsstadt, Rothenburg o. d. Tauber* (Verlag des Vereins Alt-Rothenburg) 1997. 470 S.

Der Band vereinigt Aufsätze des langjährigen Rothenburger Stadtarchivars Ludwig Schnurrer aus den Jahren 1969 bis 1991, die aus Anlass seines 70. Geburtstages gesammelt und ediert wurden. Die behandelten Themen sind mannigfaltig: die Stadtentwicklung Rothenburgs im Mittelalter (die zahlreiche Parallelen zur der Schwäbisch Halls aufweist), der Bürgermeister Heinrich Toppler, der 1408 hingerichtet wurde, dessen Grundherrschaft ein weiterer Beitrag gewidmet ist, Rabbi Meir ben Baruch von Rothenburg, dessen Responen das Leben der jüdischen Gemeinden vom 13. Jahrhundert an beeinflussten, Kaiserbesuche in der Stadt, die Rolle Rothenburgs im schwäbischen Städtebund, die seine Ausstrahlung nach Westen auf Hohenlohe und Schwäbisch Hall dokumentiert und zur Dreistädteverwaltung von Kirchberg und Ilshofen führte, das Verhältnis der Könige Karl IV. und Wenzel zu Rothenburg, die spannungsreichen Beziehungen der Stadt zu Würzburg, die sozialen Unruhen und Bürgeraufstände, die 1451 eskalierten, den Stifter eines Fensters im Chor von St. Jakob, die Schäferei des Spitals auf der Grundlage der Spitalrechnungen 1489–1504, der Wollhandel nach Nürnberg, die Heiligblutwallfahrt, die ab 1276 stattgefunden zu haben scheint, und die Wallfahrt zur Reinen Maria, deren Ziel die in eine Kapelle umgewandelte ehemalige Synagoge war. Ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Ludwig Schnurrers 1962–1996 zur Geschichte der Reichsstadt Rothenburg runden den Band ab.

A. Maisch

Manfred Vasold, *Geschichte der Stadt Rothenburg ob der Tauber*. Zugleich ein Stadtführer, Stuttgart (Thorbecke) 1999. 224 S., 36 Abb., 9 Farbtaf.

Eingangs soll darauf aufmerksam gemacht werden, den Benutzungshinweis des Autors zu beherzigen: „Man kann diese Stadtgeschichte in die Hand nehmen und sie abschnittsweise lesen, während man die Besichtigung vornimmt. Der Leser wird freilich mehr davon profitieren, wenn er dieses Buch schon vor seinem Besuch in Rothenburg einmal gründlich durchliest und es sich hernach, während der Besichtigung, noch einmal vornimmt – oder umgekehrt“ (Vorwort, S. 5).

Die zu besprechende Publikation ist eine primär topographisch erzählte Stadtgeschichte, die dann in chronologische oder thematische Abschnitte untergliedert wird. Der erste Rundgang führt durch die Altstadt. Dabei werden einzelne Gebäude und Objekte teilweise eingehend behandelt (z. B. die Jakobskirche, S. 29–36, und der Heilig-Blut-Altar von Tilman Riemenschneider, S. 36–37). Die Unterkapitel widmen sich folgenden Bereichen: „Rothenburg und die Reformation“ (S. 40–56), „Rothenburg und der Bauernkrieg“ (S. 57–67), „Rothenburgs Entwicklung zur Freien Reichsstadt“ (S. 68–94), „Rothenburg und der Dreißigjährige Krieg“ (S. 95–102), „Rothenburgs Fehden und Kriege“ (S. 103–124).

Die „zweite Exkursion: Wirtschafts- und Sozialgeschichtliches“ (S. 125–175) thematisiert die „Ackerbürger“ (S. 128–129), „Rothenburg und seine Wirtschaft“ (S. 130–164) und „Rothenburg und sein ländliches Territorium“ (S. 165–175). „Die Geschichte Rothenburgs seit dem Ende der Reichsstadtzeit“ (S. 203–214) umfasst die gesamte Spanne von 1806 bis in die 1960er Jahre. Der Autor nennt jeweils Literatur zum Thema. Der Anhang bietet neben einem Personenregister (S. 222–224) und dem Abbildungsnachweis (S. 221) „Praktische Hinweise“ zu Museen (S. 217–218) und Gaststätten (S. 218–220).

U. Schulze

Schweinfurt

Uwe Müller (Hrsg.), *Erinnern – Wilhelm Sattler (1784–1859) und der „Schwarze Einser“* (Ausstellungshäfte des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 4), Schweinfurt (Stadtarchiv Schweinfurt) 1999. 32 S., zahlr. Abb.

Das dünne Heftchen erschien anlässlich der gleichnamigen Ausstellung für den „Erfinder“ der Briefmarke im Gunnar-Wester-Haus in Schweinfurt vom 28. 10. 1999 bis 9. 1. 2000. Die Ausstellung wurde von den Städtischen Sammlungen und dem Stadtarchiv in Zusammenarbeit mit dem Briefmarkensammlerverein Schweinfurt e.V., der Deutschen Post, Niederlassung Würzburg und dem Museum für Post und Kommunikation Nürnberg zusammengestellt.

Das Heftchen enthält Beiträge von Andrea Brandl über Jugend und Ausbildung Sattlers, Sattler als frühindustriellen Unternehmer, gesellschaftliches Leben und Politik, Wilhelm Sattler im Bild und ein Schlusswort.

Der Schweinfurter Unternehmer Wilhelm Sattler hat als Abgeordneter der bayrischen Ständeversammlung Einfluss auf die Reformierung des Postwesens und die daraus resultierende Einführung der Briefmarke in Bayern vor 150 Jahren genommen. In der Aussprache der Abgeordnetenversammlung über den Haushalt der Post beantragte er am 24. 11. 1847: „...bei Briefversendung im Lande die Frankirung in ähnlicher Weise, wie sie bei der Penny-Post in England eingeführt, zu gestatten.“ Tatsächlich ist zwei Jahre später, am 1. November 1849, unter König Maximilian II. mit dem „Schwarzen Einser“ in Bayern die erste deutsche Briefmarke verausgabt worden.

Das Heft skizziert ein umfassendes Bild dieses Allround-Unternehmers und seinen vielschichtigen Interessen. Natürlich waren Briefmarken ihm auch ein unternehmerisches Anliegen. Für Schweinfurts industrielle Wurzeln ist Sattler eine Schlüsselfigur, die hier pointiert dargestellt ist. Bekannt ist Sattlers „Schweinfurter Grün“, das sich aber als nur eine von vielen seiner Leistungen greifen lässt. Insgesamt ein knappes, aber um so inhaltsreicheres Heftchen über den Wegbereiter der Briefmarke in Deutschland zu deren 150jährigem Jubiläum.

T. Voit

Uwe Müller (Hrsg.), „... daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seyen“, Johann Wolfgang von Goethe zum 250. Geburtstag, (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Bd. 13), Schweinfurt (Stadtarchiv Schweinfurt) 1999. 80 S., zahlr. Abb.

Dieser Band zum 250. Geburtstags Goethes ist gleichzeitig der Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung, die vom 14. 2. bis zum 23. 5. 1999 in der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt und vom 31. 8. bis zum 9. 10. 1999 in der Stadtbibliothek Reutlingen zu sehen war. Veranstalter waren die Dr.-Otto-Schäfer-Stiftung e.V. sowie Stadtarchiv und -bibliothek Schweinfurt.

Heinz Grockel befasst sich mit „Johann Wolfgang von Goethe – zu Person und Werk“. Anhand der Exponate erstet Goethes Leben vor dem geistigen Auge des Lesers: Frankfurter Jahre, Weimar, Goethes Tod, weiterhin Goethes Werk, aufgefangen mit Lyrik, Dramen, Fest- und Singspielen, Prosa, von Goethe edierten und übersetzten Schriften sowie Werken zu Kunst und Literatur.

Caroline von Canitz thematisiert mit „Goethe in der Buchkunst“ seine Schwierigkeiten im Umgang mit bildlichen Darstellungen in seinen Werken. Es werden die Buchillustrationen bei „Götz von Berlichingen“, „Werther“, „Der Römische Carneval“, „Faust“, ein „Faust“-Exkurs, „Reineke Fuchs“ und „Herrmann und Dorothea“ besprochen.

Thomas Nickol von der Akademie beschreibt mit „Goethe als Naturforscher und Mitglied der Leopoldina“ seine wissenschaftlichen Leistungen. Neben der Morphologie des Wirbeltierskeletts, der Metamorphose der Pflanzen, ist die berühmte Farbenlehre enthalten. Weiterhin stehen Ausführungen zur Geologie und Mineralogie sowie Meteorologie – abgerundet mit einem Beitrag zur Beziehung zwischen Goethe und der Leopoldina – im Druckwerk. Diese älteste noch bestehende naturkundliche Akademie Europas wurde 1652 in Schweinfurt gegründet. Die Privatbibliothek einer ihrer Gründerväter – Johann Laurentius Bausch – wird in der Bibliothek Otto Schäfer verwahrt.

Rudolf Kreutner umreißt mit „Goethe und Rückert“ den Briefwechsel zwischen dem Dichturfürsten und dem in Schweinfurt geborenen Dichter und Orientalisten Friedrich Rückert.

Hier wird gezeigt, dass auch der Unbekanntere in das schon damals umtriebige Kulturgeschäft eingebunden wurde. Es wird u. a. auf die Verteidigung Goethes durch Rückert gegenüber dem Kritiker Wolfgang Menzel eingegangen. Aber auch Rückert selbst kommt angemessen zur Geltung, am Ende des Beitrages wird die FAZ zitiert: „Diese Weltaneignung in und durch die Sprache hat Rückert wie eigentlich nur Goethe vor ihm und noch niemand nach ihm verkörpert.“

Der vorliegende Band befasst sich mit dem bundesweit begangenen Jubiläum zu Goethes 250. Geburtstag. Die Beiträge aber zeigen, dass Goethe zu Schweinfurt ein engeres Verhältnis hatte als die oftmals zitierten Lieferungen von den dortigen Weinhandlungen und -lagen vermuten lassen. Mit der „Lepoldina“, zu deren Mitglied Goethe 1818 berufen wurde, und dem Dichterkollegen Friedrich Rückert ist dies hinreichend belegt. T. Voit

Uwe Müller, Ernst Petersen (Hrsgg.), Politik – Religion – Kunst. Beiträge zur Geschichte Schweinfurts – Festschrift Horst Ritzmann (Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. Neue Folge, Bd. 4), Schweinfurt (Historischer Verein Schweinfurt) 1998. 401 S., zahlr. Abb.

Die Geschichte der ehemals Freien Reichsstadt wird an Hand von Beiträgen von 16 Autoren lebendig. Der Bogen reicht von der Frühzeit über die politische Unabhängigkeit bis zur Neuzeit. Dieser Band enthält wissenschaftliche Grundlagenforschungen, aber auch lebendige, fesselnde Darstellungen mit zeitgenössischem Charakter.

Im Editorial schreibt Ernst Petersen: „Politik – Religion – Kunst“, so lautet der Titel dieser Aufsatzsammlung. Sehr unterschiedliche Töne klingen in den einzelnen Beiträgen an, und doch ergeben sie einen Dreiklang, der Zusammengehörigkeit und Beziehung vernehmen läßt. So verwundert es auch nicht, daß einige Aufsätze nicht eindeutig in eine der drei Sparten eingeordnet werden können.

Den Auftakt der kunstgeschichtlichen Abteilung bildet die alte Sage um die Entführung der Schweinfurter Markgrafentochter Judith. Chr. Stöcker führt in den ältesten Text des Cosmas von Prag (11. Jhd.) ein, der auch zweisprachig (lat. – dt.) abgedruckt wird.

Alte Stadtansichten Schweinfurts sind begehrte Sammlerstücke. Neben den Merian-Stichen gehören die Werke Stößels aus dem späten 18. Jahrhundert zu den bekanntesten, weil sie auch durch Nachdrucke von den Originalstöcken relativ weit verbreitet sind. Ein bislang unbekanntes Blatt mit dem Grundriß (Stadtplan) Schweinfurts konnte kürzlich durch das Stadtarchiv erworben werden. Erich Schneider beschreibt dieses und gibt einen Einblick in das Werk Stößels.

Andrea Brandl stellt den Maler Georg Friedrich Adolph Schöner vor, der – weitläufig mit der Schweinfurter Malerfamilie Geiger verwandt – u. a. zwei reizende Portraits von Wilhelm und Catharina Sattler hinterlassen hat, die sich in Besitz der Städt. Sammlungen befinden.

Daß man sich in schweren Zeiten dem Thema Geld nicht nur ernsthaft, sondern auch ironisch-amüsan genähert hat, beweist der Beitrag Georg Dreschers über die 1921 von Kitzingen verausgabte Notgeldserie, die der in Unterfranken bekannte Künstler Richard Rother entworfen hatte. Exlibris (Bücherzeichen) sind ein anderes Beispiel von Gebrauchskunst, die heute wieder verstärkt wahrgenommen wird. Paul Ultsch präsentiert zwölf Exlibris mit christlichen Motiven, um einen kleinen Einblick in diese Kunstform zu geben.

Eine der traditionsreichsten Stätten Schweinfurts ist das Gymnasium, das 1634 auf Initiative König Gustav Adolfs von Schweden gegründet wurde. Weniger bekannt ist, daß das Gymnasium im Zuge der Mediatisierung geschlossen wurde, bevor es etwa 25 Jahre später als „Ludovicianum“ neu eröffnet werden konnte. Dabei stattete der Rat es mit einer Bibliothek aus, zusätzlich wurde ihm auch 1858 eine Münzsammlung zu Studierzwecken überlassen. Im Zweiten Weltkrieg kam beides abhanden. Aufgrund eines Verzeichnisses aus dem Stadtarchiv, das der damalige Rektor Oelschläger anfertigte, ist der Umfang der Münzsammlung bekannt. Uwe Müllers und Irene Handfest-Müllers edieren dieses Verzeichnis.

1996 hielt der ehemalige Oberbürgermeister Kurt Petzold einen vielbeachteten Vortrag anlässlich des 75jährigen Jubiläums der Eingemeindung Oberdorfs nach Schweinfurt. Das langwierige Hin und Her bis zur Entscheidung ist Ausdruck der oft kaum nachvollziehbaren unterschiedlichen Interessen und Blickwinkel der Beteiligten. Zu einem „historischen“ Spaziergang auf der Schweinfurter Mainleite lädt Hans Graetz ein. Auf kurzweilige Weise wird Geschichte lebendig.

Die spannende Darstellung Georg Schäfers über die Verhandlungen und den Vollzug der von den Alliierten beschlossenen Demontage der FAG Kugelfischer nach dem 2. Weltkrieg zwischen 1945 und 1948 zeigt, wie es möglich war, parallel zur Demontage Wiederaufbau zu betreiben.

Den Teil der Aufsätze zur Geschichte schließt der umfangreichste Beitrag dieser Festschrift ab, in dem Wilhelm Böhm die Umstände des Besuchs des Großen Kurfürsten und der Einquartierung seiner Truppen in Schweinfurt nachzeichnet. Vornehmlich aus den Ratsprotokollen wird anschaulich gemacht, welchen Aufwand und wieviel Aufregung solche Einquartierungen für die doch recht kleine Reichsstadt mit sich brachten.

Erbschaften und Vermächnisse rufen nicht immer reine Freude bei den Bedachten hervor. Christa Kolokythas Beitrag widmet sich der Stiftung H. Chr. Voits zugunsten des Kinderheims „Haus Marienthal“, die mit der Auflage verbunden war, daß bei der Übergabefeier der deutsch-katholische Prediger Scholl die Rede halten sollte. Die um 1848 von Sattler aufgebaute Freie Gemeinde, die nur kurze Zeit in Schweinfurt reüssierte, konnte sich noch einmal, knapp 50 Jahre später, in Erinnerung bringen. Daß die christliche Gemeinde nicht nur Kirchen und Schulsäle brauchte, sondern auch Gemeindehäuser, war eine pastoraltheologische Erkenntnis der Evangelischen Kirche in den Zwanziger Jahren. Dekan i. R. Johannes Strauß hat sich der Geschichte des hiesigen Evangelischen Gemeindehauses angenommen. Aus den Gemeindeblättern schöpft er Baugeschichte und Stellenwert dieses Hauses bis in die Gegenwart hinein.

Einen weiten kulturellen Bogen spannt Anton Hirsch, indem er Lieder aus der Feder Schweinfurter Bürger darbietet. Hirschs These geht dahin, daß deren kulturelle Leistung eher unterschätzt als überschätzt wird. Kathi Petersen untersucht das Geschichtsverständnis Melanchthons anhand der „Chronica Carionis“, dem bis ins 18. Jahrhundert am meisten verbreiteten Lehrbuch der Weltgeschichte. Ist seine Aufteilung in Säkular- und Kirchengeschichte von Luthers Zwei-Reiche-Lehre beeinflusst? Ernst Petersen erschließt einen Teil des Gelegenheitsschrifttums, das sich in der Sakristeibibliothek von St. Johannis befindet. Gratulationen zeigen, in welcher Form sich im 18. Jahrhundert die gehobene Bürgerschaft feierte. Die Verbindung zu Württembergisch Franken knüpft ein Beitrag über den Militär Karl Friedrich Seyffert. Der Schweinfurter „Capitän-Lieutenant“ befehligte von 1793 bis 1800 das Kreisinfanterie-Regiment „Hohenlohe“, das sich aus Soldaten des Fürstentums Hohenlohe und der Freien Reichsstadt Schweinfurt zusammensetzte (Seite 142 ff). T. Voit

Tübingen

Herbert Aderbauer, Das Tübinger Spital und der Wandel seiner sozialen Funktion in der frühen Neuzeit. Vom Pfründerheim zur Armen- und Arbeitsanstalt (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Bd. 9), Stuttgart (Konrad Theiss) 1997. 423 S.

Das Interesse Herbert Aderbauers in seiner Tübinger Dissertation gehört vor allem den Insassen des Spitals der württembergischen Landstadt Tübingen. Einleitend wird die Geschichte dieser Institution von der Gründung bis zur Reformation behandelt, deren Hauptlinien sich nicht wesentlich von der Geschichte anderer Hospitäler unterscheiden (Stichworte z. B. Kommunalisierung, Eigenwirtschaft). Im zweiten Teil geht der Autor auf die Verwaltungsgeschichte des Spitals von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein. In periodischen Abständen fanden Reformen statt, deren Effekte aber immer wie-

der schnell verpufft zu sein scheinen. Der Zugriff der Tübinger Honoratioren auf die Stellen im Spital war effektiv, die Verwaltung des Spitals aber weniger. Der dritte Abschnitt enthält die Hauptergebnisse Aderbauers: er stellt die Spitalbewohner vor. Deren Charakteristika wandeln sich vom 16. bis zum späten 18. Jahrhundert deutlich (vom Pfründner zum Armenhäusler). Der Autor bezieht eine Vielzahl von Merkmalen in seine Analyse ein. Das Schlusskapitel ist dem Alltag der Spitalbewohner gewidmet und beschreibt Ernährung, Kleidung, Wohnen, religiöse Betreuung und medizinische Versorgung. Ein Teil der Spitalinsassen wurde im 18. Jahrhundert zwangsweise eingewiesen und zu Arbeitsleistungen als Strafe verurteilt.

Insgesamt ist Herbert Aderbauers Arbeit als außerordentlich anregend und als Vorbild für weitere Spitalgeschichten tauglich zu bewerten.

A. Maisch

Welzheim

Hansjörg Gruber, „Ohne Erinnerung“. Die Vergangenheitsbewältigung der Stadt W. Eine deutsche Chronik, Tübingen (Silberburg) 1995. 288 S.

Auf den ersten Blick scheint der vorliegende Band die Aufarbeitung der NS-Zeit in einer kleinen Landstadt zum Anliegen zu haben. Als Beispiel dafür wurde die im Rems-Murr-Kreis gelegene Stadt Welzheim ausgewählt, die während des Dritten Reichs auch Standort eines Konzentrationslagers war. Geschildert wird unter anderem das Schicksal des fiktiven US-Stabsgefreiten Joel Kracauer, den es im Jahre 1945 nach Welzheim verschlägt. Daneben spielt das Schicksal verschiedener Welzheimer Bürger vor und nach dem Kriegsende eine Rolle. Dadurch entstand ein vielschichtiges Buch, das eine kurzweilige Lektüre verspricht. Schwierig wird es erst, wenn man versucht, es unter lokal- und regionalgeschichtlichen Gesichtspunkten zu betrachten: Denn an sich verfügt der Autor über eine enorme Kenntnis Welzheimer Nachkriegsgeschichte und versteht sie, gekonnt in seine Geschichte einzubauen. Aber für den Leser, der dieses Wissen aber nicht besitzt, bleibt es bis zum Schluss ziemlich unklar, was nun Fiktion und was Realität, was tatsächlich passiert und was gut erfunden ist. Da dieses Buch in einem Verlag erscheint, der viele landesgeschichtliche Titel im Angebot hat, kann dies durchaus zu Missverständnissen führen.

A. Kozlik

Winnenden

Von Papsttöchtern, Bettelreisenden, Revolutionären und anderen Menschen in unserer Stadt, hrsg. vom Stadtarchiv Winnenden (Winnenden, gestern und heute, Bd. 7), Ubstadt-Weiher (Verl. Regionalkultur), 1999. 230 S.

Eine durchaus ansprechende optische Aufwertung erfuhr die Schriftenreihe des Stadtarchivs Winnenden durch den Verlagswechsel zum „Verlag Regionalkultur“ mit dem hier zu besprechenden siebten Band. Auch in der Konzeption hat sich einiges geändert: Statt eines sich durchziehenden Leitthemas sind nun Beiträge zu ganz unterschiedlichen Aspekten enthalten: So geht es diesmal um die Baugeschichte der Winnender Schlosskirche, die von der Farbgebung der Schlusssteine im Chorgewölbe aus betrachtet wird, sowie in einem weiteren Beitrag um eine Reise im Jahre 1697, als ein Winnender Ratsherr in Preußen und Skandinavien versuchte, Geld für die niedergebrannte Stadt zu sammeln: Dies war jedoch nicht lohnenswert, denn seine Spesen verbrauchten die eingenommenen Spenden vollständig. Ein Aufsatz, der vom Umfang her rund ein Drittel des Bandes einnimmt, beschäftigt sich mit den Verhältnissen in der Stadt Winnenden während der Revolution von 1848/49. Außerdem gibt es Beiträge über den Hanf- und Flachs-Anbau im Winnender Teilort Hertmannsweiler und über die dort beheimatete Sagenfigur „Hartmann von Hertmannsweiler“. Ein weiterer umfangreicher Beitrag befasst sich mit der Rolle der Heilanstalt Winnenden während der

Euthanasie-Aktion der Nationalsozialisten. Abgerundet wird der interessante Band durch Chroniken, Berichte über Jubiläen und einem Register.

A. Kozlik

10. Biografien

Himmelszeichen und Erdenwege: Johannes Carion (1499–1537) und Sebastian Hornmold (1500–1581) in ihrer Zeit. Hrsg. vom Kultur- und Sportamt der Stadt Bietigheim-Bissingen. Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 1999. 344 S., zahlr. Abb., teilw. farbig

Wie so viele Orte in unserem Raum erfreut auch Bietigheim den Besucher mit einer sehenswerten Altstadt. Auf einer sanften Anhöhe gelegen, erstreckt sie sich, reich an Fachwerk, oberhalb des Flüsschens Enz. Besonders stolz ist man auf das vor etwa zwanzig Jahren restaurierte Hornmoldhaus, in dem sich heute das Stadtmuseum befindet. Sebastian Hornmold, dessen repräsentativer Wohnsitz das Haus einst war, gilt als der bedeutendste Sohn der Stadt. Als Berater der Herzöge Ulrich und Christoph war er an der Einführung der Reformation in Württemberg maßgeblich beteiligt. Ein wenig schwerer tut man sich mit der Erinnerung an einen anderen bedeutenden Bietigheimer, Johannes Carion, der als Hofastrologe, Mathematiker und Mediziner am Hof der brandenburgischen Kurfürsten zu Ruhm und Ehren kam. Den 500. Geburtstag der beiden nahm man zum Anlass, in Form einer Ausstellung und einer als Begleitbuch erschienenen Aufsatzsammlung an sie zu erinnern.

Im Jahr 1364 bekam Bietigheim von Kaiser Karl IV. das Stadtrecht verliehen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde es in den Rang einer württembergischen Amtsstadt erhoben. Der in dieser Zeit stark expandierende Weinbau sorgte dafür, dass Bietigheim zu einer der wohlhabendsten Städten Württembergs wurde, eine „Stadt im höchsten Flor“, wie es in einer zeitgenössischen Chronik heißt. Sebastian Hornmold, Sohn einer begüterten Familie, trat in den Verwaltungsdienst ein und wurde im Jahr 1525 Stadtschreiber. Nach der Rückkehr Herzog Ulrichs (1534) wechselte er in die Landesverwaltung und wirkte dort an der Durchführung der Reformation mit. Zu seinen Aufgaben gehörten die Verwaltung der Kirchenfinanzen, die Besoldung der Schulmeister, sowie die Einrichtung und Verwaltung des „Armenkastens“. Besonders verdient machen konnte er sich um die Überführung der Klöster in staatlichen Besitz, eine schwierige Aufgabe, die Hornmold als erfahrener Verwaltungsmann jedoch mit großem Geschick zu lösen verstand. Nachdem das Interim der protestantischen Sache einen vorübergehenden Rückschlag versetzt hatte, erreichte Hornmolds Karriere ihren Höhepunkt: 1553 machte Herzog Christoph ihn zum Leiter des für die Kirchenverwaltung zuständigen Konsistoriums, dem neben Oberrat (Innenverwaltung) und Rentkammer (Finanzverwaltung) dritten Regierungskollegium des Landes. Für Hornmold als Nichttheologen war dies eine wahrhaft bedeutende Ehrung. In dieser Funktion hatte er maßgeblichen Anteil am Zustandekommen der „Großen Kirchenordnung“ von 1559.

Johannes Carion, geboren als Johannes Nägelin, ging nach dem Besuch der Lateinschule im Alter von fünfzehn an die Universität Tübingen. Bereits mit achtzehn Jahren erhielt er als Magister einen Ruf nach Wittenberg. Wie viele seiner Zeitgenossen war er vom Endzeitglauben geprägt, was ihn dazu veranlasste, in einer astrologischen Flugschrift für das Jahr 1524 eine Sintflut zu prophezeien. Es war ein flammender Aufruf zu Umkehr und Buße, Carions Beitrag zu der unter altgläubigen wie reformatorisch gesinnten Sterndeutern heftig geführten Sintflutdebatte. Darüber hinaus sagte Carion für die Jahre 1693 und 1789 „grosse wunderbarliche geschichten ... von enderungen / wanderungen und tzerstörungen“ voraus, womit er – ohne Frankreich namentlich zu nennen – im Gegensatz zur ersten Prophetie Recht behalten sollte. Sein größter Erfolg wurde die 1532 erschienene *chronica Carionis*, die, von Melancthon überarbeitet, zu einem regelrechten Bestseller des 16. Jahrhunderts werden sollte. Es handelt sich um eine Weltgeschichte, die auf der Grundlage des heilsgeschichtlichen Deutungsschemas aus dem Buch Daniel den Gang der Geschichte aus den je-

weiligen Planetenkonstellationen zu erklären versucht. Dass Carion nicht zu einer Ikone seines Zeitalters wurde, lag an seinem von den Zeitgenossen als lasterhaft empfundenen Lebenswandel. So lautete seine von Johannes Sabinus, dem Schwiegersohn Melanchthons, verfasste Grabinschrift: „Dr. Johannes Carion, Vertilger ungeheurer Weinkrüge, Wahrsager aus den Gestirnen, hochberühmt bei Machthabern, ist beim Gelage im Wettkampf erlegen. Christus verzeihe gnädig dem so plötzlich aus den Kreise der Zechenden Zusammengebrochenen.“ Auch Luther, mit dem Carion gut bekannt gewesen war, hatte in seinem Nachruf nur wenig Schmeichelhaftes über ihn zu sagen. So ist es nicht verwunderlich, dass man heute in seiner Heimatstadt kaum mehr etwas findet, das an ihn erinnert.

In insgesamt elf Aufsätzen werden Leben und Werk der beiden, aber auch die sozial- und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge intensiv durchleuchtet. Drei dieser Arbeiten befassen sich mit Carions Werken zur Prophetie und Horoskopie. Der astrologisch ungeschulte Leser stößt hier indes bald an seine Grenzen. Über das von Melanchthon erstellte Horoskop Carions heißt es: „Der Aszendent ist der am Osthorizont aufsteigende Punkt der Ekliptik zur Zeit der Geburt, die Ausrechnung des Aszendenten erfolgte in der Zeit Carions nach einer neuen Methode des Regiomontanus“ (S. 324). Ah ja – noch irgendwelche Fragen? Scherz beiseite: Dies ist sicher kein Buch, das man als historischer Normalverbraucher (also nicht als Rezensent – denn der ist ja dazu verpflichtet) von der ersten bis zur letzten Seite liest. Wer sich aber für die Geschichte der Reformationszeit interessiert, wird in diesem Band wertvolle Informationen und Anregungen finden. Hervorzuheben ist die gelungene Illustration des Bandes, wobei die Farbbilder durch ihre außerordentliche Qualität besonders ins Auge fallen. Auch Druckbild und Satz zeigen, dass hier mit großer Sorgfalt (und dem entsprechendem finanziellen Einsatz) gearbeitet wurde.

H. Kohl

Beiträge zur Geschichte jüdischen Lebens in Thüringen, hrsg. von Thomas Bahr (Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, Beiheft 29) Jena (Gutenberg) 1996. 170 S., 10 Abb.

Die deutsche Einheit wird die politischen Gemüter in unserem Land noch lange entzweien. Dass die Folgen dieses Jahrhundertereignisses in der Öffentlichkeit meist behutsam diskutiert werden, ist als Akt politischer Vernunft zu werten. Er gibt der Politik, was sie in der Bewältigung von Problemen nur selten hat, nämlich Zeit. Wenn auch die „innere Einheit“ noch nicht Wirklichkeit geworden ist, so hat man mittlerweile doch einen Gutteil des Weges zurückgelegt. Zu den unstreitigen Erfolgen der Einheit gehört die Wiederbelebung vielfältiger Formen der Traditionspflege, genauso wie, für alle sichtbar, imponierende Leistungen im Bereich der Denkmalpflege. Es wäre aber falsch, in diesem Zusammenhang anzunehmen, das Thema Judentum sei erst mit der Einheit wieder in den Blickpunkt des historischen Interesses gerückt. Schon in den letzten Jahren der DDR gab es Forschungen zu jüdischem Leben, die staatlicherseits durchaus erwünscht waren. Auch in puncto Geschichtsbewusstsein galt es zu beweisen, dass man erreicht hatte, was man auf anderen Gebieten bereits zu haben glaubte: Weltniveau.

Die Geschichte der thüringischen Juden unterscheidet sich in ihren Grundzügen nur wenig von der in anderen Gegenden Deutschlands. Bereits für das 9. Jahrhundert sind Spuren jüdischen Lebens nachweisbar. Der großen Pestepidemie in den Jahren 1348/49 folgte die Vertreibung aus Reichsstädten und größeren Territorien. Kleinere Herrschaften, insbesondere katholische Reichsritter, nahmen die Vertriebenen auf, um auf diese Weise ihr Steueraufkommen zu erhöhen und von den internationalen Kontakten der jüdischen Händler und Kaufleute zu profitieren. Daraus konnten sich kuriose Verwicklungen ergeben, wie man am Beispiel Erfurt sieht: Vor den Toren Erfurts besaß der Erzbischof mehrere Dörfer, in denen auch Juden wohnten. Da die Stadtväter in Erfurt die Reformation einführen, gewährte man diesen Juden ein Niederlassungsrecht für den Fall, dass sie zum evangelischen Glauben übertraten. Nur wenige machten davon Gebrauch, wobei das Taufbegehren der jüdischen

Antragsteller in einzelnen Fällen auch abgelehnt wurde. Die rechtliche Gleichstellung der Juden verlief in Thüringen relativ uneinheitlich und insgesamt langsamer als in den anderen Staaten des Deutschen Bundes. Dies lag zum einen an der territorialen Zersplitterung, zum andern am weitgehenden Fehlen des Reformdrucks, wie er etwa auf dem von Napoleon zutiefst gedemütigten Preußen lastete, oder auf den süddeutschen Staaten, in denen infolge der beträchtlichen Gebietsgewinne politischer Handlungsbedarf herrschte. Der längste Aufsatz des Bandes befasst sich mit dem Beispiel des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Das von der dortigen Herzogin erlassene Emanzipationsedikt von 1811 huldigte zwar dem aufklärerischen Denken, sah aber gleichzeitig eine Fülle von Einschränkungen und Gängelungen vor. Das erklärte Ziel, den Juden die gesellschaftliche Gleichstellung zu gewähren und sie in den bestehenden Staatsverband einzugliedern, wurde damit nur halbherzig umgesetzt. Erst 1868, also nach dem Beitritt Sachsen-Meinings zum Norddeutschen Bund, erhielten die dort lebenden Juden die vollen staatsbürgerlichen Rechte.

Dem Vorwort ist zu entnehmen, dass der Verein für Thüringische Geschichte 1991 wiederbegründet wurde. Auch er war also offensichtlich wie viele andere Geschichts- und Traditionsvereine vom SED-Staat liquidiert worden. Doch mit dem Ende der Diktatur stürzte auch das staatlich verordnete Geschichtsbild. Ein neues Bemühen um historische Wahrheit, frei von allen ideologischen Setzungen, war die Folge. Das daraus resultierende Engagement ist auch den Aufsätzen dieses Bandes anzumerken, wenngleich es beträchtliche Unterschiede in Länge und Qualität der einzelnen Beiträge gibt. Es handelt sich um die erste größere Publikation dieses Vereins nach der Wende. Sie basiert auf den Vorträgen eines Kolloquiums, das 1994 in Erfurt veranstaltet wurde. Dem Herausgeber ist zu wünschen, dass sein Werk, und alle weiteren, eine zahlreiche Leserschaft findet. Thema und Autoren haben es verdient.

H. Kohl

Gerhard Kraft, Paul Dieterich, Johannes Brenz und seine Zeit, Stuttgart (Calwer) 1999. 32 S., zahlr. Abb.

Der Schwäbisch Haller Schuldekan Gerhard Kraft und der ehemalige Haller Dekan und nunmehrige Heilbronner Prälat Gerhard Dieterich haben dieses für dem Religions- und Geschichtsunterricht geeignete Heft verfasst, das mit fiktiven Dialogen und einem fiktiven Lebensbericht des Haller Reformators auf unterhaltsame und anschauliche Weise in die Geschehnisse der Reformationszeit einführt. Im Abschnitt „Die Zeit um 1500“ werden die Voraussetzungen der Reformation skizziert, in „Johannes Brenz und seine Zeit“ erzählt der Reformator selbst von seinem Lebensweg. Abschließend folgen Zeittafeln und ein Glossar, in dem wichtige Begriffe erklärt werden. Auch wenn das eine oder andere Detail nicht mit den überlieferten historischen Fakten übereinstimmen mag (etwa der Reinsberger Pfarrer Herolt als Befürworter der „Zwölf Artikel“ und gejagter Bauernkriegsteilnehmer), so liegt hier doch ein gelungenes und aufgrund seiner ausgeprägten Haller Komponente besonders für hiesige Lehrer interessantes Materialheft vor, das ein Kompliment an beide Autoren rechtfertigt.

D. Stihler

Johannes Lehmann, Unser armer Schiller. Eine respektlose Annäherung. Tübingen (Silberburg-Verlag) 2000. 335 S.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen – und das marketingtaugliche Wörtchen „respektlos“ im Untertitel verspricht zunächst eines jener Legendendemontage-Bücher, welche von der exakten Wissenschaft aus oftmals gutem Grund mit verhaltenem Wohlwollen aufgenommen werden.

Jedoch, der Untertitel täuscht – nicht Schiller wird hier demontiert, sondern Goethe. Der Olympier kommt menschlich betrachtet nicht sehr gut weg, denn eine Grundthese Lehmanns ist kurz formuliert diese: Weit davon entfernt, gute Freunde oder sich auch nur sym-

pathisch gewesen zu sein, standen Goethe und Schiller sich menschlich fern: „Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde ihn mir nicht wünschen“ (Schiller über Goethe); (Schiller) „war mir verhaßt“ (Goethe über Schiller). Ihr Bündnis, später olympisch verklärt, war lediglich eine „Wirkungsgemeinschaft“, das Zweckbündnis eines Dichters der sinkenden Verkaufszahlen und „writer's block“ mit einem verschuldeten Nachwuchsdichter. „Ludwig Börne, der ja immer für ein Zitat gut ist, formulierte es so: Schiller und Goethe benutzen sich als Bücher; es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen“ (S. 184).

In Grundzügen geschildert werden Schillers harte und Goethes angenehme Jugend, Schillers stete Geldnot und Goethes Reichtum, Schillers revolutionäre Ausrichtung und Goethes kalte Gleichgültigkeit in politischen Angelegenheiten, sein Wesen als „bequemer Royalist“ – man sieht: das Werk lebt von Kontrasten. Dem Rezensenten, seinerseits kein Schiller-Spezialist, drängte sich wiederholt der Verdacht auf, dass hier ein Charakter gegen den anderen ausgespielt werden sollte.

Dazu passt Lehmanns zweite Grundthese: dass Schillers Vernachlässigung in Weimar Methode war und ist. Als Klammer und Beleg hierfür dient die in der Tat makabre Episode der Bestattung des schwäbischen Dichters dort – oder besser, der Bestattungen. Ohne hier allzu sehr in Details gehen zu wollen, wirft diese Geschichte kein günstiges Licht auf die Museumstadt Weimar (bleibt aber sehr unterhaltsam zu lesen). Einverwoben darin ist die Rezeptionsgeschichte Schillers bis in unsere Tage, und das heißt natürlich auch: die „Denn er ist unser“-Mentalität, die sich von den 1848ern über das Kaiserreich, Weimar, die NS-Zeit bis zu den beiden deutschen Staaten nach 1945 erstreckt.

Außerdem geht Lehmann kursorisch aber einprägsam auf Schillers Leben ein, darin eingebettet auf Inhalt und Entstehung seiner wichtigsten Werke und ihrer damaligen Rezeption. Von daher ist das Buch für den interessierten Laien auch gut geeignet als Einführung zu Schiller überhaupt. Ebenso geschildert werden die gemeinsamen Arbeiten der beiden: Die „Horen“, mit viel Elan begonnen und rasch versickert; die „Xenien“, Goethes humorlose Racheverse für Rezensentenverrisse; ebenso die Balladen.

Es ist bereits angeklungen, dass Lehmanns Arbeit bei aller beleggestützten Exaktheit mit Tendenz geschrieben ist. Weder exakte philologische Studie noch akribische Biographie, ist der journalistische Charakter nicht zu leugnen. Cum grano salis dient sie auch als Vadamecum für Goethehasser. Doch deutlich wird, was auch schon für Shakespeare gilt: Goethe und Schiller waren in ihrer Zeit zwar angesehen genug, jedoch keinesfalls die Götter von Weimar, welche heute einsam thronend über die deutsche Literatur herrschen. Und wenn dieser unterhaltsam zu lesende Band allein das verdeutlichen würde, hätte er schon seinen Daseinszweck in der unendlichen Zahl der Goethe-und-Schiller-Literatur gefunden.

P. Ehrmann

Uli Rothfuss, Schäffer, Räuberfänger. Der erste „moderne“ Kriminalist Württembergs, Tübingen (Silberburg-Verlag) 1997. 159 S. 25 Abb.

Die kleine Schrift beschäftigt sich mit der Geschichte des „Jaunerwesens“, der charakteristischen Verbrechenform des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Sie würdigt insbesondere den Anteil des württembergischen Oberamtmanns Georg Jakob Schäffer von Sulz (1745–1814) bei der Bekämpfung dieser Art von Kriminalität. Das „Jauner“- und Räuberwesen hatte seine soziologischen, strafrechtlichen und verfassungshistorischen Wurzeln in der territorialstaatlichen Ständegesellschaft des Alten Reichs vor 1806. Die herrschenden Ehrbarkeitsvorstellungen in den kleinräumigen Gebieten des deutschen Südwestens ließen einerseits Straffälligen und ihrem Nachwuchs, das rassisch fremden, keine Chance zur Integration, boten aber andererseits aber einen idealen Nährboden für bandenmäßig betriebene Gewalt- und Vermögenskriminalität. Deren Bekämpfung förderte geradezu modern anmutende kriminalistische Methoden wie die Fahndungsliste („Jaunerlisten“) oder die grenz-

übergreifende Verbrechensbekämpfung. Schäffers größter Erfolg war – mit Hilfe von Schweizer Behörden – die Ergreifung des berüchtigten Räubers Jakob Reinhard gen. „Hannikel“ bei Ragaz im Sarganser Land und seine Verbringung nach Württemberg. Der Bericht über Schäffers Reise nach Graubünden 1786 und die Hinrichtung Hannikels 1787 in Sulz am Neckar nimmt eine zentrale Rolle in dem Büchlein ein. Bemerkenswert erscheint, dass Reinhard, ein Angehöriger des Volks der Sinti und Roma („Zigeuner“), als Katholik keinerlei Unrechtsbewußtsein hatte, wenn er die andersgläubigen Juden und evangelischen Geistlichen beraubte – beides übrigens Gruppen, die sich im Kleinkreditgewerbe betätigten. Es ist Schäffer zu gönnen, daß an ihn erinnert wird. Allerdings war er in seiner Zeit nicht allein. An Bedeutung steht er sicher dem zeitgleich in Oberschwaben wirkenden, berühmten „Malefizschenken“ Franz Ludwig von Castell (1736–1821) mit seinem Zuchthaus in Oberdischingen nach. In formeller Hinsicht fallen einige Unsicherheiten bei der Modernisierung des Textes des Schäffer'schen Reiseberichts auf, etwa bei den Ortsangaben („Clarer“ statt Glarner Land, „Pfeffers“ statt Pfäfers u. ä.).

R. J. Weber

Charles Zika, Reuchlin und die okkulte Tradition der Renaissance (Pforzheimer Reuchlinschriften, Bd. 6), Sigmaringen (Thorbecke) 1998. 206 S.

Die bereits 1974 entstandene Magisterarbeit von Charles Zika widmet sich einem unbeachtet gebliebenen Aspekt im Wirken Reuchlins. Bislang standen in der Reuchlin-Forschung andere wissenschaftliche Forschungen Reuchlins im Mittelpunkt, seine kabbalistischen Arbeiten wurden als eigenständige Arbeiten auf wissenschaftlicher Ebene nicht diskutiert. Sie galten allenfalls als Vorläufer für Werke anderer Forscher oder gar als „Verirrung“ des liberal-aufgeklärten Denkers Reuchlin. Mit der nun veröffentlichten Studie Zikas ändert sich dies. Die Übersetzung besorgte Kathrin Pfisters, die für ihre verantwortungsvolle Arbeit durchaus eine Nennung auf der Titelseite verdient hätte.

Die in sieben Abschnitte geteilte Arbeit widmet sich zunächst den Vorbedingungen für Reuchlins Forschungen, u. a. dem Aspekt, inwiefern die Geheimwissenschaften in der Renaissance weiterlebten. Es folgen die Untersuchungen der beiden Werke „De verbo mirifico“ und „De arte cabbalistica“, die nicht nur eine Textparaphrase und -interpretation enthalten sondern auch Hinweise auf deren Stellung innerhalb von Leben und Werk Reuchlins geben.

Im Anschluss untersucht Zika den Wiederhall der Leitthemen dieser beiden Werke in Reuchlins kleineren Schriften und beschreibt anschließend Reuchlins geistigen Beitrag zur okkulten Tradition der Renaissance sowie seine Stellung zwischen Giovanni Pico della Mirandola und Cornelius Agrippa von Nettesheim, zwei europäischen Gelehrten, die sich ebenfalls mit den okkulten Wissenschaften befassten.

Zika untersucht also die wissenschaftliche Auseinandersetzung Reuchlins mit der Kabbalistik, indem er nicht nur den Text der einzelnen Werke interpretiert, sondern auch werkübergreifend die Kernthesen der Kabbalistik Reuchlins herausarbeitet. Verdeutlicht werden zudem Reuchlins Verbindungen zu anderen Zeitgenossen wie Giovanni Pico della Mirandola und der damals anhaltenden Diskussion um die Kabbalistik bzw. die Bewertung von Magie überhaupt.

B. Löslein

11. Quellenwerke und Bibliografien, Geschichtswissenschaft, Archiv- und Museumswesen

Peter Fleischmann (Bearb.), Die handgezeichneten Karten des Staatsarchivs Nürnberg bis 1806 (Bayerische Archivinventare, Bd. 49), München (Generaldirektion der Archive Bayerns) 1998. 566 S.

Handgezeichnete Karten verdanken ihre Existenz einem konkreten Anlass – im Unterschied zu gedruckten und in hoher Auflage verkauften. Sie sind im Rahmen von Verwaltung,

Rechtsprechung und Politik entstanden. Das Schriftgut, das über ihre Entstehung Aufschluss gibt, ist also für das Verständnis solcher Karten entscheidend. Der Bearbeiter Peter Fleischmann bemühte sich, die Entstehungszusammenhänge zu rekonstruieren, war aber nicht bei allen 1200 Karten des Staatsarchivs Nürnberg erfolgreich. Entsprechend der Nürnberger Beständestruktur stammt ein beträchtlicher Teil dieser Karten aus dem ehemaligen Fürstentum Brandenburg-Ansbach und betrifft also auch Württembergisch Franken. Einige Beispiele seien genannt: Von ca. 1580 stammt eine Karte, die Langenburg und Gerabronn zeigt (Nr. 44). Die gleiche Gegend ist Gegenstand zweier Karten von 1582 (Nr. 52/1 und 52/2). Crailsheim mit Umgebung findet sich auf einem Riss von April 1589 (Nr. 57). Im gleichen Jahr entstand auch einer von Schrozberg (Nr. 58). Dem Prozess um den Wildbann vor dem Reichskammergericht verdankt eine Karte mit Crailsheim, Obersontheim und Vellberg von 1594 ihre Entstehung (Nr. 66), einer Auseinandersetzung zwischen Hohenlohe und Brandenburg 1612 um einen Wald bei Michelbach die Karten Nr. 122/1 und 122/2. Diese Beispiele mögen genügen, die sehr ausführlichen Indizes erlauben es, weitere einschlägige Karten ohne Probleme aufzufinden.

A. Maisch

Eberhard Gönner (Bearb.), Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden-Württemberg, 2., verm. und aktualisierte Aufl. Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart (Kohlhammer) 1999, VIII, 262 S.

Zwölf Jahre nach der Erstauflage erschien nun das zweite, erweiterte und aktualisierte Verzeichnis der landesgeschichtlichen Vereinigungen in Baden-Württemberg. Durch die Jahre hindurch war dieses von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegebene Heft ein nützliches Nachschlagewerk wenn es darum ging, für einzelne Städte und Gemeinden historische Vereine zu ermitteln oder sich über deren Aufgaben, Geschichte oder Publikationen zu informieren. Gegenüber der ersten Auflage konnte der Umfang des Verzeichnisses von knapp 140 auf rund 260 gesteigert werden. Dies ist zum einen auf die Gründung neuer orts- und landesgeschichtlicher Vereine zurückzuführen (z. B. für unser Vereinsgebiet der „Historische Verein für die Stadt Gaildorf“) zum anderen auf die verstärkte Einbeziehung der Kreisarchivare bei der Recherche nach bisher noch nicht erfassten Geschichtsvereinen. Darüber hinaus wurden in die zweite Auflage auch die einzelnen Ortsgruppen wichtiger Vereine aufgenommen, so z. B. des Schwäbischen Heimatbundes und des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Unser Hauptverein ist natürlich auch mit einem ausführlichen Artikel vertreten, der auch eine kleine Bibliographie zur Vereinsgeschichte umfasst. Leider wurden die Vereine, die auf die Fragebogen des Herausgebers nicht reagierten, überhaupt nicht aufgenommen. So muss es leider offen bleiben, ob die nicht im Verzeichnis aufgeführte Vereine lediglich übersehen wurden oder ob die jeweiligen Vereinsvorstände die Rückmeldung versäumten. Zumindest für das Gebiet des Rems-Murr-Kreises fehlen so drei lokale Geschichtsvereine: Der „Heimatverein Großerlach/Grab“, der „Historische Verein Burgstetten“ und der „Heimat- und Kulturkreis Kirchberg/Murr“. Dies mag hoffentlich nicht für das ganze Land repräsentativ sein. Eine weitere Anregung für die Zukunft wäre die Aufnahme von Internet-Adressen der landesgeschichtlichen Vereinigungen, die sich auch im Internet präsentieren. Von diesen Details abgesehen liegt uns mit diesem Band ein wichtiges Nachschlagewerk wieder in aktueller Fassung vor.

A. Kozlik

Manfred Hörner, Barbara Gebhardt, Bayerisches Hauptstaatsarchiv. Reichskammergericht B. 4: Nr. 1407–1839 (Buchstabe B) (Bayerische Archivinventare, Bd. 50/4), München (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns) 1998, 523 S.

Der vorliegende Band, Fortsetzung des in Württembergisch Franken 83 (1999), S. 405 f besprochenen Bandes 3, enthält Prozesse der Kläger Brackel bis Kartause Buxheim. Die Verzeichnung folgt den DFG-Richtlinien. Wieder betreffen zahlreiche Prozesse auch Württembergisch Franken. Als Beispiele seien genannt: Anna Christina Josepha Brand aus Markt-

breit klagte gegen Johann Georg Fleischmann, schwarzenbergischer Amtsvogt in Michelbach an der Lücke wegen Nichteinhaltung eines Eheversprechens (Nr. 1417). In zahlreichen Auseinandersetzungen traten die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach als Kläger auf (Nrr. 1418–1698), besonders erwähnenswert sind ein Prozeß mit dem Deutschen Orden wegen des Geleits in Mergentheim (Nr. 1457), einer mit den Brüdern Hettelberger, Kaufleuten aus Worms, deren Waren in Crailsheim festgehalten worden waren (Nr. 1496) und einer mit den Limpurgern wegen des Wildbanns in Ergersheim (Nr. 1530). Nicht wenige Klagen erhob Brandenburg auch gegen Hohenlohe (Nrr. 1498–1507), wobei es teilweise um die Obrigkeit in Tiefenbach, Kleinbrettheim und Lendsiedel ging. Das Domkapitel Würzburg wurde von der Gemeinde Braunsbach wegen des Heu- und Krautzehnts verklagt (Nr. 1715). Selbst das Zisterzienserkloster Bronnbach führte einige Prozesse gegen im heutigen Bayern ansässige Beklagte (Nrr. 1750–1754). 1558 bis 1561 wurde ein Prozess zwischen Philipp Büschler zu Schwäbisch Hall und der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber vor dem Reichskammergericht verhandelt, in dem es um Wolf Oeffner zu Insingen ging (Nr. 1785).

A. Maisch

Hatto Kallfelz u. a. (Bearb.), Staatsarchiv Würzburg. Kurzführer der Staatlichen Archive Bayerns, Neustadt a. d. Aisch (Verlagsdruckerei Schmidt) 1998. 30 S.

Archivführer bieten einen kurzen Überblick über die Geschichte des Archivs, vor allem aber über die Bestände. Im vorliegenden Beispiel werden die Bestände des bayerischen Staatsarchivs Würzburg vorgestellt, die in erheblichem Maße Württembergisch Franken betreffen. Hochstift und Domkapitel Würzburg waren als Landesherren direkt präsent, ebenso das Erzstift Mainz. Inhaltlich kann ein Archivführer die Bestände natürlich nicht beschreiben, aber eine solche Zusammenfassung vermag doch, die Spurensuche der Historiker und Archivare zu erleichtern.

A. Maisch

Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493). Nach Archiven geordnet, hrsg. v. H. Koller, P.-J. Heinig und A. Niederstätter, Heft 14: Die Urkunden und Briefe aus Archiven und Bibliotheken der Stadt Nürnberg, Teil I: 1440–1449, bearb. v. D. RübSamen, Wien/Weimar/Köln (Böhlau) 2000. 371 S.

Einen Band der Regesta Imperii anzuzeigen, ist für den Rez. ein wenig ergiebige Unterfangen: Die Qualität der Reihe ist bekannt, Ausfälle sind bislang nicht zu beklagen, und gerade das Großunternehmen der Regesten Friedrichs III. geht mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit vor sich, so dass von dieser Seite her eine Kritik nicht erfolgen kann. Wenn dann der Bearbeiter des Bandes noch mit so einschlägigen Veröffentlichungen wie dem „Briefeingangsregister des Nürnberger Rates“ (1997) hervorgetreten ist, also ein ausgewiesener Fachmann für die angefertigte Arbeit, dann reicht eigentlich der Hinweis, dass der hohe Standard der Reihe und der Editionsarbeit des Bearbeiters auch diesmal gehalten werden konnte – dies dürfte Zeichen der Wertschätzung genug sein. Notieren wir im Hinblick auf die Geschichte Württembergisch Frankens noch, dass die ausgeschöpften Archive in Anbetracht der bewegten Lage der Zeit erstaunlich wenig über Schwäbisch Hall verraten, erhält die Stadt doch lediglich eine Privilegienbestätigung (n° 34) und erscheint einmal aufgefordert, mit für die Exekution einer Oberacht zu sorgen (n° 492); was immer über die Verbindung von Bebenburger Fehde und Oberdeutschem Städtekrieg/Markgräflerkrieg zum Königtum erhalten ist – in Nürnberger Archiven jedenfalls liegt es nicht in brieflicher oder urkundlicher Form vor.

G. Lubich

Dagmar Kraus, Heike Talkenberger (Bearbb.), Archiv der Freiherren Kechler von Schwandorf. Schloß Unterschwandorf (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Bd. 22), Stuttgart (Kohlhammer) 1996. 256 S.

Auf dem gewohnt hohen fachlichen Niveau der Veröffentlichungsreihe wird mit diesem Band ein Repertorium für das Archiv der in Unterschwandorf (Stadt Haiterbach, Kr. Calw),

Ober- und Untertalheim (Stadt Horb, Kr. Freudenstadt), Gündringen (Stadt Nagold, Kr. Calw), Pforzheim und Diedelsheim (Stadt Bretten, Kr. Karlsruhe) begüterten Familie der Freiherren Kechler von Schwandorf vorgelegt. Trotz zahlreicher Verluste enthält das Archiv der seit 1270 nachweisbaren, 1924 im Mannesstamm ausgestorbenen Adelsfamilie wichtige Quellen zur Orts- und Regionalgeschichte, deren Sicherung durch das vorliegende Repertorium und die Verbringung des Aktenbestands als Depositum in das Hauptstaatsarchiv Stuttgart zu begrüßen ist. Enthalten sind 180 teilweise nur noch als Regest überlieferte Urkunden zwischen 1288 und 1829 sowie 492 Akten und Amtsbücher des 16. bis 20. Jahrhunderts.

Obwohl die Familie kaum Bezüge zum württembergischen Franken hatte, enthält das Archiv ein einschlägiges Dokument: Eine Urkunde von 1591, mit der Maria von Buttlar zu Wassertrüdingen, gebürtig aus der ehemals hällischen Stadtadelsfamilie von Rinderbach, nach dem Empfang ihres Heiratsguts gegenüber den Vormündern ihrer Brüder, Georg von Rinderbach zu Breiteneck und Hans von Crailsheim zu Morstein und Erkenbrechtshausen, auf weitere Ansprüche auf aus dem elterlichen Erbgut verzichtet.

D. Stihler

Benigna von Krusenstjern, Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Beschreibendes Verzeichnis (Quellen und Darstellungen zur Sozial- und Erfahrungsgeschichte, Bd. 6), Berlin (Akademie Verlag) 1997. 268 S.

Das vorliegende, auf eine Anregung von Hans Medick zurückgehende Verzeichnis von Tagebüchern, Lebensberichten und anderen autobiografischen Zeugnissen aus der Zeit des 30jährigen Kriegs trägt dem steigenden Interesse an alltags-, mentalitäts- und mikrohistorischen Fragestellungen Rechnung. Quellen wie diese haben nur zufällig ihren Weg in Archive und Bibliotheken gefunden und sind auch lange Zeit von der Forschung mit Skepsis betrachtet worden, da sie als unzuverlässig, lückenhaft, zu subjektiv galten. Hier werden nun 240 derartige Texte aus der Zeit des 30jährigen Kriegs verzeichnet und mittels eines Rasters beschrieben, das es erlaubt, sich relativ genaue Vorstellungen vom Inhalt zu machen. Berücksichtigt wurde der deutschsprachige Raum einschließlich Österreichs und der Schweiz. Enthalten sind auch zwei Texte aus Schwäbisch Hall: die Chronik des Tuchmacher, Korporals und Ratsdieners Johann Konrad Holderbusch, deren Verbleib leider nicht bekannt ist, und die in der württembergischen Landesbibliothek befindliche Chronik des Dr. Johann Morhard. Eine instruktive Einführung gibt einen Überblick über die Quellen- und Forschungslage, liefert eine Abgrenzung des Begriffs „Selbstzeugnisse“ und einen Überblick über deren verschiedenen Gattungen. Kritisch einzuwenden ist sicher, dass es sich wahrscheinlich um eine relativ willkürliche Auswahl handelt; Grundlage der Recherche waren ganze oder teilweise Abdrucke der Texte. Was nicht veröffentlicht wurde, fiel also durch das Raster, und das kann eine ganze Menge sein, zumal ja gerade manches kleiner Stadtarchiv trotz wertvoller Quellen erst seit kurzem professionell betreut wird. Andererseits muss natürlich zugestanden werden, dass es wohl kaum möglich gewesen wäre, hunderte von Archiven und Bibliotheken – die ja auch nicht immer mit einem hervorragenden Ordnungszustand glänzen – durchzustöbern. Trotzdem ist dieses Verzeichnis ein wichtiges Hilfsmittel und wird hoffentlich nicht nur zu darauf basierenden Forschungen, sondern auch zur Hebung bisher ungeborgener Schätze dieser Art beitragen.

D. Stihler

Lutz Reichardt, Ortsnamenbuch des Ostalbkreises. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. 139–140), 2 Bde., Stuttgart (Kohlhammer) 1999, 419 u. 402 S.

Mit dem Ortsnamenbuch des Ostalbkreises legt Lutz Reichardt für einen weiteren Landkreis seine systematische Erfassung und sprachwissenschaftliche Erschließung der Siedlungsnamen vor. Mit den bislang erschienenen Bänden ist nunmehr rund ein Viertel des Landes nach modernem Kenntnisstand bearbeitet. Das hier vorzustellende Werk ist das bislang umfangreichste aus den Händen Reichardts. Es umfasst über 820 Seiten, so dass es in zwei Bänden erscheinen musste. In gewohnter und bewährter Weise stellt Reichardt darin in

alphabetischer Reihenfolge die Ortsnamen von der Ersterwähnung ausgehend bis zur Erreichung der heutigen Form vor. Dabei wurde auch eine immense Zahl an ungedruckten archivalische Quellen durchforscht. Daran schließt sich eine fundierte sprachwissenschaftliche Erläuterung des Namens und seiner Geschichte an. Nachdem Reichardt nun den mittleren Neckarraum und den Osten Württembergs fast flächendeckend bearbeitet hat, freuen wir uns schon darauf, wenn auch die Bände über den Hohenlohe-Kreis und den Kreis Schwäbisch Hall zur Publikation anstehen. Am Ende des zweiten Bands schließen sich Ergänzungen und Korrekturen zu den bisher erschienenen Bänden Esslingen, Stuttgart/Ludwigsburg, Reutlingen, Tübingen, Alb-Donau, Heidenheim, Göppingen und Rems-Murr an. Ob dies jedoch bezüglich der Wahrnehmung der richtige Platz dafür ist? Wahrscheinlich würden diese Ergänzungen in der Zeitschrift für Württembergischen Landesgeschichte eher zur Kenntnis genommen als hier am Ende des zweiten Bandes. Dies soll den Verdienst dieser Forschungsarbeit aber keinesfalls schmälern. Wir wünschen uns noch viele Bände dieser Reihe!

A. Kozlik

Peter Rückert (Bearb.), Gottesau. Die Urkunden der Benediktinerabtei 1110–1550 (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 55), Stuttgart (Kohlhammer) 2000. 197 S., 17 Abb.

Das Kloster Gottesau dürfte heutzutage nur noch wenigen Menschen bekannt sein, vornehmlich wohl Kennern der mittelalterlichen badischen Landesgeschichte. Die Abtei besteht nicht mehr; auf ihrem heute mitten in Karlsruhe gelegenen Areal erbaute Markgraf Ernst Friedrich nach Reformation und Säkularisation 1588 ein Jagdschloss, das – nach weiterer wechselvoller Geschichte – schließlich im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde und seit seinem Wiederaufbau 1977 der Staatlichen Hochschule für Musik dient. Das Ende des Klosters bedeutet nun sicherlich nicht, dass die Geschichte des Klosters im Mittelalter ohne Interesse sei. Im Gegenteil: Gerade die Gründungsphase zeigt die Einbeziehung der Abtei in die geistlichen Strömungen ihrer Zeit (Hirsauer Reform) und ist überaus symptomatisch für eine ganze Reihe ähnlicher Vorgänge. Dies gilt auch für die „Provinzialisierung“ des Klosters im Spätmittelalter, einhergehend mit finanziellen Schwierigkeiten, die wiederum unterbrochen wurden von verschiedenen, mehr oder minder lang andauernden Konsolidierungsphasen. Im frühen 16. Jahrhundert wurde Gottesau nochmals ein geistliches Zentrum am Oberrhein, bis schließlich die Plünderung im Bauernkrieg und die Einführung der Reformation dem Kloster ein Ende setzten.

Die Urkunden dieser Abtei sind nun mustergültig ediert; die durch die Auflösung des Klosters verstreuten Bestände wurden hierzu versammelt, womit dem Leser gleichsam das Archiv des Klosters erschlossen wird. Die ersten vier Urkunden des Bestandes sowie eine Papsturkunde des Jahres 1261 wurden im Volltext ediert, die restlichen 147 Stücke als Regesten. Viele der hier an die Öffentlichkeit gebrachten Dokumente liegen so erstmals in einer modernen Ansprüchen genügenden Edition vor, darunter auch eine bislang zwar vermutete, nie aber wirklich aufgefundene Urkunde Friedrichs III. (Nr. 105, 109). Der Band ist versehen mit einer Einleitung zur Geschichte der Abtei und ihres Archivs; die Editionsprinzipien werden erläutert, es findet sich außer einem generellen Index auch Verzeichnisse der Aussteller, Empfänger und Siegler sowie der Nachweis der Provenienz. Insgesamt also eine mustergültige Edition, die bei Benutzer keinen Wunsch offen lässt.

G. Lubich

Wilhelm Störmer (Bearb.), Franken von der Völkerwanderungszeit bis 1268 (Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern, hrsg. v. d. Kommission für bayerische Landesgeschichte, Abt. 2: Franken und Schwaben vom Frühmittelalter bis 1800, Bd. 1), München (C.H. Beck) 1999. 429 S.

Jeder Landesgeschichtler weiß um eine der größten Schwierigkeiten, die in der Bearbeitung eines historischen Raumes stecken: Das Auffinden der relevanten Quellen. Privaturkunden, Königsurkunden, Urbare, Briefe, historiographische und hagiographische Texte – die ge-

samte Palette der schriftlichen Überlieferung liegt in der Regel in nach Quellengruppen getrennten Editionen vor und muss immer wieder mühsam zusammengestellt werden. Diese Beschwerne hat nun der Bearbeiter des vorliegenden Bandes auf sich genommen, und – nehmen wir das Urteil vorweg – in aller Souveränität bewältigt und somit ein Werk geschaffen, an dem sich ob seiner Praktikabilität noch Generationen von Forschern orientieren werden. Als Verfasser des ebenfalls maßgeblichen Teils des „Handbuchs der bayerischen Geschichte III/1: Franken“ (1997) und Beiträger zum „Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte“ (1999) deckt Wilhelm Störmer, einer der profiliertesten und profundesten Kenner des fränkischen Mittelalters, sozusagen seine Karten auf: Es sind die hier vorliegenden Dokumente, die für ihn die aussagekräftigsten und bedeutendsten zu diesem Themenbereich sind, es sind Leitlinien seiner Arbeit, in gewisser Weise auch Eckpfeiler seines Horizontes. Seine Sicht der Dinge entwickelt der Bearbeiter zunächst auf insgesamt 120 Seiten (S. 37–157) unter dem Titel „Erläuterungen“; ein konziser Überblick über die Geschichte Frankens im angegebenen Zeitraum, der entlang den im anschließenden Teil edierten Quellen verfasst ist, ohne eine übertriebene Auseinandersetzung mit der Forschung zu liefern. Unter insgesamt 263 Nummern (z. T. mit mehreren Unterteilungen) folgt dann das Kernstück des Buches: Die Dokumente. Kritische Neueditionen wurden nicht unternommen; Kopfreigesten, Angaben zu Druck und Literatur, Rückverweise auf die einleitenden „Erläuterungen“ und Verifizierung der Orts- und Personennamen ergänzen die ansonsten verstreut und mitunter auch an entlegenen Orten publizierten Quellen.

Ein dankenswertes und sicherlich auch mühsames Unternehmen also, das in gleichem Maße mit souveränem Überblick und notwendiger Akribie vollendet wurde. Angesichts dieser Leistung mag Kritik kleinlich erscheinen, insbesondere dann, wenn sie sich auf ein Problem bezieht, das ohnehin nicht wirklich zu lösen ist: Die Frage der Auswahl der Quellen, um deren Problematik der Bearbeiter natürlich weiß (Vorwort, S. V), mutmaßlich eine der undankbarsten Aufgaben bei der Erstellung dieses Bandes. Die Vorgabe, dass eine Konzentration auf das heute bayerische Franken erfolgte, steht dabei nicht zur Debatte – ganz unzweifelhaft waren es die Zentralregionen um die Bistümer Würzburg und Bamberg, die den Verlauf der Geschichte Frankens maßgeblich prägten. Diese Maßgabe hat den Bearbeiter ohnehin nicht dazu geführt, den heute baden-württembergischen Süden Frankens zu vernachlässigen. Unter Nr. 104 wurde etwa die auch Murrhardt betreffende Restitutionsurkunde Ottos III. aufgenommen, die Haller Markturkunde von 1156 findet sich unter der Nr. 191, ein Zeugnis für das frühe Ausgreifen Halls unter Nr. 225 und die Reichssteuerliste des Jahres 1240 unter Nr. 228. Und doch hätte die Aufnahme weiterer Stücke aus dem Gebiet, mit dem sich diese Zeitschrift vorzüglich befasst, einige möglicherweise erweiternde Aspekte beitragen können. Zu denken wäre hier an die Wildbannurkunden für Murrhardt, Ellwangen und Eichstätt (11. Jahrhundert), aus denen die Südgrenze Frankens deutlich wird, oder den berühmt–berüchtigten „Öhringer Stiftungsbriefs“, der – obgleich verfälscht – immer noch zu genealogischen Kontroversen über den Adel des gesamten Frankens (Henneberger!) führt. Doch sind diese Marginalien, gesehen auf die eigentliche Dimension des Werkes, nur kleinen Kritikpunkte – wenn man an der schwierigen Auswahl überhaupt legitim Kritik üben darf –, und möglicherweise ist ja der Rez. für diese Zeitschrift ohnehin befangen und lenkt seinen Blick auf die fränkische Geschichte ein wenig zu sehr von Süden aus.

G. Lubich

Hartmut Weber (Hrsg.), Bestandserhaltung. Herausforderung und Chancen (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 47), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1997. 360 S.

Der vorliegende Band fasst die Beiträge einer 1995 aus Anlass der Eröffnung des Instituts für Erhaltung von Archiv- und Bibliotheksgut in Ludwigsburg veranstalteten Tagung zusammen. Wichtig für die archivarische Praxis sind vor allem folgende Beiträge: Klaus B. Hendriks behandelt die Faktoren, die den endogenen Zerfall von Archivgut (Papier, Fotos,

maschinenlesbare Dokumente) steuern bzw. umgekehrt ihre Haltbarkeit bedingen. Martin Strebel beschreibt Maßnahmen der passiven Konservierung, insbesondere Nachhaltigkeit bei der Überwachung von Temperatur und Luftfeuchtigkeit, den Einsatz von Keilkissen bei der Benutzung von Bänden, die Sicherung eingerissener Buchrücken durch Kordelstopper, die schonende Entnahme von Büchern aus dem Regal, das Entfernen von Büroklammern und die Reinigung von Archivgut. Ingrid Hödls Vorschläge zielen auf die Bekämpfung von Pilz- und Bakterienbefall auf Archivgut, einem Thema zu dem der Beitrag von Anna Haberditzl weitere wichtige Anregungen bringt. Zentral ist schließlich der Beitrag von Udo Herkert über „Feuer, Wasser, Archivare“ zur Notfallvorsorge in Archiven, in dem eine Fülle von Anregungen gegeben werden.

A. Maisch

12. Literatur und Dichtung

Carlheinz Gräter, Spieß voran – drauf und dran. Der fränkische Bauernkrieg in Lied, Spruch und Gedicht, Tauberbischofsheim (Frankonia Buch) [2000]. 61 S., 12 Abb.

1975 erschien von C. Gräter „Der Bauernkrieg in Franken“, ein Buch, das 1999 neu aufgelegt wurde. Doch 1975 war Gräter auch einer der Autoren von „Der Bauernkrieg im Taubergrund 1525–1975“. Er verweist im Vorwort auf diese Tatsache. Sie ist wichtig, denn Gräter hat den doppelten Ansatz von 1975 beibehalten. Er nennt deshalb seine Bauernkriegsgeschichte und die neue Anthologie einen „kleinen Doppeldecker“. Als Historiker sieht er auch in literarisch geformten Texten zunächst Quellen, welche die geschichtlichen Fakten ergänzen und beleuchten. Doch als Schriftsteller geht es ihm zugleich um die Spiegelung des Geschehenen im Medium der Literatur.

Gräter begnügt sich daher nicht mit Versen der Bauernkriegszeit seit 1476, die er in den ersten vier Kapiteln aus verschiedenen Quellen zusammenstellt, sondern er setzt mit dem fünften Kapitel und etwa der Hälfte des Buches spätere Gedichte als Kontrapunkt und Ergänzung daneben und dagegen und erreicht so auch eine Korrektur des Bildes, das die einstigen Sieger gezeichnet haben. „Der Bauernkrieg im Taubertal 1525–1975“ dient ihm dabei als wichtiger Fundus für moderne Texte. Dazu kommen andere literarische Veröffentlichungen, aber auch sieben erstmals gedruckte Gedichte.

Viel Neues gibt es also nicht. Das war auch nicht Gräters Absicht. Sein Verdienst ist zunächst die Sammlung des Zerstreuten zwischen zwei Buchdeckeln, wobei eine moderate Annäherung an unsere heutige Schreibweise alte Quellen leichter lesbar macht. Der besondere Reiz seines Buches liegt aber in der Zusammenstellung der Texte, der alten und der neuen. Der Bauernkrieg verläßt dadurch seinen historischen Ort, wird lebendig gegenwärtig und kann deshalb im Wort zeitgenössischer Lyriker vor allem des Taubertals zum Maßstab für unsere eigene Zeit werden. So verwandelt sich historische Distanz in unmittelbare Nähe, und zwar gleich im ersten Kapitel. Die Siegerperspektive von 1476 in „Die nicklas hauser fart“ steht 500 Jahre später die Position des kleinen Mannes gegenüber in einem Lied von H. D. Schmidt, das zugleich das Thema aktualisiert. Das historische Phänomen erweist sich als archetypisch für die Gegenwart. Das zeigen auch andere Gedichte, etwa von Haag, Habermann, Staudacher, Wieland und Gräter selbst, um wenigstens die Autoren zu nennen, die mehrfach mit Texten vertreten sind. Daß Aktualisierung nicht nur zum kritischen Gebrauch, sondern auch zu ideologischem Mißbrauch führen kann, zeigt Gräter beim volksliedhaften „Wir sind des Geyers schwarze Haufen“. Dessen 8. Strophe diente, wie ich mich noch erinnern kann, zwischen den Weltkriegen als Mittel, um den Haß zu schüren: „Geschlagen ziehen wir nach Haus.../ Die Enkel fechten's besser aus...“

Gräters Buch ist nicht nur eine interessante Sammlung von Texten zum Bauernkrieg. Der Autor führt auch auf die ihm eigene präzise Art in die jeweiligen Kapitel ein, verbindet die Textblöcke und stellt jeden Autor und jedes Gedicht in den Zusammenhang bis hin zum

neuen Bundschuh und der gegenwärtigen Strukturkrise der Landwirtschaft. Die eingestreuten Bilder, überwiegend aus dem 15. und 16. Jahrhundert, geben zusätzliches Kolorit.

W. Hampele

Walter Hampele, Ruth Schefold, Haller Treppen, Schwäbisch Hall (Förderverein zur Erhaltung der mittelalterlichen Kirchen in Hall e.V.) 1998. 48 S., 22 Radierungen.

Es macht Freude, dieses bibliophil gestaltete Buch aufzuschlagen, in dem sich Literatur und Grafik auf eindrucksvolle Weise gefunden haben. Die Gedichte von Walter Hampele und die Radierungen von Ruth Schefold sind, es fällt schwer, es zu glauben, unabhängig voneinander entstanden und ergänzen sich dennoch wie ein abgesprochenes Unterfangen. Walter Hampele, Oberstudienrat im „Un“ruhestand und engagierter Germanist und Poet, dichtete deskriptiv. Er vermeidet es, sein Thema, das um Haller Treppen, Staffeln und Gassen kreist, mit Symbolen und schwer entschlüsselbaren Metaphern zu überfrachten. Dies läge beim Buchtitel doch so nahe – doch der Dichter erspart uns diese Manier betulicher Einkehr ins Gleichnishafte. Beim lauten Lesen der oft straff konzentrierten Texte ergibt sich ganz von selbst der Rhythmus des Stufensteigens, des Rastens auf Treppenabsätzen und des Atemholens für den Weiterweg. Hintersinnigkeit, fränkisch geprägt, stellt sich ein, wenn wir lesen: „Beidseits des Rathauses / steigen Stufen, / Von oben fallen / sie hinab.“ Im Gedicht „Pranger“ spielt Hampele offensichtlich auf ein Ereignis in der Nazizeit an, als dort am Marktplatz unter der Ägide von NS-Parteifunktionären einer deutsche Frau, die ein Liebesverhältnis zu einem Ostarbeiter gehabt hatte, geschoren und vom Pöbel verspottet worden war: „Versteckt hinterm Brunnen / eine schmäliche Treppe, / die gewundene Staffel / zu Pranger und Hohn“. Wer den althällischen Dialekt sucht, wird in diesem Buch nicht im Stich gelassen. Das Gedicht „Stäfflich“, das ist die südostfränkische Plural- und Diminutivform der Staffel, nimmt den Leser an der Hand, unterweist ihn freundlich über die Gegebenheiten und bringt ihm Mores bei. Das gehört sich bei einem poetischen Rundgang durch Hall, wo die Steine, dem emsig Vorbeistrebenden unhörbar, nur dem Sensiblen eine Botschaft künden.

Die Radierungen von Ruth Schefold, monochrom oder in tonigen Farben, mischen Filigranes und Monumentalität und sind, wenn auch expressiv und frei gestaltet, von Hallkundigen mühelos zu lokalisieren. Den Besucher von auswärts verlocken sie zu Entdeckungstouren treppauf treppab, die Mühe inbegriffen. Die Künstlerin beherrscht souverän alle Möglichkeiten der Radiertechnik und füllt sowohl das große Format als auch den Kleinraum der Vignette. Sie vermittelt die typisch hällische Gassenatmosphäre mit ihren Lichtstimmungen, Lauten und Gerüchen, denen der Rezensent, selbst Haller, in diesen Tagen gelegentlich maßvoll nachtrauert im Zeitalter sanitärer Auflagen und erschließungsbedingter Perfektion. Zu den schönsten Gedichten Hampels, von Ruth Schefold grafisch exemplifiziert, gehört der „Haller St. Michael“ mit seinem die Wucht der Verse mildernden Schluß: „Lärm brandet herauf / unter den ruhigen / Schwung seiner Flügel.“

D. Wieland

R Ulrike Schweikert, Die Tochter des Salzsieders. Roman, München (Knaur) 2000. 448 S.

Nach der „Tochter des Bürgermeisters“ nun die „Tochter des Salzsieders“? Man tut dem Verlag wohl kein Unrecht an, wenn man vermutet, daß der Titel seines mit dem Erfolg des Ozment'schen Buches zu erklären ist. Zwar geht es auch um Schwäbisch Hall und um denselben Zeitraum, doch handelt es sich um einen historischen Roman. Ob dieses Beinaheplagiat des Titels notwendig gewesen ist, sei einmal dahingestellt.

Die Handlung dreht sich um Anne Katharina Vogelmann, die überaus neugierige, 17jährige Tochter eines Haller Salzsieders. Sie erlebt 1510, vor dem Hintergrund der eskalierenden „zweiten Zwietracht“ in der Reichsstadt, einen abenteuerlichen Sommer, als sie versucht, Licht in verschiedene geheimnisvolle Geschehnisse in der Stadt zu bringen, die von Diebereien im Haal und unschönen Geschehnissen zwischen Herren und Mägden bis hin zu meh-

renen Morden gehen. Dies ist für ein unter der Kuratel ihres Bruders stehendes Mädchen, der derartige Absichten natürlich heftigst mißbilligt, kein einfaches Unterfangen und stürzt die wißbegierige junge Dame natürlich in größere Schwierigkeiten. Die Autorin entrollt ein buntes Panorama, dem man gründliche Recherchen abmerkt, ob es nun um die Arbeit im Haal, die Konflikte im Rat oder die verschiedenen Aspekte des Alltagslebens geht – insbesondere die Sieder erhalten viel Platz eingeräumt; eigentlich fehlt nur noch der Haalgeist. Die Ehre eines Kurzauftritts hat hingegen Ozments Heldin Anna Büschler. Besonders reizvoll ist die Geschichte natürlich für den einheimischen Leser, dem die Schauplätze der Geschichte und das Siederbrauchtum bekannt sind.

Die Effekte scheinen allerdings etwas dick aufgetragen, und weniger Spektakel hätte dem Buch auch gut getan: blutige Morde, öffentliche Verstümmelungen und Exekutionen, Folter, Sexszenen, politische Intrigen, das „adelige Kampfgericht“ zwischen den Senftenbrüdern auf dem Marktplatz etc. – das ist manchmal wirklich etwas zuviel des Guten. Weiterhin wirken neben dem mit großer Sympathie gezeichneten Bild der Hauptfigur die anderen Personen blass und holzschnittartig, um nicht zu sagen klischeehaft (insbesondere scheinen die „Hexe“ Bertha und ihre Hütte scheinen direkt aus einem Grimm-Märchen entsprungen zu sein). Schließlich ist auch dieses Buch nicht frei von dem typischen Phänomen historischer Romane: daß hier trotz aller Zugeständnisse an den „Zeitgeist“ des 16. Jahrhunderts mit Aberglauben, Religion usw. letztendlich ein Mensch der Moderne in die Kostüme von 1510 gesteckt wird. Problematisch scheint vor allem die Übertragung des Hexenprozesses der Katharina Schloßstein von 1574 auf das Handlungsjahr; da das Delikt der Hexerei erst mit der Einführung der „Constitutio Criminalis Carolina“ in den 1530er Jahren zu einem „regulären“ und von den Obrigkeiten verfolgten Straftatbestand wurde, ist ein Hexenprozeß um 1510 in Hall schlicht und einfach unsinnig, auch wenn solche andernorts vereinzelt vorgekommen sein mögen. Sicherlich ist es nicht angemessen, einem Roman vorzuwerfen, daß er kein Sachbuch ist. Trotzdem stellt sich die Frage, ob derartige Anachronismen sein müssen. Fazit: trotz einiger Schwächen ein Buch mit einigem Unterhaltungswert, nicht zuletzt aufgrund des kräftigen Lokalkolorits. Stellt man nun schlussendlich die Frage, welcher der beiden Töchter vorzuziehen sei, die des Bürgermeisters oder die des Salzsieders, so ist die Antwort für den Rezensenten einfach: ein unterhaltsamer Roman ist einem mißbratenen Sachbuch allemal vorzuziehen, auch wenn mit ihm nicht gerade das Genre neu erfunden wird.

D. Stihler

13. Naturkunde, Geologie, Paläontologie

Ottmar Engelhardt (Hrsg.), *Naturerlebnis Baden-Württemberg. Landschaft – Pflanzen – Tiere*, Stuttgart (Theiss) 1997. 160 S., 265 farbige Abb.

Wer dieses Buch zur Hand nimmt und darin blättert, wird es nicht sogleich wieder zur Seite legen. Die beeindruckenden Bilder, aber auch die gut lesbaren Texte machen die Lektüre zu einem Erlebnis. Der Herausgeber, seines Zeichens Schulmann und Heimatkundler, hat mit seinem Team von zehn Autorinnen und Autoren ein Werk vorgelegt, das die Vielfalt und Schönheit unseres Landes als echten Augenschmaus präsentiert. Als Gliederungsprinzip fungiert dabei die Geologie. Die Darstellung „wandert“ vom Oberrhein über den Schwarzwald zum Bodensee, dann nordwärts von Oberschwaben über die schwäbische Alb in unseren Raum, um schließlich im Neckarland zu enden. Die großflächigen, farbstarken Landschaftsaufnahmen werden dabei von zahlreichen Bildern zur Flora und Fauna des Landes ergänzt. Allerdings überfordern die dazugehörigen Texte den botanischen Laien zuweilen, vor allem wenn, wie beim „quirlblättrigen Weißwurz“ oder dem „Breitblättrigem Rohrkolben“, die entsprechenden Abbildungen fehlen. Unser Raum, also das Gebiet Hohenlohe-Tauber, nimmt in der Darstellung lediglich vier Seiten ein. Dies lässt folgenden Schluss zu:

entweder ist unser Vereinsgebiet als Naturraum nur wenig interessant, oder man hat uns in Stuttgart wieder einmal stiefmütterlich behandelt. *H. Kohl*

Hansjörg Küster, *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart*, München (C.H.Beck) 1996. 424 S.

Hansjörg Küsters *Geschichte der Landschaft* erschließt aus naturwissenschaftlicher Sicht ein neues Thema. Landschaft veränderte sich fortwährend in Abhängigkeit von der Geologie, der Evolution der Flora und Fauna und schließlich vor allem durch die Eingriffe des Menschen. „Naturlandschaft“, dies vermag der Autor überzeugend zu zeigen, existiert in Mitteleuropa seit tausenden von Jahren nicht mehr, es handelt sich in aller Regel um „Kulturlandschaft“, die ihre Entstehung und ihr heutiges Aussehen menschlichen Eingriffen verdankt. Gerade auch besonders urwüchsig aussehende Landschaften sind nicht besonders alt, obwohl sie den Städtern des 20. Jahrhunderts als reine Natur erscheinen und erschienen.

Küster beginnt mit den Veränderungen der Landschaft durch die Eiszeiten, die eine dramatische Verarmung der mitteleuropäischen Flora zur Folge hatten. Nach jeder Eiszeit fanden weniger Pflanzen aus ihren Refugien am Mittelmeer zurück in den Raum nördlich der Alpen. Mit dem Beginn des Ackerbaus wurden die menschlichen Eingriffe massiver, wobei die Siedlungen lange instabil blieben, also in regelmäßigen Abständen verlegt wurden. Die vorher gerodeten Siedlungsplätze wuchsen wieder zu, aber eben nicht mehr mit den ursprünglich dort vorhandenen Bäumen, sondern vor allem mit Buchen, die vor dem Beginn der Siedlungstätigkeit in Mitteleuropa kaum vorgekommen waren. Buchenwälder verdanken ihre Existenz also menschlichen Eingriffen.

Auch für die folgenden Jahrtausende zeigt Küster die gewollten und ungewollten Veränderungen, die durch Dörfer und Städte, Landwirtschaft und Industrie ausgelöst wurden. Jeder Eingriff schuf auch neue Existenzmöglichkeiten für Pflanzen und Tiere, die unter „natürlichen“ Bedingungen nicht vorhanden gewesen wären. Andere Lebensformen dagegen wurden verdrängt. Der Storch z. B. verdankt seinen Lebensraum in Mitteleuropa menschlicher Rodungstätigkeit und der Anlage von Feuchtwiesen, in denen Frösche überleben konnten, während die großen Raubtiere wie Wolf und Bär keine Überlebenschancen mehr hatten, als der Wald gelichtet wurde.

In den abschließenden Kapiteln geht Küster auf die emotionale Bedeutung an, die der Wald im deutschen Sprachraum gewann und die den Aufforstungen des 19. Jahrhunderts zu Hilfe kam. Vorher gab es in Mitteleuropa kaum noch geschlossene Waldgebiete. Rodungen und Waldweide hatten die Wälder ausgedünnt, eine scharfe Grenze zwischen Wald und offenem Land, wie sie heute existiert, fehlte. Dichte Wälder mit klaren Grenzen entstanden erst, als im 19. Jahrhundert die Forstwirtschaft planmäßig entwickelt wurde, Bäume gepflanzt, gesät und geschützt wurden.

Insgesamt ist das Werk Küsters außerordentlich anregend, es eröffnet neue Perspektiven auf das Thema Landschaft. Die historische Argumentation allerdings ist streckenweise etwas laienhaft (z. B. bei den Ursachen der Industrialisierung). *A. Maisch*

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2000

1. Mitglieder

Am 1. Januar 2000 hatte der Verein	1.148 Mitglieder
Austritte und Sterbefälle im Ablaufes des Jahres	42 Mitglieder
Neueintritte	29 Mitglieder
Mitgliederstand am 31. 12. 2000	1.135 Mitglieder

Der Mitgliederbestand hat sich also knapp gehalten.

2. Jahreshauptversammlung

Am Samstag, 13. Mai 2000, fand die Jahreshauptversammlung im schönen Festsaal in der Staatlichen Akademie für ländliche Hauswirtschaft im Kupferzell statt. Es waren – wie in den Vorjahren – ca. 50 Mitglieder erschienen. Der Bericht des Vorsitzenden über den Verlauf des Jahres 1999 beleuchtete noch einmal die Veranstaltungen des Brenzjahres, die Kooperation mit dem Hällisch Fränkischen Museum, die Veröffentlichungen in den Schriftenreihen, die zahlreichen Veranstaltungen in den Museen und Arbeitskreisen der Region und die Verwaltungsarbeiten der Vereinsführung. Einbezogen war auch der in der Sitzung vom 8. Mai 2000 von Herrn Weirether dargestellte und vom Vorstand bestätigte Kassenbericht. Die Mitgliederversammlung erteilte dem Vorstand danach einstimmig Entlastung. Herr Rechtsanwalt und Notar Ernst Conrad, Schwäbisch Hall, der dem Vorstand seit 1992 angehörte, stellte sein Amt in der Hauptversammlung wegen seiner hohen beruflichen Belastung zur Verfügung. An seiner Stelle wurde Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall, als 2. Vorsitzender einstimmig gewählt. Herrn Conrad, der die Arbeit im Vorstand mit Rat und Tat über so viele Jahre hin mitgetragen hat, gelten unsere Anerkennung und der aufrichtige Dank des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Den Festvortrag über das Thema „Geschichtskultur im Königreich Württemberg (1806–1990)“ hielt Herr Dr. Gerhard Faix, Assistent am Lehrstuhl für Landesgeschichte der Universität Stuttgart. Nach der Entstehung des Königreiches Württemberg aufgrund der von Napoleon dekretierten Herrschafts- und Gebietsreformen bemühten sich die württembergischen Monarchen, ihrem Land ein einheitliches Staatsbewusstsein zu vermitteln, insbesondere den neu angegliederten Gebieten, so auch den hohenlohischen und reichsstädtisch-hällischen Herrschaften. Das Bewusstsein für die eigene Historie wurde verbunden mit der Geschichte des Hauses Württemberg und auf lokalen Festen mit Festumzügen, Schaubildern etc. dargestellt. In die Lehrpläne der Schulen wurden entsprechende Unterrichtseinheiten aufgenommen. Die Presse veröffentlichte Berichte, Reden wurden gehalten und Gedichte verfasst. Herr Dr. Faix präsentierte in seinem Vortrag umfangreiches Material und führte Lichtbilder vor, die das politische Klima des 19. Jahrhunderts in unserem Land sehr gut illustrierten, wobei gelegentliche hitzige Entgleisungen und starke Übertreibungen auch humorvolle Seitenblicke auf die Gedankenwelt unserer Vorfahren ermöglichten. Der Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall quittiert.

3. Dritter Bauabschnitt des Hällisch Fränkischen Museums, vorgezogene Präsentation der Synagogenvertäfelung des Eliezer Sussmann, Ergänzung der graphischen Sammlung

In den Sitzungen des Museumsausschusses vom 1. März und 12. Juli 2000 wurde über die Kosten der Museumseinrichtung im Bereich der Stadtmühle mit ca. 1300 qm neuer Ausstellungsfläche verhandelt. Der in bisherigen Kostenvoranschlägen jeweils vorgetragene Betrag von DM 500.000 erwies sich als bloßer „Erinnerungsposten“. In der Sitzung vom 1. März überraschte die Museumsleitung mit einer Vorausschätzung von rund DM 1,5 Millionen und am 12. Juli beschloss der Museumsausschuss aufgrund einer überarbeiteten und nunmehr detaillierten Kostenübersicht, den zuständigen Gremien des Gemeinderates zu empfehlen, ein Kostenvolumen von rund DM 2,2 Millionen im Vorgriff auf den städtischen Haushalt 2001 zu genehmigen, was auch geschah. Im Herbst traten technische Schwierigkeiten der Gebäudesanierung in den Vordergrund. Die Klimatisierung der Räume funktionierte nicht zufriedenstellend mit der Folge, dass die vom März/April 2001 geplante Eröffnung nochmals verschoben werden musste.

Vom 16. bis zum 23. September 2000 hielt sich eine Gruppe von 35 ehemaligen jüdischen Bürgern auf Einladung der Verwaltung in der Stadt auf und nahm unter anderem am Donnerstag, dem 21. 9. an einer extra für sie vorgezogenen Präsentation der bemalten Synagogenvertäfelung des polnischen Malers Eliezer Sussmann aus den Jahren 1738/39 teil. Es ist ja allgemein bekannt, dass dieses Exponat als weltweit einmalig anzusehen ist. Das Israel-Museum in Jerusalem zeigt eine weitere Synagogenvertäfelung desselben Künstlers aus Horb am Main, die allerdings nur teilweise erhalten ist.

Dank der Aufmerksamkeit des stellvertretenden Museumsleiters, Herrn Dr. Armin Panter, konnte am Jahresende ein Konvolut von rund 250 Blättern mit Zeichnungen sowie 3 Skizzenbücher aus dem Nachlass des Historienmalers Louis Braun (Ende 19. Jahrhundert) zu einem besonders günstigen Preis angekauft werden. Es handelt sich durchweg um Blätter, die das große künstlerische Talent des Malers illustrieren und anhand deren man die Entstehungsweise seiner großen Gemälde ein Stück weit nachvollziehen kann.

4. Habilitation Dr. Taddey

Herr Leitender Archivdirektor Dr. Gerhard Taddey hat sich an der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen habilitiert. Er hielt dort am Dienstag, 28. November 2000 seine Antrittsvorlesung über die Erhebung der Grafen Hohenlohe in den Fürstenstand. Zuvor hatte der Dekan der Fakultät, Herr Prof. Schindling, die Habilitation formell bekanntgegeben und begründet. Am 25. Januar 2001 verlieh ihm Ministerpräsident Teufel den Professorentitel. Wir wiederholen hier die bereits an Ort und Stelle überbrachte herzliche Gratulation des Historischen Vereins.

5. Schrifttum

Auch das Jahrbuch Württembergisch Franken 2000 (Band 84) ist unter der Schriftleitung von Herrn Dr. Andreas Maisch und der Mitarbeit von Herrn Daniel Stihler entstanden. Es hat unter den Mitgliedern des Vereins beifällige Aufnahme gefunden.

Als Band 47 der „Forschungen aus Württembergisch Franken“ erschien im Jan Thorbecke Verlag, Stuttgart, Peter Schiffer (Herausgeber) „Wasserrad und Dampfmaschine, Anfänge der Industrialisierung im Baden-Württembergischen Franken bis zum Ersten Weltkrieg“, eine Dokumentation der auf den „Schöntaler Tagen 1997“ gehaltenen 12 Vorträge. Die Texte sind vielfach mit Kartenmaterial, Statistiken, Stichen und Photos illustriert. Die Prä-

sensation des Bandes fand am 15. Mai 2000 im Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim statt

In der Reihe „Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken ist im Jahr 2000 Band Nr. 20 Otto Ströbel, „Juden und Christen in dörflicher Gemeinschaft, Geschichte der Judengemeinde Michelbach/Lücke“ im Beyer Verlag, Crailsheim, erschienen. Die Arbeit befasst sich mit lokalen Quellen zum Thema, etwa den Protokollen des Kirchengemeinderates und mit Urkunden über Güterverträge, die ausgewertet werden. Es ergeben sich Parallelen und Bestätigungen auch andern Orts vorgefundener Tendenzen. Bei der Buchpräsentation am 22. November in Crailsheim hielt Herr Archivdirektor Dr. Taddey einen Vortrag über die Geschichte des deutschen Judentums.

Am 12. April 2000 fand in Crailsheim die Präsentation der Biographie „Eugen Grimlinger, Widerständler und Genossenschaftspionier“ von Dr. Armin Ziegler statt (Herausgeber: Grimlinger-Stiftung, Stuttgart, Verlag: Beyer Verlag, Crailsheim). Das tragische Schicksal Grimlingers und seiner ersten Ehefrau, die als Jüdin während seines Zuchthausaufenthaltes von den Nazis ermordet wurde, kam zur Sprache. In mehreren Redebeiträgen wurde Grimlingers Verdiensten als erstem Präsidenten der landwirtschaftlichen Genossenschaften in Württemberg nach dem Zweiten Weltkrieg gedacht.

Anlässlich des feierlichen Abschlusses der Renovierungsarbeiten an den Kunstwerken in der Michaelskirche Schwäbisch Hall am 10. September 2000 erschien das Buch „Altäre, Personendenkmale, Kunstwerke in der Michaelskirche Schwäbisch Hall“ von Ulrich Graf, Jochen Anselm und Hans Werner Hönes (Herausgeber: Evangelische Gesamtkirchengemeinde Schwäbisch Hall, Preis: DM 19,80). Es ist ein wertvoller und sowohl vom theologischen als auch vom kunsthistorischen Standpunkt zuverlässiger Führer über die rund 140 Objekte, mit denen die Räume der Michaelskirche ausgestattet und geschmückt sind.

Eine Auftragsarbeit der Heimatforschung legt Herr Karlheinz Wüstner, Ilshofen, mit dem Band „200 Jahre Schreinerei Wolf in Waldtann“ vor. Mit dieser Arbeit setzt der Autor die Linie fort, die mit seinem bekannten Werk „Zirkelschlag und Wasenstrauß“ die Geschichte der Schreinerfamilie Schönhut in Gang kam. Das Buch kann im Rößlermuseum in Untermünkheim gegen eine Schutzgebühr DM 5,- erworben werden.

Auf die Photodokumentation „... und erschlugen sich um ein Stücklein Brot – Sühnekreuz in den Landkreisen Schwäbisch Hall und Hohenlohe“ (Eva-Maria Kraiss, Martin Reutter und Bernhard Losch, Herausgeber Hällisch Fränkisches Museum Schwäbisch Hall, Verlag: Swiridoff Verlag Künzelsau) sei hingewiesen. Das sehr schöne und verdienstvolle Buch erschien anlässlich der Eröffnung der Ausstellung unter dem gleichen Motto ab 9. 12. 2000 im Hällisch Fränkischen Museum. Näheres hierzu findet sich im Museumsbericht (Ziffer 18).

Am 14. Januar 2000 wurde das Buch „Zauber der Tauber“ von Dr. Christoph Bittel und Dr. Regina Hanemann der Öffentlichkeit vorgestellt (erschieden bei Fränkische Nachrichten, Druck- und Verlags-GmbH Tauberbischofsheim in Zusammenarbeit mit der Deutschordensmuseums Bad Mergentheim GmbH und e.V. etc.) Der Band dokumentiert die zuerst im Deutschordensmuseum gezeigte Ausstellung unter dem gleichen Titel und gibt viele der dort gezeigten grafischen Blätter technisch perfekt wieder. Die Darstellung führt den Betrachter und Leser durch das romantische Taubertal beginnend noch oberhalb von Rothenburg bis zur Flussmündung in den Main bei Wertheim. Wer sich einen Sinn für landschaftliche Schönheit und Romantik bewahrt hat, den lockt dieses Buch an die Flussufer der schönen Melusine.

6. Schöntaler Tage „Frühling lässt sein blaues Band ...“

Das ist das Motto der vor uns liegenden Arbeitstagung in Schöntal vom 24. bis 27. Mai 2001. Veranstalter sind die Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg, der Historische Verein und das Bildungshaus Kloster Schöntal. Im Programm über das Lied im deutschen Südwesten im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stehen Vorträge, ein Orgelkonzert in Amorbach und 2 Konzertabende in Öhringen und Kloster Schöntal.

7. Vortragsveranstaltungen

2. Februar 2000, Hermann Erkenhoff, Eva-Maria Kraiss (Lichtbilder), Bericht über die Renovierungsarbeiten auf der Comburg.

1. März 2000 Prof. Dr. Martin Brecht, Die Haller Kirchenordnung von 1543

4. Oktober 2000, Martin Hees, Die Haller Saline – Neueste Erkenntnisse zur Salzgewinnung der Kelten

5. November 2000, Dr. Uri Kaufmann, Jüdisches Leben in Hall – Vorstellung der Konzeption der neu eingerichteten Abteilung im Hällisch Fränkischen Museum (mit Besichtigung der Synagogenvertäfelung).

6. Dezember 2000, Andreas Deutsch, Das schwere Schicksal der Henker – Zur privaten Seite eines grausamen Handwerks

8. Exkursionen

Am 09. September 2000 begaben wir uns auf eine Exkursion zu den „Sehenswürdigkeiten am Unterlauf der Tauber“. Wir besichtigten zunächst die Gammburg und wurden dort vom Hausherrn empfangen und durch die Burganlage geführt. In Wertheim führte uns Herr Dr. Paczkowski durch die Altstadt von Wertheim und anschließend daran durch das unter seiner Leitung modernisierte und erweiterte Stadtmuseum. Mit ihm konnten wir am Nachmittag das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach besichtigen. Auf dem Rückweg machten wir dann einen Abstecher nach Grünsfeld mit einem Gang durch das als kleines Museum geführte Amtshaus.

9. Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“

Mainhardt

29. April 2000, Fahrt nach Waldenburg und dort Führung im Schloss und Siegelmuseum durch S.D. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg.

3. Juni 2000, Exkursion zur Insel Reichenau

24. Juni 2000, Exkursion nach Iphofen – Münchsonheim – Münchsteinach – Wildbad

29. Juli 2000, Exkursion nach Hirsau

17. September 2000, Fahrt nach Forchtenberg und dort Führung durch das mittelalterliche Forchtenberg durch Rolf Werner

8. Oktober 2000, Führung in Schwäbisch Hall – Oberlimpurg sowie auf der Comburg und Kleincomburg durch Günther von Kullessa

29. Oktober 2000, Führung über den Einkorn: Spuren der Vorgeschichte, durch Günther von Kullessa

Mit großem Einsatz haben 2 Mitglieder des Arbeitskreises, die Herren Harry Massini und Horst Clauß, begonnen das Archiv der Stadt Kirchberg zu sortieren und nach einem vom Landesarchiv vorgegebenen System neu zu ordnen. Die umfangreiche Arbeit soll zu gege-

bener Zeit mit der Herausgabe eines Findbuches abgeschlossen werden, das es ermöglicht, zielsicher an Informationen über alles Wichtige in Kirchberg heranzukommen. Ihrer Schätzung nach wird diese Arbeit, die im November 1999 aufgenommen wurde, 2 bis 3 Jahre dauern.

10. Arbeitskreis „Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“

24. Juni 2000, Besichtigung des Glashütten- und Heimatmuseums Wüstenrot unter Führung von Marianne Hasenmeyer

23. September 2000, Arbeitssitzung auf Schloss Filseck bei Uhingen mit anschließender Besichtigung des Geländes der ehemaligen Glashütten im Nassachtal und des Heimatmuseums im Berchtoldshof

11. Ingelfinger Geschichtsfreunde

17. November 2000, Rainer Gross und Heinrich Ehrmann, Warum die Ingelfinger „Kasimirlich“ heißen, ein Vortrag über Ludwig Kasimir von Hohenlohe und seine Zeit.

12. Ortsverband Künzelsau, gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau

20. Januar 2000 und weitere 11 Abende, Dr. Alexander Bahar, Geschichte kompakt

13. Februar 2000, Karin Wohlschlegel, Hexenwahn

13. April 2000, Birgit Theobold, Pfarrer Mayerhäuser

2. Mai 2000, Stefan Kraut, Gestalten und Geschichten in Künzelsau im 20. Jahrhundert

18. Juni 2000, Karin Wohlschlegel, Hohenlohe – Wo alles begann (Geschichtliche Busrundfahrt)

1. Juli 2000, Karin Wohlschlegel, Ritter, Schlösser und Musik (Geschichtliche Busrundfahrt durchs Jagsttal und in Dörzbach, Eröffnungskonzert der 6. Schubartiade mit dem Radiosymphonieorchester Krakau im Hof des Schlosses Eyb)

23. September 2000, Stefan Kraut, Handwerk und Industrialisierung in Künzelsau. Eine geschichtliche Stadtführung

22. Oktober 2000, Karin Wohlschlegel, Hexenverfolgung in Württembergisch Franken (Busrundfahrt)

5. Dezember 2000, Stefan Kraut, Das Arkadien des Jünglings.

13. Geschichtsverein Murrhardt und Umgebung (Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Murrhardt)

25. Februar 2000, Andreas Kozlik, Murrhardt bibliographisch, Bücher und Berichte über die Stadt, ihre Geschichte und ihre Persönlichkeiten (Vortrag mit Buchpräsentation)

2. April 2000, Dr. Rolf Schweizer, Exkursion ins Allgäu

20. Mai 2000, Dr. Rolf Schweizer, Ein Rundgang in die Geschichte Murrhardts. Auf den Spuren der Franken und Karolinger im 6. bis 9. Jahrhundert

8. Oktober 2000, Christian Schweizer und Dr. Rolf Schweizer, 700 Jahre Siegelsberg (Führung auf Gemarkung Siegelsberg)

8. Oktober 2000, Andreas Kozlik, Ein Gang durch das Historische Oppenweiler

10. Oktober 2000 und weitere 4 Abende, Klara Spielmann, Die alte deutsche Schrift – lesen und schreiben

6. November 2000, Dr. Rolf Schweizer, Exkursion nach Ansbach und Heilsbronn, Einführungsvortrag dazu am 27. Oktober 2000

16. November 2000, Jahreshauptversammlung des Geschichtsvereins Murrhardt und Umgebung. Bei dieser Veranstaltung konnte der Verein sein 20-jähriges Bestehen feiern. Der Bericht der Murrhardter Zeitung darüber stand unter der Überschrift: „Sehr aktiv – großer Fortschritt im Stadtarchiv“.

14. Historischer Verein Crailsheim, gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Crailsheim

24. Januar 2000, Horst Clauß, Holzdiebstähle im Mainhardter Wald

10. Februar 2000, Volker Förtsch, Führung im Stadtarchiv

27. Februar 2000, Stadthistorischer Abend im Rathaus

3. April 2000, Ulrike Marski, Der Käshof (Stimpfach – Weipertshofen) und seine Funktion als Schlupfwinkel für Juden im Dritten Reich

8. April 2000, Schülke. Ortsbegehung Weipertshofen

8. Mai 2000, Jahreshauptversammlung des Crailsheimer Historischen Vereins mit Vortrag von Dr. Peter Schiffer über Siegel – Mittelalterliche Kleinodien

18. Mai 2000, Dr. Burger, Fürstbistum Eichstätt (mit Lichtbildern)

21. Mai 2000, Exkursion nach Eichstätt

26. Juni 2000, Dr. Gerhard Rechter, Die Freiherren und Grafen Seckendorff

2. Juli 2000, Frankenhöhe (Exkursion)

8. Oktober 2000, Exkursion ins Vorbachtal

21. Oktober 2000, Ortsbegehung Wallhausen

13. November 2000, 600 Jahre Spital Crailsheim, eingeordnet in die Geschichte des Europäischen Spitals (Lichtbildervortrag)

4. Dezember 2000, Günther Stachel, Leben im Mittelalter (Lichtbildervortrag).

15. Ortsgruppe Öhringen, gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule

19. Januar 2000, Dr. Gerhard Taddey, Die Hohenlohe und Oberschlesien

29. Januar 2000, Werner Schenk, Siegfried Röhl, Führungen durch das Öhringer Schloss

6. Februar 2000, Karin Wohlschlegel, Hexenwahn

15. Juli 2000, Karin Wohlschlegel, Ritter, Schlösser und Musik (Busrundfahrt durchs Jagsttal und Konzert in Dörzbach, Schloss Eyb)

12. April 2000, mehrere Abende, Reinhard Weber, Öhringer Bürgerhäuser und ihre Geschichte (Arbeitskreis).

16. April 2000, Werner Schenk, Was zeige ich meinem Gast in Öhringen? (Stadtführung)

3. Mai und 15. Juli 2000, Brigitte Hoffmann, Öhringen per pedes (Führung)

19. September 2000, Dr. Peter Schiffer, Die Bestände des Hohenlohe Zentralarchivs Neuenstein

5. Oktober 2000, Werner Schenk, Stiftskirche und St.-Anna-Kapelle Öhringen (Lichtbilder aus der Sammlung Erich Rupp)

29. Oktober 2000, Karin Wohlschlegel, Hexenverfolgung in Württembergisch Franken (Busrundfahrt)

22. November 2000, Rainer Gross, Neuenstein in der Regierungszeit des Grafen Ludwig Kasimir von Hohenlohe-Neuenstein

16. Volkshochschule Schwäbisch Hall, gemeinsame Veranstaltungen mit dem Historischen Verein für Württembergisch Franken

18. Januar 2000, Herta Beutter, Limpurger Holz und Haller Salz
 9. Mai 2000, Dr. Andreas Maisch, Jud Seligmann von Unterlimpurg
 3. Mai 2000 und weitere 2 Abende, Mathias Rentschler, Landesgeschichte – Die ersten 1000 Jahre
 30. Mai 2000, Dr. Matthias Setzer, Suum cuique! – Preußen und die Aufklärung
 22. April 2000, Wilhelm Moll und Prof. Dr. W. Rommel, Die Flößer – Treibseen am Eisbach (Exkursion).

17. Deutschordensmuseum Bad Mergentheim

14. Januar 2000, Dr. Christoph Bittel und Dr. Regina Hanemann, „Zauber der Tauber“ Buchvorstellung, vergl. Ziffer 5 dieses Vereinsberichts
 16. Jul 2000, Dr. Christoph Bittel, Vom Bezirksheimatmuseum zum Deutschordensmuseum – 70 Jahre Museumsverein in Bad Mergentheim
 27. September 2000, Dr. Helmuth Zebhauser, Clemens August – Bauherrenlust
 5. Oktober 2000, Maike Trentin-Meyer M. A. Armin Brauer, Zwischen Poesie und Wirklichkeit
 11. Oktober 2000, Prof. Dr. Wolfgang Weiss, Kirche und Staat im barocken Franken
 25. Oktober 2000, Dr. Udo Arnold, Clemens August und der Deutsche Orden
 8. November 2000, Dr. Dieter Weis, 475 Jahre nach dem Bauernkrieg. Der Bauernkrieg und der Deutsche Orden in Franken.
 15. November 2000, Dr. Hans Peter Trenchel, Zur Baugeschichte des Schlosses in Mergentheim unter Clemens August
 Sonderausstellungen
 Januar 2000, „Bäume leuchtend, Bäume blendend...“ Historischer Christbaumschmuck
 März bis Juli 2000, „Kaufläden – Warenwelt im Kinderspiel“
 Juli bis Oktober 2000 „Arik Brauer. Der phantastische Realist aus Wien“
 Juli bis November 2000, „Ein famoser Barockfürst präsentiert sich“
 November 2000 bis März 2001, „Barbie World. Vom deutschen Fräuleinwunder zum Kultobjekt in aller Welt“
 Die Arbeit im Deutschordensmuseum erstreckte sich im Berichtsjahr auf eine Fülle weiterer Aktivitäten wie Sonderführungen zu speziellen Themenkreisen, Museumspädagogik für Kinder, Konzerte im Museum, „Frühstück im Schloss“ und weitere Events, deren Einzeldarstellung den Rahmen dieses Berichts bei weitem sprengen würden.

18. Arbeitsbericht 2000 für das Hällisch-Fränkische Museum

Die Maßnahmen zum musealen Ausbau der ehemaligen Haller Stadtmühle als Erweiterung des Hällisch-Fränkischen Museums schritten im Berichtjahr 2000 zwar fort, allerdings aufgrund finanzieller Engpässe sowie technischer Probleme im Klimabereich mit erheblichen zeitlichen Verzögerungen. Die Eröffnung des neuen Museumstraktes musste daher auf Frühjahr 2001 verschoben werden.

Der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Hall bewilligte am 24. Juli schließlich die vorliegende Konzeption sowie die Bereitstellung der für die Präsentation ermittelten Kosten einschließlich Einrichtung, Medien, Videoüberwachung, künstlerische Ausgestaltung – und vorgeschlagenen Sparmaßnahmen – in Höhe von DM 2,2 Millionen.

Als besondere Geste für die ehemaligen Haller Juden wurden anlässlich ihres Besuches in der alten Heimat Mitte September sowohl der jüdische Betraum aus Unterlimpurg als auch die Laubhütte vorab in der Stadtmühle aufgebaut. Beide Objekte werden den Mittelpunkt einer geplanten Abteilung zum „Jüdischen Leben“ in unserer Region darstellen.

Zum Ausstellungsprogramm des Hällisch-Fränkischen Museums

Im Rahmen der bereits im Vorjahr eröffneten Ausstellung „Augenblicke des Jahrhunderts – Meisterwerke der Reportagefotografie von Associated Press“ (20. November 1999–27. Februar 2000) fanden bis Ende Februar noch weitere Begleitveranstaltungen statt, zum Beispiel ein Diskussionsabend zum Thema „Nachrichtenagenturen – Manipulatoren oder Dienstleister?“, oder ein Kammermusikabend mit „Melodien des Jahrhunderts“.

„Die Welt der Dudelsäcke“, eine Ausstellung erarbeitet und gestaltet von Hermann Rieth, war vom 4. März bis 2. April im Hällisch-Fränkischen Museum zu sehen. In einem Überblick stellte Hermann Rieth die Kulturgeschichte der Sackpfeife vom Mittelalter bis zur Gegenwart dar. Schwerpunktmäßig wurde die Geschichte des Dudelsacks in Süddeutschland in Erinnerung gebracht, aber auch interessante Variationen aus anderen europäischen Regionen vorgestellt.

In der vom Schützenbezirk Hohenlohe und dem Museum gemeinsam zusammengestellten Ausstellung „Sport und Tradition“ (18. März bis 9. April) waren bemerkenswerte Schützenscheiben aus den letzten beiden Jahrzehnten zu sehen. Das Hällisch-Fränkische Museum ist im Besitz einer der größten Sammlungen von Schützenscheiben in Europa, die vornehmlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen. Die auch heute noch lebendige Tradition, zu besonderen Anlässen Scheiben zu stiften, belegte eine Auswahl von 25 Tafeln.

„Herzblätter“ aus der Kreativen Werkstatt Schöneck, einer Einrichtung des Haller Diakoniewerks, wurden vom 30. April bis 21. Mai im Museum ausgestellt. Das DIAK feierte hundert Jahre Behindertenarbeit. Zur Erwachsenenbildung gehört die von Susanne Schmid geleitete Projektarbeit mit Werkstattcharakter für künstlerische Themen und unterschiedliche Teilnehmer.

Zum 75-jährigen Jubiläum der Haller Freilichtspiele zeigte das Hällisch-Fränkische Museum die Ausstellung „75 Jahre spielend“ (22. Juni bis 20. August). Die von Gerd Friedrich, Theresa Tettenborn und Sandra Beer erarbeitete und aufbereitete Ausstellung stellte die rasante Entwicklung von den „Jedermann-Festspielen“ in den ersten Jahrzehnten bis zum Allround-Theater mit fünf Spielstätten unserer Zeit vor. Alle Aufführungen, Regisseure, Schauspieler und natürlich Intendanten wie Robert Braun, Else Rassow, Wilhelm Speidel und Achim Plato wurden in diesem interessanten Rückblick in Erinnerung gebracht. Alte, teilweise sehr aufwendig gefertigte Kostüme, skurrile Requisiten, frühe Programmhefte, Presseberichte, Plakate, Fotografien und Figurinen aus dem Fundus der Freilichtspiele, des Stadtarchivs und des Museums illustrierten diese Zeitreise sehr anschaulich. Die 30. Landesausstellung Kunsthandwerk Baden-Württemberg, die veranstaltet wird vom Landesgewerbeamt und dem Bund der Kunsthandwerker Baden-Württemberg, fand in diesem Jahr in Schwäbisch Hall statt (1. Oktober bis 26. November). Mit mehr als 800 Arbeiten aus den Bereichen Schmuck, Keramik, Textil, Glas, Gerät, Holz, Papier und Leder beteiligten sich 182 Kunsthandwerker am Wettbewerb. Eine Jury wählte 345 Objekte von hoher handwerklicher und künstlerischer Qualität aus und vergab zudem die Staatspreise sowie Anerkennungen und Förderpreise. Ein umfangreiches Rahmenprogramm aus Führungen, Vorträgen, Workshops, einer Aktion im Außenbereich und einer Atelierrundfahrt zu Hohenloher Keramik-Werkstätten begleitete die Ausstellung und gewährte den Besuchern einen tieferen Einblick in die kunsthandwerklichen Arbeitsprozesse.

Zum Jahresabschluss wurde am 9. Dezember die Ausstellung „... und erschlugen sich um ein Stücklein Brot – Sühnekreuze in den Landkreisen Schwäbisch Hall und Hohenlohe“ im Museum eröffnet. Sühnekreuze wurden vornehmlich im ausgehenden Mittelalter errichtet. Im Falle eines Totschlags sollten Sühneverträge zwischen den beteiligten Parteien Frieden stiften. Zu den Sühneleistungen gehörte unter anderem auch die Aufstellung eines Steinkreuzes am Tatort. Die beiden Haller Photographinnen Eva Maria Kraiss und Marion Reuter hatten in zweijähriger Vorarbeit systematisch alle Sühnekreuze in den beiden Landkreisen aufgenommen. Die als Wanderausstellung konzipierte Schau stellt in Text und Bild die Bedeutung sowie die Überlieferungen anschaulich dar.

Darüber hinaus fanden über das Jahr hinweg weitere kulturelle Veranstaltungen im Museum statt, beispielsweise ein Flötenkonzert von Hans-Jürgen Pincus im Rahmen des Hohenloher Kultursommers, ein Liederabend mit dem japanischen Bariton Takatsugu Hirawa, Aufführungen des Stückes „Kalif Storch“ des Marionettentheaters der Freien Waldorfschule, die Vorstellung des neuen Buches „Tochter des Salzsieders“ von Ulrike Schweikert sowie die im Herbst erschienene Familiensaga „Als Moises Kaz seine Stadt vor Napoleon rettete“ von Emily C. Rose. Auch in diesem Jahr veranstaltete der Historische Verein für Württembergisch Franken seine Vortragsreihe zu stadt- und regionalgeschichtlichen Themen wieder im Museum.

Zahlreiche Aktionen und Aktivitäten für unsere kleinen Besucher wurden wieder, ob in den Ferien, zum Internationalen Museumstag oder anlässlich von Sonderausstellungen, von den freien museumspädagogischen Mitarbeiterinnen, Frau Bedal, Frau Hucht und Frau Kienle unter Leitung von Herrn Dr. Panter angeboten.

Dem Museum gelang es, bei einer Auktion in Stuttgart eine bedeutende Sammlung von Zeichnungen des in Hall geborenen Malers Louis Braun zu ersteigern. Es handelt sich um über 250 Zeichnungen und drei Skizzenbücher aus den verschiedensten Schaffensperioden, die aus dem Nachlass des Historienmalers stammen.

Des weiteren wurden für die Sammlung erworben u. a. ein Kosmischer Kalender von 1849, eine Holztruhe, Keramiken von Stefan und Monika Fitzlaff, Manfred Hotter und Hans und Renate Heckmann, eine Bodenarbeit von Edgar Gutbub, diverse Gegenstände der 50er Jahre, türkische Aussteuer-Handarbeiten, künstlerische Arbeiten von Markus Neufanger, Marion Reuter und Johannes Seibt, ein Postkarten-Konvolut aus dem 1. Weltkrieg und verschiedene Druckgraphiken des 18. und 19. Jhd. aus Privatbesitz.

Architekt Werner Schuch übergab dem Museum anlässlich der Jubiläumsausstellung zu den Freilichtspielen ein Gemälde von Karl Böhme mit der Darstellung einer Jedermann-Aufführung von 1927 als Geschenk.

Im Berichtsjahr 2000 wurden knapp 40 000 Besucher im Museum gezählt, insgesamt 285 Gruppen, wovon 102 Schulklassen bzw. Kindergärten waren. Besonderen Zuspruch beim Publikum fanden die beiden Ausstellungen „Augenblicke des Jahrhunderts“ sowie die Landesausstellung für Kunsthandwerk mit jeweils ca. 6000 Besuchern.

Beeinträchtigungen unseres unmittelbaren Umfeldes, die sich durch Grabungs- und Kanalarbeiten im Keckenhof ergaben, erschwerten allerdings den Zugang zum Museum in diesem Jahr erheblich.

In der Städtischen Galerie am Markt lief noch bis 9. Januar die Ausstellung „The slow change“. Der aus Finnland stammende Künstler Osmo Rauhala beschäftigt sich in seinen Werken mit den existentiellen Fragen des Verhältnisses von Mensch, Natur und Kosmos. Er thematisiert in seinen mehrteiligen Gemälden und in seinen Videoarbeiten Erfahrungen, die er als Künstler und Landwirt in der Begegnung und Auseinandersetzung mit der Natur gewinnt. Vom 12. Februar bis 7. Mai wurden Werke aus der Städtischen Kunstsammlung unter dem

Motto „Natura“ gezeigt. Durch gezielte Ankäufe aus den jeweils für Schwäbisch Hall konzipierten Galerieausstellungen entstand und entsteht eine bedeutende Sammlung überregionaler zeitgenössischer Kunst. „Natura“ beleuchtete anhand von Erwerbungen aus den letzten Jahren ein interessantes Spektrum innerhalb der Kunst der Gegenwart. Die Arbeiten der 17 Künstlerinnen und Künstler befragen die Gesellschaft eindringlich nach ihrem Verhältnis zur Natur. In dem facettenreichen Spektrum werden verschiedene Denkansätze und die Vielfalt der künstlerischen Mittel deutlich.

Im Rahmen des Projektes „Offene Räume“ der KulturRegion Stuttgart haben sich der Münchner Konzeptkünstler Albert Weis und der Stuttgarter Architekt und Bühnenbildner Uwe R. Brückner mit dem alten Haller Gefängnis beschäftigt und die Atmosphäre in Zellen und Fluren eingefangen und künstlerisch umgesetzt. Brückners Beitrag für die Präsentation in der Galerie (13. Mai bis 25. Juni) bestand in der „Transplantation“ einer Zelle anhand von Fotografien und Dokumentation. Albert Weis gestaltete aus den verschiedenen Farben der Zellenwände ein Plakat, mit dem der gesamte obere Ausstellungsraum austapeziert wurde. Des weiteren wurde das Plakat – als Teil der Ausstellung – auch auf einem Abschnitt der Gefängnismauer angebracht.

Mit bissigem Witz und viel Phantasie provoziert Ottmar Hörl die Nation. Seine künstlerischen Arbeiten sorgen seit Jahren bundesweit immer wieder für Aufsehen. Hörls bevorzugtes Material sind Industrieprodukte wie Polyester, Plastikrohre, Schwämme oder Besen. So stapelt er Mülltonnen, macht künstliches Efeu bildwürdig oder sperrt Kühe in Plastikkästen. In der „Stadt der Bausparkasse“ konzipierte er eine Ausstellung zum Thema „Traumhaus“ (1. Juli bis 17. September), in der er unsere Wunschvorstellungen aber auch die Wirklichkeit des Wohnens hinterfragte.

Vom 23. September bis 19. November wurden über 400 kleinformatige Ölportraits von Jüdinnen und Juden des israelisch-österreichischen Künstlers Oz Almog gezeigt. Unter dem Titel „Der auch? Oz Almogs bunter Index Judaeorum“ entstand ein skurriles Weltbild von Wegen und Abwegen menschlichen Strebens, eine Auseinandersetzung mit Menschen die Geschichte machten. In alphabetischer Reihenfolge findet man mitreißende Helden und Antihelden, – Philosophen, Politiker, Nobelpreisträger, Hollywood-Größen, Freaks, aber auch Gangster und Mörder.

Im Anschluss wurde die Ausstellung „FILZ international“ (ab 24. November) eröffnet. In den vergangenen Jahren wurde die wohl älteste Technik der Textilverarbeitung wieder entdeckt und vielfältigst weiterentwickelt. Zur Ausstellung wurden sechs ausschließlich mit Filz arbeitende Künstlerinnen aus Deutschland, der Schweiz, Dänemark und Island eingeladen, die sich im Grenzbereich zwischen Kunst und Kunsthandwerk bewegen. Vertreten waren Katharina Thomas, Riona Kuthe, Daniela Döbeli, Cristina Fröhlich, Amy Grandt-Nielsen und Anna Thora Karlsdottir.

Insgesamt wurden im Jahr 2000 knapp 8000 Besucher in der Galerie gezählt. Der Rückgang um circa 25 % ist darauf zurückzuführen, dass ab Mai Eintrittsgebühren für den Besuch der Ausstellungen erhoben werden mussten.

Erfreulicherweise konnte Anfang des Jahres abgewendet werden, dass die ganze Einrichtung den Sparmaßnahmen des städtischen Haushalts zum Opfer fallen sollte. Bei einer Podiumsdiskussion, zu der die Haller SPD-Fraktion eingeladen hatte, formierte sich eine breite Lobby für den Erhalt der Galerie am bisherigen Standort.

Die Museumsleitung dankt allen Freunden des Museums und der Galerie, allen Leihgebern und Spendern für ihr Interesse und ihre Unterstützung unserer Arbeit im Jahr 2000.

Dr. Isabella Fehle
Museumsleiterin

19. Die Geschichtspreise des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Der Geschichtspreis unseres Vereins wurde zum 9. Mal an Schüler der Klassen 12 und 13 der Gymnasien der Region für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte verliehen. Die Preisträger sind:

Heiko Blumenstock, Kleinallmerspann, Schloss-Schule Kirchberg, Kirchberg
Sebastian Durst, Frankenhardt-Honhardt, Albert-Schweizer-Gymnasium, Crailsheim
Katharina Friedrich, Waldenburg, Hohenlohe-Gymnasium, Öhringen
Sandra Fries, Grünsfeld, Martin-Schleyer-Gymnasium, Lauda-Königshofen
Simon Heller, Murrhardt-Fornsbach, Heinrich-von-Zügel-Gymnasium, Murrhardt
Martin Heni, Gerabronn, Ev. Kirchl. Aufbaugymnasium, Michelbach/Bilz
Nina Jauker, Gaildorf, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium, Gaildorf
Johannes Klatt, Bad Mergentheim, Deutschorden-Gymnasium, Bad Mergentheim
Konrad Köhnlein, Blaufelden-Gammesfeld, Gymnasium Gerabronn, Gerabronn
Jonas Kranzer, Schäftersheim, Gymnasium Weikersheim, Weikersheim
Philip Lang, Ingelfingen, Ganerben-Gymnasium, Künzelsau
Simone Lober, Schwäbisch Hall-Gailenkirchen, Erasmus-Widmann-Gymnasium, Schwäbisch Hall
Michael Müller, Künzelsau, Schlossgymnasium Künzelsau, Künzelsau
Christine Rössler, Tauberbischofsheim, Matthias-Grünwald-Gymnasium, Tauberbischofsheim
Martin Unmüßig, Adelsheim, Gymnasium Möckmühl, Möckmühl
Peter Wolfrum, Schwäbisch Hall, Gymnasium bei St. Michael, Schwäbisch Hall

20. Vereinsarchiv

Herr Pfarrer i. R. Jakob Rudolf Frank, Schwäbisch Hall, hat seine ehrenamtliche Tätigkeit des Vereinsarchivs zwecks Herstellung eines Repertoriums auch im Jahr 2000 weiter fortgesetzt. Für diese mühevollen Arbeit, die Herr Pfarrer Frank auch in seinem hohen Alter noch im Dienste der Allgemeinheit leistet, danken wir ihm sehr herzlich.

21. Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde auch 2000 durch die nachfolgend aufgeführten Körperschaften, Wirtschaftsunternehmen und Banken finanziell gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 Breit Dr. Ernst sen., Schwäbisch Hall
 Hohenlohekreis
 Knorr Eberhard, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall – Crailsheim
 Landkreis Schwäbisch Hall
 Main-Tauber-Kreis
 Stadt Schwäbisch Hall
 Stiftung Würth, Künzelsau
 Volksbank Raiffeisenbank Schwäbisch Hall

Ohne die finanzielle Unterstützung dieser Institutionen und Personen könnten die umfangreichen Aufgaben, mit denen sich unser Verein befasst, nicht erledigt werden. Wir danken ganz besonders für diese wirksame Unterstützung.

22. Neue Mitglieder

Im Jahr 2000 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Blumenstock Heiko, Ilshofen
 Brecht Stefan, Weinsberg
 Durst Sebastian, Frankenhardt
 Eheim Mathilde, Öhringen
 Felger Edmund, Schwäbisch Hall
 Friedrich Katharina, Waldenburg
 Fries Sandra, Grünsfeld
 Gabor Dr. Ingo, Schwäbisch Hall
 Heller Simone, Murrhardt
 Heni Martin, Gerabronn
 Iberl Horst, Bernhardsweiler
 Jauker Nina, Gaildorf
 Klatt Johannes, Bad Mergentheim
 Köhnlein Konrad, Blaufelden
 Kozlik Lotte, Murrhardt
 Kranzer Jonas, Schäfersheim
 Lang Philip, Ingelfingen
 Lober Simone, Schwäbisch Hall
 Mollmann Andreas, Langenburg
 Mück Franz, Langenburg
 Müller Michael, Künzelsau
 Nummerger Markus, Lauffen am Neckar
 Ostertag Dr. Susanne
 Rössler Christine, Tauberbischofsheim
 Seibert Waltraud, Crailsheim
 Stör Volker, Kirchberg/Jagst
 Universität Würzburg, Inst. f. Geschichte
 Unmüßig Martin, Adelsheim
 Wolfrum Peter, Schwäbisch Hall

23. Dank für ehrenamtliche Mitarbeit

Auch im Berichtsjahr 2000 haben zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken ehrenamtliche Arbeiten für die Zielsetzungen des Vereins geleistet. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Es sind dies:

die Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes

Herr Rechtsanwalt Conrad, Schwäbisch Hall, stellvertretender Vorsitzender bis 13. Mai 2000

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall, stellvertr. Vorsitzender ab 13. Mai 2000

Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall

Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall

die Mitglieder des Ausschusses und zwar

die Schriftleiter

Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall

Herr Oberarchivrat Dr. Peter Schiffer, Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein

die Verantwortlichen für das Museumswesen

Frau Museumsleiterin Dr. Isabella Fehle und

Herr stellvertretender Museumsleiter Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum,

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall

die Leiter der Arbeitskreise

Herr Konrektor Horst Clauß, Mainhardt,

Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler

Herr Studienrat Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt,

die Vorsitzenden der Ortsverbände

Herr Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen,

Herr Stadtarchivrat Stefan Kraut M. A., Künzelsau,

Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler,

Herr Rektor a. D. Richard Messerschmidt, Niedernhall.

der Verantwortliche für die Offenen Abende

Herr Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall

der Verantwortliche für die Gemeinschaftsveranstaltungen mit den Volkshochschulen, dem Crailsheimer Historischen Verein, dem Förderverein Künstlerfamilie Sommer sowie für den Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall

der Kassenverwalter

Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall

der Kassenprüfer

Herr Bankdirektor Kurt Rück, Schwäbisch Hall

die Verantwortlichen für die Graphiksammlung des Vereins

Herr Bürgermeister a.D. Hans König, Gaildorf,

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall

für die Anfertigung des Rundschreibens

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall

die Helfer bei der Betreuung der Bibliothek des Historischen Vereins und dem Buchversand

Frau Eckart-Siller und Herr Daniel Stihler, Schwäbisch Hall

die Sekretärin, Frau Ingrid Cinarli

Dr. Christoph Philippi
Vorsitzender

Register zu den Buchbesprechungen

- Abels, Björn-Uwe 467
Aderbauer, Herbert 501
Altgeld, Wolfgang 463
Althoff, Gerd 453
Angerbauer, Wolfram 494
- Bahr, Thomas** 504
Baitinger, Holger 471
Becht, Hans-Peter 460
Beevor, Anthony 455
Beier, Niko 491
Böhm, Christoph 495
Buck, Dieter 467
Bürger, Sven-Uwe 487
Burger-Heinrich, Eva 471
- Chytraeus, David 479
- Dieterich, Paul 505
Dreßen, Wolfgang 455
- Ehrmann, Peter 463, 487, 489, 492, 506
Engelhardt, Ottmar 515
Ernst, Albrecht 472
Ettel, Peter 467
- Fleischmann, Peter 507
Föll, Werner 487
Friedrich, Manfred 457
Fritsche, Iris 483
- Ganzhorn, Gerhard 458
Gebhardt, Barbara 508
Geuenich, Dieter 449
Glasbrenner, Willi 466
Gönner, Eberhard 508
Gräser, Hans 491
Gräter, Carlheinz 454, 513
Grewe, Klaus 466
Gruber, Hansjörg 502
- Haberstroh, Jochen** 467
Hampele, Walter 514
Heimann, Hans-Dieter 453
Heinig, P.-J. 509
Herrmann, Helmut 494
Hirschberger, Thorsten 487
Hörner, Manfred 508
Hoensch, Jörg K. 453
Hoppe, Jens 457, 478
- Irlinger, Walter 467
- Kallfelz, Hatto** 509
Kapf, Dieter 469
Kaum, Ekkehard 492
Keitel, Christian 479
Keyler, Regina 494
Kirchgässner, Bernhard 460
Kißener, Michael 463
Kistner, Hugo 493
Kohl, Herbert 449, 497, 504-505
Kolb, Peter 480
Koller, H. 509
Korfmann, Manfred 451
Kozlik, Andreas 502-503, 508, 510
Kraft, Gerhard 505
Kraus, Dagmar 509
Krenig, Ernst-Günther 480
Krusenstjern, Benigna v. 510
Küster, Hansjörg 516
- Lächele, Rainer 474
Lehmann, Johannes 505
Leidorf, Klaus 467
Lobrichon, Guy 455
Lorenz, Sönke 494
Löslein, Barbara 464, 507
Lubich, Gerhard 454, 480, 511-512
- Maisch, Andreas 476, 495, 498, 502, 508, 509, 512, 516
Mannspurger, Dietrich 451
Matzke, Michael 494
Molitor, Hansgeorg 475
Moraht-Fromm, Anna 469
Müller, Claus 474
Müller, Hans Peter 475
Müller, Uwe 498-500
- Neubauer, Dieter 467
Niederstätter, A. 509
- Petersen, Ernst 500
- Rabold, Britta** 469
Reichardt, Lutz 510
Richarz, Monika 476
Rind, Michael M. 467
Roebel, Martin 492
Röhrig, Karl-Heinz 467

- Rothfuss, Uli 506
 Rothmund, Albert 466
 Rübsamen, D. 509
 Rückert, Maria Magdalena 451
 Rückert, Peter 511
 Rürup, Reinhard 476
- Schad, Petra 493
 Schallmayer, Egon 469
 Schefold, Ruth 514
 Schinke, Esther 465, 488, 497
 Schmauder, Andreas 494
 Schmidt, Hartwig 470
 Schnurrer, Ludwig 498
 Schulze, Ute 462, 468, 498
 Schweikert, Ulrike 514
 Seeger, Christoph 494
 Sicken, Bernhard 462
 Smolinsky, Heribert 475
 Stihler, Daniel 452-455, 460, 466-472, 479,
 505, 510, 515
 Stockert, Harald 482
- Störmer, Wilhelm 511
 Strauß, Christof 488
- Talkenberger, Heike 509
 Thiel, Andreas 469
 Thierfelder, Jörg 474
 Trauthig, Michael 478
- Vasold, Manfred 498
 Voit, Thomas 499-501
 Vollmer, Franz X. 497
- Waibel, Raimund 464, 494
 Waßner, Manfred 494
 Weber, Hartmut 512
 Weber, Raimund J. 458, 460, 506
 Weilandt, Gerhard 469
 Wieland, Dieter 514
 Wieland, Günther 452
 Wolf, Reinhard 469
 Wüstner, Karl-Heinz 489
- Zeune, Joachim 467
 Zika, Charles 507

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung

Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

unter Mitarbeit von

Daniel Stihler, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Christoph Bittel, Schubertstr. 12, 97999 Igersheim

Dr. Sven-Uwe Bürger, Burg Amlishagen, 74582 Amlishagen

Horst Clauß, Keltenring 52, 74535 Mainhardt

Carolina Damm, Frondsbergstr. 15, 72070 Tübingen

Dr. Harald Drös, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Forschungsstelle „Deutsche Inschriften“, Karlstr. 4, 69117 Heidelberg

Peter Ehrmann M.A., Kapellenweg 42, 72070 Tübingen

Barbara Ernst-Hofmann M.A., Stifterstr. 5, 97941 Tauberbischofsheim

Hans Gräser, Am Dorfbrunnen 5, 74594 Kressberg

Elmar Hahn, Michaelstr. 222, 74523 Schwäbisch Hall

Walter Hampel, Auf dem Galgenberg 7, 74523 Schwäbisch Hall

Dietrich Heißenbüttel, Kernerstr. 1, 70182 Stuttgart

Helmut Herrmann, Tannenweg 9a, 97941 Tauberbischofsheim

Jens Hoppe, Neuenhainer Str. 30, 60326 Frankfurt am Main

Dr.-Ing. Eberhard Knoblauch, Wagenburgstr. 10, 70184 Stuttgart

Herbert Kohl, Brahmweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Hans-Henner Kownatzki, Lerchenstr. 15, 74638 Waldenburg

Liselotte Kratochvil, Brückenweg 9/1, 74547 Untermünkheim-Enslingen

Barbara Löslein M.A., Stadtarchiv Neckarsulm, Binswanger Str. 3, 74172 Neckarsulm

Dr. Gerhard Lubich, Spichernstr. 48, 50672 Köln

Ulrike Marski M.A., Wirtsgasse 11, 74538 Rosengarten-Tullau

Claus Müller, Große Greifengasse 1, 67346 Speyer

Dr. Hans P. Müller, Kreisarchiv Schwäbisch Hall, Münzstraße 1, 74523 Schwäbisch Hall

Alexander Pusch, Magdeburger Str. 4, 71540 Murrhardt

Martin Roebel, Alte Reifensteige 41, 74523 Schwäbisch Hall

Albert Rothmund, Im Loh 59, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Maria Magdalena Rückert, Zwingerstr. 2, 74321 Bietigheim-Bissingen

Dr. Petra Schäd, Karlsruher Allee 35, 71636 Ludwigsburg

Prof. Dr. Winfried Schenk, Geographisches Institut der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Hölderlinstr. 12, 72074 Tübingen

Esther Schinke M.A., Im Prüfling 2, 60389 Frankfurt/Main

Ute Schulze M.A., Herdstr. 9, 78050 Villingen-Schwenningen

Dr. Ruth Steinke, Gartenstr. 6, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Harald Stockert, Oftersheimer Str. 13, 68766 Hockenheim

Liane Stöhr, Oberlauaer Str. 38, 97922 Lauda-Königshofen

Dipl.-Ing. Thomas Voit, Berghausstr. 18, 70565 Stuttgart
 Dr. Raimund J. Weber, Ziegelwiesenstr. 33, 73540 Heubach
 Prof. Dr. Jost Weyer, Institut für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und
 Technik der Universität Hamburg, Bundesstr. 55, 20146 Hamburg
 Dieter Wieland, Neustetterstr. 21, 74523 Schwäbisch Hall

Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten

Beiträge sind an die Schriftleitung unter der Anschrift: Schriftleitung Württembergisch Franken, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall, einzusenden. Das Jahrbuch Württembergisch Franken publiziert nur Beiträge, die bisher unveröffentlicht waren und nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden.

Die Manuskripte müssen vollständig, korrigiert und druckfertig sein. Graphik- und Bildvorlagen sind gegebenenfalls beizufügen. Die Herstellung einwandfreier Manuskripte, die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Sache der Autoren. Anzahl und Art der Bilder müssen mit der Redaktion abgesprochen werden. Nachträgliche Verbesserungen und Ergänzungen im Drucksatz fallen dem Verfasser zur Last.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Historischen Verein für Württembergisch Franken.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag unentgeltlich dreißig Sonderdrucke. Weitere Sonderdrucke, die spätestens bei Rücksendung der Umbruchkorrektur bestellt werden müssen, werden in Rechnung gestellt.

Textteil

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Schrift:	Keine Proportionalschrift. Schriftgröße wie bei Schreibmaschienschrift (12 Punkte-Schrift).
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Absätze:	neue Zeile.
Anmerkungszeichen:	i. a. am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, vor Satzzeichen.
Literaturzitate:	zwischen Anführungszeichen.
Quellenzitate:	ohne Anführungszeichen, kursiv (unterstreichen und am Rand »kursiv« vermerken bzw. Wellenlinie).
Abkürzungen:	nur die allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.).
Literatur- und Quellenverzeichnisse:	nur bei sehr umfangreichen Beiträgen. An Literaturzitate in den Anmerkungen angleichen.
Abbildungen:	Der Autor sollte die ungefähre Stelle, an der die Abbildung eingefügt werden soll, deutlich anzeigen. Beim Seitenumbruch können allerdings Verschiebungen nötig werden.

Anmerkungen

Auf gesonderte Blätter, hinten an Textteil anfügen. Die Anmerkungen dürfen nicht unter dem Text stehen und nicht kleiner oder enger als der Text formatiert werden. Keine Proportionalschrift!

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Anmerkungszeichen:	vorgestellt, ohne Punkt und Klammer.

Literaturzitate

Namen von Autoren und Herausgebern kursiv. Vornamen abkürzen.

Zitate aus selbständigen Werken (Muster):

E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen 1907

Zitate aus Zeitschriften (Muster):

G. Bossert: Zur Geschichte des sogenannten Straußenkrieges (1514–1517), in: WVjH 8 (1885), S. 96–101

Zitate aus Sammelwerken (Muster):

K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, Sigmaringen 1982, S. 9–13

bei einem Herausgeber: (Hrsg.)

bei zwei oder drei Herausgebern: (Hrsgg.)

bei mehr als drei Herausgebern: nur den ersten Herausgeber aufführen und »u. a. (Hrsgg.)« anhängen.

Zitate aus Reihenwerken (Muster):

R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. I: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (Forschungen aus Württembergisch Franken 14), Sigmaringen 1981, S. 76–84

Folgt auf die Bandangabe noch ein Bandtitel, steht zwischen Haupttitel und Bandangabe ein Punkt. Besitzt der Band keinen eigenen Titel, steht vor der Bandangabe ein Komma.

Zitatwiederholungen (Muster):

Weber (wie Anm. 5), S. 77

Bei Mehrfachnennung in kurzem Abstand kann der Klammerhinweis auf die Erstnennung wegfallen. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, Kurztitel bilden:

Weber: Siedenserbleihen (wie Anm. 5), S. 77

Auflagenhinweis:

Bei der zweiten und weiteren Auflagen Zahl vor dem Erscheinungsjahr hochstellen:

G. Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Stuttgart ¹⁰1975, S. 215

Mehrere Zitate in derselben Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt.

Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Quellenzitate

Abschriften aus Quellen müssen buchstabengetreu erfolgen, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufzulösen.

»U« und »v« werden entsprechend ihrem Lautwert normalisiert (also: »und«, nicht: »vnd«). Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Zusammen- oder Getrennschreibung können dem modernen Gebrauch angeglichen werden.

Stärkere Modernisierungen sollten in einer Anmerkung benannt und begründet werden.

Manuskripte auf Diskette

Die Redaktion begrüßt die Abgabe von Manuskripten auf Diskette. EDV-Manuskripte können als ASCII- oder WORD-Dateien auf MS-DOS-Disketten eingereicht werden. Sie müssen immer von einem Ausdruck begleitet werden, der entsprechend den obigen Richtlinien für Text und Anmerkungen eingerichtet ist.

Folgende Auszeichnungen sollten in der Datei enthalten sein:

[[ü1]]	Überschrift ersten Grades
[[ü2]]	Überschrift zweiten Grades
[[ü3]]	Überschrift dritten Grades
[[a]]	Absatzende
[[ku]]	kursiv
[[ka]]	Kapitälchen
[[s]]	Sperrung
[[u]]	unterstreichen
[[h]]	hochstellen
[[e]]	Ende der Auszeichnung (nur für [[a]] nicht erforderlich). Funktioniert wie schließende Klammer: Wenn mehrere Textauszeichnungen verlangt wurden, auch mehrmals schließen.

Literaturangaben im Kopf von Rezensionen

Muster

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht), 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Der Nachname des Verfassers wird gesperrt.

Abkürzungen

Folgende Abkürzungen können ohne Erläuterung verwendet werden. Sonstige Abkürzungen möglichst vermeiden oder in einer vorangestellten Anmerkung ein Abkürzungsverzeichnis einfügen. Die Endung -isch kann in den Anmerkungen abgekürzt werden, also »französ.« und »Schwäb. Hall«, aber nicht »franz.« oder »Schw. Hall«.

A	= Archiv
Abb.	= Abbildung/Abbildungen
BWKG	= Blätter für württembergische Kirchengeschichte
DWG	= Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte
ebd.	= ebenda
GLAK	= Generallandesarchiv Karlsruhe
Hrsg.	= Herausgeber
Hrsgg.	= Herausgeber (Plural)
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Jh.	= Jahrhundert
KB	= Kreisbeschreibung
OAB	= Oberamtsbeschreibung
S.	= Seite
StA	= Staatsarchiv
StAL	= Staatsarchiv Ludwigsburg

Buchbinderei Mende
Inh.: Fritz Schwarzbach

16. Dez. 2002

Klingenstraße 123
70188 STUTTGART



WÜRTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

N13<>>28 60367 0 024



WLB Stuttgart

